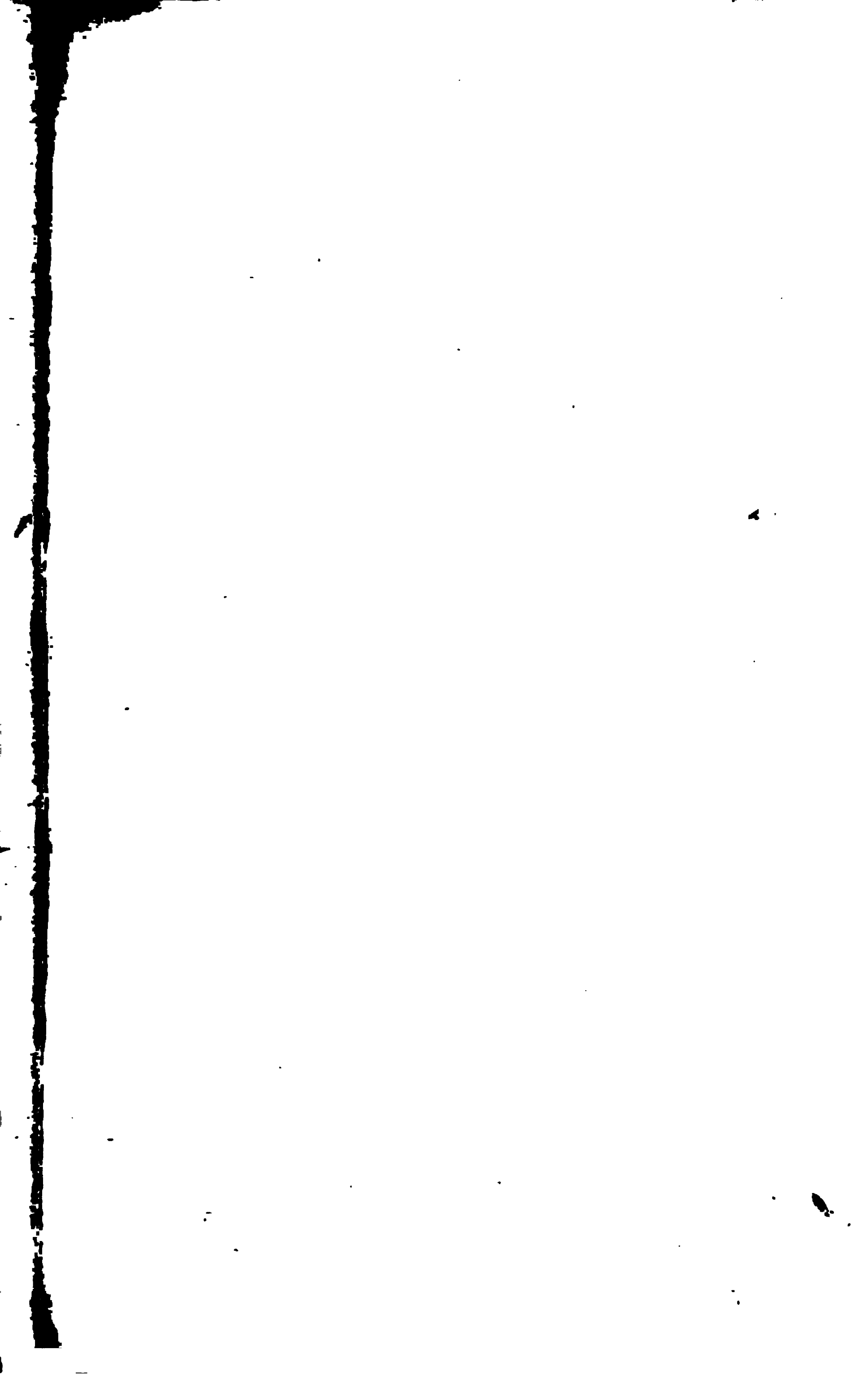




Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

X. Serie.

X. Serie (Heft 217—240 umfassend):

Berlin, S.W. 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlags zu beachten. Diese enthalten das Programm der neuen XI. Serie (Jahrgang 1876) Sammlung, sowie das des neuen V. Jahrgangs (1876) der Zeitfra



Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" hat diesen Vorträgen die — **Goldene Medaille** — zuerkannt.



Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Fr. v. Holtzendorff.**

Serie XI., Jahrgang 1876. — Heft 241—264 umfassend.

Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige.

Mit den soeben ausgegebenen Heften:
239. **Mannhardt,** Klytia
240. **Engel,** Nacht und Morgen unter den Tropen
ist die X. Serie dieser mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Sammlung beendet.

Von der neuen XI. Serie werden die beiden ersten Hefte Ende Januar oder Anfang Februar 1876 ausgegeben werden. Diese neue Serie umfaßt die Hefte 241—264 und werden in derselben, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen, folgende Beiträge veröffentlicht werden:

Kleefeld (Görlitz), Der Diamant. Mit 17 Holzschnitten.
Kluckhohn (München), Königin Luise von Preußen.
Lipschitz (Bonn), Bedeutung der theoretischen Mechanik.
Furtwängler (Freiburg i. B.), Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans. Entwurf der Geschichte der Genremalerei bei den Griechen. Mit zwei Holzschn.
Meyer (Dresden), Die Menahassa auf Celebes.
Naumann (Dresden), Das goldene Zeitalter der Tonkunst in Venedig.
Horwicz (Magdeburg), Zur Naturgeschichte der Gefühle.
Buchner (Crefeld), Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom.
Bittel (München), Kreide.
Tollin (Schulzendorff b. Lindow), Charakterbild Michael Servet's.
Möhl (Cassel), Der Boden und seine Bestimmung.
Trosien (Hohenstein), Lessings Nathan der Weise.
Virchow (Berlin), Städtereinigung.
Osenbrüggen (Zürich), Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit.
Sadebeck (Berlin), Europäische Gradmessung.
Schmidt (Berlin), Schiller und Rousseau.

Peter von Cornelius.

Ein Lebensbild.

Von

Ernst Förster.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Aufgefordert von außen, angetrieben von innen lag es mir, als einem der ältesten überlebenden Schüler von Cornelius, der ich obendrein neben dem Pinsel die Feder zu führen gewohnt war, nach seinem Hinscheiden am Herzen, ein Lebensbild des großen und geliebten Meisters zu entwerfen, zur erfreuenden Erinnerung der Zeitgenossen, zur Stärkung und Erhebung derer, die nach uns die Bahn durchmessen werden. Aber weder der zwanzigjährige freundschaftliche und vertraute Umgang mit dem trefflichen, nie in Schleier und Nebel gehüllten Manne, noch was ich in Tagebüchern und im Gedächtniß aufbewahrt, oder durch Mittheilung der Freunde erhielt, reichte mir hin zu einer genügenden Schilderung des so vielseitig denkwürdigen Charakters, in welcher er vor uns träte wie er gewandelt und gewirkt, empfunden, gedacht und geschaffen hat. Da kam die Entscheidung von außen, die meinen Wünschen Erfüllung bot: Professor Carl Cornelius in München, im Besitz des künstlerischen und schriftlichen Nachlasses seines verstorbenen Vetters, Dir. Peter von Cornelius übergab mir diese seltenen Schätze zu freier Benutzung für eine biographische Arbeit, der ich mich denn alsobald mit frohem und dankbarem Gefühle und hingebender Liebe zu meinem unsterblichen Lehrer und Freund gewidmet habe.[1])

Der Rückblick in die frühesten Jahre eines ausgezeichneten Menschen hat die verlockendsten Reize: Aeußerungen von Freude

oder Schmerz, Verlangen oder Widerwillen, die bei Tausenden von Kindern wiederkehren und — weil ohne Folgen — vergessen werden, gewinnen bei bedeutenden Persönlichkeiten rückwirkend prophetische Kraft; und so sagen uns schon die frühesten Erinnerungen aus den ersten Lebensjahren von Cornelius den künftigen Künstler voraus: sei es, daß das heftig schreiende Kind beim Anblick der Abgüsse von antiken Statuen stets plötzlich still, oder durch der Mutter Bildniß, das es mit beiden Händchen hoch empor hielt, zum Schweigen gebracht wurde; sei es, daß der Knabe, schon auf eignen Füßen stehend, als ihm eine glänzende Silbermünze und ein Stück schwarze Kohle zur Wahl als Geschenk vorgehalten wurde, ohne Bedenken nach der Kohle griff; oder daß er einem Maler, der in der Galerie eine Landschaft von Ruysdael copierte und ihm zu lange mit der Vollendung zögerte, verstohlener Weise die Glanzlichter mit Weiß aufsetzte. Und so konnte es sich wohl ereignen, daß ein alter Freund des Hauses mit besonderer Theilnahme den Jungen als einen künftigen „Ueberflieger" den Aeltern dringend an's Herz legte.[2])

Frühzeitig ward er in den Künstlerberuf, zu welchem er fast ausschließlich Lust und Ausdauer bezeigte, eingeführt, mußte ihn indeß sehr bald von seiner wenigst angenehmen Seite kennen lernen, da der Tod des Vaters ihm und seinem ältern Bruder die Verpflichtung brachte, für die Erhaltung der Familie zu sorgen.[3]) Legten ihm aber auch Kindes- und Geschwisterliebe Fesseln an, die er — wie sehr sie ihn im Aufflug hinderten — willig trug, so widerstand er doch schon zu gleicher Zeit der Zumuthung, einen seinem Kunstgefühl widerstrebenden Weg einzuschlagen, obschon seine ganze Zukunft bei Ja und Nein auf dem Spiele stand. Aufgenommen in die Düsseldorfer Maler-Akademie wollte und konnte er nicht den Vorschriften ihres Directors, Peter Langer, der der französischen Schule huldigte, folgen und mußte deßhalb nicht nur die Anstalt verlassen, sondern auch erleben, daß der erbitterte Lehrer ihn der

Mutter als talentlos bezeichnete und zur Erlernung eines Handwerks angelegentlichst überantwortete; ein Unheil, das allein durch das standhafte Vertrauen der Mutter in den tapfern Sohn abgewendet wurde.[4])

Während er, angefeuert durch dieß Vertrauen, sich mit verdoppelten Kräften der Kunstübung widmete, entwickelte sich naturgemäß in der Wahl der Gegenstände für die bildlichen Darstellungen die Eigenthümlichkeit seiner Anlagen und der Richtung seiner Phantasie. Sinnesart und Gemüth trugen ihn in die Strömung der Zeit, in der ihm die Vergangenheit als Gegenwart und beide im verklärenden Lichte erschienen und in diesem allein Wahrheit und Bedeutung hatten.

Die Hauptquelle, aus der er Nahrung, Stärkung und Begeisterung schöpfte, war die Bibel; und schon in sehr frühen Jahren war sie ihm bekannter und vertrauter, als manchem Theologen seiner Zeit. Und so konnte er als neunzehnjähriger Jüngling es wagen, ohne den leitenden Beistand eines Meisters den Chor der St. Quirinuskirche zu Neuß nach dem Programm des Domcapitulars Prof. Wallraff in Cöln mit biblischen Gegenständen und Personen auszumalen, die noch nach Menschenaltern die allgemeinste Bewunderung erregten, bis sie in unsern Tagen den Unbilden der Zeit erliegen mußten.[5])

Je mehr er in seiner nächsten Umgebung gleichgestimmte Seelen vermißte, desto höher steigerte sich bei ihm das Verlangen nach einem Echo seiner Herzenslaute, nach einer Freundschaft, wie Jean Paul sie geschildert, Schiller dargestellt, wie sie allein des Namens würdig und den Idealen seiner Phantasie entsprechend war. Das Glück führte den ersehnten Freund ihm zu: die gleiche schwärmerische Welt- und Lebensanschauung, die gleichen Hoffnungen und Bestrebungen verbanden ihn mit einem Jugendgenossen, einen im Wissen bewanderten, in alter Literatur und Sprache kundigen, poetisch begabten Jüngling, Fritz Flemming in Neuß,

den er als seinen „Plato“ verehrte, von dem er als sein „Raphael“ aufs innigste geliebt wurde.[6]) Wie Beide sich in Schiller und seiner hohen Auffassung der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft wieder fanden, suchten auch Beide auf seinen Dichterpfaden die Formen ihrer das Herz und die Phantasie bewegenden Gedanken; und wohl darf man es beklagen, daß Cornelius keine Schulbildung genossen, die ihm für seine im Grunde meist sehr guten Gedichte die Kenntniß der Formen und Gesetze der Sprache an die Hand gegeben hätte, während er nicht einmal die gröbsten Fehler gegen die Orthographie zu vermeiden gelernt hatte.[7])

Drohte dem jungen Künstler von dieser Seite die Gefahr der Verweichlichung und sentimentaler Ermattung, so war er nicht nur durch seine Natur, sondern auch durch Anregungen bewahrt, die von der höchsten Stelle unsrer nationalen ästhetischen Bildung ausgingen und ihn erreichten. Unter Göthes Leitung hatte sich in Weimar ein Verein von Kunstfreunden gebildet, der sich die Hebung der Malerei in Deutschland zur Aufgabe gestellt, und der die glückliche Lösung ausgeschriebener Aufgaben mit Belobung und Belohnung, wie mit eingehender Beurtheilung ehrte. Cornelius, der mit Ehrfurcht und Bewunderung an Göthes Werken und Worten hing, versäumte die dargebotene Gelegenheit nicht, dem ersten Genius Deutschlands bekannt zu werden und bearbeitete den aufgegebenen Gegenstand aus der Mythe des Odysseus. Die Götterlehre der Griechen, der die Weimarschen Kunstfreunde vor der christlichen Religion den Vorrang gaben, war für Cornelius kein unbekanntes Gebiet, in welchem er erst Wege und Ziele zu suchen hatte. Nächst der Bibel und den deutschen Dichtergrößen waren Homer, Virgil und Ovid ihm längst vertraute Genossen, und neben Mosen und den Propheten, den Aposteln und Märtyrern sammt den vierzehn Nothhelfern standen die Herrscher im Olympos und die Heroen von Hellas glänzend vor seiner Seele. Doch hatte er mit seiner Zeichnung „Odysseus in der Höhle des

Polyphem" bei den Weimarschen Kunstfreunden kein Glück;[8]) was ihn indeß weder entmuthigte, noch abhielt, an einem folgenden Wettbewerb sich zu betheiligen; um so weniger, als Göthe seine erste Sendung wohlwollend beurtheilt hatte. Auch bei der zweiten Aufgabe: (1804) „Das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt," gewann er keinen Preis, doch aber die steigende Theilnahme von Göthe; so daß er auch bei der letzten von Weimar gestellten Aufgabe nicht fehlte und von den zur Wahl gelassenen „Thaten des Herakles" dessen Abwehr des Theseus und Pirithous wählte, die in die Unterwelt gedrungen waren, um Persephone zu befreien,[9]) welche er in zwei Zeichnungen darstellte, von denen jetzt die eine in der Sammlung der Handzeichnungen in der Pinakothek zu München aufbewahrt wird. Wurden ihm nun auch bei dieser Preisbewerbung Künstler vorgezogen, deren Ruhm kaum ihre Lebenszeit überdauert hat, und ist seine Bedeutung von keinem der Preisrichter erkannt, oder auch nur geahnet worden, so war doch an der für ihn höchsten Stelle in Deutschland sein Name nicht unbekanut, und er konnte, im Bewußtsein seiner innigen Verwandtschaft mit diesem Genius, vertrauend in die Zukunft schauen, die ihn demselben nahe bringen werde. Mit und durch Göthe hatte die deutsche Dichtkunst neues Leben bekommen, und eine mehr als träumerische Vorstellung hatte dem Cornelius schon in früher Jugend in die Seele geraunt,[10]) daß es ihm gleicher Weise vergönnt sein würde, „ein Wiederaufhelfer der gesunkenen Kunst" in Dentschland zu werden.

In unbestimmten und unsichern äußern Verhältnissen war Cornelius in sein 26. Jahr getreten; mit dem Tode der Mutter (1809) kam in dieselben Entscheidung nnd Entschiedenheit. Hatte ihn Sohnesliebe und Sohnespflicht bis dahin in ihrer unmittelbaren Nähe gehalten, so konnte er jetzt ohne Vorwurf und Wehmuth die Stadt verlassen, die ihm für seinen Künstlerflug schon seit Jahren zu beengend geworden war.

Er wandte sich zunächst nach Frankfurt a. M.,[11]) wo durch die vielseitigen Bemühungen des Fürsten Primas, Carl v. Dalberg, ein allgemeines Interesse für Kunst und Wissenschaft geweckt und genährt wurde. Fortan erschien er als der freie Schöpfer und Leiter seines Lebens, das indeß bis zu seinem späten Ende nur eine stetige Entwickelung all der Anlagen und Kräfte, wie der Sinnesrichtung und Phantasie geworden, die wir in seinen Knaben- und Jünglingsjahren an ihm wahrgenommen haben; wenn auch am Baume seines Lebens manches Blatt naturgemäß als Niederblatt zu Boden fallen mußte. Er war Romantiker von ganzer Seele, in Dichten und Trachten; aber die Schwärmereien eines „Plato und Raphael" gehörten nur noch der Erinnerung. Fritz Flemming war überdieß durch eine unheilbare Gemüthskrankheit ihm und dem Leben entrissen;[12]) an die Stelle jener überschwenglichen Freundschaft war das ernste Bündniß mit drei Künstlern, C. Mosler, J. Xeller und C. Barth getreten,[13]) mit allen Leibes- und Seelenkräften für Neubelebung der deutschen Kunst zu wirken, der selbst die Anstrengungen eines A. Carstens und seiner Freunde das Herz des Volkes nicht aufgeschlossen.

Im Feuereifer der Freundschaft mochte Cornelius es nicht bemerken oder beachten, wie im Grunde genommen er allein der reformatorischen Aufgabe gewachsen und für sie wirklich thätig war. Hand in Hand mit der Stärke seines Talents ging die Vielseitigkeit seiner künstlerischen Phantasie und die Begeisterung, mit welcher er ihren Anregungen sich hingab. Keine der Quellen, aus denen er bisher die belebende Kraft seiner Kunstthätigkeit geschöpft, verließ er; keiner gab er den Vorzug vor der andern: Christenthum, Alterthum und Deutschthum waren und blieben die beherrschenden Mächte seines Lebens und künstlerischen Schaffens.[14]) Für den Fürsten Primas malte er eine heilige Familie, ein sinnreiches, gemüthvolles und liebliches Bild, das jetzt eine Zierde der städti-

schen Galerie von Frankfurt ist; im Schmidt'schen Hause schmückte er ein ganzes Zimmer mit Gestalten der griechischen Mythologie, die durch ihre poetische Auffassung, stylvolle Darstellung und mit ihrem decorativen Beiwerk uns theilweis schon wie Vorarbeiten zu den Glyptothek-Fresken in München anmuthen. Aber mit voller Hingebung folgte er den Stimmen der Zeit und des Vaterlandes, die das Wiederaufleben aus Nacht und Tod im muthigen, thätigen Anschluß an eine große Vergangenheit sahen und verkündeten; und selbst über die schwankende Wahl, ob er Shakespeare oder Göthe zum Führer nehmen sollte in die Gebiete erhebender Dichtung, entschied der Gedanke, daß er nur mit einem durch und durch, auch dem Stoff nach, deutschen Werke seine öffentliche Künstler-Laufbahn beginnen könne.[15]) So entstanden seine Zeichnungen zu Göthes Faust, mit denen er durch die Vermittelung des ihm schon aus früherer Zeit her befreundeten Sulpice Boisserée[16]) dem Dichter selbst persönlich so nahe kam, daß dieser sich in einem ausführlichen Briefe an ihn anerkennend aussprach[17]) und eine so warme Theilnahme zeigte, daß er mit Vertrauen an eine Veröffentlichung der Blätter denken konnte. Auffallender Weise indeß reichte doch das Auge des Dichters nicht hin, den Künstler richtig zu erfassen, obschon derselbe auch nur den von ihm selbst eingeschlagenen Weg und die eigenthümlich deutsche Form mit demselben Recht für seine Zeichnuug wie jener für die Dichtung gewählt, für welche der Styl des „Tasso" oder der „Iphigenie" nicht geeignet gewesen wäre. Hätte Göthe die mythologischen Bilder im Schmidt'schen Hause, die Transparente für das Geburtstagfest des Fürsten Primas, ja nur das Bild der heiligen Familie gesehen, die Warnung vor der Nachahmung des altdeutschen Styles wäre schwerlich zum Worte gekommen. Zugleich mit der Vielseitigkeit in der Wahl des Gegenstandes war dem Cornelius die Uebereinstimmung von Stoff und Form selbstverständlich. — Indeß die Verbindung mit der ersten Geistesgröße Deutschlands

war erreicht, der Weg zum Herzen der Nation aufgeschlossen, für das Werk ein Verleger (in F. Wenner) gewonnen, und mit ihm die Aussicht eröffnet auf die Erfüllung seines brennendsten Wunsches, einer Reise nach Rom, von der er mit sicherm Vorgefühl die vollkommene Reife seiner Kunstansichten, Bestrebungen und Anlagen erwartete.

Tief aber saß ihm dennoch die Liebe zum Vaterlande im Herzen, und keine noch so glänzende Schilderung des Südens, noch selbst die berauschenden Bilder Indiens vermochten die Freude zu schmälern, mit welcher er den heitern Ernst der deutschen Landschaft, ihre umlaubten Felsenstirnen, ihre Burgen und Dome als Denkmale edler Männlichkeit, als Sinnbilder der geistigen Freiheit und Kraft hoch hielt.[18])

Mochte er mit so entschiedener Vorliebe für die Heimath den neuen Eindrücken gegenüber die Unbefangenheit des Blickes Preis gegeben haben — es trafen noch mehr Umstände zusammen, die seine erste italienische Reise ohne alle die Reize ließ, zu denen man sonst von den Alpen niedersteigt in das gelobte Land, dessen Schönheit nie genug gepriesen werden, dessen Wonnen keine Dichtung erschöpfen kann. Unkundig der italienischen Sprache, ohne alle Vorbereitung selbst für das was das Land an Kunstwerken ihm bieten würde, hatte er in Gesellschaft seines nicht besser unterrichteten Freundes Xeller, im August 1811 die Reise von Frankfurt aus angetreten; in Mühsal, Unannehmlichkeiten und Entbehrungen aller Art, selbst in ernstlicher Gefahr für Gesundheit und Leben über Mailand, Florenz und Siena nach Rom zurückgelegt, so daß er müde und matt am 14. October 1811 durch die Porta del popolo in die ewige Stadt einfuhr, weit entfernt, in Strömen der Begeisterung seiner Freude über Italien, Italiener und über Rom Luft zu machen. Mit dem Ausruf: Deutschland über Alles! betrat er das ersehnte Ziel.[19])

„Deutschland über Alles!" Das war der Grundton aller

seiner Bestrebungen und Leistungen. Ihm, dem Vaterlande aus der Tiefe des Gemüths und im Lichtglanz poetischer Wahrheit eine neue lebendige, belebende Kunst zu geben, hatte er hoffend und ringend als sein Ziel in ferner Zukunft gesehen; jetzt fand er eine Gesellschaft gleichgesinnter und gleichgestimmter Genossen, denen er sich zu gemeinsamem Thun mit ganzer Seele und allen ihren Kräften anschließen konnte, die aber alsbald die überwiegende Macht seines Talents erkannten und anerkannten, so daß sie ihm willig die Ehre erwiesen, gleich seinem Namensvetter im Evangelium „der Hauptmann der römischen Schaar" zu sein.[20]) Vor Allen war es Fr. Overbeck, mit welchem ihn beim ersten Gruß die innigste Freundschaft verband, und die trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere, oder vielleicht wegen der klar ausgesprochenen, aber harmonisch sich ergänzenden Gegensätze zu einer unauflöslichen Freundschaft für das ganze Leben geworden ist.[21])

„Deutschland über Alles!" Mit diesem seinem Wahlspruch sollte er bald eine harte Probe bestehen: Die römischen Freunde in S. Isidoro waren Romantiker; Cornelius war es wohl auch, wie ich ja früher erwähnte; waren es aber jene im Sinne Fr. Schlegels und des „kunstliebenden Klosterbruders," so war er es im Sinne Uhlands und des Heldenbuches der Nibelungen. Auch er hielt das Christenthum heilig und fest als die unerschöpfliche Quelle für die schaffende Kunst der Gegenwart; aber wenn jene in Andacht und Wehmuth schwärmten und das Heil der Kunst an die Rückkehr auf die Culturstufe des Mittelalters knüpften, hielt er sich an die Kraft und Freudigkeit des Evangeliums und eiferte, obschon katholisch von Haus aus, wider die krankhafte Sucht der Conversion unter seinen Freunden, die doch Keinen zu einem bessern Maler gemacht, zu einem höhern Kunstziel geführt habe.[22]) Wohl führte er Zeichnungen und Gemälde aus, wie die Grablegung, die klugen und thörichten Jungfrauen, die Flucht nach Aegypten, den Abschied des Paulus von

Ephesus u. s. w.; aber seine Hauptthätigkeit galt dem „Faust“ und noch vor dessen Beendigung dem „Liede der Nibelungen“, dessen großartige und gewaltige Charaktere in ihrer Heldengröße dem deutschen Volke vorzuführen, seine Phantasie beflügelte, seinen Eifer stärkte, daß er sein Werk getrost der Welt darbieten konnte als Zeugniß einer gesunden Romantik, einer tief in der Seele wurzelnden Vaterlandsliebe.[23]) Gelang es ihm auch nicht, wie er in patriotischer Begeisterung beabsichtigte, sich von Rom aus in die Reihen der Kämpfer gegen Frankreich zu stellen [24]) so ging dafür all sein Streben dahin, deutsches Leben und Werden auf dem Boden zu fördern, auf den das Schicksal ihn gestellt, die Kunst aus dem engen Bereich des Privatbesitzes und der Liebhaberei ins öffentliche Leben zu führen, ihr Recht als wirksames Culturmittel zurück zu erobern, sie zum Volkseigenthum zu machen. Das konnte er nur durch Wiedererweckung der monumentalen, der Fresco-Malerei. Wie weit es ihm gelungen, unter seinen Genossen Mitarbeiter für diesen Zweck zu gewinnen, wie rasch er selbst sich in der fast vergessenen Technik zur Meisterschaft emporgeschwungen, sagen uns heute noch die Fresken in der Casa Bartoldi und in der Villa Massimi zu Rom mit ihren Darstellungen aus der Geschichte Josephs und zu den Dichtungen Dantes, Ariostos und Tassos. Aber wie erfreulich es ihm auch sein mußte, der neuen deutschen Kunst in Rom, wo sie ihre Wiedergeburt erlebt, eine Stätte bereitet, ein würdiges Denkmal errichtet zu haben, sein Sinnen und Trachten war auf das Vaterland gerichtet, als der allein rechten Stelle einer segenreichen Wirksamkeit. Er suchte nach Männern von Einfluß, bei denen er Verständniß und Uebereinstimmung mit seinen Bestrebungen voraussetzen konnte und schrieb deßhalb an den um die Zeit der Freiheitskriege mächtigen J. Görres, den Mann, dem er zutraute, „zwischen der neuauflebenden Kunst und dem deutschen Volke das Vereinigungsband zu finden, das ihr fehlt, um die Kräfte, die Gott und die Natur

ihm und seinen Freunden verliehen, zu Seiner Ehre und der der Nation anzuwenden und weiter zu entfalten."[25]) Erfolgreicher indeß ward die Bekanntschaft mit Niebuhr, der im Jahre 1816 als kön. preußischer Gesandter nach Rom kam, und der in Cornelius sogleich die vor Allen hervorragende Persönlichkeit, die bedeutendste Künstlerkraft erkannte, seine Ueberzeugung von der hohen Bestimmung der Kunst theilte und alle ihm zu Gebot stehenden Mittel in Bewegung setzte, ihn für den preußischen Staat, für öffentliche Kunstunternehmungen und Kunstunterricht zu gewinnen.[26]) Aber während die von ihm eingeleiteten Verhandlungen den langen und langsamen büreaukratischen Weg gingen, erfüllten sich auf unerwartete Weise und ganz unbetretenem Pfade die kühnsten Hoffnungen und freudigsten Erwartungen von Cornelius.

Fragen wir die Geschichte nach den Vorbedingungen zum Eintritt großer Kunstepochen, so zeigt sie uns auf ein mächtiges Gemeingefühl einer Nation oder einer ganzen Zeit und auf Persönlichkeiten, die in sich dasselbe zum Ausdruck bringen. So sehen wir die griechische Kunst ihre Tempel, die römische ihre Paläste und Thermen, die christliche ihre Dome bauen und schmücken; aber ein Perikles und Augustus, Julius und Leo mußten kommen, um die bildenden Kräfte eines Phidias und Praxiteles, eines Michel Angelo und Raphael auf ihren Höhepunkt zu führen. Unverkennbar war das Gemeingefühl in der nationalen Bewegung des deutschen Volkes zu Anfang unsers Jahrhunderts, und kein Wunder, wenngleich ein Glück, daß auch ein deutscher Fürst davon erfaßt und zu Unternehmungen und Thaten geführt wurde, die ein sichtbares und bleibendes Zeugniß seiner patriotischen Denkweise werden mußten. Der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern kam nach Rom, in gleichem Maaße erfüllt von Begeisterung für die Größe des Vaterlandes, wie von glühender Liebe zur Kunst und deren Verherrlichung.[27]) Kaum hatte er Cornelius und seine Arbeiten gesehen, als er in ihm den zur Ausführung

seiner weitgehenden Pläne vorzugweis befähigten Künstler erkannte und denselben, indem er ihn für sich gewann, der Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche und kühnsten Erwartungen unverhofft entgegen führte.

Das Verhältniß, das sich nun zwischen Cornelius und dem Kronprinzen, nachmaligem König Ludwig I., bildete, ist in seinem Verlauf so eigener und denkwürdiger Art, daß ich es für angemessen halte, dasselbe, obwohl es einen Zeitraum von 50 Jahren einnimmt, in ungetheiltem Zusammenhange vor den Augen der Leser vorüber zu führen.

Cornelius hatte in Rom mit dem Kronprinzen einen Vertrag abgeschlossen, dem zufolge er die Eingangssääle zur Glyptothek in München mit Fresken zu der Götter- und Heroensage der Griechen in bestimmter Frist ausmalen sollte.[28]) Gleichzeitig aber hatte man in Berlin, auf Niebuhrs dringende Empfehlung,[29]) Cornelius zum Director der neu herzustellenden Malerakademie in Düsseldorf bestimmt; und es mußte nun zwischen dem Kronprinzen und dem k. preußischen Ministerium ein Uebereinkommen getroffen werden, das dem Künstler die Doppelstellung in zwei von einander weitentfernten Städten ermöglichte. Cornelius war im Sommer in München, im Winter in Düsseldorf; seine künstlerische Thätigkeit gehörte dem Kronprinzen und der Glyptothek, seine Lehrthätigkeit der Anstalt am Rhein.

Mit Freude und steigender Bewunderung sah der Kronprinz die Werke entstehen, welche Cornelius für ihn fertigte. Selbst von Rom aus, wo er im December 1820 verweilte und „über hundert ausgezeichnete deutsche Künstler" zählte, glaubte er Cornelius ein Zeichen seiner Hochachtung geben zu sollen: „Wie mancher wackere hier — schrieb er an ihn, — ist doch kein Cornelius da, dessen Genie auf Adlers Fittigen mächtig der Sonne zudringt. Einzig ist er; von Allen die jetzt leben, erreicht ihn Keiner![30])

Unausgesetzt war der Kronprinz bemüht, Cornelius ganz nach München zu ziehen, „da er ihm mehr werth war, als eine ganze Akademie;"[31]) und Cornelius seinerseits hatte in seinem fürstlichen Freund den Helfer erkannt, den er gesucht, der nicht nur seine Gaben zu schätzen wußte, sondern vornehmlich seine Bestrebungen zu schützen und zu fördern den ernstlichen Willen hatte. Wie anders lagen die Verhältnisse in Preußen! König Friedrich Wilhelm III. hatte weder Liebe zur Kunst, noch ein Verständniß ihrer culturhistorischen Bedeutung. Für ihn war Cornelius als wohlempfohlener Director einer königlichen Kunstanstalt ein achtungswerther Staatsdiener. Auf den Antrag aber eines Ankaufs classischer Gemälde als Vorbilder für die Schüler der Akademie erhielt Cornelius die allerhöchste Genehmigung zu Erwerbung von fünf Oelgemälden um die Summe von 459 Thlr. 16 Sgr. 7 Pf.! Dessen ungeachtet folgte er der verlockenden Stimme nach Süden nicht. Das Künstlerleben, das er am Rhein geweckt, die Dankbarkeit für die großen vom Ministerium ihm für seine Münchner Arbeiten gemachten Zugeständnisse, und die Verhältnisse in der Nähe und Umgebung des Kronprinzen, in denen er ohne eine feste, Achtung gebietende öffentliche Stellung kleinlichen Feindseligkeiten ausgesetzt gewesen wäre, bestimmten ihn zum Verharren in Düsseldorf und den Prinzen — so schwer es diesem ankam — zur Geduld.[32])

Aber höher und immer höher stieg die Werthschätzung von Cornelius in der Seele des Prinzen; als könnte er sich nicht genug thun, schreibt er am 18. März 1824 aus Rom an ihn: „Das große poetische Maler-Genie, der welchen die Natur selbst bestimmt hat zum Haupte, selbst an die Spitze gestellt hat, und dem freiwillig und freudig gefolgt wird, mein Cornelius, der mangelte in Rom, mangelt überall, nirgendwo gibt es einen Zweiten! Seit dem sechszehnten Jahrhundert gab es keinen solchen!"[33]) Und in derselben Minute, in welcher ihm in Bad Brückenau der Tod des

Akademie-Directors Peter v. Langer in München gemeldet wird, hat er nichts Eiligeres zu thun, als an Cornelius zu schreiben, daß er nun die Hoffnung, nein fast die Gewißheit habe, ihn diese Stelle einnehmen zu sehen; er werde sogleich an seinen Vater, den König darum schreiben. „Ganz, ganz unser, wenn dieses Cornelius ist, dann ist's fürtrefflich!"[34]) Und wie dann Alles rasch sich seinen Wünschen gemäß entwickelt und erfüllt, wie jubelt da der Prinz: „Mein, ganz mein Cornelius!"[35]) Immer höher steigt sein Verlangen nach ihm, seine Zuversicht auf die Zeit einer herrlichen Kunstblüthe;[36]) und als nach dem Tode des Vaters (September 1825) die Krone Bayerns auf ihn überging — welch ein Feuer zündete er an für die Kunst! welche durchgreifenden Veränderungen rief er durch Cornelius an der Akademie hervor! wie folgten sich rasch große öffentliche Unternehmungen in Architektur und Sculptur und ebenso in Malerei im Sinn und nach dem Rathschluß von Cornelius! und wie entfaltete sich zur Freude des Königs eine rüstige, thatenfrohe Cornelius-Schule und ein bewegtes, begeistertes Künstlerleben in München! — Und doch saß ihm der Wurm am Herzen, dessen heimliche Arbeit bald sichtbare Folgen hatte. Das erste Freudenfeuer im Herzen des Königs begann zu verlodern; der Einfluß von Cornelius war auf das empfindlichste geschwächt. Eine große und schöne Arbeit, die er für seine Schule bei der Majestät in Vorschlag gebracht, wurde ohne sein Wissen und gegen seinen Willen auf Veranstaltung v. Klenzes dem Prof. der Akademie, Cl. Zimmermann, übertragen und damit sein Lieblingsgedanke, eine Schule im Sinne der alten Meister um sich zu sammeln und zu bilden, im Keime erstickt, er selbst auf seine, immer allerdings noch hochgehaltene Persönlichkeit beschränkt.[37])

Dem König, der nach Beendigung der Glyptothek-Fresken, mit seinen Kunstunternehmungen, für welche er auf die Mitwirkung von Cornelius gerechnet hatte, noch nicht am Ende war,

gelang es, durch einen neuen Auftrag — die Ausmalung der H. Ludwigskirche — den Mißmuth von Cornelius zu dämpfen und dessen Verlust zu verhindern; auch erhielt er sich noch Jahre lang in theilnehmender, leidlich bewundernder Stimmung gegen ihn. Allein wie er ihm früher aus Rücksicht für v. Klenze das anfängliche Vertrauen entzogen, so scheint es, daß er auch auf Aeußerungen des Architekten der H. Ludwigskirche, v. Gärtner, über Schwäche und Mängel in der Malerei von Cornelius[38]) den Rest dieser seiner Bewunderung aufgegeben und im kältesten Gegensatz gegen seine ursprüngliche maaßlose Freude über den Besitz von „seinem, ganz seinem Cornelius", die vollkommenste Gleichgültigkeit bei seinem nun wirklich eintretenden Verlust an den Tag legte.[39]) — Als ihm aber danach in Kurzem die durch diesen Verlust bewirkte Lücke im Kunstleben von München sichtbar ward, als er zwischen Besitz und Verlust die Vergleichung zu machen begonnen, da erwachte in ihm die Erinnerung an seine frühe Werthschätzung von Cornelius, und er suchte das Band der Freundschaft mit dem verstoßenen Liebling wieder anzuknüpfen;[40]) und als nun dieser, bei dem die bedingungslose Hochachtung vor dem thatkräftigen Begründer und Schutzherrn der neuen deutschen Kunst so wenig, als seine persönliche Dankbarkeit je Schaden erlitten, das Entgegenkommen freundlich erwiederte, da kehrte in König Ludwig allmählich die alte Liebe in voller Wärme zurück und schlug endlich bei dem Gedanken, den großen Künstler noch einmal wieder sein, ganz sein nennen zu können, in helle Flammen aus, für die er — statt der ihm nicht mehr genügenden Prosa eines Briefes — nur noch in der Sprache der Dichtkunst den seiner Stimmung entsprechenden Ausdruck fand, so daß nach steigendem und fallendem Wechsel das begeisterte Ende dem erhebenden Anfang glich.[41])

In unmittelbarer Verbindung mit seinem Wunsche, als schaffender Künstler dem Vaterlande zu dienen, stand bei Cornelius das nicht minder eifrige Verlangen, eine Schule um sich zu bilden,

welche die Bestrebungen der neuen deutschen Kunst, ihre Richtung und Erfahrungen in sich aufnehmen und weiterbildend in die Zukunft tragen sollte. Wie sehr er durch seine gewinnende Persönlichkeit, durch die Sicherheit und Klarheit seiner Urtheilskraft, durch den liebevollen Eifer, Jedem auf seiner Bahn mit Rath und That, ohne Neid und Ueberhebung zu dienen, zum Gründer und Leiter einer Kunstschule befähigt war, hat schon Niebuhr in seinem Bericht an den Minister v. Altenstein rühmend hervorgehoben.[42]) Und wie er bereits in Rom auf seine Umgebung unverkennbar anziehend und fesselnd gewirkt, so wandten auch bei seinem ersten Auftreten in München bedeutende Künstler sich ihm zu, und bald versammelte sich eine Anzahl jugendlicher Talente um ihn, die in ihm nicht nur ihren Meister, sondern in der That ihren väterlichen Freund ehrten und liebten, sich, Leid und Freud mit ihm theilend, gewissermaßen zu seiner Familie rechneten. Es war ein ebenso ideal-schönes, als beglückendes Leben, das in der kleinen Schaar der Cornelius-Schule in Düsseldorf waltete, im jugendfrischen Enthusiasmus für die Kunst, in der Liebe und Bewunderung des Meisters, die beide ihre Vereinigung fanden in der Begeisterung für das Vaterland.[43]) Aeußerlich beglückter mögen die Verhältnisse der Künstler gegenwärtig sein, wie die Zahl der Kunstjünger in's Ungemessene gewachsen ist; aber die unbegrenzte Lust mit der man damals arbeitete, mit der man nach der Arbeit in Gesprächen, Spaziergängen, Spazierfahrten mit dem Meister, oder auch ohne ihn sich erging, dieß Schweben über der Gegenwart und Genießen in der Phantasie — es ist längst verschwunden aus dem Leben der Künstler, und wer die Erinnerung daran im Herzen trägt, ist ein Fremdling in der Jetztwelt.

Ein Vorgefühl dieser Zeit stieg in unsern Herzen auf, als Cornelius dem Rufe zum Akademie-Director nach München folgte.[44]) In der größern Stadt und Anstalt konnten die bisherigen Verhältnisse nicht fortbestehen. Aber wenn dieselben auch merklich lockrer wurden, im Wesentlichen sah sich Cornelius doch, unterstützt

durch den König und seine Begeisterung für ein Kunstleben auf breitester Grundlage befähigt, die Schule nach seinem Sinne aufrecht zu erhalten und auf förderliche und erfreuliche Weise zu beschäftigen.[45])

Hatte er als bewährte Mitarbeiter am Neubau der deutschen Kunst die alten Freunde aus römischer Zeit zu gewinnen gesucht, und zum Theil gewonnen, so sah er in der heranwachsenden, an ihn sich anschließenden Jugend die Bürgschaft für den weitern Ausbau in der Zukunft und eben deßhalb für sich selbst die erwünschte, ja die zu der vollen Erfüllung seines Berufs nothwendige Gelegenheit, einen breiten Wirkungskreis in der Gegenwart zu haben. Wie hart, wie unerwartet war daher der Schlag, der ihn in dem Augenblick traf, als er, bereit mit den Entwürfen zu den kunstgeschichtlichen Fresken der Loggien der Pinakothek ein reiches Material für seine Schule und deren Durchbildung zu schaffen, erfahren mußte, daß dasselbe seiner Verfügung entzogen und einem Andern übergeben war.[46]) Mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte trat er bei dem König für das Interesse seiner Schule ein. Die Briefe, die er in dieser Angelegenheit an denselben schrieb, müssen Jedermann durch den offen gelegten Schmerz, wie durch die Würde und Kraft der Sprache ergreifen und mit Hochachtung vor dem gekränkten Künstler erfüllen;[47]) aber der König — beharrlicher in der neuen Entschließung, als in der alten Begeisterung, blieb unbeweglich; wußte aber, da Cornelius in Folge davon entschlossen war, seine Stellung in Bayern aufzugeben, ihn durch die Aussicht auf eine neue große Arbeit, die ohne Schüler und Gehülfen nicht auszuführen war, zu besänftigen und wenigstens für die nächste Zukunft fest zu halten. Die Schule freilich im Sinne von Cornelius und wie sie bisher sich entwickelt, war dahin![48])

Von seinen Schülern hatte Cornelius frühzeitig Carl Hermann wegen seiner künstlerischen Tüchtigkeit und seines ernsten, sittlich hohen Charakters vor Andern ausgezeichnet,[49]) ihn zum Mitarbeiter in der St. Ludwigskirche erwählt und nach seiner

Uebersiedelung nach Berlin für Ausführung der Fresken am Museum nach Schinkels Entwürfen dahin berufen. Doch löste Hermann das Verhältniß, um nach eigenen Entwürfen arbeiten zu können. — Nächst ihm schätzte Cornelius besonders die beiden Freunde Adam Eberle und Wilhelm Kaulbach, letztern vornehmlich um seines hervorragenden Talents willen. Eberle ward ihm durch einen frühen Tod entrissen;[50]) Kaulbach entfremdete sich ihm (zu seinem großen Herzeleid) nach und nach bis zu gänzlicher Trennung. Ein näheres Eingehen auf diese Verhältnisse dürfte hier zu weit führen; das Gedenkbuch gibt darüber hinreichende Auskunft.[51])

Gründlich und unermüdlich als Lehrer, hülfreich und frei auch vom leisesten Schatten des Egoismus gegen seine Schüler;[52]) ein liebevoller inniger Gatte, Vater, Bruder, war er ebenso ein treu ausdauernder Freund, ja vielleicht sogar auf Kosten höherer Rücksichten, wenn er auch nicht allen auf ihn gesetzten Erwartungen entsprechen konnte. Von ganzem Herzen muß man sich freuen, den braven Xeller, den er 1803 als Mitschüler in der Akademie zu Düsseldorf kennen gelernt und vor der Weißgerberei gerettet,[53]) mit dem er in Frankfurt goldene Zukünfte der deutschen Kunst geträumt, und die erste Reise nach Italien ausgeführt, ungeachtet dessen größerer Hinneigung zu Overbeck und einer trüben Welt- und Lebensanschauung, noch nach mehr als sechzig Jahren als stets willkommnen lieben und vertrauten Hausfreund neben ihm, ja unter den Leidtragenden an seiner Bahre zu sehen. Wie erhebend ist die hingebende wandellose Freundschaft zu dem weichen, von ihm so sehr verschiedenen Overbeck![54]) die achtungsvolle Liebe zu dem gesinnungsfesten Schnorr, dessen entschiedener und klarer Protestantismus kein Hinderniß für ihn war, ihn gegen Ende seines Lebens mit sehnsuchtsvollem Verlangen zu sich einzuladen, um noch einmal vor dem ewigen Scheiden die seligen Stunden vergangener Tage mit ihm zu durchleben![55]) Wie unverwüstlich war seine Anhänglichkeit an München und die Münchner Freunde,

an den feurigen Ringseis, den fröhlich thätigen, unbestechlich redlichen und gefälligen Schlotthauer! Lassen wir selbst dem, die Jugendschwärmerei für Fritz Flemming neubelebenden poetischen Enthusiasmus für Frl. Emilie Linder seine Berechtigung![56]) Wohl indeß kann man sein Bedenken nicht ganz unterdrücken, wenn man sieht, wie er sich doch zuweilen durch persönliche Vorliebe verleiten ließ, sein Vertrauen dahin zu wenden, wo es nichts nützen, vielmehr nur schaden konnte, wenn er Männer an eine Stelle rief, der sie nicht gewachsen waren.[57])

Aber nicht allein nahen und vertrauten Freunden war sein Haus gastlich offen; er liebte heitre Geselligkeit, nach, selbst während der Arbeit und hielt ohne den mindesten Schatten engbrüstiger Sorge gern offene Tafel für einen großen Kreis von Bekannten.[58]) Frei sprach er sich über Ereignisse der Tagesgeschichte aus; vornehmlich jedoch, und zwar zuweilen sehr scharf über verschiedene Richtungen in der Kunst, in der ihm alles Unmännliche, Schwächliche auf religiösem wie auf profanem Gebiet, gleich jeder Unsauberkeit und Lüsternheit zuwider war. „Das ist der einzige, aber unerläßliche Dank, den wir Gott für die Gabe der Kunst darbringen können — pflegte er zu sagen — daß wir sie rein halten vom Schmutz niedrer Begierden und bei guter Gesundheit.“ Er liebte es, Opposition zu machen, da er gern das Wort eines Andern im Extrem auffaßte, und so konnte er wohl gelegentlich mit sich selbst in Widerspruch kommen. Er war z. B. nicht sehr eingenommen für gothische Architektur; traf es sich aber, daß ein jüngerer Mann sich mißfällig etwa über das Ulmer Münster aussprach, so trat er ihm stracks entgegen mit der Bemerkung: „Da haben Sie sich gewiß von N. N. eine Brille aufsetzen lassen.“ So erklärte er von sich selbst ganz unbefangen: „In Rom und in München bin ich ein halber Ketzer; in Berlin ganz Katholik!“[59]) Aber alle seine Aeußerungen waren phrasenlos, körnig und geistvoll, so daß man leicht über die ohnehin durchsichtigen Widersprüche hinwegkam und nie von ihm gehen konnte, ohne etwas für sein

Leben gewonnen zu haben. Darum rühmen auch Alle, die bei ihm, oder längere Zeit mit ihm waren, die Erinnerung daran als in hohem Grade beglückend, ja unvergeßlich. Wo er war, war Leben, freie geistige Bewegung; und doch auch jene behagliche Gemüthlichkeit, die im engen Münchner Bierstübchen mit einem Paar altgewohnten Genossen bei stillen und frohen Stunden in harmlosen Scherzen ihr Genüge findet.

Die Freundschaft mit den alten Münchnern hatte mit den Jahren eine eigenthümlich ernste Farbe angenommen. Ringseis sang im geselligen Beisammensein nicht mehr, wie ehedem, den „Prinz Eugenius," und Schlotthauer nicht mehr die Geschichte der Weltschöpfung im bayrischen Volksliedton. Bei dem allgemach schärfer hervortretenden Gegensatz der Confessionen stand die Mehrzahl der alten Freunde von Cornelius auf ultramontaner Seite und man kann sich denken, wie sehr es ihnen darum zu thun sein mußte, ihn als den Ihrigen, ganz als den Ihrigen ansehn und vor aller Welt verkündigen zu können. Das war im Hinblick auf den Charakter, das ganze Leben und Wirken von Cornelius keine leichte Aufgabe.[60])

Katholik von Geburt, aufgewachsen in der Ausübung der Gebräuche der katholischen Kirche, ohne Berührung mit einer andern Confession, selbst ohne die gewöhnliche Volksschulbildung, hatte er sich für die Bedürfnisse des Geistes und Herzens schon in frühster Jugend an die Bibel gehalten, in der er, wie gesagt, bereits als Knabe vollkommen heimisch war und fest. Die Confession war kein Hinderniß für ihn, unsere großen Dichter kennen und schätzen zu lernen, die seinen Sehkreis erweiterten und ihn selbst über die Grenze des Christenthums zu den Epikern des Alterthums, und — soweit sie ihm zugänglich waren — zu den griechischen Tragikern führten, die ihn mit Bewunderung er füllten und neben der Heiligen Schrift seine Phantasie mit ihren Gestalten und deren Thaten und Leiden belebten.

In vollkommener Unbefangenheit hinsichtlich religiöser Ueber-

zeugungen verließ er die Heimath und wenige Jahre später das Vaterland und kam so, in Gesellschaft seines damals noch protestantischen Busenfreundes Xeller nach Rom. Hier trat ihm zuerst im Kreise der nächsten und liebsten Kunstgenossen die Frage nach der Confession als Lebensfrage entgegen. Er konnte und mochte nicht einstimmen in die dort herrschende Auffassung der Religion und Romantik; und als der Uebertritt zum Katholicismus epidemischen Charakter annahm, ließ er seinen Unmuth darüber in der Drohung aus, daß die nächste Conversion eines Protestanten ihn bestimmen würde protestantisch zu werden. Ja, er vermaß sich bei einem Familienfeste auf dem Capitol in jugendlichem Uebermuth und zum Entsetzen seiner streng kirchlichen Freunde, selbst das Heidenthum zu verherrlichen und dem Herrscher im Olymp, dem alten Gott Jupiter, ein Lebehoch auszubringen. Sein inniges Verhältniß zu Niebuhr beruhte zum großen Theil auf dieser Unabhängigkeit seiner religiösen Denkweise. Aber als ob ihm die Götter Griechenlands beim Wort genommen, so ward seine Heimkehr ins Vaterland an die Bedingung geknüpft, zwölf Jahre seines frischesten Alters unter ihnen zu ihrer und ihrer Heroen Verherrlichung zu leben, was er mit einer solchen Seelenfrische und Freudigkeit gethan, daß er in den Fresken der Glyptothek zu ihrer Unsterblichkeit mehr beigetragen, als die größten christlichen Künstler vor ihm. — In seiner Schule zu Düsseldorf kam weder durch ihn noch unter uns der confessionelle Unterschied zur Sprache. Mit des Meisters Wissen und Willen ward Luther unter den Seligen (im Assisensaal zu Coblenz) aufgeführt; im Bilde der Theologie (in der Aula der Bonner Universität) Protestantismus und Katholizismus mit der Anerkennung gleicher historischer Berechtigung bis in die Tage der Gegenwart behandelt. Ja, als einmal Cornelius im Gespräch mit mir über den Unterschied der Confessionen sich dahin äußerte, daß der Protestantismus keinen wahrhaft großen Künstler aufzuweisen habe, und ich ihm erwiderte: „Und doch ist unser größter Künstler ein Protestant im besten Sinne des Worts!" und auf

seine Frage: „der wäre?“ ihm seinen eignen Namen nannte, so faßte er mich mit einer Innigkeit, wie kaum je zuvor, bei der Hand und sagte, nachdem noch sein Auge prüfend auf mir geruht, klar und herzlich: „Ja! gut! Sie verstehen mich, verstehen mich ganz recht!“

Während der Arbeiten für die St. Ludwigskirche kam Cornelius öfter auf den Unterschied der Confessionen zurück. „Darin — sagte er einmal — mögen doch die Protestanten Recht haben, daß sie den Kelch im Abendmahl für die Gemeinde in Anspruch nehmen.“ Dennoch schied er mit Bestimmtheit Glauben und Cultus von der Hierarchie und deren Mißbräuchen, wie er sie namentlich in Rom vorfinden mußte. „Erwartet nichts von hier!“ schreibt er einmal aus Rom an seinen Schwager, „was hier geschieht, ist so als hätte man keine andre Absicht, als den Karren immer tiefer in den Schlamm zu fahren. Wenn Gott Wunder gethan hat, um das Werk der Erlösung zu sanctioniren, so wird er dieselben aber nicht wiederholen, um alte Weiber, Lumpen, Schufte, Pharisäer xc. in ihrer Verkehrtheit zu bestärken.“[61])

Gegen die Verdächtigung, als habe er im Münchner Jüngsten Gericht Luther unter die Verdammten in der Hölle gemalt, sprach er sich mit starker Erregung aus. „Mein ganzes Leben, wenn es nicht das Bild selbst thut, widerlegt diese thörichte Anklage! Der protestantische Geistliche, der keine Spur einer Aehnlichkeit mit Luther hat, steht in der Mitte katholischer Heuchler, sowenig wie diese der Confession wegen, sondern wie diese als Sünder wider den Heiligen Geist, als Heuchler; und die fehlen auch unter der protestantischen Geistlichkeit nicht!“[62]) Dagegen nahm er in seinen Bilderkreis für die St. Ludwigskirche jene Darstellung nicht auf, in welcher die Scheidung von Protestantismus und Katholizismus am bestimmtesten ausgesprochen ist: das Fegefeuer.[63]) Und ist nicht gerade die Lehre vom Fegefeuer die ergiebigste Machtquelle der katholischen Kirche? — „Nicht, was die Confessionen trennt, sondern was sie gemeinsam haben, ist das

Christenthum! Die Ludwigskirche ist die Kirche der Zukunft. Ich wenigstens gebe in meinen Bildern darin nichts, dem nicht jeder gläubige Protestant zustimmen könnte." Und weiter ging er noch später, als er an das größte und bedeutendste seiner Werke trat, dem gewissermaßen sein ganzes Leben als Vorbereitung gedient hatte, an das „christliche Epos" für das Campo santo in Berlin, das er „ganz besonders für eine evangelische Kirche passend fand, weil er den weitern Gesichtskreis des Protestantismus kannte und anerkannte?"[64])

Wie konnten nun doch nach allen diesen Vorgängen und nach seiner ganzen, dem Protestantismus gewidmeten künstlerischen Thätigkeit in Berlin — man denke nur an den „Glaubensschild", an das Dombild mit der „Erwartung des Weltgerichts" ꝛc.! — seine katholischen ultramontanen Freunde und Verehrer zu der Ansicht und Behauptung kommen, Cornelius sei ganz Einer der Ihrigen geworden, wo nicht stets gewesen?

Hatte er nicht noch i. J. 1844 an seine Freundin Emilie Linder, bei Gelegenheit ihrer Conversion geschrieben: „Und wenn auch katholisch, werden Sie nie aufhören, eine Evangelische zu sein!"[65]) Freilich begegnen wir später Aeußerungen von ihm, die sich wie eine Aenderung des religiösen Bekenntnisses ausnehmen und auch theilweis so aufgefaßt worden sind. Er tritt auf seiner letzten Reise nach Rom bei Schlotthauer mit den Worten ein: „Freund! nun bin ich ganz Einer Gesinnung mit Dir und mit Ringseis in religiöser Hinsicht!" Gegen mich äußert er bei einem Besuche in Berlin nach bittern Bemerkungen über den engherzigen Berliner Pietismus: „Ich bin wieder ganz katholisch geworden!"[66]) Hier sehen wir den alten, ihm eignen Geist der Opposition erwacht, von dem auch Flir in seinen „Briefen aus Rom" (24. Sept. 1856) schreibt: „Mir scheint, der Katholizismus des Cornelius ist durch den Haß gegen die Berliner sehr gesteigert worden!" Ja, Berlin hatte ihn ganz katholisch gemacht!

Hier hatte sich gegenüber den reactionairen politischen Be-

strebungen ein Kreis liberaler Katholiken gebildet. In diesen wurde Cornelius durch seinen Schwager, Geh. Rath Brüggemann, einen eifrigen Hermesianer, gezogen. Nicht nur die Uebermacht, sondern vornehmlich der Uebermuth der Gegner schärfte den Gegensatz derart, daß vom „liberalen Katholizismus" allmählich nur die zweite Hälfte sichtbar und thätig blieb.

So war Cornelius wieder „ganz katholisch" geworden. Daß das „ganz" nicht unbegrenzt war, trat bald zu Tage und ein großer Irrthum wäre die Annahme einer gänzlich veränderten Sinnesweise, Welt- und Lebensanschauung von Cornelius. Kaum in Rom angekommen, sah er — „auch wie sonst" — die fortwuchernde Fäulniß in der katholischen Kirche: Auf den Antrag des Papstes, einen Saal des Vaticans mit der Geschichte des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariä in Fresco auszumalen, gab er eine ablehnende Antwort, weil er von dem neuen Dogma nichts wissen wollte.[67]) Als aber noch kurz vor seinem Tode der amerikanische Protestant Mr. Comfort eine Wiederholung der „Erwartung des Jüngsten Gerichts" (mit den für America nothwendigen Abänderungen) von ihm wünscht, ist er sogleich bereit; denn — so schreibt er — „Jeder, der an die Gottheit Christi glaubt, ist mein Bruder!" Das ist die Summa seines religiösen Glaubensbekenntnisses, das Schlußwort seines Lebens.[68])

Auf das innigste mit seinen religiösen Ueberzeugungen ist sein künstlerisches Denken und Schaffen verbunden. Er war (wie ich früher bemerkt habe) Romantiker von Geburt, mit Sinn und Seele, sein Leben lang; aber nicht mit der Flucht in die Vergangenheit, sondern voll Eifer, der Gegenwart die Kraft und Größe der Vorzeit und ewige Wahrheiten in neuer eigenthümlicher und darum lebenvoller Ausdruckweise, ermuthigend, stärkend und begeisternd vor Augen zu stellen. Aber seine von Vaterlandsliebe geleitete Romantik versperrte ihm weder den Weg in das griechische und römische Alterthum und zu ihren Göttern und Heroen, noch in das Heiligthum der christlichen Kunst, zu deren seelenvollen

Erneuerung er schon in früher Jugend ahnend sich berufen fühlte.[69]) Und so waren die Zeichnungen zu Göthes Faust und zu den Nibelungen die künstlerischen Leistungen, mit denen er zuerst in die Oeffentlichkeit trat;[70]) ihnen folgten die Fresken zur Götter- und Heroenmythe der Griechen in der Glyptothek,[71]) zu denen er sich theils schon durch die Theilnahme an den Preisaufgaben der Weimarschen Kunstfreunde,[72]) und durch Bearbeitung antiker Gegenstände in Frankfurt,[73]) sodann materiell durch die Wandgemälde in der Casa Bartoldi in Rom[74]) vorbereitet hatte. Nun aber betrat er in der St. Ludwigskirche zu München das Feld, auf welches seine Blicke von Anfang an gerichtet gewesen; und ward ihm auch noch nicht sogleich die Erfüllung seines großartigsten Planes, er gab doch ein großes und in seiner Anordnung und Zusammenstellung neues Bild des christlichen Glaubensbekenntnisses mit einfach faßlicher Lösung des scheinbar unbegreiflichen Dogmas der Dreieinigkeit.[75]) Aber auch die Erfüllung des größten seiner Wünsche, die bildliche Darstellung eines umfassenden christlichen Epos — wenn auch nur in Entwürfen und (theilweis) iu Cartons — ward ihm zu Theil mit der Aufgabe der Camposanto-Bilder in Berliu, seinem unvergleichlich werthvollen Vermächtniß an die deutsche Kunst.[76])

Zu dieser umfassenden Herrschaft auf weitem und hochgelegenem Gebiet trat frühzeitig — doch mit Entschiedenheit erst vor den Meisterwerken Italiens — die Erkenntniß von jener Bestimmung seines Berufs, die demselben die culturhistorische Bedeutung und damit ihren eigentlichen Werth sicherte, im Dienste nicht des Privatbesitzes und Privatgeschmacks, sondern zur Bildung, Verschönerung und Erbauung des öffentlichen Lebens, mit der Richtung nicht auf Illusion und Virtuosität, sondern auf geistigen Gehalt, Wahrheit, Reinheit, Kraft und Schönheit der Gedanken und Darstellungen. Deßhalb griff er, wie erwähnt, zum Fresco, als dem vorzüglichsten Mittel der monumentalen Malerei, mit der allein dem Volk im Großen und Ganzen gedient sein könne, wie er in

seinem denkwürdigen Brief an J. Görres[77]) mit begeisterten Worten darthut und wie er es in der Gründung seiner Schule und in seiner ganzen künstlerischen Wirksamkeit bewährt hat.

Zu dieser Großartigkeit der Auffassung seines Berufes trat bei ihm eine schöpferische Vollkraft, mit der er seinen Werken einen durchaus eigenthümlichen Styl, der Kunst eine neue Sprache gab, leicht und sicher jedem Stoffe in eigner Modification angemessen, ob er romantisch war, antik oder christlich. Wohl hat er sich in früher Jugend an Dürer[78]) und Marc Anton gebildet, ist später mit sichtbarem Nutzen in die Schule der Florentiner des 15. Jahrhunderts und nach ihnen zu Raphael und Michel Angelo gegangen; immer aber bleibt seine Sprache seine Schöpfung, keine Stellung noch Bewegung, kein Zug eines Gesichts, nicht Fuß noch Hand, keine Gewandfalte von ihm läßt sich in irgend einem Werke älterer Kunst nachweisen, obschon deren edelster, reinster Geist in allen den seinigen lebt.

Seine Compositionen fügen sich wie von selbst in gegebene Räume und zeichnen sich durch ihre geschlossene pyramidale Gruppirung, durch Harmonie der Linien und Massen sowie durch große Klarheit in der Anordnung aus, so daß sie auch in Entfernung leicht leserlich sind. Seine Darstellung ist mannichfaltig und lebendig, und bei aller Wahrheit der Motive im Maaße der Schönheit gehalten; jeder Ausdruck von Güte und Liebe, wie von Neid, Zorn, Haß und Rache, von tiefem Ernst bis zu lichter Heiterkeit, von todtengleicher Ruhe bis zum Sturme der Leidenschaft und weltverachtender Begeisterung, vom Jammer des Schuldbewußtseins bis zur höchsten Glückseligkeit, das ganze weite Reich des Seelenlebens stand ihm, wie seit Jahrhunderten Keinem — zu Gebote. — Neigte auch seine Natur vorzugsweise zum Erhabenen und Großartigen in der Zeichnung, namentlich der Körperformen, so sündigte er doch nicht gegen die Gesetze der Schönheit und auch der Anmuth Rechte waren bei ihm gesichert.[79]) Nur in einer Beziehung scheint er — wenn auch nur vorübergehend

— durch den Drang zum Großartigen auf einen Irrweg gerathen zu sein. Die ersten noch in Rom von ihm gemachten Entwürfe für den Göttersaal der Glyptothek sind auf kleinere Figuren berechnet; an ihre Stelle traten in der Ausführung Gestalten in, selbst über Lebensgröße und brachten die Bilderräume in die Gefahr der Ueberfüllung; im Heroensaal aber bewirkte die Colossalität der Figuren den zweiten Nachtheil eines auffallenden Mißverhältnisses zu der Größe des Saales selbst; Uebelstände, welche Cornelius bei den spätern Arbeiten für die Ludwigskirche, Pinakothek, Camposanto und Dom glücklich vermieden hat.

Dagegen begegnen wir an einer andern Stelle nicht selten einer — wie soll ich sagen — nicht rechten. Würdigung der Proportionalgesetze, wie der Körperbildung. Schon in den Entwürfen zu den kunstgeschichtlichen Fresken der Pinakothek wird man mehrfach auf Verstöße gegen Zeichnung, namentlich gegen Proportionen treffen; ganz besonders aber zeichnen sich viele Gestalten in den Umrissen zu den Camposanto-Cartons durch zu lange und schmale Verhältnisse aus; ein Umstand, der vielleicht seinen Grund darin hat, daß er diese Entwürfe meist in Abendstunden bei der Lampe gemacht. Die vollendeten Cartons unterliegen diesem Vorwurf nicht.

Hierbei ist noch einer besonderen Begabung von Cornelius zu gedenken, mit welcher er mehr als alle seine Kunstgenossen selbst über die streng künstlerischen Grenzen als Wegweiser und Vorbild in die architektonische Decoration reicht. In der verzierenden Umgebung seiner Bilder entfaltet er einen Reichthum von Phantasie und Schönheitsinn, wie sie seit den großen Meistern der italienischen Renaissance keinem Künstler verliehen gewesen, und mit welchem er schon in der Glyptothek, und mehr noch in den Entwürfen zu den Pinakothek-Fresken in überraschender Fülle die ergiebigsten Quellen aufgeschlossen.

Bei dem Vorzug, den Cornelius der Form vor der Farbe gab, unter welcher jene leicht bis zum Verschwinden gemildert

wird, konnte es kaum überraschen, daß in seinen Werken ein sicherer und genügender Farbensinn nicht zur Geltung kam. Wie trefflich auch seine Fresken in Casa Bartoldi in Rom coloriert, wie stylvoll und rein die Farbe der beiden ersten von ihm gemalten Amoretten in der Glyptothek sind, — fast unmittelbar danach verliert er die Richtung, und wenn er auch in der „Unterwelt“ und im „Untergang Trojas“ sie wieder gewinnt, dazwischen schwankt er von Extrem zu Extrem und in der St. Ludwigskirche ist jedenfalls die Farbe das am wenigsten Befriedigende. — Welche Thorheit aber ist es, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht alle Kräfte daran gesetzt, sich ebenso zum Coloristen durchzubilden, wie er großer, ja größter Componist war! Er hatte eine andre, und höhere Aufgabe und kannte sie; und daß er sie kannte und heilig hielt, hat uns die Werke gebracht, die auch ohne Farbe, ja ohne Schatten und Licht das ehrenreichste Denkmal der neuen deutschen Kunst sind. — Wenn aber der Werth auf ein „Malen können,“ auf eine Ausführung gelegt werden soll, deren Ziel die Illusion ist, so ist darauf nur an die Aeußerung von Cornelius an Riedel zu erinnern: „Sie haben vollkommen erreicht, was ich mein Leben lang mit größter Anstrengung vermieden habe.“ [80])

Die letzte große Composition von Cornelius ist „die Erwartung des Weltgerichtes“ nach einem Programm des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen. [81]) Wenn ich nicht zu denen gehöre, die dieses Werk, das unleugbar große Schönheiten enthält, unbedingt bewundern, so steht mir des Meisters eignes Wort zur Seite: „Das Jüngste Gericht in München war die Stärke meiner Jugend; das Andere ist das Uebergewicht der Reflexion des Alters!“

Was und wie man aber auch darüber denke — an seiner Künstlergröße rüttelt man damit nicht. Wenn die Größten vor ihm mit zunehmenden Jahren schwächer wurden im Schaffen wie im Ausführen, so erlebte er nach zurückgelegtem sechzigsten Lebensjahr eine neue Jugend, frischer, reicher und kräftiger, als selbst

sein hochbegabtes Mannesalter gewesen, und konnte mit dem Bewußtsein von uns scheiden, daß er die vollen Ergebnisse eines doppelten, ununterbrochenen thätigen Lebens uns hinterlassen. Er ist am 6. März 1867, um 10 Uhr Vormittags ohne vorangegangene Krankheit sanft entschlafen. —

Ich beendige mein Lebensbild des Meisters mit den Worten des Gedenkbuchs: Große Gaben hatte er empfangen; aber er hat als ein treuer Haushalter mit seinem Pfunde gewuchert. Er hat nicht nach Zielen getrachtet, die abseits seiner Lebensbestimmung lagen; vielmehr durch strenges Festhalten an dem ihm vor allen Andern anvertrauten Gute und an der Entfaltung seiner besondern Anlagen seine künstlerische Thätigkeit vor Lähmung und Zersplitterung bewahrt. Nie hat er seine Kräfte unwürdigen, oder nur werthlosen Gegenständen gewidmet; nie dem Verlangen der Halbbildung oder der Kunstschmeckerei, sie mochte schmeicheln oder schimpfen, das geringste Zugeständniß gemacht und seine Liebe zur Kunst erhalten, wie sie war bei ihrem ersten Erwachen: rein, keusch und heilig!

München, 6. Januar 1875.

Anmerkungen.

[1]) Peter von Cornelius, ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken, mit Benutzung seines künstlerischen wie schriftlichen Nachlasses, nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner Freunde und eignen Erinnerungen und Aufzeichnungen von Ernst Förster. 2 Theile, mit Cornelius Bildniß. Berlin, G. Reimer 1874.

[2]) P. v. Cornelius rc. I, S. 4—6.

[3]) a. a. O. I. S. 7. [4]) a. a. O. I. S. 8.

[5]) a. a. O. I. S. 43. [6]) a. a. O. I. S. 9.

[7]) a. a. O. I. S. 4. [8]) a. a. O. I. S. 30, 36, 7 f.

[9]) a. a. O. I. S. 39. [10]) a. a. O. I. S. 26.

[11]) a. a. O. I. S. 57. [12]) a. a. O. I. S. 52.

[13]) a. a. O. I. S. 71. [14]) a. a. O. I. S. 62. ff.

[15]) a. a. O. I. S. 67. [16]) a. a. O. I. S. 37.

[17]) a. a. O. I. S. 80. [18]) a. a. O. I. S. 93.

[19] a. a. O. I. S. 96—106. [20] a. a. O. I. S. 126.
[21] a. a. O. I. S. 120. [22] a. a. O. I. S. 200 ff.
[23] a. a. O. I. S. 128 ff. [24] a. a. O. I. S. 139, 142.
[25] a. a. O. I. S. 152. ff. [26] a. a. O. S. 179 ff.
[27] a. a. O. I. S. 210 ff. [28] a. a. O. I. S. 210.
[29] a. a. O. I. S. 216, 465 ff. [30] a. a. O. I. S. 242.
[31] a. a. O. I. S. 236. [32] a. a. O. I. S. 265.
[33] a. a. O. I. S. 316. [34] a. a. O. I. S. 322 f.
[35] a. a. O. I. S. 325, 332. [36] a. a. O. I. S. 350.
[37] a. a. O. I. S. 425. [38] a. a. O. II. S. 127—131.
[39] a. a. O. II. S. 151. [40] a. a. O. II. S. 202.
[41] a. a. O. II. S. 457 u. 466. [42] a. a. O. I. S. 468.
[43] a. a. O. I. S. 297 ff. [44] a. a. O. I. S. 339.
[45] a. a. O. I. S. 393. [46] a. a. O. I. S. 425.
[47] a. a. O. I. S. 426 ff. [48] a. a. O. I. S. 434, 449.
[49] a. a. O. II. S. 48. [50] a. a. O. II. S. 77.
[51] a. a. O. II. 442 ff.
[52] a. a. O. I. S. 416, 418. Für die nachfolgenden Angaben ist da „Gedenkbuch" so reich an Belegen, daß sie einzeln anzugeben einen zu groẞe Raum beanspruchen würde.
[53] a. a. O. I. S. 61. [54] a. a. O. I. S. 118, 120.
[55] a. a. O. II. S. 478. [56] a. a. O. II. S. 6, 68 u. s. f.
[57] a. a. O. I. 425 ff. [58] a. a. O. I. S. 281, 400.
[59] a. a. O. II. S. 474. [60] a. a. O. II. S. 250.
[61] a. a. O. II. S. 272. [62] a. a. O. II. S. 22.
[63] a. a. O. II. S. 125. [64] a. a. O. II. S. 237.
[65] a. a. O. II. S. 249. [66] a. a. O. II. S. 472, 474.
[67] a. a. O. II. S. 476. [68] a. a. O. II. S. 483.
[69] a. a. O. I. S. 26. [70] a. a. O. I. S. 67 u. 127 f.
[71] a. a. O. I. S. 211 ff. [72] a. a. O. I. S. 30. 33 u. f.
[73] a. a. O. I. S. 63. [74] a. a. O. I. S. 170 ff.
[75] a. a. O. II. S. 14 u. ff.
[76] a. a. O. II. S. 201, 202 ff. 240, 248.
[77] a. a. O. I. S. 152, 161. [78] a. a. O. I. S. 86.
[79] a. a. O. I. S. 284.
[80] a. a. O. II. S. 128, vgl. auch S. 416 u. 458.
[81] a. a. O. II. S. 341.

(32)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a



seine Frage: „der wäre?" ihm seinen eignen Namen nannte, so faßte er mich mit einer Innigkeit, wie kaum je zuvor, bei der Hand und sagte, nachdem noch sein Auge prüfend auf mir geruht, klar und herzlich: „Ja! gut! Sie verstehen mich, verstehen mich ganz recht!"

Während der Arbeiten für die St. Ludwigskirche kam Cornelius öfter auf den Unterschied der Confessionen zurück. „Darin — sagte er einmal — mögen doch die Protestanten Recht haben, daß sie den Kelch im Abendmahl für die Gemeinde in Anspruch nehmen." Dennoch schied er mit Bestimmtheit Glauben und Cultus von der Hierarchie und deren Mißbräuchen, wie er sie namentlich in Rom vorfinden mußte. „Erwartet nichts von hier!" schreibt er einmal aus Rom an seinen Schwager, „was hier geschieht, ist so als hätte man keine andre Absicht, als den Karren immer tiefer in den Schlamm zu fahren. Wenn Gott Wunder gethan hat, um das Werk der Erlösung zu sanctioniren, so wird er dieselben aber nicht wiederholen, um alte Weiber, Lumpen, Schufte, Pharisäer rc. in ihrer Verkehrtheit zu bestärken."[61])

Gegen die Verdächtigung, als habe er im Münchner Jüngsten Gericht Luther unter die Verdammten in der Hölle gemalt, sprach er sich mit starker Erregung aus. „Mein ganzes Leben, wenn es nicht das Bild selbst thut, widerlegt diese thörichte Anklage! Der protestantische Geistliche, der keine Spur einer Aehnlichkeit mit Luther hat, steht in der Mitte katholischer Heuchler, sowenig wie diese der Confession wegen, sondern wie diese als Sünder wider den Heiligen Geist, als Heuchler; und die fehlen auch unter der protestantischen Geistlichkeit nicht!"[62]) Dagegen nahm er in seinen Bilderkreis für die St. Ludwigskirche jene Darstellung nicht auf, in welcher die Scheidung von Protestantismus und Katholizismus am bestimmtesten ausgesprochen ist: das Fegefeuer.[63]) Und ist nicht gerade die Lehre vom Fegefeuer die ergiebigste Machtquelle der katholischen Kirche? — „Nicht, was die Confessionen trennt, sondern was sie gemeinsam haben, ist das

Christenthum! Die Ludwigskirche ist die Kirche der Zukunft. Ich wenigstens gebe in meinen Bildern darin nichts, dem nicht jeder gläubige Protestant zustimmen könnte." Und weiter ging er noch später, als er an das größte und bedeutendste seiner Werke trat, dem gewissermaßen sein ganzes Leben als Vorbereitung gedient hatte, an das „christliche Epos" für das Campo santo in Berlin, das er „ganz besonders für eine evangelische Kirche passend fand, weil er den weitern Gesichtskreis des Protestantismus kannte und anerkannte?"[64])

Wie konnten nun doch nach allen diesen Vorgängen und nach seiner ganzen, dem Protestantismus gewidmeten künstlerischen Thätigkeit in Berlin — man denke nur an den „Glaubensschild", an das Dombild mit der „Erwartung des Weltgerichts" rc.! — seine katholischen ultramontanen Freunde und Verehrer zu der Ansicht und Behauptung kommen, Cornelius sei ganz Einer der Ihrigen geworden, wo nicht stets gewesen?

Hatte er nicht noch i. J. 1844 an seine Freundin Emilie Linder, bei Gelegenheit ihrer Conversion geschrieben: „Und wenn auch katholisch, werden Sie nie aufhören, eine Evangelische zu sein!"[65]) Freilich begegnen wir später Aeußerungen von ihm, die sich wie eine Aenderung des religiösen Bekenntnisses ausnehmen und auch theilweis so aufgefaßt worden sind. Er tritt auf seiner letzten Reise nach Rom bei Schlotthauer mit den Worten ein: „Freund! nun bin ich ganz Einer Gesinnung mit Dir und mit Ringseis in religiöser Hinsicht!" Gegen mich äußert er bei einem Besuche in Berlin nach bittern Bemerkungen über den engherzigen Berliner Pietismus: „Ich bin wieder ganz katholisch geworden!"[66]) Hier sehen wir den alten, ihm eignen Geist der Opposition erwacht, von dem auch Flir in seinen „Briefen aus Rom" (24. Sept. 1856) schreibt: „Mir scheint, der Katholizismus des Cornelius ist durch den Haß gegen die Berliner sehr gesteigert worden!" Ja, Berlin hatte ihn ganz katholisch gemacht!

Hier hatte sich gegenüber den reactionairen politischen Be-

strebungen ein Kreis liberaler Katholiken gebildet. In diesen wurde Cornelius durch seinen Schwager, Geh. Rath Brüggemann, einen eifrigen Hermesianer, gezogen. Nicht nur die Uebermacht, sondern vornehmlich der Uebermuth der Gegner schärfte den Gegensatz derart, daß vom „liberalen Katholizismus“ allmählich nur die zweite Hälfte sichtbar und thätig blieb.

So war Cornelius wieder „ganz katholisch“ geworden. Daß das „ganz“ nicht unbegrenzt war, trat bald zu Tage und ein großer Irrthum wäre die Annahme einer gänzlich veränderten Sinnesweise, Welt- und Lebensanschauung von Cornelius. Kaum in Rom angekommen, sah er — „auch wie sonst“ — die fortwuchernde Fäulniß in der katholischen Kirche: Auf den Antrag des Papstes, einen Saal des Vaticans mit der Geschichte des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariä in Fresco auszumalen, gab er eine ablehnende Antwort, weil er von dem neuen Dogma nichts wissen wollte.[67]) Als aber noch kurz vor seinem Tode der amerikanische Protestant Mr. Comfort eine Wiederholung der „Erwartung des Jüngsten Gerichts“ (mit den für America nothwendigen Abänderungen) von ihm wünscht, ist er sogleich bereit; denn — so schreibt er — „Jeder, der an die Gottheit Christi glaubt, ist mein Bruder!“ Das ist die Summa seines religiösen Glaubensbekenntnisses, das Schlußwort seines Lebens.[68])

Auf das innigste mit seinen religiösen Ueberzeugungen ist sein künstlerisches Denken und Schaffen verbunden. Er war (wie ich früher bemerkt habe) Romantiker von Geburt, mit Sinn und Seele, sein Leben lang; aber nicht mit der Flucht in die Vergangenheit, sondern voll Eifer, der Gegenwart die Kraft und Größe der Vorzeit und ewige Wahrheiten in neuer eigenthümlicher und darum lebenvoller Ausdruckweise, ermuthigend, stärkend und begeisternd vor Augen zu stellen. Aber seine von Vaterlandsliebe geleitete Romantik versperrte ihm weder den Weg in das griechische und römische Alterthum und zu ihren Göttern und Heroen, noch in das Heiligthum der christlichen Kunst, zu deren seelenvollen

Erneuerung er schon in früher Jugend ahnend sich berufen fühlte.[69]) Und so waren die Zeichnungen zu Göthes Faust und zu den Nibelungen die künstlerischen Leistungen, mit denen er zuerst in die Oeffentlichkeit trat;[70]) ihnen folgten die Fresken zur Götter- und Heroenmythe der Griechen in der Glyptothek,[71]) zu denen er sich theils schon durch die Theilnahme an den Preisaufgaben der Weimarschen Kunstfreunde,[72]) und durch Bearbeitung antiker Gegenstände in Frankfurt,[73]) sodann materiell durch die Wandgemälde in der Casa Bartoldi in Rom[74]) vorbereitet hatte. Nun aber betrat er in der St. Ludwigskirche zu München das Feld, auf welches seine Blicke von Anfang an gerichtet gewesen; und ward ihm auch noch nicht sogleich die Erfüllung seines großartigsten Planes, er gab doch ein großes und in seiner Anordnung und Zusammenstellung neues Bild des christlichen Glaubensbekenntnisses mit einfach faßlicher Lösung des scheinbar unbegreiflichen Dogmas der Dreieinigkeit.[75]) Aber auch die Erfüllung des größten seiner Wünsche, die bildliche Darstellung eines umfassenden christlichen Epos — wenn auch nur in Entwürfen und (theilweis) in Cartons — ward ihm zu Theil mit der Aufgabe der Camposanto-Bilder in Berlin, seinem unvergleichlich werthvollen Vermächtniß an die deutsche Kunst.[76])

Zu dieser umfassenden Herrschaft auf weitem und hochgelegenem Gebiet trat frühzeitig — doch mit Entschiedenheit erst vor den Meisterwerken Italiens — die Erkenntniß von jener Bestimmung seines Berufs, die demselben die culturhistorische Bedeutung und damit ihren eigentlichen Werth sicherte, im Dienste nicht des Privatbesitzes und Privatgeschmacks, sondern zur Bildung, Verschönerung und Erbauung des öffentlichen Lebens, mit der Richtung nicht auf Illusion und Virtuosität, sondern auf geistigen Gehalt, Wahrheit, Reinheit, Kraft und Schönheit der Gedanken und Darstellungen. Deßhalb griff er, wie erwähnt, zum Fresco, als dem vorzüglichsten Mittel der monumentalen Malerei, mit der allein dem Volk im Großen und Ganzen gedient sein könne, wie er in

seinem denkwürdigen Brief an J. Görres[77]) mit begeisterten Worten darthut und wie er es in der Gründung seiner Schule und in seiner ganzen künstlerischen Wirksamkeit bewährt hat.

Zu dieser Großartigkeit der Auffassung seines Berufes trat bei ihm eine schöpferische Vollkraft, mit der er seinen Werken einen durchaus eigenthümlichen Styl, der Kunst eine neue Sprache gab, leicht und sicher jedem Stoffe in eigner Modification angemessen, ob er romantisch war, antik oder christlich. Wohl hat er sich in früher Jugend an Dürer[78]) und Marc Anton gebildet, ist später mit sichtbarem Nutzen in die Schule der Florentiner des 15. Jahrhunderts und nach ihnen zu Raphael und Michel Angelo gegangen; immer aber bleibt seine Sprache seine Schöpfung, keine Stellung noch Bewegung, kein Zug eines Gesichts, nicht Fuß noch Hand, keine Gewandfalte von ihm läßt sich in irgend einem Werke älterer Kunst nachweisen, obschon deren edelster, reinster Geist in allen den seinigen lebt.

Seine Compositionen fügen sich wie von selbst in gegebene Räume und zeichnen sich durch ihre geschlossene pyramidale Gruppirung, durch Harmonie der Linien und Massen sowie durch große Klarheit in der Anordnung aus, so daß sie auch in Entfernung leicht leserlich sind. Seine Darstellung ist mannichfaltig und lebendig, und bei aller Wahrheit der Motive im Maaße der Schönheit gehalten; jeder Ausdruck von Güte und Liebe, wie von Neid, Zorn, Haß und Rache, von tiefem Ernst bis zu lichter Heiterkeit, von todtengleicher Ruhe bis zum Sturme der Leidenschaft und weltverachtender Begeisterung, vom Jammer des Schuldbewußtseins bis zur höchsten Glückseligkeit, das ganze weite Reich des Seelenlebens stand ihm, wie seit Jahrhunderten Keinem — zu Gebote. — Neigte auch seine Natur vorzugsweise zum Erhabenen und Großartigen in der Zeichnung, namentlich der Körperformen, so sündigte er doch nicht gegen die Gesetze der Schönheit und auch der Anmuth Rechte waren bei ihm gesichert.[79]) Nur in einer Beziehung scheint er — wenn auch nur vorübergehend

— durch den Drang zum Großartigen auf einen Irrweg gerathen zu sein. Die ersten noch in Rom von ihm gemachten Entwürfe für den Göttersaal der Glyptothek sind auf kleinere Figuren berechnet; an ihre Stelle traten in der Ausführung Gestalten in, selbst über Lebensgröße und brachten die Bilderräume in die Gefahr der Ueberfüllung; im Heroensaal aber bewirkte die Colossalität der Figuren den zweiten Nachtheil eines auffallenden Mißverhältnisses zu der Größe des Saales selbst; Uebelstände, welche Cornelius bei den spätern Arbeiten für die Ludwigskirche, Pinakothek, Camposanto und Dom glücklich vermieden hat.

Dagegen begegnen wir an einer andern Stelle nicht selten einer — wie soll ich sagen — nicht rechten Würdigung der Proportionalgesetze, wie der Körperbildung. Schon in den Entwürfen zu den kunstgeschichtlichen Fresken der Pinakothek wird man mehrfach auf Verstöße gegen Zeichnung, namentlich gegen Proportionen treffen; ganz besonders aber zeichnen sich viele Gestalten in den Umrissen zu den Camposanto-Cartons durch zu lange und schmale Verhältnisse aus; ein Umstand, der vielleicht seinen Grund darin hat, daß er diese Entwürfe meist in Abendstunden bei der Lampe gemacht. Die vollendeten Cartons unterliegen diesem Vorwurf nicht.

Hierbei ist noch einer besonderen Begabung von Cornelius zu gedenken, mit welcher er mehr als alle seine Kunstgenossen selbst über die streng künstlerischen Grenzen als Wegweiser und Vorbild in die architektonische Decoration reicht. In der verzierenden Umgebung seiner Bilder entfaltet er einen Reichthum von Phantasie und Schönheitsinn, wie sie seit den großen Meistern der italienischen Renaissance keinem Künstler verliehen gewesen, und mit welchem er schon in der Glyptothek, und mehr noch in den Entwürfen zu den Pinakothek-Fresken in überraschender Fülle die ergiebigsten Quellen aufgeschlossen.

Bei dem Vorzug, den Cornelius der Form vor der Farbe gab, unter welcher jene leicht bis zum Verschwinden gemildert

wird, konnte es kaum überraschen, daß in seinen Werken ein sicherer und genügender Farbensinn nicht zur Geltung kam. Wie trefflich auch seine Fresken in Casa Bartoldi in Rom coloriert, wie stylvoll und rein die Farbe der beiden ersten von ihm gemalten Amoretten in der Glyptothek sind, — fast unmittelbar danach verliert er die Richtung, und wenn er auch in der „Unterwelt" und im „Untergang Trojas" sie wieder gewinnt, dazwischen schwankt er von Extrem zu Extrem und in der St. Ludwigskirche ist jedenfalls die Farbe das am wenigsten Befriedigende. — Welche Thorheit aber ist es, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht alle Kräfte daran gesetzt, sich ebenso zum Coloristen durchzubilden, wie er großer, ja größter Componist war! Er hatte eine andre, und höhere Aufgabe und kannte sie; und daß er sie kannte und heilig hielt, hat uns die Werke gebracht, die auch ohne Farbe, ja ohne Schatten und Licht das ehrenreichste Denkmal der neuen deutschen Kunst sind. — Wenn aber der Werth auf ein „Malen können," auf eine Ausführung gelegt werden soll, deren Ziel die Illusion ist, so ist darauf nur an die Aeußerung von Cornelius an Riedel zu erinnern: „Sie haben vollkommen erreicht, was ich mein Leben lang mit größter Anstrengung vermieden habe." [80])

Die letzte große Composition von Cornelius ist „die Erwartung des Weltgerichtes" nach einem Programm des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen. [81]) Wenn ich nicht zu denen gehöre, die dieses Werk, das unleugbar große Schönheiten enthält, unbedingt bewundern, so steht mir des Meisters eignes Wort zur Seite: „Das Jüngste Gericht in München war die Stärke meiner Jugend; das Andere ist das Uebergewicht der Reflexion des Alters!"

Was und wie man aber auch darüber denke — an seiner Künstlergröße rüttelt man damit nicht. Wenn die Größten vor ihm mit zunehmenden Jahren schwächer wurden im Schaffen wie im Ausführen, so erlebte er nach zurückgelegtem sechzigsten Lebensjahr eine neue Jugend, frischer, reicher und kräftiger, als selbst

sein hochbegabtes Mannesalter gewesen, und konnte mit dem Bewußtsein von uns scheiden, daß er die vollen Ergebnisse eines doppelten, ununterbrochenen thätigen Lebens uns hinterlassen. Er ist am 6. März 1867, um 10 Uhr Vormittags ohne vorangegangene Krankheit sanft entschlafen. —

Ich beendige mein Lebensbild des Meisters mit den Worten des Gedenkbuchs: Große Gaben hatte er empfangen; aber er hat als ein treuer Haushalter mit seinem Pfunde gewuchert. Er hat nicht nach Zielen getrachtet, die abseits seiner Lebensbestimmung lagen; vielmehr durch strenges Festhalten an dem ihm vor allen Andern anvertrauten Gute und an der Entfaltung seiner besondern Anlagen seine künstlerische Thätigkeit vor Lähmung und Zersplitterung bewahrt. Nie hat er seine Kräfte unwürdigen, oder nur werthlosen Gegenständen gewidmet; nie dem Verlangen der Halbbildung oder der Kunstschmeckerei, sie mochte schmeicheln oder schimpfen, das geringste Zugeständniß gemacht und seine Liebe zur Kunst erhalten, wie sie war bei ihrem ersten Erwachen: rein, keusch und heilig!

München, 6. Januar 1875.

Anmerkungen.

[1]) Peter von Cornelius, ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken, mit Benutzung seines künstlerischen wie schriftlichen Nachlasses, nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner Freunde und eignen Erinnerungen und Aufzeichnungen von Ernst Förster. 2 Theile, mit Cornelius Bildniß. Berlin, G. Reimer 1874.

[2]) P. v. Cornelius rc. I, S. 4–6.

[3]) a. a. O. I. S. 7. [4]) a. a. O. I. S. 8.

[5]) a. a. O. I. S. 43. [6]) a. a. O. I. S. 9.

[7]) a. a. O. I. S. 4. [8]) a. a. O. I. S. 30, 36, 7 f.

[9]) a. a. O. I. S. 39. [10]) a. a. O. I. S. 26.

[11]) a. a. O. I. S. 57. [12]) a. a. O. I. S. 52.

[13]) a. a. O. I. S. 71. [14]) a. a. O. I. S. 62. ff.

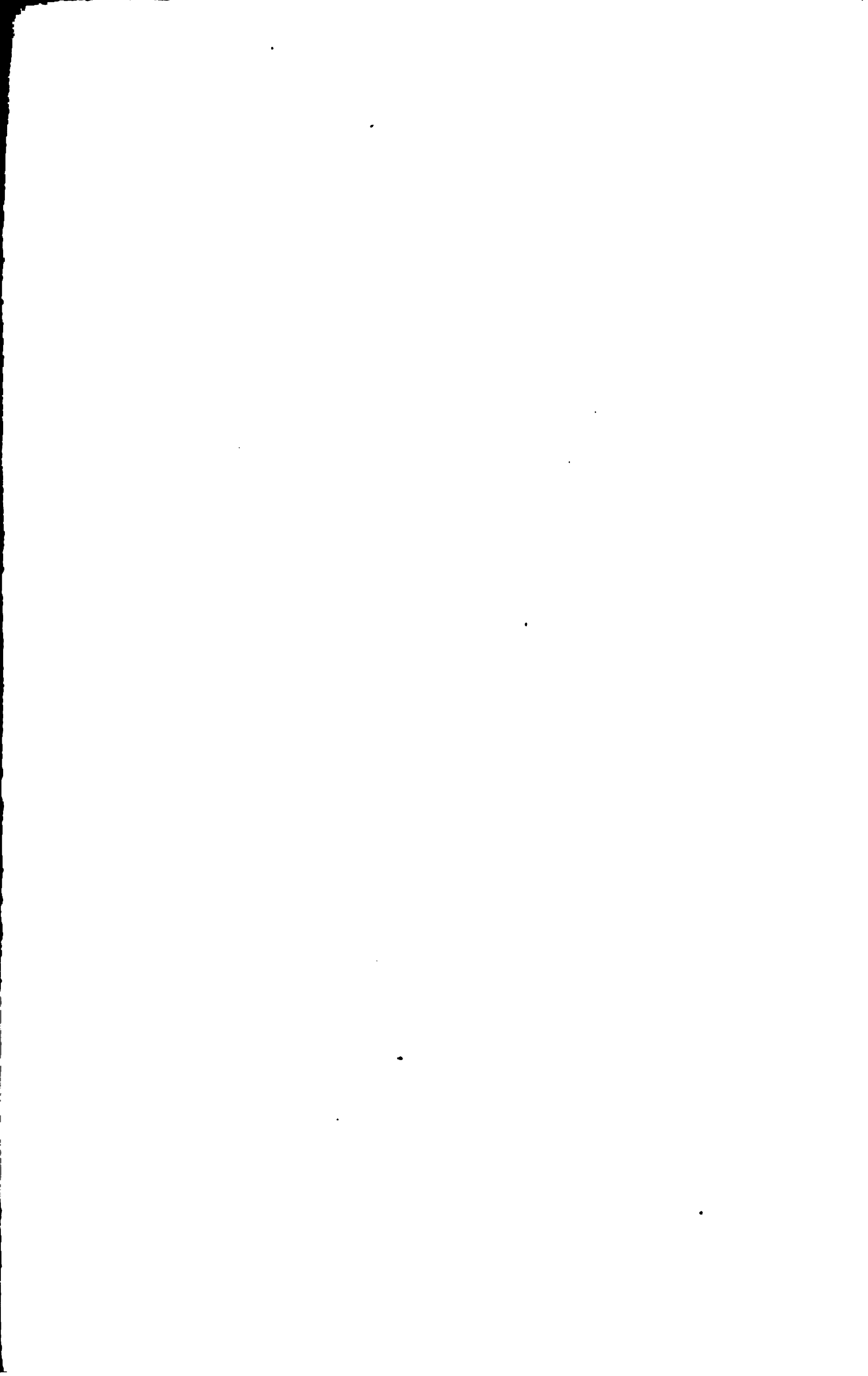
[15]) a. a. O. I. S. 67. [16]) a. a. O. I. S. 37.

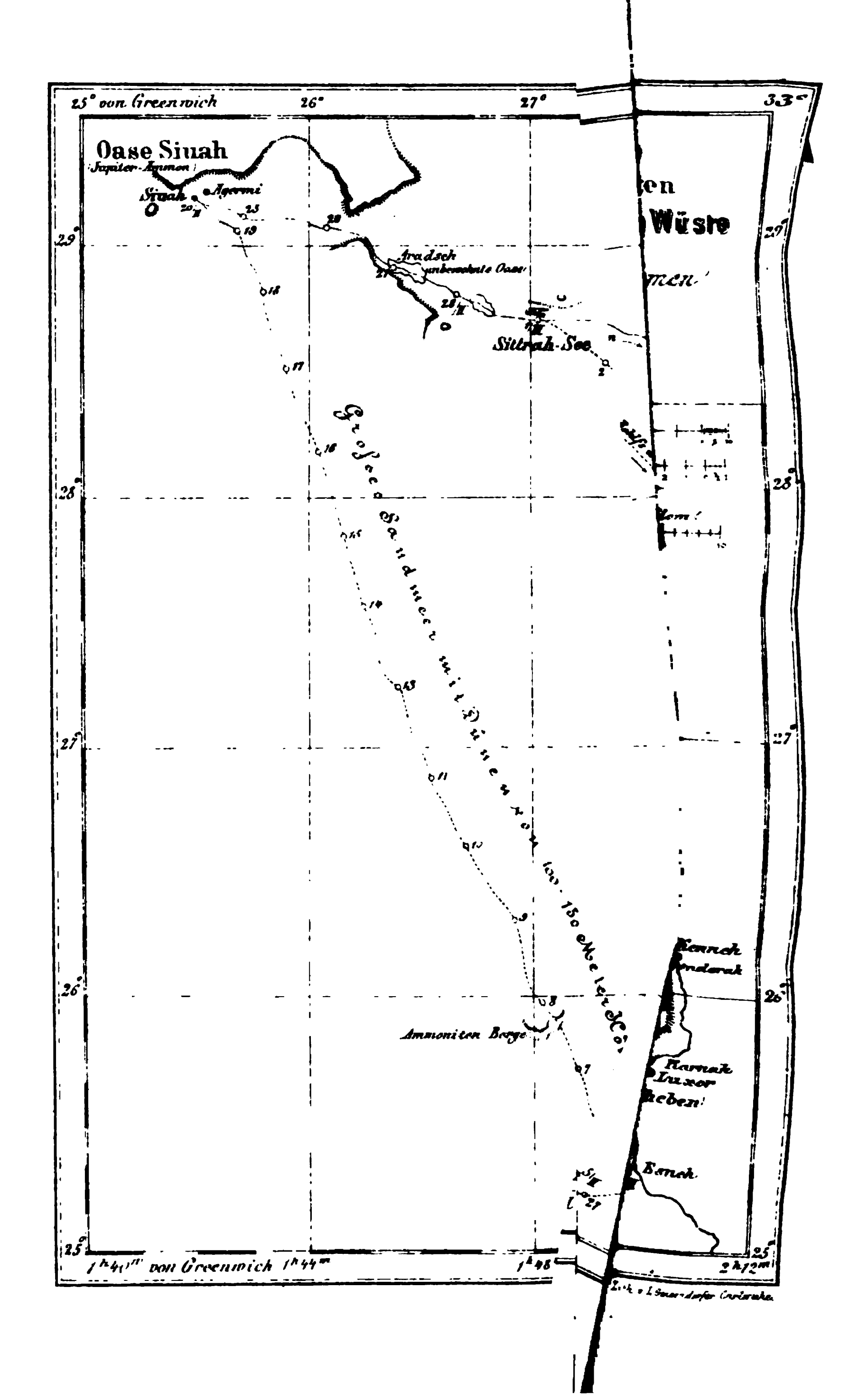
[17]) a. a. O. I. S. 80. [18]) a. a. O. I. S. 93.

[19]) a. a. O. I. S. 96—106. [20]) a. a. O. I. S. 126.
[21]) a. a. O. I. S. 120. [22]) a. a. O. I. S. 200 ff.
[23]) a. a. O. I. S. 128 ff. [24]) a. a. O. I. S. 139, 142.
[25]) a. a. O. I. S. 152. ff. [26]) a. a. O. S. 179 ff.
[27]) a. a. O. I. S. 210 ff. [28]) a. a. O. I. S. 210.
[29]) a. a. O. I. S. 216, 465 ff. [30]) a. a. O. I. S. 242.
[31]) a. a. O. I. S. 236. [32]) a. a. O. I. S. 265.
[33]) a. a. O. I. S. 316. [34]) a. a. O. I. S. 322 f.
[35]) a. a. O. I. S. 325, 332. [36]) a. a. O. I. S. 350.
[37]) a. a. O. I. S. 425. [38]) a. a. O. II. S. 127—131.
[39]) a. a. O. II. S. 151. [40]) a. a. O. II. S. 202.
[41]) a. a. O. II. S. 457 u. 466. [42]) a. a. O. I. S. 468.
[43]) a. a. O. I. S. 297 ff. [44]) a. a. O. I. S. 339.
[45]) a. a. O. I. S. 393. [46]) a. a. O. I. S. 425.
[47]) a. a. O. I. S. 426 ff. [48]) a. a. O. I. S. 434, 449.
[49]) a. a. O. II. S. 48. [50]) a. a. O. II. S. 77.
[51]) a. a. O. II. 442 ff.
[52]) a. a. O. I. S. 416, 418. Für die nachfolgenden Angaben ist das „Gedenkbuch" so reich an Belegen, daß sie einzeln anzugeben einen zu großen Raum beanspruchen würde.
[53]) a. a. O. I. S. 61. [54]) a. a. O. I. S. 118, 120.
[55]) a. a. O. II. S. 478. [56]) a. a. O. II. S. 6, 68 u. f. f.
[57]) a. a. O. I. 425 ff. [58]) a. a. O. I. S. 281, 400.
[59]) a. a. O. II. S. 474. [60]) a. a. O. II. S. 250.
[61]) a. a. O. II. S. 272. [62]) a. a. O. II. S. 22.
[63]) a. a. O. II. S. 125. [64]) a. a. O. II. S. 237.
[65]) a. a. O. II. S. 249. [66]) a. a. O. II. S. 472, 474.
[67]) a. a. O. II. S. 476. [68]) a. a. O. II. S. 483.
[69]) a. a. O. I. S. 26. [70]) a. a. O. I. S. 67 u. 127 f.
[71]) a. a. O. I. S. 211 ff. [72]) a. a. O. I. S. 30. 33 u. f.
[73]) a. a. O. I. S. 63. [74]) a. a. O. I. S. 170 ff.
[75]) a. a. O. II. S. 14 u. ff.
[76]) a. a. O. II. S. 201, 202 ff. 240, 248.
[77]) a. a. O. I. S. 152, 161. [78]) a. a. O. I. S. 86.
[79]) a. a. O. I. S. 284.
[80]) a. a. O. II. S. 128, vgl. auch S. 416 u. 458.
[81]) a. a. O. II. S. 341.

(32)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.





25° von Greenwich
26°
27°
33°
Oase Siuah
(Jupiter-Ammon)
Siuah
Agermi
Aradsch
unbewohnte Oase
Sittrah-See
Wüste
29°
28°
27°
26°
25°
Ammoniten Berge
Keneh
Karnak
Luxor
Theben
Esneh
1h 40m von Greenwich
1h 44m
1h 48m
2h 12m

(2)

Die Geographischen Resultate

der von

G. Rohlfs

geführten

Expedition in die libysche Wüste.

Oeffentlicher Vortrag, gehalten im Museum zu Carlsruhe, am 16. Dezember 1874.

Von

Dr. W. Jordan,

Professor der Vermessungskunde am Gr. Polytechnikum zu Carlsruhe, Mitglied der Expedition.

Mit einer Karte.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

Die Forschungen, deren Resultate zu berichten meine Aufgabe ist, gehören zu denjenigen, welche den Menschen beschäftigt haben, seit er angefangen hat, sich als Herren der Erde zu fühlen, sie sollen einen Beitrag liefern zur Erkenntniß der Oberfläche unserer Erde.

Obgleich unsere geographischen Kenntnisse noch viele und große Lücken zeigen, und zwar mehr, als der erste Anblick einer Erdkarte vermuthen läßt, hat sich doch in den letzten Jahrzehnten das allgemeine Interesse hauptsächlich auf 2 Gebiete concentrirt, welche beide, jedoch aus sehr verschiedenen Ursachen, bis jetzt den Zutritt verwehrt haben.

Während der Nordpol mit seiner Umgebung, einer der zwei interessanten Punkte der Erde, an welchen die Begriffe von Tageszeit und Himmelsrichtung verschwinden, durch Eis verbarrikadirt ist, treffen wir in Afrika Flächen von der Ausdehnung des Deutschen Reiches, denen das im nordischen Eis erstarrte Lebenselement, das Wasser, fast gänzlich versagt ist; und wenn auch die Natur sich günstiger erweist, so treten doch oft die Bewohner der Landes dem Eindringling feindlich entgegen.

Vor Kurzem sind unsere österreichischen Stammesbrüder von einer Nordpolfahrt heimgekehrt, nachdem sie die Polarfrage ihrer Lösung um einen starken Schritt näher gebracht haben; um wie viel das bisher unerforschte Gebiet der Sahara beschränkt worden ist durch die von Gerhard Rohlfs geführte libysche Expedition, welche freilich in ihren Anstrengungen und Resultaten mit jener

nordischen sich nicht vergleichen kann, habe ich nunmehr die Pflicht, des Näheren in Wort und Bild darzulegen.

Werfen wir zuerst einen Blick rückwärts auf die Geographie von Afrika, so finden wir, daß zwar der ungefähre Verlauf seiner Küsten sehr frühe bekannt geworden ist, denn es berichtet bekanntlich schon Herodot,[1]) daß Phönizische Männer im Auftrage des egyptischen Königs Neko ganz Libyen d. h. Afrika vom rothen Meer bis zu den Säulen des Herkules umschifft hätten; das ganze Innere dagegen, mit Ausnahme von Aegypten und seiner Nachbargebiete, ist bis zum 18ten Jahrhundert terra incognita geblieben.

Wie dann der Nürnberger Geograph Martin v. Behaim, welcher den Portugiesen Diego Cam auf seinen Entdeckungsfahrten an der West-Küste von Afrika begleitet hatte, auf seinem berühmten Globus im Jahr 1492, also noch vor der Fahrt Vasco de Gama's Afrika abgebildet hat, zeigt z. B. die Tafel III. in Band VIII. der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde.[2])

Wie man dort sieht, hat leider auch Behaim es nicht verschmäht, das Innere von Afrika in Ermangelung verbürgter Nachrichten mit den Gebilden fremder und eigener Phantasie auszuschmücken. Als dann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geographische Kritik zu üben begonnen wurde, mußte ein großer Theil der Karte von Afrika wieder weißes Blatt werden, und erst den Bemühungen der letzten Jahrzehnte ist es gelungen, den interessanten Continent soweit kartographisch darzustellen, wie die Tafel VI. zu Band VIII. der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zeigt.[3]) Dieselbe ist das Product einer kritischen Arbeit des Geographen Heinrich Kiepert und wird von jedem Deutschen mit einem Gefühl freudiger Erhebung betrachtet werden, denn sie stellt in ihrer verschiedenen Farbenanlage die Vertheilung der Entdeckungen nach Nationalitäten dar.

Während naturgemäß die Küstengebiete den Portugiesen, Engländern und Franzosen zu verdanken sind, können wir auf

alle die durch rothen Ton hervorgehobenen schwer zugänglichen Innentheile als Eroberungen Deutschen Forschergeistes blicken, Eroberungen zwar rein wissenschaftlicher Natur, welche aber doch eine erschreckende Zahl theurer Leben gekostet haben; liegen ja allein in dem feindseligen Wadai Vogel und Beurmann auf Befehl des Sultans ermordet, nachdem zuvor Overbeck dem Klima erlegen war, und dennoch wagte Gustav Nachtigal noch einen dritten Versuch, durch Wadai über Kordofan gegen den Nil vorzudringen, was ihm laut kürzlich gekommener freudiger Nachricht nach 5 jährigem Ringen gelungen ist.

Da es hier nicht unsere Aufgabe sein kann, die Entdeckungsgeschichte von Afrika[4]) auch nur in ihren Grundzügen vorzuführen, genügt es, als Beispiel der Erfolge eines unserer Afrika-Reisenden die Kreuz- und Querzüge zu beschreiben, welche der Führer der uns nachher speciell beschäftigenden libyschen Expedition, Gerhard Rohlfs früher schon mit Erfolg ausgeführt hat. Dadurch werden wir zugleich auch die erste Veranlassung dieser Expedition kennen lernen.

Rohlfs machte sich zuerst im Jahr 1855 als Arzt der algerischen Fremdenlegion mit Land und Leuten von Afrika bekannt und ging 1861 unter dem Schein eines Muselmanns nach Marokko. Dort unternahm er mehrere Reisen, erfuhr aber dabei einen meuchelmörderischen Ueberfall seiner Führer, die ihn als todt in der Wüste liegen ließen.

Nur zufällig durch wandernde Priester gerettet, wagte er nach 3 Jahren eine zweite Reise durch Marokko und über den Atlas, von der er bei Tripolis wieder ans Meer gelangte. Mit Unterstützung mehrerer geographischer Gesellschaften gelang ihm dann 1865—1867 eine Reise quer durch Afrika von Tripolis über Mursuk und Bornu nach Lagos auf theilweise neuen Wegen. Im Jahr 1868 begleitete er die englische Expedition nach Abyssinien.

Als dann in demselben Jahr der König von Preußen den Wunsch äußerte, dem Sultan Omar von Bornu werthvolle Ge-

schenke zukommen zu lassen, als Dank und Anerkennung für die gastfreundliche Behandlung mehrerer Deutscher Reisender, übernahm Rohlfs den Transport dieser Geschenke nach Tripolis, um dort dieselben an Nachtigal zu übergeben, der sie nach Bornu brachte, um dann sich zu dem schon früher erwähnten Durchbruch über Wadai und Kordofan an den Nil zu rüsten.

Rohlfs selber unternahm nach Erledigung seines ersten Auftrages einen Zug von Tripolis über die Oasen Audschila, Dschalo und Siuah nach Alexandrien.

Diese vielen Reisen befähigten Rohlfs in hohem Grade zur Führung einer größeren Expedition in Afrika. Vollständig vertraut sowohl mit den Methoden des Reisens als auch mit der Art des Verkehrs mit hoch und nieder gestellten Eingeborenen und die arabische Sprache geläufig sprechend, konnte er mit derselben Zuversicht eine Forschungsreise organisiren, mit welcher sich die von ihm eingeladenen Mitglieder unter seine Führung stellten.

Während der letztgenannten Reise von Tripolis nach Alexandrien beobachtete Rohlfs auf einer sehr großen Strecke an seinem Aneroid auffallend hohe Barometerstände, welche eine vielleicht bis unter den Meeresspiegel reichende Depression der Wüste wahrscheinlich machten.

Zwar sind dieses nicht die ersten auf eine dortige Depression hindeutenden Beobachtungen, denn schon im Januar 1819 hatte der Franzose Caillaud in Siuah 11 Tage lang starken Luftdruck (von durchschnittlich 766 Millimetern) mit dem Quecksilberbarometer constatirt; Rohlfs fand jedoch auf der ganzen Linie vom Bir-Ressam bis über Siuah, mehrere Wochen lang den erwähnten hohen Barometerstand.[5])

Es wurden dann verschiedene mehr oder weniger abenteuerliche Projecte aufgebracht, die nichts Geringeres erstrebten, als das mittelländische Meer in die Sahara zu leiten, um dort ein Binnenmeer zu schaffen, dessen Ufer cultivirbar würden.

Ehe wir diese Depressionsfrage näher untersuchen, ist es un-

umgänglich nöthig, zuerst die Höhenmessungsmethoden und die damit erreichbare Genauigkeit zu betrachten.

Wenn uns die badische topographische Vermessung berichtet, der Rand des Luisenthurmes auf dem Feldberg habe eine Höhe von 1508 Metern über dem Meer, so ist dieses Resultat jedenfalls auf 1 Meter sicher, allein diejenigen Mittel, welche zu solchen Resultaten geführt haben, sind auf Entdeckungsreisen durchaus nicht verfügbar. Man hält sich hier lediglich an das Quecksilberbarometer oder neuerdings sogar aus Bequemlichkeitsrücksichten nur an dessen mehr oder weniger zuverlässigen Ersatz, das Federbarometer oder Aneroid, welches als angebliches Instrument zur Wetterbestimmung allgemein bekannt ist.

Wenn man 2 gute Barometer an 2 Orten gleichzeitig abliest, so dient der Unterschied beider Ablesungen als ein ziemlich zuverlässiges Maaß des Höhenunterschiedes beider Orte. Gleichzeitiges Ablesen an 2 nicht zu weit von einander entfernten Orten ist nöthig, weil der Luftdruck und der ihn anzeigende Barometerstand beständigen Schwankungen unterworfen ist. Alle die Messungen aber, welche vor unserer Expedition in der muthmaßlichen Depression angestellt worden sind, entbehrten correspondirender Beobachtungen, ja sogar sie lieferten z. Theil nicht einmal in zuverlässiger Weise den Luftdruck selbst, denn die verwendeten Federbarometer zeigen fast immer einen von dem wahren Barometerstand mehr oder weniger abweichenden Stand, und nur bei beständiger Vergleichung mit einem Quecksilberbarometer sind sie zu absoluten Messungen geeignet. Allerdings Caillaud hatte im Jahre 1819 ein Quecksilberbarometer, Rohlfs dagegen ein Federbarometer[6]) über dessen Stand Unsicherheit besteht.

Trotz alledem war die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß eine wenigstens in der Richtung von West nach Ost ausgedehnte Depression in der libyschen Wüste besteht und es erschien von großem Interesse, erstens die früheren Messungen zu controliren, und

zweitens auch die Breitenausdehnung einer etwaigen Depression zu untersuchen.

Dieses gab die erste Veranlassung zu der libyschen Expedition.

Rohlfs theilte sein Vorhaben einer dahin gerichteten Entdeckungsreise der Berliner geographischen Gesellschaft mit, und mit deren Befürwortung legte er das Projekt dem deutschen General-Consul in Alexandrien, Herrn von Jasmund, vor, der es verstanden hat, seine Hoheit den Vicekönig von Egypten dafür zu gewinnen.

Wenn man bedenkt, welche Anforderungen beständig an diesen morgenländischen Herrscher durch die schwierige innere und äußere Politik seines Landes gestellt werden, so kann man nicht umhin, das wissenschaftliche Interesse und die Liberalität zu bewundern, womit derselbe die nicht unbedeutenden Kosten einer materiell wenig Aussicht bietenden Expedition übernommen hat.

Das von Rohlfs der khedivischen Regierung im November vorigen Jahres vorgelegte Programm sagte unter Anderem: Es wäre lächerlich zu behaupten, wir wollen Gold, Steinkohlen oder Naphta entdecken, aber es ist von Interesse, nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in politischer Beziehung, zu wissen, was die Westgrenze von Egypten bildet, und ob man die Oasen Wadschanga oder Kufrah von den egyptischen Oasen aus erreichen kann.

Die letztere Oase, deren Existenz durch viele übereinstimmende Aussagen der Bewohner von Audschila und Dschalo verbürgt ist, scheint von einigen Anhängern der fanatischen muhamedanischen Secte der Snussi bewohnt zu sein, und steht unter keiner Oberherrschaft. Sagenhafte Ueberlieferungen redeten auch von einer Oase Sersurah, welche sich 5—6 Tagereisen westlich vou den egyptischen Oasen, also zwischen dieser und Kufrah befinden sollte.

Uebrigens erhielt die Expedition einen durchaus wissenschaftlichen Charakter; eine ursprünglich beabsichtigte militärische Bedeckung zu Schutz und Trutz wurde unterlassen; sie zählte außer

dem in Geographie und Ethnographie thätigen Führer ein Mitglied für geographische Messungen, einen Geologen, einen Botaniker und einen Photographen.

Es ist hier der Ort, Einiges über die Methoden geographischer Forschung im Allgemeinen zu sagen.

Es wird in jeder Volksschule gelehrt, daß ein Punkt auf der Erdoberfläche bestimmt ist durch seine geographische Breite und Länge und durch seine Höhe über dem Meer, und deswegen fühlt auch jeder Reisende die Pflicht, ehe er von der Gesteins-Formation eines Bodens, von den darauf wachsenden Pflanzen und den sich hiervon nährenden Thieren und Menschen berichtet, jene geographischen Bestimmungsgrößen wenigsten näherungsweise zu ermitteln, oder kurz, das von ihm erforschte Gebiet in einem Kartenbild zu veranschaulichen.

Während nun der nicht fachlich interessirte Beschauer einer neuen Karte zufrieden gestellt ist, wenn dieselbe von kundiger Hand in Gebirgen, Thälern und Flüssen &c. schön ausgearbeitet vorliegt, fragt der Fachmann zuerst nach den bei ihrer Aufnahme verwendeten Methoden und dem Grad der erzielten Genauigkeit, denn in dieser Beziehung bestehen ungeheure Unterschiede. Von der Flurkarte einer badischen Gemarkung, in welcher jeder Fuß breit von dem Feldmesser mit der Meßruthe in der Hand gemessen worden ist, und wovon jeder □Meter von Grund und Boden in einer Urkunde mit Namen und Besitzer aufgezeichnet ist, bis zu dem Kartenbild einer Oase in der Sahara, deren Lage, Gestalt und Größe nur aus den vagen Mittheilungen der Eingeborenen geschlossen worden ist, bestehen alle denkbaren Stufen der Genauigkeit.

Zur See wird heut zu Tage keine wichtige Reise mehr gemacht, die nicht durchaus astronomisch festgelegt würde, denn schon die Sicherheit der Schifffahrt verlangt dieses; der einzelne Afrika-Reisende dagegen, welcher gewöhnlich den Caravanenstraßen unter Führung der Eingeborenen folgt, hat nicht dasselbe Bedürfniß genauer Orientirung wie der Seemann, und oft nicht die nöthigen

Mittel. Unsere meisten Reisenden haben sich deswegen in Beziehung auf absolute Ortsbestimmung darauf beschränkt, an jedem Tage aufzuzeichnen, wie lange sie marschirt sind und welche Marschrichtuug der Taschencompaß jeweils zu erkennen gegeben hat. Der Geograph construirt dann die Karte nach Angaben wie z. B. diese: 4½ Stunden Marsch nach NNW, 6 Stunden Marsch nach NW ꝛc. und wenn hierbei die Geschwindigkeit der Caravane zu groß oder zu klein geschätzt worden ist, so wird auch die Karte in demselben Maaß zu groß oder zu klein ausfallen.

Der in solchen Dingen sehr erfahrene Geograph Petermann sagt über diese Unsicherheiten Folgendes:[7]) „Die Reisen Dr. Barths z. B. schweben, was ihre Stellung auf der Karte anlangt, unsicher in der Luft, da er keinen einzigen Punkt astronomisch fixirte. Berühren unsere ersten und besten Erforschungsreisenden ein und dasselbe Gebiet, so wird dasselbe auf der Karte zu einem wahren perpetuum mobile, bei jedem Reisenden bekommt es eine mehr oder weniger verschiedene Darstellung." Uebrigens haben z. B. Vogel und Beurmann sich speciell für ihre Reisen auf Sternwarten für die nöthigen (nicht sehr schwierigen) Messungen ausbilden lassen, es sind aber leider gerade die wichtigsten astronomischen Messungen dieser beiden Reisenden durch ihre Ermordung in Wadai verloren gegangen.

Daß sich Breiten verhältnißmäßig leicht messen lassen, ist nicht schwer einzusehen: Wer von Berlin eine Reise nach Italien macht, kann leicht beobachten, daß der jedem Freunde der Astronomie bekannte Polarstern eine um so tiefere Stellung am Himmel einnimmt, je weiter man nach Süden kommt, und in der libyschen Wüste sahen wir diesen Stern nur etwa halb so hoch stehen als im nördlichen Deutschland. Umgekehrt steht die Sonne an jedem einzelnen Tage, auf einem Punkte in Afrika betrachtet, genau um ebenso viele Grade höher, als auf einem Punkte in Deutschland betrachtet, als der erstere Punkt südlicher liegt als der letztere, kurz, Breitenbestimmung verlangt im Wesentlichen nur die Messung der Höhe eines Gestirns.

Wäre es möglich, so genaue tragbare Uhren (Chronometer) zu construiren, daß dieselben Monate lang richtig giengen, oder daß man wenigstens ihren Gang genau berechnen könnte, so wären Längenmessungen auch nicht schwieriger; da dieses aber noch nicht genügend gelungen ist, hält man sich in Beziehung auf geographische Längen an den Mond, wie ein einfaches Beispiel zeigen mag:

Wer am 14. October dieses Jahres Abends nach der Mondsichel schaute, hat vielleicht bemerkt, daß damals dieselbe unmittelbar bei dem hellen Abendstern der Venus stand, am folgenden Abend dagegen stand der Mond bereits 2 Handbreiten links von dem Stern. Nun hat man die Abstände des Mondes von verschiedenen Sternen auf mehrere Jahre voraus berechnet, und in astronomischen Jahrbüchern veröffentlicht, welche der Reisende mit sich führt. Mißt man also zu irgend welcher Zeit den Abstand des Mondes von einem solchen Stern, so kann man rückwärts berechnen, wie viel Uhr es zu dieser Zeit etwa in Greenwich ist, und da man auch ermitteln kann, wie viel Uhr es an dem Beobachtungsorte selbst ist, so hat man in dem Unterschied beider Uhrstände den geographischen Längenunterschied beider Orte. Leider braucht aber der Mond 28 Tage um den Umfang des ganzen Himmels zu durchlaufen, d. h. er bewegt sich 28 mal langsamer, als der ganze Himmel selbst sich zu drehen scheint, und deshalb sind auch die geographischen Längen durchschnittlich 28 mal weniger genau, als die mit gleicher Sorgfalt gemessenen geographischen Breiten.

Um die thatsächliche Genauigkeit solcher Messungen zu veranschaulichen, bemerke ich, daß ich auf unserer Expedition 60 Punkte in Bezug auf Breite so genau festlegen konnte, daß der Fehler den Durchmesser der Stadt Carlsruhe nicht erreichen kann, während Längenfehler, so groß wie der Weg von Carlsruhe bis zum Rhein auf einer Entdeckungsreise wohl vorkommen können, so fand ich z. B. die Lage der Jupiter-Ammons-Oase um etwa 1½ Tagereisen westlicher als Caillaud auf seiner Reise im Jahr 1819.

Ueber Höhenmessungen wurde das Nöthige schon bei Gelegenheit der Depressionsfrage erörtert. Das wichtigste Instrument für Höhenmessungen war ein Quecksilberbarometer, und die leicht zu handhabenden Federbarometer waren in den Händen aller Expeditionsmitglieder.

Glücklicherweise konnten 2 Reihen correspondirender Messungen erlangt werden. Erstens sind die regelmäßigen meteorologischen Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt worden, welche auf der nach Europäischem Muster eingerichteten Station in Cairo unter Leitung des Astronomen Ismael-Bey seit 6 Jahren angestellt werden, und zweitens hatte der Director der Amerikanischen Missionsschule in Siut, Mr. Hogg, die Güte, während der 5 Expeditionsmonate täglich 3mal Ablesungen an einem ihm zu diesem Zweck zurückgelassenen Aneroid zu machen.

Was die thatsächliche Genauigkeit solcher barometrischer Höhenmessungen betrifft, so dürfte die Mehrzahl der Inner-Afrikanischen Höhenbestimmnngen nur auf 50—100 Meter sicher sein, in unserem Falle wird sich wohl Genauigkeit auf 10—15 Meter erreichen lassen.

Auch einige allgemeine Worte über die Methode des Reisens sind hier geboten.

Bekanntlich ist, was dem Seefahrer sein Schiff, dem Wüstenreisenden das Kamel. Ohne dieses merkwürdige Thier sind Monate lange Reisen in wasser- und vegetationsloser Gegend geradezu unmöglich, denn kein anderes Thier kann 2—3 Wochen ohne zu trinken leben. Unsere Beduinen behaupteten, das Kamel könne im Winter 30 Tage ohne Wasser und 2—3 Tage ohne Nahrung aushalten. Mag das auch übertrieben sein, so haben wir doch selbst constatirt, daß unsere Kamele 17 Tage ohne Wasser und noch weitere 9 Tage nach Genuß von nur 12 Liter Wasser ausdauerten und zwar mit Lasten von 100—200 Pfd. und täglichen ununterbrochenen Märschen von 9—10 Stunden.

Allerdings ist diese Ausnützung der Thiere eine ganz intensive

und sogar grausame, und kann leicht durch deren Hinsterben auf dem Marsche sich rächen; so sind z. B. von den 115 Kamelen, die nach und nach auf unserer Expedition in Thätigkeit kamen, 17 auf dem Marsch gefallen, obgleich keines die ganze Expedition mitgemacht hat. Als Transportmittel für den Menschen ist das Kamel sehr bequem, es geht im Caravanenschritt langsamer als ein Fußgänger und bei täglichem 5stündigem Reiten und ebenso langem Gang zu Fuß hat der Europäer gar keine Beschwerden zu ertragen.

Das Wasser wurde in eisernen, innen emaillirten Kisten mitgeführt, deren ein Kamel 2 trägt. Diese von dem Führer der Expedition nach dem Vorgang der Franzosen in Algier adoptirten Behälter faßten je 47 Liter, und das Wasser hielt sich darin wochenlang sehr gut.

Der Weg wurde auf Caravanenstraßen angegeben durch einen mitgenommenen Führer, der sich seinerseits an die verschiedenen Merkmale der Straße, Spuren früherer Caravanen, die seit Jahrtausenden in den Boden eingetretenen Kamelpfade, zerstreute Kamelgerippe, namentlich aber die künstlich gesetzten Steinzeichen hält. In der pfadlosen Wüste war der nach dem Compaß zu wählende Weg jeweils durch verschiedene Umstände bedingt.

Das Klima ist im Winter in der Wüste sehr gesund. Die Temperatur überschreitet in dieser Jahreszeit nicht die auch im Deutschen Hochsommer beobachteten Wärmegrade, wir hatten im Gegentheil im Februar etwas von der Kälte zu leiden, denn bei Nacht bildete sich in kleinen Gefäßen wiederholt Eis.

Der Verlauf der Expedition ist durch die Karte dargestellt.

Von Siut am Nil, einer der größten oberegyptischen Städte und Knotenpunkt mehrerer Caravanenstraßen, brach am 16 Dezember vorigen Jahres eine Caravane von 100 Kamelen gegen Westen auf.

Entsprechend der großen Zahl von Lastthieren bestand die

Mannschaft außer den 5 Expeditionsmitgliedern und 5 deutschen Dienern aus etwa 30 Beduinen, Berbern und Negern.

Nach 2tägigem Marsch an der Grenze des Culturlandes des Nilthales gieng es mit Ersteigen des Randgebirges in die endlos sich ausbreitende Wüste hinein.

Jedem von uns ist der erste Eindruck in bleibender Erinnerung, den der Ausblick auf die endlos hingestreckte Einöde nach dem Entschwinden der letzten Pflanzen gemacht hat; kein Grashalm bewegt sich im Wind, kein Vogel, kein Insekt schwebt in der Luft, Nichts Lebendiges bis zum fernen Horizont. Das Meer und die Wüste sind schon oft verglichen worden, aber das Meer mit seinen Wellen ist Leben, die Wüste ist der vollkommene Tod der Natur.

Die häufig zu treffende Vorstellung, daß Wüste und Sand unzertrennlich seien, ist ganz falsch. Der Boden ist im Allgemeinen Fels mit kleinen Steinen und etwas Flugsand, d. h. ganz derselbe Boden, den die Erde überall zeigen müßte, wenn keine Producte organischen Lebens darüber gedeckt wären. Im Gegensatz zu diesem sogenannten Serir-Boden steht die Dünenbildung, wobei feiner Quarzsand sich zu hohen Wellen angehäuft hat.

Das ganze Gebiet zwischen dem Nil und den Uadi-Oasen ist bedeckt durch ein solches fast vegetationsloses Kalkplateau, in der Terraingestaltung häufig der Oberfläche der Schwäbischen Alb ähnlich, obgleich das Gestein nicht wie dort der Juraformation angehört, sondern der viel jüngeren Kreide.

Dem Charakter der Hochebene entsprechend ist der Horizont stets eng begrenzt, die nächste Anhöhe ist selten mehr als 1—2 Stunden entfernt, und hat man sie erreicht, so darf man durchaus nicht hoffen, etwas Neues zu sehen, denn diesseits wie jenseits liegt unbegrenzt die leblose Einöde hingestreckt.

An geographischen Objecten war natürlich die Hochebene arm.

Dagegen wurde hier ein negatives geographisches Resultat erzielt: Es wurde früher vermuthet, daß zwischen dem Nil und

den Oasen ein langes Thal sich befinde, dessen Untersuchung die Expedition sich vorgesetzt hatte.

Es gibt in der libyschen Wüste verschiedene langgestreckte Einsenkungen, welche in der bilderreichen Sprache der Eingeborenen den Namen „Bahr-bela-ma“ d. h. „Fluß ohne Wasser“ führen, namentlich ist ein Bahr-bela-ma im östlichen Theil der Oase von Dachel bekannt, ferner einige Tagereisen westlich von der Oase Bacharieh, auch zwischen Bacharieh und dem Fayum, und hieraus hat sich bei den europäischen Geographen die Vermuthung erzeugt, daß früher der Nil einen Flußarm durch die Wüste gesendet habe, obgleich das westliche Nilufergebirge nirgends eine Lücke zeigt. Man findet sogar auf allen früheren Karten ein ganzes System von Bahr-bela-mas, allerdings größtentheils nur als „vermuthlich“ vorhanden, eingezeichnet. Unsere Expedition fand aber auf dem ganzen Weg von Siut bis Farafrah keine Spur eines Bahr-bela-ma und die wirklich vorhandenen Einsenkungen, welche diesen Namen führen, erwiesen sich als rein örtliche Bodengebilde; es ist also das Bahr-bela-ma als Nilarm endgültig aus der Geographie von Egypten getilgt.

Nach einem Marsch von 9 Tagen war das Ende der Hochebene erreicht; die Caravane sah sich plötzlich am Rande einer 150—200 Meter tiefen, steil abfallenden Gebirgswand mit wilden Felsmassen, die sich an Großartigkeit mit jeder Alpenlandschaft messen können.

Daß dieses mehrere Tagereisen lange Gebirge in der bisherigen von dem Franzosen Cailliaud aufgenommenen Karte fehlt, obgleich diese Karte zu dem Besten gehört, was an Expeditionskarten von Afrika vorhanden ist, mag als Beweis dafür dienen, daß auch in dem schon von Herodot und Strabo in den Hauptzügen richtig beschriebenen Gebiet der Wadai-Oase („Gebiet der Ammonier“) geographische Forschung noch mit Erfolg betrieben werden kann.

Auch der in der Senkung liegende Brunnen Bir-Keraui

ist neu entdeckt. Dieser Brunnen, von einigen Dattelpalmen und stachligem Gestrüpp umgeben, bot einen durchaus nicht erfreulichen Anblick; zudem war sein Wasser, wie leider oft in der Wüste, bittersalzig.

Zwei Tage nach einem kurzen Aufenthalt am Bir-Kerau̇i tauchte endlich die erste eigentliche Oase auf, es war die kleinste der 5 sogenannten Uadi-Oasen, das im Jahr 1819 zum ersten mal von einem Europäer, dem Franzosen Caillaud, besuchte und damals gewissermaßen entdeckte Farafreh oder Farafrah, zu deutsch Sprudelquelle, nach der Erklärung des Berliner Orientalisten Wetzstein.

In allen Briefen der Expedition wird dieses verlassene Farafrah die traurigste der Uadi-Oasen genannt, aber der Charakter einer Wüsten-Oase läßt sich an seinem Beispiel am Einfachsten beschreiben.

Mitten aus dem Sand- nnd Steingeröll ragt ein ganz scharf durch Lehmmauern abgegrenzter Dattelpalmenwald hervor; getrennt davon steht ein aus Lehm und Palmstämmen erbautes Dorf.

Beim Vergleichen eines von mir aufgenommenen Planes mit dem Plane von Carlsruhe finde ich ein sehr passendes Vergleichsobject für die Größe: Der Palmenwald von Farafrah ist so groß wie das Sallenwäldchen,[8]) und das Dorf so groß wie der Badgarten.[8]) Uebrigens ist dieses durchaus nicht die ganze Oase, in einem Umkreis von wenigen Stunden liegen 12 solcher Culturplätze mit Palmen, Weizen- und Reisfeldern, je um eine Quelle gruppirt; bewohnt ist aber nur der Hauptheil. Das erwähnte Dorf ist aus Lehmmauern mit übergedeckten Stämmen und Rippen der Dattelpalme ziemlich solide gebaut, und der mittlere castellartige Theil, der eine Quelle birgt, soll ohne Zweifel zur Vertheidigung dienen.

Daß die Bewohner durch die fanatisch-muhamedanische Secte der Snussi, welche auch in Kufrah ihr Wesen treiben sollen, und welche ihr höchstes Verdienst im starren Festhalten am un-

fehlbaren muhamedanischen Dogmatismus suchen, gegen alle Ungläubigen, die bekanntlich im Orient Hunde heißen, aufgestachelt sind, ließ sich später durch Vergleich mit der freundlichen Bevölkerung von Dachel deutlich erkennen.

Dem Reisenden Caillaud hatten vor 50 Jahren die Farafrehnser das Lagern bei ihrem Dorfe nicht gestattet; daß sie uns dieses nicht ebenfalls verwehrten, ist eine Folge der inzwischen erstarkten egyptischen Regierung und der Stärke unserer Caravane; übrigens versagten sie den Zutritt zu ihrem Castell und dem Snussi-Heiligthum, der Sauia, obgleich sowohl der Schech als der Oberpriester eine angebotene silberne Uhr gerne annahmen. Erst bei meinem zweiten Besuch im März 1874 durfte ich das Gasr betreten, die Sauia blieb aber auch dieses mal verschlossen.

Jedermann wird, wenn er zum erstenmal in der Wüste eine Quelle sieht, die Frage aufwerfen, woher kommt dieses Wasser? Aus den Wolken, wie in Deutschland, sicher nicht, denn eigentlicher Regen scheint dort nur alle 2—3 Jahre einmal zu fallen, und manches Jahr bleibt ohne Regen. Die Quellen sind vielmehr rein zufällige Geschenke aus der Tiefe der Erde, wie unsere Quellen von Baden, Wildbad und ähnliche; sie sind auch wie die letzteren fast alle thermal, z. B. hat die Quelle in Dachel 38° C., in Farafrah 25°, in Bacharieh 30° u. s. w.; auch führen fast alle Quellen mineralische Bestandtheile.

Es war bis jetzt allgemeine Ansicht, daß die Quellen unterirdisch durch den Nil gespeist würden, allein dieses ist nicht möglich; zwar liegen die Oasen zum Theil tiefer als der Nil unter gleicher Breite, aber die Gebirgsschichten fallen nicht gegen die Oasen, sondern gegen den Nil, und durch den Weg vom Nil unter dem Kalkplateau durch zu den Oasen ließe sich die hohe Temperatur des Wassers nicht erklären. Der Ursprung dieser Wassermassen muß ohne Zweifel tief im Süden von Afrika gesucht werden; dort gehen sie an der Oberfläche der Erde verloren, dringen tief bis zum heißen Erdinnern ein, und treten als willkommene Geschenke

der Erdgeister in den Oasenbecken wieder zu Tage. Und fast unerschöpflich ist dieser Reichthum. Farafrah hat etwa 15 Quellen, ganz Dachel vielleicht 100 und ihre Zahl kann künstlich vermehrt werden.

Die ersten Quellen sind ohne Zweifel von selbst zu Tage getreten, oder es ist der Mensch durch die über ihnen entsproßte Vegetation auf sie aufmerksam geworden, eine große Menge ist aber künstlich gegraben und viele von den älteren sind wieder verschüttet worden, wie zahlreiche Spuren beweisen.

In Dachel verdankt man die neueren zum größten Theil einem kunstfertigen Eingeborenen Hassan-Effendi, welcher als ehemaliger Diener des Franzosen Lefebre sich Kenntniß im Anlegen und Verzimmern von Brunnenschächten erworben hat. Die europäische Technik könnte noch viel mehr leisten, wie die vielen artesischen Brunnen in Algier beweisen.

Von Farafrah nach Westen vorzudringen, war Rohlfs Plan gewesen, er war aber nicht durchzuführen, denn die Oase war als Rückhalt schlechterdings nicht geeignet. Nicht einmal Nahrung für Menschen wäre auf die Dauer zu haben gewesen, Futter für viele Kamele unter keinen Umständen.

Nach feierlich begangenem Jahreswechsel brach deswegen die ganze Caravane wieder auf und wandte sich nach der 5 Tagereisen südöstlich liegenden großen Oase Dachel.

Dachel macht einen ganz anderen Eindruck als das kleine Farafrah, der Hauptort Gasr-Dachel ist eine ansehnliche Stadt, Siut oder Esneh vergleichbar, mit 3 Moscheen, Sitz eines khedivischen Mudirats.

Wir wurden von der Behörde eingeladen, die Zelte mit einem geräumigen, aus Lehm und Palmstämmen erbauten Hause zu vertauschen.

In diesem Hause schlug die Expedition unter dem Schutze des Mudirs und des Schech-el-Beled fast ½ Jahr lang ihr Hauptquartier auf.

Die Kamele wurden zum größten Theil entlassen, denn von jetzt ab kam niemals mehr der ganze Apparat der Expedition zusammen in Thätigkeit, insbesondere sollten die vielen eisernen Wasserkisten nur nach und nach zur Bildung von Wasserdepots verwendet werden, waren sie leer, so konnten sie einfach in der Wüste liegen bleiben.

Dem Vormarsch boten sich aber doch noch die größten Schwierigkeiten. Keiner der Beduinen wollte sich sogar um theueres Geld bewegen lassen, sich und seine Kamele der pfadlosen Wüste anzuvertrauen. Ueber die Grausamkeit der im fernen Westen zu treffenden Bewohner erzählten sie sich haarsträubende Dinge. Anfänglich blieben nur die von Rohlfs schon in Cairo gemietheten 10 Berber und Neger treu, weil sie, in Dachel selbst fremd, keinen anderen Ausweg sahen, aber auch sie waren furchtsam: Kullo morto! Kullo cassura! sagte mit schlimmen Geberden mein sonst brauchbarer Baschir-Ali in seinem von lingua franca untermischten Dialekt, d. h. wir werden alle umgebracht.

Eine zweite Schwierigkeit bot das Kamelfutter. Datteln wollten die Thiere nicht fressen, und etwas Anderes war in Dachel kaum zu haben, es mußten deswegen Bohnen, Reis und Stroh vom Nil geholt werden. Daß der Führer der Expedition, Rohlfs, hier einen schweren Stand hatte, und daß es nur seiner Energie und seiner Erfahrung in Behandlung der Eingeborenen gelingen konnte, die Schwierigkeiten zu besiegen, wurde Jedem von uns klar.

Denkt man sich nun auch alles Material zur Stelle geschafft, so konnte man doch nicht sofort aufbrechen. Nach Kufrah waren 20—25 Tagemärsche zu machen; rechnet man nun für ein Kamel täglich nur 12 Pfd. Futter, und sieht vom Wasser ganz ab, so wäre die ganze Leistung der Kamele allein für den Transport ihres eigenen Futters absorbirt worden. Auf einmal konnte also nicht nach Kufrah marschirt werden. Es gab kein anderes Mittel,

als Stapelplätze für Wasser und Kamelfutter anzulegen, und nicht stetig, sondern sprungweise vorzudringen.

Damit aber eine detaschirte Caravane den Rückweg finde, oder eine ihr nachrückende sie finden konnte, mußte der Weg bezeichnet werden. Es geschah dieses durch aufgerichtete Steinzeichen, welche auf jedem neuen Marsch in großer Zahl, oft 50—100 an einem Tage gestellt wurden.

Denkt man freilich, man wollte nur den Weg von Carlsruhe nach Stuttgart so mit Steinen bezeichnen, daß er sicher begangen werden kann, so scheint dieses sehr zweifelhaft, aber in der reinen Wüste, wo keine Vegetation den Ausblick stört, und kein Stein anders liegt, als ihn die Schwerkraft und der Wind gelegt haben, ist die Aufgabe nicht zu schwer und wir haben einen fast 3mal so langen Weg als den genannten in dieser Weise festgelegt, zwar nicht absolut sicher, denn mehrmals gieng der Weg verloren, er wurde aber doch immer wieder gefunden.

Am 16. Januar, 8 Tage nach der Ankunft in Dachel, war so viel Kamelfutter zur Hand, daß wenigstens mit einem kleinen Vormarsch der Anfang gemacht werden konnte. Ich erhielt den Auftrag, mit 20 Kamelen vorerst 2 Tagereisen weit im Westen einen ersten Stapelplatz anzulegen, und dann auf Nachschub zu warten.

Ich rückte mit schwerer Ladung aus, die Kamele trugen als Wichtigstes 30 Wasserkisten.

Meine Begleitung war erstens mein deutscher Diener Morlock von Mühlburg, dann ein Berber, 2 Neger und 3 Eingeborene von Dachel.

Hierbei ist ein Umstand zu erwähnen, der bisher, so lange die ganze Caravane unter Rohlfs Führung marschirt war, uns weniger berührte, nämlich die Sprache. Fünf Eingeborene ohne die Möglichkeit sprachlicher Verständigung zu commandiren, ist ganz unmöglich, ich mußte also nothwendig etwas Arabisch lernen. Schon in Alexandrien und Cairo pflegt der Fremde von

den Esel-Jungen einige Worte zu merken, und wer darauf angewiesen ist, kann sehr wohl im Laufe einiger Wochen den Vorrath der nöthigsten Worte sammeln; ich hatte auch ein französisch-arabisches Wörterbuch, das aber sehr mangelhaft ist.

So schwierig die arabische Schriftsprache ist, so leicht lernt sich doch der in Egypten übliche arabische Dialekt, er kennt fast keine Flexionen der Worte und es genügt, die einzelnen Vocabeln roh an einander zu reihen, um verstanden zu werden. Mein Vorrath umfaßte schließlich etwa 300 Worte, die in der That genügt haben. Kurz die Sprache bildete bald für keinen von uns mehr ein wesentliches Hinderniß der Operationen.

Am 2ten Tage nach meinem Ausmarsch fand ich ein verlassenes Araberlager, als Beweis, daß jene Gegend schon von Caravanen besucht worden ist, das Lager schien in großer Eile verlassen worden zu sein, denn es lagen irdene Gefäße und werthvolle eiserne Werkzeuge in Menge umher, und ein Kamelsattel zeigte, daß Fremde hier gewesen waren, denn die Dachelianer haben keine Kamele.

Nachdem dann meine ungewöhnlich schwer beladenen Kamele in großen Dünen fast stecken geblieben waren, konnte ich am folgenden Tag, der erhaltenen Instruction zu Folge, dieselben zurückschicken, und 2 Tage lang auf einer Einsiedelstation in der trostlosen Wüste, fast ohne Brennmaterial, mich mit astronomischen Messungen und Meteorologie beschäftigen.

Am Abend des 2ten Tages ertönte plötzlich ein Schuß, dem bald Menschenstimmen folgten. Es war eine von einem Neger geführte Nachschub-Colonne, die mir auftrug, am andern Tag aufzubrechen, und ein zweites Depot 4 Tagereisen weiter im Westen anzulegen.

Kaum war aber am folgenden Tage der Marsch angetreten, als ich eine Entdeckung machte, die mich veranlaßte, statt der Instruction gemäß nach Westen, nach W.S.W. zu marschiren. Im Begriffe nämlich, auf einem Hügel ein Steinzeichen zu errichten,

fand ich daselbst zu meiner großen Ueberraschung bereits ein altes, aus mehreren zweifellos von Menschenhand eingesteckten Steinen bestehendes Wegzeichen, und bald folgten ähnliche nach.

Der erste Gedanke mußte sein, daß ich mich auf einer alten, vielfach vermutheten Kufrahstraße befinde, von der schon bei einer früheren Expedition ein im Uebrigen unbekannt gebliebener Mann Namens Müller[9]) Spuren bei Dachel gefunden haben will. Diese Wegzeichen konnten 3 Tage lang verfolgt werden, und als Bestätigung ihrer Echtheit fand ich noch 2 irdene Topfscherben. Uebrigens zeigte die stark nach Süden gebogene Richtung der Straße, daß entweder Kufrah viel südlicher liegt, als angenommen wird, oder daß die Straße nicht nach Kufrah führt, sondern nach Wadschanga, wenn sie überhaupt einen bestimmten Zielpunkt hat.

Professor Ascherson hat in Dachel bei dem schon erwähnten Hassan-Effendi verschiedene Erkundigungen eingezogen, welche eine früher zwischen Dachel und dem Innern Afrikas begangene Straße sehr wahrscheinlich machen, namentlich durch den Fund einer Negerwaffe, eines sogenannten Trumpatsch, weshalb es geboten ist, jene Wegzeichen vorerst als Reste dieser alten Straße zu betrachten.

Da die eigentlichen Merkmale einer Caravanenstraße, nämlich die auf dem Serirboden eingetretenen Kamelpfade und die stets von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Kamelgerippe fehlen, so kann die Frage aufgeworfen werden, wie lange diese Merkmale wohl auf verlassenen Straßen den Einflüssen der Witterung widerstehen können.

Diejenige Ursache, welche in Europa die meisten Veränderungen auf der Erdoberfläche erzeugt, nämlich das Wasser, fehlt in der Wüste fast ganz, doch scheint wenigstens alle 2—3 Jahre ein stärkerer Regen zu fallen. Eine sehr wirksame Ursache der Formveränderung ist aber der tägliche sehr starke Wechsel der Temperatur; bei festem

Gestein beträgt derselbe täglich wohl durchschnittlich 50°. Betrachten wir nun einen Felsblock von 1 Cub.-M., so wird dieser durch die Wärmeänderung täglich an seiner Oberfläche um etwa 1 Millimeter ausgedehnt und wieder zusammengezogen, und denkt man diese oscillatorische Bewegung 50 Jahre lang oder über 18000mal fortgesetzt, so begreift man sofort, warum alles Gestein in der Wüste an seiner Oberfläche vollstandig zersplittert und zerklüftet ist. Dazu kommt noch der nagende Einfluß des Flugsandes. Während eines Samums fegt dieser scharfe Quarzsand mit solcher Gewalt über die Erdoberfläche hin, daß der Mensch sich ihm nicht aussetzen kann, und daß viele Felstheile dadurch ganz glatt polirt sind.

Alle diese Einflüsse dürften im Lauf vieler Jahrzehnte wohl im Stande sein, eine Caravanenstraße mit den organischen Resten der Kamele größtentheils zu verwischen.

Nachdem noch eine dritte nachrückende Caravane unter Zittels Führung mich auf dem 2ten Stapelplatz gefunden hatte, marschirten wir zusammen noch 3 Tage weiter, bis Sanddünen von bisher unerhörter Höhe und Ausdehnung den Vormarsch hemmten und wir uns lagern mußten, um auf den Führer der Expedition zu warten. Dieses war abgesehen von der Schwierigkeit eines Sandmarsches schon deswegen geboten, weil im Sande die Wegbezeichnung durch Steine gar nicht mehr möglich war, wir also von einer nachrückenden Caravane nicht mehr gefunden worden wären. Volle 8 Tage blieben wir auf diesem öden Fleck der Erde liegen, ganz abgeschnitten von der Welt, denn die Kamele hatten wir mit den Eingeborenen zurückgeschickt, und nur Morlock behalten.

Zwei Ereignisse aus dieser Zeit scheinen mir bemerkenswerth, ein Samum und ein Regen.

Samum heißt jeder starke Wind in der Wüste, denn jeder führt solche Mengen feinen Sandes mit sich, daß er den Himmel wie eine Gewitterwolke verdunkelt. Schon viele solcher Stürme hatten unsere Zelte ausgehalten, dieses mal aber wurde die Lein-

wand so scharf gefaßt und gerüttelt, daß wir vorzogen, die Zelte nieder zu legen und einen Nachmittag nebst der darauf folgenden Nacht darunter verkrochen zuzubringen. Der Sand häufte sich Fuß hoch um die Zelte an, und ließ ahnen, was mitten im Sandmeer selbst ein Samum zu leisten im Stande sein dürfte.

Zwei Tage darauf erlebten wir das bis jetzt unerhörte Ereigniß eines starken Regens an derjenigen Stelle der Erde, welche auf allen physikalischen Karten als „regenlos" bezeichnet ist. Die Regenhöhe betrug im Laufe von 2 Tagen 16 Millimeter d. h. etwa $\frac{1}{40}$ von dem, was im Lauf eines Jahres in Deutschland fällt. Nennenswerther Gewinn für unsere Wasservorräthe konnte jedoch nicht erzielt werden, weil die Hauptmenge unerwartet bei Nacht fiel, auch keine Auffanggefäße zur Hand waren.

In Dachel fiel an diesem Tage auch Regen, aber viel weniger.

Wegen dieses Ereignisses wurde die Station Regenfeld getauft.

Am 2. Februar kam Rohlfs nachgerückt, er brachte 15 neue starke Kamele, und sein frischer Vorrath an Lebensmitteln, namentlich aber Briefe und Zeitungen von Hause, erzeugten alsbald einen Festtag.

Rohlfs überzeugte sich bald, daß weiteres Vordringen nach Westen absolut unmöglich war, und faßte mit uns den Entschluß, nach Nordwesten auf Siuah loszumarschiren, wenn der Weg nach Westen überall gesperrt sein sollte.

Welcher Art die Hindernisse eines Kufrah-Marsches waren, läßt sich am besten durch Beschreibung des Sandmeeres darlegen, das nunmehr in 14 Tagen durchzogen wurde. Dieses Sandmeer ist eigentlich die einzige größere Entdeckung der Expedition, so daß es fast scheinen könnte, als hätten wir nur negative Entdeckungen gemacht, aber ohne Interesse ist es doch nicht. Das Unternehmen, ohne Rückhalt einen solchen Sandmarsch zu machen, war nicht ganz gefahrlos. Der gerade Weg von Regenfeld bis Siuah beträgt nach der astronomischen Bestimmungen etwas über 66 geographische Meilen, oder etwa so viel als von Carlsruhe

nach Hamburg. Dazu waren 14 Marschtage und 1 Rasttag nöthig. Wasser für Menschen war zwar auf 20—25 Tage vorhanden, wenn für die in Dachel zum letzten Mal getränkten Kamele gar Nichts gerechnet wurde. Denkt man sich aber die Möglichkeit, daß sich nach der Hälfte des Weges die Dünen abermals in den Weg stellten, oder daß die Kamele zum Theile fielen, so konnte die kleine Caravane zu Grunde gehen.

Schon in Regenfeld hatten Zittel und ich nach dem großen Samum uns die ernstliche Frage vorgelegt, wird die nachrückende Caravane uns auch finden? Wenn der Wind unsere Spuren zerstört hatte, waren wir darauf angewiesen, zu Fuß mit Wasser beladen den Rückweg zu suchen. Diese Eventualität mußte auch jetzt im Auge behalten werden. Beim ersten Blick auf die Sachlage könnte man auch auf die Furcht des Verirrens im Sandmeer verfallen, allein ebensowenig als der wissenschaftlich gebildete Seemann verirrt, so lange er noch den Compaß, den Sextanten und den hellen Himmel hat, kann dieses zu Lande vorkommen. Ich bestimmte täglich genau nach denselben Methoden, welche der Schiffs-Capitän anzuwenden pflegt, die Lage des jeweiligen Lagerplatzes auf der Karte, und es hat sich bei der Ankunft in Siuah das Itinerar vollkommen bewährt.

Die ersten Dünen hinter Regenfeld ließen sich noch an passenden Stellen übersteigen, und dadurch geriethen wir vollkommen in das Sandmeer hinein, in welchem nach einigen Tagen jede Spur von festem Boden schwand.

Dieselbe Ursache, welche auf dem Wasser Wellen erzeugt, der Wind, erzeugt auch solche im Sande. Diese langgestreckten, $\frac{1}{2}$ bis 1 Tagereise langen Wellen, die Dünen, stehen quer zur Windrichtung. Auf der Windseite sind sie flach und convex, auf der Leeseite concav und sehr steil (oben 30°), oben ist ein ganz scharfer Grat.

Der Dünensand ist Meeresbildung, er wurde zurückgelassen, als das früher die Sahara bedeckende Meer sich zurückzog, aber

die jetzige Dünengestalt ist ein Erzeugniß des Windes. Eben deswegen sind die Dünen auch beweglich. Jeder starke Wind schiebt die Dünen durch Ueberwehen von Sand um vielleicht 1 Meter vorwärts, allerdings kann dann ein entgegengesetzter Wind dieses Resultat wieder aufheben; daß aber die Dünen auch größere Strecken durchwandern, ließ sich an manchen Merkmalen beobachten.

Kleinere Dünen können wohl noch von Kamelen überschritten werden, hier aber waren dieselben über 100 Meter hoch. Durch solche Riesensandwürmer ist die Wüste in Berge und Thäler getheilt, fast so regelmäßig wie ein gefurchtes Ackerfeld. Nach der Längenrichtung der Thäler marschiren die Kamele mit Leichtigkeit, quer über die Dünen unmöglich. Daß die Dünenrichtung mit der Richtung des Weges nach Siuah ungefähr zusammenfiel, war ein ganz merkwürdig günstiger Zufall.

Mitten in einem solchen Dünenthale wurde 1 Tag Rast gemacht und nach reiflicher Ueberlegung erhielten die Kamele je 12 Liter Wasser. Noch weitere 8 Tage folgten und mit einem Rest von 50 Litern Wasser zogen wir in die Oase des Jupiter-Ammon ein.

Daß auf diesem ganzen Weg nicht ein Samum die Caravane mit Sand überschüttet hat, daß nicht ein Kamel gefallen ist, und daß nur am letzten Tage sich Dünen quer in den Weg legten, all dieses müssen wir als außerordentliches Glück betrachten.

Bekanntlich erfreut sich Siuah, die alte Jupiter-Ammons Oase, eines hohen Ruhmes, den sie auch verdient wegen ihrer herrlichen Lage am Fuß eines hohen Gebirgsrandes, zwischen tiefblauen Seeen, in den denen sich die stolzen Palmen spiegeln.

Nur schwache Reste stehen noch von dem Heiligthum, in welchem vor 2000 Jahren der übermüthige macedonische Eroberer sich als Sohn des Zeus ausrufen ließ, und wenn dieses Denkmal menschlicher Ueberhebung in demselben Maaße abnimmt, wie die Vergleichung der Caillaud'schen Zeichnungen mit dem jetzigen Zu-

stand zeigt, so wird es sicher nicht noch einmal 1000 Jahre dem Zahn der Zeit widerstehen.

Deutlichere Spuren der hohen Cultur der alten Oasenbewohner zeigen die Ruinen der alten Herrscherburg, sie sind jetzt bewohnt von einem würdigen Beduinenschech, der uns, wie zu Abrahams Zeiten, das Beste seines Reichthums, ein frisch geschlachtetes Schaf ohne den Luxus von Tisch und Stuhl, Messer und Gabel vorsetzte.

Die Oase ist jetzt vollständig unter egyptischer Herrschaft und keine der Feindseligkeiten, unter denen frühere Reisende zu leiden hatten, hat uns betroffen.

In geographischer Beziehung lag hier die Aufgabe vor, so viel Material, als irgend möglich, für die Bestimmung der Höhenlage zu gewinnen. Ich gönnte mir deshalb nur in der ersten Nacht volle Ruhe und beobachtete während der übrigen 4 Tage unseres Aufenthaltes unausgesetzt, auch bei Nacht mit geringen Pausen, die Aenderungen des Barometerstandes, gerade so wie auch früher schon an 21 verschiedenen Tagen.

Eine endgültige Berechnung liegt noch nicht vor, doch ist sehr wahrscheinlich, daß die Oase ungefähr 20 Meter unter dem Meeresspiegel liegt.

Bei dem Ausmarsch aus Siuah hatten wir Gelegenheit, die im Sandmeer täglich beobachtete fata morgana in ungewöhnlicher Ausdehnung und Pracht zu sehen. Die gewöhnlichste Form dieser optischen Erscheinung besteht darin, daß sich blaue, lebhaft bewegte Wasserwellen auf Felsen oder im Sande ausgegossen, dem Auge darstellen und zwar ungemein täuschend, während die Palmen, welche Viele dabei gesehen haben wollen, Product der Phantasie sind. Die physikalische Erklärung ist sehr einfach:

Wenn der Erdboden und die unmittelbar darüber befindliche Luftschichte durch die Sonnenstrahlen sehr stark erwärmt wird, so werden die Lichtstrahlen, welche ein höher gelegenes Object auf sie sendet, so gebrochen, daß sie gegen unten convex werden, kommen

sie nach der Brechung ins Auge, so zeigen sie ein umgekehrtes Bild des Objectes. Gewöhnlich ist es nur der blaue Himmel, welcher sich gewissermaßen im Sande spiegelt, und so entstehen die oft nur 100 Schritte entfernt scheinenden Wasserwellen; aber auch materielle Gegenstände können sich, sobald sie nur genügend stark oder contrastirend beleuchtet sind, so spiegeln; so war beim Ausmarsch von Sinah die ganze von Norden bis Osten ausgedehnte, von der Sonne beschienene Bergwand, nebst einem Stück des darüber befindlichen blauen Himmels, vollständig doppelt zu sehen, und zwar so, daß man Mühe hatte, den Gegenstand von seinem Spiegelbilde zu unterscheiden.

Der nun folgende Heimweg war viel interessanter als der lange Sandmarsch. Mit Ausnahme einiger kleinerer Strecken war er schon früher von Europäern begangen, was aber nicht hinderte, in vielen Beziehungen Neues zu constatiren.

Die Senkung von Siuah setzt sich auch südöstlich noch lange fort, weshalb auch an Wasser kein Mangel ist; es liegt z. B. dort noch eine kleinere im Alterthum, nach Ausweis vorhandener Felsengräber, bewohnt gewesene Oase, die aber jetzt nur noch nomadisirenden Beduinen oder entlaufenen Sklaven zum Aufenthalte dient. Alle Quellen sind aber stark brakisch oder sogar bittersalzig, was wohl der Grund des Mangels ansässiger Bewohner ist.

An einem herrlichen tiefblauen Salzsee trennten wir uns. Rohlfs und Zittel giengen quer durch die pfadlose Wüste, dem Compaß folgend, nach Farafrah, ich erhielt den Auftrag, hauptsächlich zur Erforschung des räthselhaften Bahr-bela-ma, den weiteren Weg über die Oase Bacharieh einzuschlagen.

In Begleitung des trefflichen Beduinen Hadschi-Madschub und eines von Siuah als Führer mitgenommenen Fellachen legte ich mit 3 Kamelen den weiten Weg meist in Eilmärschen zurück, constatirte, daß das Bahr-bela-ma zwischen Sitrah und Bacharieh eine rein örtliche Einsenkung ist, die mit dem Nil in gar keiner Beziehung stehen kann, machte dem Mudir in Bacharieh einen

Besuch, führte dabei die nöthigen astronomischen und topographischen Aufnahmen aus und traf nach 15 Tagen in Dachel wieder mit den Collegen zusammen.

Die übrigen Mitglieder waren inzwischen auch nicht müßig gewesen. Der Botaniker Ascherson hatte die Oasen Dachel und Farafrah nach allen Richtungen durchstreift. Der Photograph Remele hatte mehrere hundert Platten mit landschaftlichen, archäologischen und ethnographischen Objecten aufgenommen, und sich als trefflicher Platzcommandant von Dachel bewiesen.

Hiermit war die Expedition schon ziemlich abgeschlossen, denn auf dem Heimweg über Chargeh, woselbst wir den Reisenden Schweinfurth trafen, ist Nichts mehr von hervorragender Bedeutung vorgefallen.

Ueberblicken wir die geographischen Resultate, so müssen wir freilich gestehen, daß alle die schönen Pläne der Entdeckung und Verwerthung neuer Oasen, nicht wie man sonst zu sagen pflegt, zu Wasser, sondern zu Sand geworden sind. Das Sandmeer ist das bedeutendste geographische Object der Expedition geblieben; aber dennoch hat Niemand das Recht unzufrieden zu sein. Noch vor einem Jahr wußte kein Mensch eine Antwort zu geben auf die Frage: Wie ist das Gebiet westlich von Egypten beschaffen? Jetzt ist diese Frage in der Hauptsache gelöst, eine spätere Expedition hat nur noch südlich vom 25sten Breitegrad neue Entdeckungen zu erwarten.

Für die khedivische Regierung als Auftraggeberin ist allein schon die Gewinnung einer nach wissenschaftlichen Grundsätzen construirten Karte ihres Gebietes, beziehungsweise die Controllirung und Verbesserung der alten Caillaudschen Karte ein sehr werthvolles Resultat.

Uebrigens ein Resultat von höchstem geographischem Interesse hat die Expedition doch aufzuweisen: Die Tiefen- und Breitenausdehnung der Depression von Siuah ist festgestellt. Das Sandmeer fällt nemlich von der Höhe 450 Meter bei Regenfeld langsam und stetig bis zur Tiefe von 20—30 Meter unter dem Meer

bei Siuah und es ist die Depression von Siuah höchstens 1—2 Tagereisen breit.

Von practischem Interesse könnte diese Frage werden, wegen der schon zu Anfang erwähnten Projecte, die Depression unter Wasser zu setzen. Ohne Betrachtung einiger physikalischer Fragen kann man sich hierüber kein Urtheil bilden. Wenn alle bisherigen Wahrnehmungen richtig sind, so könnte man allerdings durch einen Kanal von der großen Syrte aus das Mittelmeer hereinleiten, aber erstens müßte der Kanal ungeheure Dimensionen haben, um das neue Meer im Laufe der Jahre überhaupt zu füllen und dann um den durch Verdunstung entstehenden Wasserverlust beständig wieder zu ersetzen, er müßte nemlich beständig etwa 10mal so viel Wasser liefern als der Rhein, denn jährlich würde eine Wasserschichte von mindestens 1½ Meter Dicke verdunsten und die Wasseroberfläche wäre etwa 700 □Meilen. Wäre aber auch das möglich, so würden doch bald die bei der Verdunstung zurückbleibenden Salze alle Vortheile des Wassers vernichten. Es würde sich nemlich jährlich eine Salzschichte von 40 Millimetern Dicke absetzen und statt cultivirbarer Ufer erhielte man lediglich Salzsümpfe.

Gleich nach der Rohlfsschen Entdeckung und in Folge der daran geknüpften Projecte hat Professor Zenker in Berlin[10]) auf diesen Umstand hingewiesen, er sagt schließlich:

„Nach Ablauf weniger Jahrhunderte würde der Abschluß des ganzen Experiments erreicht sein, indem statt der Wüste mit ihren Oasen nur ein ungeheures Steinsalzlager das ganze Depressionsgebiet erfüllte und die Bewohnbarkeit Nordafrikas dadurch auf ewige Zeiten vernichtet wäre."

Trotz dieser Gefahr der Versalzung ist in einem anderen Theile von Nordafrika, nemlich in Algier, in jüngster Zeit der Plan, ein Binnenmeer zu schaffen, mit aller Entschiedenheit wieder aufgenommen worden.[11]) Die Franzosen haben durch geodätische Messungen constatirt, daß der westliche Rand des Schott Mel-Rir, eines Salzsumpfes, 27 Meter unter dem Meerspiegel liegt, und es

ist durch Rekognoscirungen sehr wahrscheinlich gemacht, daß diese Depression sich nahe bis zur kleinen Syrte erstreckt, und daß ein Kanal von nur etwa 12 Kilometer Länge zum Einlaß des Meeres genügen würde.

Der Kanal müßte freilich mindestens 5mal so viel Wasser liefern als der Rhein, und außerdem eine untere Gegenströmung concentrirter Salzlösung gestatten, welche allein allgemeine Versalzung zu verhindern im Stande wäre.

Der Hauptgewinn soll eine Verbesserung des algerischen Klimas sein. Nur geringe Vermehrung des Regens hätte eine Vermehrung der Vegetation zur Folge, welche ihrerseits wieder Regen befördern müßte. Das Klima von Europa könnte durch ein solches Binnenmeer, etwa von der Größe des Großherzogthums Baden nicht merklich verändert werden.

Das ganze Project beruht also auf der Theorie einer in dem Canal zu erzeugenden Doppelströmung, nemlich oben Einfluß des Meerwassers, und unten Ausfluß des mit Salz gesättigten Binnenseewassers; und eine solche Regulirung findet allerdings statt z. B. in der Straße Bab-el-Mandeb, denn das rothe Meer ist fast concentrirte Salzlauge; ob aber auch die geringe Tiefe eines künstlichen Kanals dazu genügt, bleibt fraglich.

Anders hätte sich die Sache gestaltet, wenn die frühere Vermuthung, daß die ganze libysche Wüste oder ein großer Theil derselben in Depression liegt, durch unsere Expedition bestätigt worden wäre. Ein solches Meer, größer als das Deutsche Reich, hätte sich möglicherweise durch sich selbst erhalten können, seine Verdunstung wäre ihm selbst und seiner Umgebung zu Gute gekommen und hätte bedeutende Verbesserung des Klimas von Afrika, zugleich aber auch eine Verschlimmerung des Klimas von Europa erzeugt.

Nun fanden wir aber die Depression wenigstens in ihrem östlichen Theil sehr schmal, das Sandmeer steigt gegen Westen an, Beurmann fand von Dschalo nach Südwesten, nemlich nach Mursuk, ziehend alsbald Steigung; es ist also im höchsten Grade unwahr-

scheinlich, daß die Depression westlich von Siuah, wenn sie dort überhaupt existirt, breiter wäre.

Wir brauchen deswegen um eine Verschlechterung des Europäischen Klimas vorerst uns keine Sorgen zu machen.

Anmerkungen.

zu S. 4 [1]) IV. Buch §. 42.

zu S. 4 [2]) H. Kiepert. Erläuterungen zu den die Entdeckungsgeschichte von Afrika darstellenden Karten. S. 159. Dieses Behaimsche Afrika war für den Vortrag auf einer Wandtafel dargestellt.

zu S. 4 [3]) Erläuterungen zu der die Entdeckungen des 19. Jahrhunderts darstellenden Karte von Afrika, von H. Kiepert. S. 433. Auch diese Karte war für den Vortrag auf einer Wandtafel abgebildet.

zu S. 5 [4]) Vgl. die Aufsätze von H. Kiepert u. Koner in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, S. 159, 386, 433, woraus auch die vorstehenden, historischen Angaben entlehnt sind.

zu S. 6 [5]) Auch Beurmann hat schon im Jahr 1862 in der muthmaaßlichen Depression einige Höhenmessungen gemacht, welche jedoch wenig bekannt geworden, auch vielleicht noch nicht vollständig verwerthet sind. [vgl. Petermanns Geograph. Mittheilungen, Ergänzungsband II. 1862—1863 S. (91) und (92)]. Auf der von Petermann bearbeiteten Karte der Beurmannschen Reisen (Petermanns Mittheilungen Erg. Band II. letztes Blatt) ist die Höhe von Dschalo zu 83 Par. Fuß = 27 Meter über dem Meer angegeben (nach Berechnung von Dr. Kreil in Wien) während Rohlfs für Dschalo 30 Meter unter dem Meer fand (Rohlfs, von Tripolis nach Alexandrien II. S. 48); gelegentlich ein Beweis, daß solche Messungen nur angenäherte Resultate geben können. Durch die Güte von Herrn Dr. Hann, Direktor der K. K. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien (Nachfolger des oben erwähnten Dr. Kreil) bin ich in den Besitz einiger Originalmessungen von Beurmann gelangt, welche vielleicht noch weiteren Aufschluß geben können.

zu S. 7 [6]) Beurmann hatte ein Federbarometer und ein Kochthermometer, vgl. die Note 5.

zu S. 10 [7]) Behm, Geographisches Jahrbuch 1866 S. 588.

zu S. 16 [8]) Der Palmenwald 9—10 Hektaren, das Dorf nur etwa 1 Hektar.

zu S. 22 [9]) Petermanns Geogr. Mittheilungen, Ergänzungsband II. 1862, 1863 Seite 18.

zu S. 30 [10]) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, VII. Bd. 1872, S. 314.

zu S. 30 [11]) Revue des deux mondes v. 1. Mai 1874, S. 322—350. Une mer intérieure en Algérie von E. Roudaire. vgl. auch Ausland 1875 S. 60.

(64)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

(3)

Ueber

niederdeutsche Sprache

und

Literatur.

Von

Dr. Gustav Dannehl.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Kaum ein Theil des geistigen Besitzthums unseres Volkes ist in seinem Werthe und in seiner Bedeutung so mißachtet, von so wenigen in seinem innersten Wesen gekannt, als die niederdeutsche oder plattdeutsche Sprache. Unseren oberdeutschen Landsleuten war sie ganz fremd, bis die Erfolge der Dichter Klaus Groth und Fritz Reuter die Kunde von dieser sprachlichen Eigenart siegreich über die Grenzen ihres Gebietes trugen. Die niederdeutschen Landbewohner, deren eigentliche Muttersprache das Plattdeutsche ist, wissen kaum, was sie an ihr haben und fangen an sich ihrer zu schämen. Und wie hätte es anders sein können? Sobald das Kind die Schule betritt, sieht es die Sprache, in der Vater und Mutter, Geschwister und Gespielen so traut und heimisch zu ihm geredet haben, verfehmt und in den Bann gethan; den Vornehmen gewöhnt es sich von dem Geringen, den Gebildeten von dem Ungebildeten daran zu unterscheiden, ob er sich des Niederdeutschen oder der hochdeutschen Buchsprache bedient. Viele selbst literarisch Bewanderte stellen die hochdeutschen Dialecte mit dem Plattdeutschen auf eine Stufe, nennen Platt alles, was sich von der Schriftsprache unterscheidet, und fabeln von Schweizerplatt und dergleichen. Und das alles, weil sie in den Mundarten eine Entartung, eine Corrumpirung der Schriftsprache sehen. Noch unklarer wird der Begriff dadurch, daß bei der großen, oft von Ort zu Ort wechselnden

Verschiedenheit der niederdeutschen Dialecte, des Westphälischen, Holsteinischen, Meklenburgischen, Märkischen u. s. w. jeder Stamm einzig seinen eigenen für echtes Plattdeutsch hält.

Grade bei den Gebildetsten unseres Volkes, wofern sie nicht zu den Germanisten vom Fach gehörten, war diese Sprache am meisten in Vergessenheit gerathen. Wer wußte, wer weiß selbst jetzt noch etwas von dem reichen Schatz literarischer Erzeugnisse, welche frühere Jahrhunderte auf niederdeutschem Boden und in niederdeutscher Mundart hatten erwachsen sehen. Bis vor wenigen Jahrzehnten war eine Sprache, die Millionen unserer Landsleute als ihre Muttersprache betrachten, literarisch verstummt, wie die Brynhild der altgermanischen Edda-Dichtung, wie das Dornröschen unseres Volksmärchens gleichsam in einer Verzauberung befangen. Hie und da waren seit dem zweiten oder dritten Decennium unseres Jahrhunderts Männer ohne eine recht ursprüngliche Dichterkraft aufgetreten und hatten versucht die Dornhecke eines unglaublich fest eingewurzelten Vorurtheils zu durchbrechen, das in gänzlicher Verkennung der richtigen Bedeutung des Namens Plattdeutsch, das heißt Niederdeutsch, in dieser Mundart einen gemeinen entarteten Dialect des Hochdeutschen sehen wollte. Als Repräsentant dieser Gattung von Schriftstellern kann der bekannte Humorist Bornemann gelten. Sie selbst hielten das Niederdeutsche nicht für fähig, in einem höheren Genre, als im Schwank angewendet zu werden. Selbst der jüngst heimgegangene Reuter, der hernach so Bedeutendes geleistet und die der Sprache innewohnende natürliche Bildlichkeit und unverdorbene Gewalt so überraschend dargethan und so schön zum Ausdruck gebracht hat, ist wohl in der ersten Periode seines Schaffens nicht ganz frei gewesen von dem erwähnten Vorurtheil, an dem kleinere Geister scheitern mußten, denn seine früheren Dichtungen, ein so köstlicher Humor auch in ihnen lebt, erheben sich nicht über die Gattung des niedrig-

komischen. Und doch hatte Klaus Groth, der sinnige gemüthvolle Dichter den Wall schon durchbrochen und den Zauber schon gelöst. Nur ihm, dem Angehörigen eines Stammes bei dem, wie in den Ditmarschen, das Plattdeutsche nicht blos die Sprache des ungebildeten Volkes, sondern ebensogut die Sprache der Besten und Gebildetsten war, konnte der Muth innewohnen den Vorurtheilen entgegen der Welt zu beweisen, daß das Zarteste und Lieblichste, wie das Kraftvollste und Ergreifendste in dieser Sprache sehr wohl zum Ausdruck gelangen könne. War denn nicht in seiner Heimath von je her alles, was das Menschenherz in Freud' und Leid bewegt, in dieser Mundart ausgesprochen und niedergeschrieben worden, und sollten die Thaten jener heldenmüthigen Altvordern der Ditmarsen, welche die Geschichte mit Leonidas und den Seinen vergleichen durfte, nicht in denselben Lauten besungen werden können, in welchen sie ihren Schlachtruf, ihre Siegesfreude und ihre Heldenklage erklingen ließen? Der außerordentliche Erfolg des Quickborn, erst in der engeren Heimath, wo man ihn nur „das Buch" nannte und dann in immer weiteren Kreisen, zeigte, daß das Niederdeutsche noch recht wohl zur Dichtersprache sich eigne, wie es bis vor wenig Jahrhunderten, stellenweis noch länger, im ganzen Norden Deutschlands die Sprache des Kultus, der Kanzlei, der Schulen und der gesammten Literatur gewesen war.

Aber mit wie lebhaftem Interesse nicht blos die Norddeutschen, sondern auch die dem Idiom ferner stehenden Stämme die Dichtungen Klaus Groths und Fritz Reuters aufgenommen haben: welche Stellung das Plattdeutsche vor der Durchführung unserer Spracheinheit im Schriftdeutschen eingenommen hat, wodurch es sich von diesem unterscheidet, welche Vorzüge es vor diesem hat, wie weit sich sein Gebiet und das seiner Unterdialecte erstreckt, seine Bedeutung in nationaler, in politischer Hinsicht, die Darstellungsmittel, deren es fähig ist, welch ein ansehnlicher Schatz

von älteren Sprachdenkmälern, von Sprichwörtern, von Volksliedern, und sonstigen Dichtungen aller Gattungen noch vorhanden ist oder der Entdeckung und Publicirung harrt, das alles darf man wohl als ziemlich unbekannt voraussetzen, denn die Kunde davon muß aus gelegentlichen zerstreuten Bemerkungen einer großen Anzahl meist nicht gemeinverständlicher literarhistorischer oder sprachwissenschaftlicher Schriften zusammengelesen werden, die nicht einmal leicht zugänglich sind. Selbst die Literatur (die Bibliographie) des Niederdeutschen findet sich nirgends auch nur annähernd vollständig zusammengestellt. Der Versuch der Darstellung einer besonderen Geschichte der Literatur desselben ist nie gemacht worden, man müßte denn die im Jahre 1800 erschienene Preisschrift von Kinderling dahin rechnen, welche außer einer dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr angemessenen sprachgeschichtlichen Einleitung wenig mehr als eine ungeordnete oder wenigstens nur chronologisch gegliederte katalogartige Aufzählung der bis dahin entdeckten oder nicht vergessenen Sprachdenkmäler enthält, ohne jede Scheidung dessen, was für die Literaturgeschichte in Betracht kommt und was nicht. Der Name Plattdeutsch, womit man in neuerer Zeit die Sprache benennt, bezeichnet, wie schon oben angedeutet worden ist, nicht etwa ein plattes Deutsch im ästhetischen Sinne, d. h. nicht etwa einen corrumpirten, in's Platte, Gewöhnliche, Gemeine, gezogenen Dialect des Hochdeutschen, sondern diese Bezeichnung ist hergenommen von der Bodenbeschaffenheit des Landes, in dem die Sprache erwachsen ist und in dem sie herrscht: es ist die Mundart des flachen, ebenen Nordens unseres Vaterlandes und neuerdings, seit kaum einem Jahrhundert, wo in den größeren und großen Städten die hochdeutsche Schriftsprache auch im täglichen Gebrauch das ursprüngliche Platt mehr und mehr verdrängt hat, kann man in Norddeutschland mit diesem Worte die Sprachweise der Bewohner des platten Landes, im

Gegensatz zu der der Stadtbewohner bezeichnen. Ich kann dem Leser hier eine etwas trockene Auseinandersetzung nicht ersparen, welche gleichsam der Schlüssel ist zu dem Verständniß der Entstehung und Ausbildung unserer sprachlichen Verhältnisse. Aus der Ursprache unseres Volkes entwickelte sich eine Reihe von Stammessprachen oder Stammesmundarten, die bei aller Verschiedenheit unter einander von der ältesten Zeit an sich in zwei Hauptgruppen schieden, in die Hochdeutsche und die Niederdeutsche. Eine einheitliche Schriftsprache, wie wir sie jetzt besitzen, bekam weder die eine noch die andere Gruppe für das Erste, wie auch ein einheitlicher Name für die verschiedenen Stämme und ihre Sprachweise, die Bezeichnung Deutsch vor Heinrich I., dem zweiten Stifter und Organisator des deutschen Reiches nicht nachweisbar ist, obwohl sich die Hauptstämme des Volkes, die Franken, Allemannen, Baiern, Schwaben, Thüringer, d. h. die Bewohner des gebirgigen Süd- und Mitteldeutschland, und die Sachsen, Angeln, Friesen und andere ihnen eng verwandte Stämme, d. h. die Bewohner des flachen Niederdeutschland sich ihrer Zusammengehörigkeit und ihres Gegensatzes gegen Slaven und Romanen schon weit früher bewußt waren.

Beide Gruppen haben nun während eines Zeitraums von etwa tausend Jahren parallel zweimal eine lautliche Wandelung erfahren, als deren Ergebniß folgende drei Sprachstufen zu betrachten sind.

A. Hochdeutsche	B. Niederdeutsche
1. Althochdeutsch	1. Altniederdeutsch
2. Mittelhochdeutsch	2. Mittelniederdeutsch
3. Neuhochdeutsch	3. Neuniederdeutsch.

Mehr dem Altniederdeutschen verwandt sind die später immer selbständiger sich fortentwickelnden nordischen Sprachen, sowie das Angelsächsische. Vom Mittelniederdeutschen zweigt sich das Hol-

ländische (Vlämische) ab, letzteres bis vor wenig Jahrhunderten kaum von den benachbarten niederdeutschen Dialecten des Rheinfränkischen und Westphälischen unterschieden. Auf jeder Stufe entfernen sich die beiden Sprachen mehr von einander, das Niederdeutsche zeigt ein größeres Beharren einmal von vorn herein durch das Festhalten einer älteren Lautstufe und dann durch eine geringere Wandelung der drei angeführten Stufen unter einander. Schon der plattdeutsche Dichter Laurenberg macht dies zum Lobe des Niederdeutschen dem Hochdeutschen gegenüber geltend mit den Worten:

„Unse Sprake blyfft alltyd bestendig und vest
As se ersten was, wen so is se ok lest
Juwe verännert sick alle föfftig Jahr,
Dat können de Schrifften bewiesen klar."

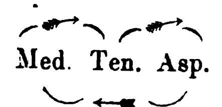
Um das Gesagte deutlich zu machen, muß ich eine kurze Auseinandersetzung des sogenannten Lautverschiebungsgesetzes hiehersetzen, welches unser bedeutendster Sprachforscher, Jacob Grimm, angeregt namentlich durch die feinen scharfsinnigen Forschungen des Dänen Rasmus Christian Rask zuerst in seiner Totalität aufgestellt und mit einer Fülle von Beispielen belegt hat. Dieses Gesetz läßt sich ähnlich einer mathematischen Formel in einer Tabelle von drei Reihen von Consonanten ausdrücken und doch enthält es das Ergebniß einer Lebensarbeit und erweist sich als das Grundgesetz der Abstammung und Fortbildung der wichtigsten europäischen Stammsprachen. Einzelne Momente dieses Gesetzes waren allerdings lange vor Grimm beobachtet worden. So hatte schon Aventinus 1533 bemerkt, daß die Niederdeutschen p gebrauchten, wo die Sprache des Oberlandes pf, f, v hat, und daß die Niedersachsen t sprächen, wo das Hochdeutsche ein z oder s setzt, also perd statt pferd, water statt wasser, to statt zu u. s. w. und 1598 bemerkt ein Grammatiker in Anmerkungen zu Williram, daß die Nieder-

länder das hochdeutsche z überall in t verwandelt hätten. Aehnliche freilich mit Irrthümern vermischte Bemerkungen in Beobachtungen fanden sich bei Franciscus Junius der 1677 starb und bei Daniel Morhof, „dem gelehrten Cimber-Schwan", wie ihn seine Zeitgenossen mit bombastischem Lobe nennen. Es bedurfte der genialen, zusammenfassenden Kraft eines Grimm, um mitten durch das Heer der Anomalien zu dem Gesetz hindurchzudringen, daß bei dem großen indogermanischen Sprachstamme Ableitung, Fortpflanzung und Fortbildung der einzelnen Zweige sich nach ganz bestimmten Gesetzen vollzogen habe.

Die drei Hauptconsonanten, nämlich die P-laute, die K-laute und die T-laute haben eine dreifache Lautstufe und sind nach dieser entweder hauchlose (tenues) oder mittlere (mediae) oder gehauchte (aspiratae). Es sind also:

	P-laute	K-laute	T-laute
tenues	p	k	t
mediae	b	g	d
aspiratae	f (v)	ch	th (z, sz)

Nach dem Lautverschiebungsgesetze erscheint 1) eine Media der urverwandten Sprachen (Indisch, Persisch, Lateinisch, Griechisch, Celtisch, Slavisch,) im Niederdeutschen als Tenuis, im Hochdeutschen als Aspirata, zeigt dagegen 2) die urverwandte Sprache die Tenuis, so erscheint im Niederdeutschen die Aspirata, im Hochdeutschen die Media; 3) kehrt die Aspirata der Ursprache im Niederdeutschen wieder als Media, im Hochdeutschen als Tenuis. Graphisch würde sich die Sache so veranschaulichen lassen:



Dieses Beharren des ursprünglichen Lautes ist für die plattdeutschen Mundarten in so hohem Grade characteristisch, daß zum Beispiel allein der Wechsel zwischen dem hochdeutschen z und dem plattdeutschen t als untrügliches Unterscheidungsmittel zwischen Hoch- und Plattdeutsch gelten kann. So lauten die hochdeutschen Worte zu, zwei, Zeit, zimmern, Herz, schwarz, Katze, pflanzen im Niederdeutschen to, twei, Tid, timmern, Hert, schwart, Katte, planten. Und um noch einige Beispiele der Verschiebung von pf, f, v (hochdeutsch) und p (plattdeutsch) anzuführen, so entsprechen die hochd. Worte Pfanne, Pferd, pflücken, Apfel, Kopf, stopfen, Dorf, Schaf, schlafen, helfen den niederdeutschen Pann', Perd, plücken, Appel, Kopp, stoppen, Dorp, Schap, schlapen, helpen, und ferner mit einem hochdeutschen ch und dem ihm entsprechenden k im Plattdeutschen, die hochdeutschen Worte ich, machen, Rauch, brechen, stechen, Dach, gleich, Milch den plattdeutschen ick, maken, Rook, breken, steken, Dack, (g)liek, Melk.

Während so in den Consonanten die größte Regelmäßigkeit der Verschiebung und der dadurch erzeugten Unterschiede herrscht, wechseln die Vocale nicht nur in schnelleren Zeiträumen, sondern auch in localer Hinsicht vielfach unregelmäßig. Jede Landschaft, ja fast jeder Ort hat seine Eigenthümlichkeiten, die namentlich auf vocalischem Gebiet liegen, aber alle kommen überein in dem gleichartigen Gegensatz zum Hochdeutschen hinsichtlich der Consonanten. Dazu kommt noch, daß die einzelnen Unterdialecte eine Anzahl Worte als ausschließlichen Besitz haben, die man am besten mit Provinzialismen bezeichnen kann.

Neben oder über den beiden Gruppen der hoch- und niederdeutschen Dialecte steht nun als ein Drittes die Schrift- oder Buchsprache, welche gewissermaßen eine Spracheinheit repräsentirt ähnlich wies da neue deutsche Reich eine Staatseinheit. Man ist nach Grimms Vorgange geneigt den größten und erfolgreichsten

Bibelübersetzer, nämlich Luther als den alleinigen Schöpfer dieser Spracheneinheit zu betrachten. Und unstreitig hat dieser gewaltige Genius, gleich groß als Sprachbildner und als Reformator, bei uns einen ähnlich bedeutenden Einfluß geübt, wie Dante in Italien. Aber diese Ansicht erleidet eine wesentliche Einschränkung sowohl in Bezug auf die Art und Weise, wie Luther zur Spracheinheit kam, als auf die Einwirkung seiner Schreibweise auf unsere Gesammtliteratur. Eine, ich weiß nicht wo zuerst ausgesprochene Behauptung, die so oft ohne Prüfung nachgesprochen worden ist, daß sie scheinbar die Kraft eines Axioms gewonnen hat, und die man noch oft vorbringen hört, ist die: Luther habe aus den gesammten Mundarten das Beste herausgenommen und in seiner neu geschaffenen Schriftsprache zusammengefaßt. Diese Behauptung ist falsch. Luther ist seiner Abstammung nach ein Thüringer. Der mansfelder Dialect in dem er aufwuchs, neuerdings in seiner jetzigen Gestalt durch die Dichtungen des trefflichen Gibelhausen in die Literatur eingeführt und für dieselbe fixirt, ist ein Dialect der thüringschen d. h. einer hochdeutschen Mundart, scharf geschieden vom Niederdeutschen, dessen Grenze wenig Meilen von dem Geburtsorte Luthers entfernt ist, keineswegs aber gemischt mit diesem. Doch konnte der große Bibelübersetzer die niederdeutsche Sprache während eines langen Aufenthaltes in Magdeburg, also in dem Gebiet derselben, wohl kennen gelernt haben. Allein aufgenommen hat er in die Sprache seiner Uebersetzung und seiner sonstigen Schriften nur einige wenige Worte, und zwar solche zumeist, welche das Niederdeutsche allein hatte, nicht solche welche mit den oben bezeichneten lautlichen Unterschieden dem Hoch- und Niederdeutschen zugleich angehörten; mit anderen Worten: von den Eigenthümlichkeiten der niederdeutschen Lautstufe findet sich bei Luther nichts. Vielmehr reinigte er seinen heimischen Dialect von localen Eigenthümlichkeiten und schrieb in der Sprache seines en-

geren Vaterlandes, des ganz auf oberdeutschem Gebiet liegenden Kurfürstenthums Sachsen, welche schon durch den officiellen Gebrauch einer einflußreichen Regierung selbst über die Landesgrenzen hinaus halbwegs das Ansehen einer Schriftsprache gewonnen hatte, wie denn auch schon durch den Schriftwechsel der kaiserlichen Kanzlei für ein größeres Gebiet eine Art Schriftsprache gebildet war. Er selbst sagt wörtlich: „ich schreibe nach der sächsischen Kanzlei.“ Nun vervollkommnete und bereicherte er allerdings diese ganz außerordentlich.

Man würde ferner sich irren, wenn man annehmen wollte, die Sprache der lutherischen Bibel sei nun sofort die allgemein angenommene Schriftsprache geworden. Das Verhältniß ist etwa folgendes. Schon lange vor Luther hatte das religiöse Bedürfniß Uebersetzungen erst einzelner Bücher, dann größerer Partieen, endlich der ganzen Bibel hervorgerufen, hochdeutsche, wie plattdeutsche. Als die älteste niederdeutsche Bibel gilt die sogenannte Cölnische, die man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in das Jahr 1480 setzt. Vor dieser waren bereits fünf verschiedene hochdeutsche Bibeln erschienen, von Bibeln welche bis zum Erscheinen der lutherischen Uebersetzung oder wenigstens ohne erkennbare Einwirkung derselben z. B. in Magdeburg (1491, 1498), in Lübeck (1493, 1494, 1509), in Hamburg 1523, in Halberstadt 1522 und 1523 herausgekommen sind, kenne ich eine ganze Reihe. Auch nach dem Bekanntwerden der Bibel Luthers blieb das heilige Buch im ganzen niederdeutschen Sprachgebiet noch lange niederdeutsch, nur daß die älteren vorlutherischen Uebersetzungen sachlich nach Luther berichtigt wurden. Der Einfluß des Reformators lag also hier rein auf sachlich-dogmatischem, nicht auf sprachlichem Gebiete. Möglicherweise übertrug man die Uebersetzung Luthers einfach ins Plattdeutsche, wie man die bedeutendsten epochemachenden Schriften anderer bedeutender Männer jener Zeit auch größtentheils hinüber-

nahm, so z. B. Brants Narrenschiff (Rostock 1519), die polemischen Schriften der meisten Reformatoren und ihrer Gegner. Größere protestantische Gemeinden ließen sich Kirchenordnungen in niederdeutscher Sprache ausarbeiten, so Braunschweig, und zwar meistens von Bugenhagen, der ein geborener Pommer war. Plattdeutsche Gesangbücher entstanden in Menge durch Uebersetzung hochdeutscher Lieder und Sammlung niederdeutscher Originale. Bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges blieben diese und ähnliche Erbauungsschriften allgemein im Gebrauch, in manchen Gegenden noch bedeutend länger. Wie konnte ferner im südlichen Deutschland, das, wie das nordwestliche Niederdeutschland vorherrschend katholisch blieb, Luthers Bibelübersetzung einen irgendwie nennenswerthen Einfluß gewinnen? Hier wie im niederdeutschen Sprachgebiet kam man noch lange nicht zu einer einheitlichen Schriftsprache, wie man eine solche auch während der ersten Blütezeit unserer Nationalliteratur (der mittelhochdeutschen) keineswegs gehabt hatte.

Erfolgreicher war in dieser Hinsicht, wie Klaus Groth in seiner neuesten trefflichen Schrift „Ueber Mundarten und mundartliche Dichtung“ so schlagend nachweist, der Einfluß der schlesischen Dichterschulen und namentlich der Gottscheds, die ja allerdings auf Luthers Schultern standen. Bereichert haben diese Männer die Sprache keineswegs; im Gegentheil: alles was mundartlichen Anstrich hatte, — und das ist ja gerade das lebendigste, frischeste, kräftigste an einer Sprache, was Luther wohl zu würdigen und genial zu verwerthen gewußt hatte, — wurde von dem Sprachreinigungseifer dieser gelehrten Pedanten verworfen und verbannt. Dennoch ist ihr Einfluß und ihr Verdienst nicht zu unterschätzen: sie kämpften siegreich für die allgemeine Annahme der durch sie geschaffenen Fassung, sie führten die Spracheinheit vollständig durch und die Einwirkung derselben auf die Verallgemeinerung

der Volksbildung ist ein ganz gewaltiger. Aber was war aus der deutschen Sprache geworden? Es konnte nicht verbleiben, daß der pedantische Geist dieser Männer, ihr steifes, verschnörkeltes, langweiliges Wesen der Sprache eingeimpft wurde. Gottsched vollendete was die Schlesier angebahnt hatten. „Schlesien", sagt Klaus Groth in dem erwähnten Buche, „war damals ein neu germanisirtes Land. Es hatte keine Stammessprache gleich alten deutschen Gauen, wie Franken, Schwaben oder Niedersachsen, es hatte keine eigenthümlich ausgeprägte Mundart. Die Schlesier hielten dies für einen Vorzug; die erste schlesische Dichterschule, Opitz an der Spitze, hielt daher vor Allem bei ihren Verskünsten auf rechte Reinigkeit und Dignität der Sprache, wie Opitz in seinem sonderbaren Büchlein über die deutsche Poeterey sich ausdrückte, d. h. sie verbannten und verfolgten die provinziellen (mundartlichen) Ausdrücke und Redeweisen als gemein. — Im Deutsch der ersten schlesischen Dichterschule fehlte alles Blut aus dem Volksherzen, das nur in seinen Mundarten lebendig pulsirt. Die Einheit wurde also theuer erkauft. Denn unsere Buchsprache blieb blaß und vornehm weit mehr entfernt vom Volksmunde als z. B. das Englische". Der Verfasser des erwähnten Buches, das ich eine mit Wärme und innigstem Verständniß geschriebene vortreffliche Apologie der niederdeutschen Sprache nennen möchte, weist dann darauf hin, wie Herder und die anderen großen Sprachmeister, die wirklichen Schöpfer unserer Volksliteratur, dies sehr wohl erkannt und beklagt haben. „Herder", sagt er, „gießt in allen möglichen Variationen Spott und Hohn aus über die Wortgrübler, Schulmeister, Regelnschmiede, über die Pedanten der Reinigkeit und des Ueblichen, über die Großsiegelbewahrer der Keuschheit der Sprache, die in der Sprache eine solche Langeweile, solchen Bücher-, Katheder- und Studirstubenton, solchen Professor- und Paragraphenstil eingeführt haben, daß Natur, Freiheit und Laune des Ausdrucks wie

eingesargt erscheinen." Er forderte Leichtigkeit, Beweglichkeit, Sinnlichkeit, Idiotismen. Also gerade das, was die andern verworfen, was die Verskünstler und Sprachmeister seit anderthalb Jahrhunderten ausgemerzt hatten, damit wir zur Einheit gelangten.

Nicht weniger klagt Schiller über die Dürftigkeit der Sprache, gegen die er mit Riesenkraft ankämpfen mußte, um sie zu dem Grade der Schönheit des Ausdruckes zu erheben, die wir an seinen Dichtungen bewundern. Göthe, welcher über Mundarten und selbst über das Niederdeutsche, das ihn ja weniger anheimeln mußte als die süddeutschen Dialecte, sehr günstig urtheilt, schöpfte aus der Mundart seiner Vaterstadt und aus anderen unablässig und manches verbannte, halbvergessene Wort gewann durch ihn wieder volles Bürgerrecht. Man sehe nur seinen Götz, seinen Faust und die Gedichte darauf an, und man wird auf jeder Seite eine Bestätigung dieser Behauptung finden. Auch Lessing wird nicht zum Schaden für seinen Stil und seine prägnante Sprache auf niederdeutschem Gebiet gelebt haben. Wie viel Saft und Kraft in den Mundarten liegt und grade vorzugsweise im Niederdeutschen, das haben nicht blos erst die berühmten plattdeutschen Dichter der Gegenwart bewiesen: an vielen aus dem Volk gleichsam herausgewachsenen Erzeugnissen dieser Sprache werden wir das beobachten.

Doch bevor ich auf die Darstellungsmittel des Niederdeutschen und auf ihre Unterschiede von denen des Hochdeutschen näher eingehe, will ich einige Mittheilungen über das Sprachgebiet machen. Die Einschränkungen, welche dasselbe durch die hochdeutsche Buchsprache erlitten hat, sind verhältnißmäßig gering. Die Grenzen nach außen hin sind fast dieselben geblieben, wie vor Jahrhunderten. Nur im Innern des Gebietes haben die größeren Städte wie Berlin ganz, andere wie Danzig, Königsberg, Stettin, Magdeburg, Köln größtentheils die hochdeutsche Sprache angenom-

men; auch in den kleineren Städten sprechen die höheren Stände schon lange nicht mehr platt, ausgenommen in den Hansastädten Hamburg, Lübeck, Bremen, wie überhaupt in den Städten der nördlichsten Districte. Trotz dieser Einbuße kann man die Zahl derer, welche das Niederdeutsche noch jetzt als ihre eigentliche Muttersprache betrachten, während sie sich des in der Schule erlernten Hochdeutsch nur vereinzelt bedienen, immer noch auf mindestens 10 Millionen anschlagen. Von der russischen Provinz Kurland an bis nach Holland und Belgien hin beherr cht es den ganzen Norden Deutschlands. Die Sprache der Holländer und der Vlamingen in Belgien unterscheidet sich vom Plattdeutschen fast nur durch die Orthographie und durch zahlreiche meist erst nach dem dreißigjährigen Kriege in diese beiden Sprachen eingebürgerte Worte und Wendungen, welche dieselben in ihrer Fortbildung zu eigentlichen Schriftsprachen nothwendig aufnehmen mußten, ich meine die wissenschaftlichen und industriellen Kunstausdrücke, welche die plattdeutsche Volkssprache nicht hat, weil sie dieselben nicht brauchte. Dazu gehört eine bedeutende Anzahl von Abstracten, welche sie wenigstens im mündlichen Gebrauch fast ganz verschmäht, weil sie, wie jede noch nicht verbildete und abgenutzte Volkssprache überall den sinnlich plastischen Ausdruck vorzieht. Die noch heute bestehende enge Verwandtschaft des Holländischen und Vlamischen mit dem Plattdeutschen ist politisch nicht ohne Bedeutung. Die Holländer zwar, in früheren Jahrhunderten weder durch einen sprachlichen noch durch einen politischen Gegensatz von den übrigen deutschen Stämmen getrennt, fühlen sich jetzt in einem ausgesprochenen nationalen, fast könnte man sagen feindseligen Gegensatze zu uns, ihren einstigen Landsleuten, der kaum erklärlich erscheinen würde, wenn nicht historische Vorgänge den Schlüssel dazu böten. Die Politik des spanisch-deutschen Hauses Karls V. hat diese Entfremdung verschuldet. Als sich die Niederlande, damals noch ganz

deutsch an Sprache und Sitte, an Kunst und Gesetz, in heldenmüthigem Freiheitskampfe von Spanien losrissen, sahen die Stammesbrüder müßig zu, oder waren in ihrer Zerrissenheit zu ohnmächtig um zu helfen. Das österreichisch deutsche Kaiserhaus verfolgte eine den Niederländern feindliche Politik. Mit der Hülfe Englands und Frankreichs befreit, schwang sich der von Deutschland politisch getrennte Staat schnell zu ungeahnter Macht und zu einem außerordentlichen Wohlstand empor. Die stete, jetzt allerdings mehr wie je illusorische Furcht, diese Güter durch eine Annexion an das immer mehr erstarkende Deutschland zu verlieren, mag die gegenwärtige Stimmung erzeugt haben. Dennoch sind sich vorurtheilsfreie Holländer ihrer Zusammengehörigkeit mit uns noch recht wohl bewußt. Das mögen die Aussprüche zweier hervorragender Gelehrten jenes Volkes beweisen, die Klaus Groth in einem zu London gehaltenen Vortrage erwähnte. „Ganz Niederdeutschland," sagt der gelehrte Dozy, „von der Schelde bis zur Weichsel wird von gleichartigen Stämmen bewohnt," und Professor Fruin schreibt: „Da Holland zu rechter Zeit versäumt hat, sich an die Spitze der niederdeutschen Nation zu stellen, — diese Rolle größtentheils an Preußen überlassen hat: wäre das Gesetz und Regel für die Niederländer, sich jetzt der niederdeutschen Bewegung nicht anzuschließen, welche sich jetzt in Norddeutschland geltend macht?" — Solche Stimmen sind immerhin bemerkenswerth. Viel günstiger liegt die Sache für das Deutschthum in Belgien. Das mag eine a. a. O. citirte Stelle aus einem wichtigen Leitartikel der Antwerpener Zeitung „Jeders Belang" (Was jeden angeht) vom Januar 1868 beweisen, wo es heißt: „Deutsche Bewegung. Unter diesem Titel werden wir alle literarischen und politischen Neuigkeiten mittheilen, welche die Niederdeutsche Bewegung im Allgemeinen betreffen, nicht blos in Holland und Belgien. Daß es 10—12 Millionen Norddeutsche giebt, deren

Muttersprache plattdeutsch ist, weiß jeder Vlaming von einiger Bildung. Aber daß das hörbare oder gesprochene Plattdeutsch für einen Antwerpener z. B. nicht schwerer zu verstehen ist, als etwa das Vlämische von Ypern oder Limburg, ist nicht so allgemein bekannt. Dies hat Herr Dr. Hansen, der Mittelpunkt des Plattdeutschthums in Antwerpen, unter Anderem in der Vorrede zur Uebersetzung von Groths Rothgeter hinreichend bewiesen." „Alles kommt darauf hinaus, daß die plattdeutschen Schriftsteller bisher zu sehr ihrem landschaftlichen Dialect folgten, und vor allem, daß sie genöthigt gewesen sind, ihre Muttersprache mit hochdeutschen Lettern und Lauten zu schreiben." Um dies zu beweisen, theilt der Bericht ein Lied Antwerpener Mundart in plattdeutscher Schreibweise mit, und fährt fort: „Man sieht daraus, daß diese (plattdeutsche) Schreibweise uns selbst die bekannte Sprache unkenntlich macht, wie viel mehr also das Plattdeutsche selbst, das nur aus diesem Grunde so vielen in Belgien fremd erscheinen muß. Laßt uns aber hoffen, und diese Hoffnung ist nicht ohne Grund, daß die plattdeutschen Schriftsteller sich mehr und mehr der niederländischen Schreibweise annähern mögen, die sie als die Fortsetzer der niedersächsischen Literatur beinahe als die ihrige betrachten können. Möge aber auch bei uns Niederländern mehr und mehr das Bewußtsein sich stärken, daß wir Niederdeutschen aus Nord, Süd und Ost: Holländer, Belgier und Plattdeutsche Ein „dietsch Volk" ausmachen mit Einer Sprache, getrennt in drei Volksmundarten, doch nur noch geschieden in zwei Schriftdialecte. Und ist es nicht herrlich zu denken, bei der Unterdrückung die wir Vlamingen leiden, daß es nur von einigen wenigen Buchstaben, einigen Formen abhängt, um eine Literatur zu stiften, die sich über ein Gebiet von achtzehn Millionen von Lesern erstreckt?"

Ja namentlich seit der politischen Erstarkung Deutschlands 1870 sind die Blicke der Vlamingen in ihrem Kampf gegen die

französisch gesinnte Partei der Wallonen voller Hoffnung auf Deutschland gerichtet.

Ich selbst habe im brieflichen und literarischen Verkehr mit den Führern der vlämischen Partei vielfache Beweise von dieser Hinneigung der Vlamingen zu uns empfangen und darüber in einem längeren Essai im Juli-Augustheft der „Deutschen Warte" von 1873 berichtet. Als unsere Heere in Frankreich Sieg auf Sieg erfochten, da haben sich die Vlamingen mit freudigem Stolz als unsere Stammesbrüder gefühlt und ebenso begeistert als bei uns ist an den Ufern der Schelde die Wacht am Rhein erklungen: „Dar klikt en kreet als een donderknal, als zwardgeknatter on golven-val." Wie schön besangen unsere Siege die Dichter Nolet de Brauwere, Emanuel Hiel u. Andere, vor Allen aber Adolphe van Soust de Borckenfeld in seiner episch-lyrischen Dichtung „L'Année sanglante", welche von mir ins Deutsche übertragen und unter dem Titel „Das blutige Jahr" vor einem Jahre erschienen ist.

Im Norden reicht die plattdeutsche Sprache überall bis an die Ostsee und Nordsee, zwischen beiden Meeren zieht sich die Grenze durch den nördlichen Theil von Schleswig, die Königsau. Hier wohnen Deutsche und Dänen neben einander, und das Niederdeutsch jener Gegenden hat einige wenige Elemente des Dänischen aufgenommen und umgekehrt. In den russischen Ostseeprovinzen ist die Sprache des Volkes seit Jahrhunderten plattdeutsch. In der Blüthezeit der Hansa wurden hier, wie an allen Borden des germanischen Meeres, wie man die Ostsee nannte, Käufe von welthändlerischer Bedeutung, Verträge mit Königen und Fürsten abgeschlossen und oft genug dictirten die königlichen Kaufherren von Lübeck, Stettin und Braunschweig den Fürsten der nordischen Länder in dieser Sprache den Frieden.

Haben wir uns somit über die Grenzen des Plattdeutschen

gegen das Ausland hin orientirt, so bleibt uns noch übrig die Südgrenze desselben, d. h. seine Grenze gegen das Hochdeutsche festzustellen.

Die Sprachkarte von Bernhardi mit den Erläuterungen dazu, sowie die von Kiepert geben einen guten Anhalt und man kann sich leicht einen allgemeinen Ueberblick verschaffen. Aber manche Strecken der Grenze des Hoch- und Niederdeutschen sind noch zu wenig untersucht, als daß mehr als eine ungefähre Linie angegeben werden könnte. Für das Rheingebiet, auf welchem in ältester Zeit die meisten Vermischungen, Verschmelzungen und Verpflanzungen von Völkerschaften stattgefunden haben, besitzen wir eine Abhandlung von Wahlenberg „Die niederrheinische (nordrheinfränkische) Mundart und ihre Lautverschiebungsstufe (Programm des Gymnasiums zu Köln von 1872)“ eine gründliche Vorarbeit auch für die Grenzfrage. Darnach sind „Neuß und Kaiserswerth die nördlichsten Punkte im Stromgebiet des Rhein, welche das Hochdeutsche erreicht; von hier aus gegen Westen und Osten zieht sich jedoch die Sprachscheide weiter nach Süden zurück und zwar auf dem östlichen Ufer bedeutend mehr als auf dem westlichen. Neuß und Düsseldorf gelten so als vorgeschobene Posten des Hochdeutschen. Hier an den regen Verkehrsstraßen mochte wohl schon in älterer Zeit die größere Rührigkeit des südlicheren fränkischen Volksstammes das Vordringen des hochdeutschen Elements begünstigt haben.“ Den plattdeutschen Dialekt am Rhein nennt der Verfasser Nordfränkisch oder Niederrheinfränkisch und sagt, daß auch dafür die Benennung „Ripuarisch“ gebräuchlich sei. Andere Namen dafür sind kölnische, jülichische, geldrische, klevesche Mundart, welche der gelehrte Verfasser des Etymologicum teutonicae linguae, Kornelius Kiel von Duffel (Dufflaeus) † 1607 unter dem Namen des Sykambrischen zusammenfaßt. Daran schließt sich im Nordosten die ganz plattdeutsche, märkische und westphä-

lische Mundart an. Man muß mit Wahlenberg annehmen, daß das Hochdeutsche auf den lebhaften Handelsstraßen zu beiden Ufern des Rheines durch seinen übermächtigen Einfluß sich immer mehr in das niederdeutsche Gebiet vorgeschoben hat.

Ganz im Westen der Rheinprovinz ist etwa Eupen südlich von Aachen, wo der Dialect schon Zwitterformen zeigt, der südlichste Punkt des plattdeutschen Gebietes. Der Gürtel zwischen der hohen Veen und der Eifel ist schon hochdeutsch, hat jedoch noch viele Laute gothischer Stufe, z. B. in einem Gedicht, das aus dem Kreise Prüm stammt, finde ich „deht" statt „thut", „Dag" statt Tag, „deck" statt dich, „töschen" statt zwischen, „bleiwen" statt bleiben; dann „ess't t'spyh'" für dann ist es zu spät; „Pädden" statt Frosch, was ebenfalls Niederdeutsch ist, ferner eine Menge niederdeutscher Vocale. An dem Beispiel Berlins, das eine hochdeutsche Sprachinsel mitten im niederdeutschen Gebiet bildet, kann man sehen, daß große Städte keinen rechten Anhalt für die Bestimmung der Mundart bieten. So hat auch in Cöln die gebildete hochdeutsche Schriftsprache im städtischen Verkehr die ursprünglich niederrhein-fränkische bald überwuchert. Doch hat die kölnische Volkssprache noch manches plattdeutsche Element treu bewahrt. So hört man allgemein et für es, wat für was, während die Mehrzahl der Worte auf der hochdeutschen Lautstufe steht. Die besten Belege für eine Mundart sind als echte Erzeugnisse des Volkes die Sprichwörter. Ich führe daher einige an. Wer singe Kopp verwat't, de verwat't kein dauf Roß, sagt man in Köln, und: Treck Kinder op, treck jung Hung op, oder Wer gitt (giebt) watte hät, es (ist) wä'th, datte lew. Hier sind die Worte Kopp, de, dauf (taub), treck, op, watte (wat he — was er), datte (dat he — daß er), lew — lebe ganz niederdeutsch, dagegen Roß und wer hochdeutsch, und nur dialectisch gefärbt. Merkwürdig und charakteristisch für die

kölnische Mundart ist die Anwendung des k für einen hochdeutschen t-laut z. B. Lück für Leute, licke für leiden, oder das Abstoßen des t der Endung wie in fänk (= fängt). Mit der hessischen hat sie das nit (nicht) gemein.

Südlich von Köln bis zum Siebengebirge verschwinden diese plattdeutschen Formen immer mehr. Einen im wesentlichen plattdeutschen, aber mit hochdeutschen Worten gemischten Dialect zeigt die mehrere Meilen breite Zone um Wipperfürth, Elberfeld, Uerdingen, Krefeld, München-Gladbach, wo Worte mit hochdeutschen Consonanten, aber dem Platt sich näherndem Vocalismus in Menge vorkommen, z. B. ech, ach, secher, erlich, glich, Zemmer. Im Allgemeinen läuft die Grenze von Köln nach Osten ungefähr auf dem 51. Breitenkreise bis in die Gegend von Olpe, während südlich davon immer eine Zone gemischter Mundart bleibt, welche weiterhin im Norden von der Lenne, im Süden vom Rothaar-Gebirge begrenzt wird. Von hier ab wendet sie sich entschieden nach Norden. Das Fürstenthum Waldek ist noch größtentheils dem niederdeutschen Gebiet angehörig, dann schiebt sich ein Theil des früheren Kurfürstenthums Hessen, von dem namentlich das Diemelthal niederdeutsch ist, und der größte Theil des Eichsfeldes als hochdeutsches Gebiet nach Norden vor. Weiterhin bildet eine zwischen Göttingen und Duderstadt laufende Linie die ziemlich scharfe Grenze. Von dem letztgenannten Orte sagt Dr. Eduard Krüger, daß sich dort bei denen, die nördlich vom Berge wohnen, das Plattdeutsche in Worten wie dat, wat, u. s. w. scharf von dem das, was der südlich vom Berge wohnenden unterscheide. Weiter östlich läuft die Grenze quer durch den Harz. Wie in anderen Gegenden größere Flüsse z. B. die Weser, die Elbe, so haben hier unwegsame Gebirgszüge eine Annäherung oder Vermischung der Mundarten verhindert, und so giebt es hier gar keine Abstufungen. Rechts oder südlich von der erwähnten Linie, die ungefähr der

Wasserscheide folgt, ist alles durchaus Hochdeutsch, links alles Platt. Zum Gebiet des letzteren gehören die meisten früher hannöverschen Landestheile. Die Grenze läuft ungefähr zwischen den Städten Wernigerode, Blankenburg, Gernrode, Aschersleben, deren Umgebungen plattdeutsch sind, und Stolberg, Harzgerode, Mansfeld (hochdeutsch) durch. Anhalt ist noch theilweise plattdeutsches Gebiet, während sich östlich davon das früher zu Obersachsen gehörige Elbland etwa bis an den Fläming als hochdeutsches Gebiet nördlich vorschiebt. Weiterhin läßt sich die Grenze viel einfacher bezeichnen. In der Provinz Brandenburg dringt das Wendische (im Spreewald) ins niederdeutsche Gebiet vor, Pommern hat durchaus, West- und Ostpreußen neben dem Polnischen und Litthauischen, sowie dem Hochdeutsch der größeren Städte die plattdeutsche Sprache. Es verdient noch erwähnt zu werden, daß Reisende in Südrußland, welches seit Anfang dieses Jahrhunderts von preußischen Mennoniten besiedelt worden ist, ein unverfälschtes Platt vorgefunden haben, was durch Mittheilung von Sprichwörtern, Volksreimen und Liedern belegt worden ist. Im 3. Bande von Firmenichs Völkerstimmen, dieser umfassendsten Sammlung deutscher mundartlicher Dichtungen und Sprachproben, wird ein altes niederdeutsches Volkslied mitgetheilt, das sich schon in der ditmarsischen Chronik von Neocorus findet und das in Südrußland noch vom Volke gesungen wird. Es lautet:

Ick will mi ene schene Mäid
To minem Wiewe nemen
Wenn sei mi künn von Haverstroh
Spinnen de fiene Siede.

Sall ick di von Haverstroh
Spinnen de fiene Siede
Sallst du mi van Lindenlof
En nee Paar Kleeder schnieden.

Sall ick di von Lindenlof
Een nie Paar Kleeder schnieden
Sallst du mi de Scheere halen
To nedderwärts ut'n Rhine.

Auch in Amerika hat sich in einzelnen Ansiedlungen das Plattdeutsch ziemlich rein erhalten, obwohl die enge Verwandtschaft mit dem Englischen eine Vermischung beider Sprachen sehr begünstigt.

Auf diesem Gebiete nun hat sich in der Zeit, wo die Sprache literarisch todt war, eine Reihe sowohl im Wortschatz, als im Vocalismus ziemlich weit auseinandergehender Dialekte entwickelt. Die Zeit des Verstummens kann man rechnen von der Mitte des 17. Jahrhunderts an. Die letzte niederdeutsche Bibel war 1621 gedruckt worden. Das jüngste niederdeutsche Gesangbuch, welches mir bei eingehender Beschäftigung gerade mit diesem Literaturzweige zu Gesicht gekommen[1]), ist das Hamburger vom Jahre 1630. Als letztes literarisches Erzeugniß stehen schon vereinzelt an der Grenzscheide der productiven Zeit die berühmten Scherzgedichte von Laurenberg, welche zuerst 1652 erschienen, dann aber, wie der Reineke Vos noch später eine Reihe von Auflagen erlebten. Die folgenden zwei Jahrhunderte haben kaum etwas erzeugt, was literarischen Werth hätte. Nur für die Sammlung von Idiotismen ist in fast allen niederdeutschen Gauen Namhaftes gethan worden. Einiges Interesse konnte die Herausgabe einer Anzahl mittelniederdeutscher Dichtungen durch den Helmstädter Professor Brun mitten in der öden Zeit erwecken, die unter dem Titel: „Romantische Gedichte," am Ede des vorigen Jahrhunderts erschienen, und von denen einige in letzter Zeit mit gelehrten Commentaren versehen von C. Schröder, A. Lübben u. A. aufs Neue herausgegeben worden sind.

Eine Sprache, die auf diese Weise lange Zeit nur gesprochen,

[1]) Vergl. meine Beiträge zur Geschichte des deutschen geistlichen Liedes (Progr. des Progymnasium zu Sangerhausen 1874).

nicht geschrieben wurde, mußte ohne feste Regeln der Grammatik und namentlich der Orthographie nothwendigerweise verwildern und immer mehr in Dialekte auseinandergehen. Die Mundarten des westlichen Norddeutschland sind schon vorhin aufgezählt worden. Sie divergiren schon bedeutend unter sich, noch mehr aber mit den andern östlich von ihnen sich ausdehnenden, z. B. dem Holsteinischen, Meklenburgischen, dem Göttingisch-Grubenhagener, dem Altmärkischen und dem Idiom der Mark Brandenburg, ferner dem Pommerschen und Preußischen. Die Wörterbücher, die Idiotiken- und Sprichwörtersammlungen, deren mir gegen dreißig bekannt sind, zeigen in dem Wortschatz und den Wortformen bedeutende Verschiedenheiten, nicht minder die zahlreichen literarischen Erzeugnisse der neuesten Zeit, welche die Anregung durch Klaus Groth und Fritz Reuter in Menge hervorgerufen hat. Wie gleichmäßig und einfach ist dagegen die Sprache und die Schreibweise der Denkmäler aus früherer Zeit, z. B. des Reineke Vos und der erwähnten sogenannten romantischen Gedichte!

Doch ich kehre nach dieser Abschweifung zur Besprechung der Darstellungsmittel des Niederdeutschen und des Verhältnisses derselben zu denen der Schriftsprache zurück. Ein Dichter wie Groth darf sich mit Recht darüber beklagen, daß eine superkluge Kritik dem plattdeutschen Dichter vorzuschreiben versuche, was ihm in seiner Muttersprache zu dichten erlaubt und opportun sei, und was nicht. Und wenn auch das erwähnte Vorurtheil, daß dieselbe sich nur für das Humoristische eigne, im Schwinden ist, so glauben doch noch Viele, daß der Kreis dessen, was sich Plattdeutsch darstellen läßt, ziemlich eng sei. Aber soll denn deshalb, weil z. B. eine durchschlagende Tragödie in niederdeutscher Sprache noch nicht geschrieben ist, dieser die Fähigkeit abgesprochen werden, etwas Derartiges auszudrücken? Ich kann mir, um ein Beispiel anzuführen, Heinrich Kruse's Trauerspiele „Die Gräfin“ und „Wullenwewer“,

die ganz auf niederdeutschem Gebiet spielen und niederdeutschen Geist athmen, recht wohl in der Sprache ausgeführt denken, in welcher die darin auftretenden Personen in der historischen Wirklichkeit gesprochen haben. Wenn es nur Einer, der es vermag, versuchen wollte. Freilich noch mehr als an einer schöpferischen Dichterkraft würde es an einem Publikum gebrechen, das solche Dinge unbefangen, vorurtheilslos aufzunehmen im Stande wären. Die, welche noch wirklich platt sprechen, Leute aus dem Volk, sie sind nicht reif für Dichtungen des höheren Genres; die Gebildeten aber, oder die sich's dünken, wenn sie ihre kernige Stammessprache gegen ein meistens nur zu fehlerhaft gesprochenes Schriftdeutsch vertauscht haben, würden, gewohnt im Plattdeutschen die Sprache der Bauern, des städtischen Proletariats, des Gesindes zu sehen, ja sich ihrer zu schämen, das Ernste, das Pathetische, das Erhabene, selbst wenn es mustergültig ausgedrückt wäre, kaum herausfinden. Ja wohl! der Kreis des niederdeutsch Darstellbaren ist eng, weit enger vorläufig als der des Hochdeutschen, aber in ganz anderer Weise, als sich Kunstrichter von dem Schlage der oben bezeichneten einreden möchten. In der plattdeutschen Sprache ist das, was wir im tadelnden Sinne mit Phrase bezeichnen, so gut wie unmöglich. Sie hat nur Worte und Töne für das Natürliche, Einfache, Wahre. Hochtrabender Redeschwall, falsches Pathos, das Schlüpfrige, Raffinirte, Zweideutige würde sich in ihr nicht ohne den größten Zwang ausdrücken lassen, und in dem wirklich niederdeutschen Volk würde es nicht verstanden, oder je nachdem verlacht oder verabscheut werden. Gewiß ist die hochdeutsche Sprache, nachdem die Dichter der zweiten großen Blütezeit unserer Literatur ihr den Adel der Anmuth und Vollendung aufgedrückt haben, und seitdem wir Glätte und Formvollendung selbst bei mittelmäßigen Dichtern zu finden gewohnt sind, gewiß ist sie gewandter, glänzender, gebildeter, reicher, als die niederdeutsche; sie fügt sich willig und gefällig

dem sprödesten Stoffe, sie weiß Ton und Farbe der geistigen Erzeugnisse aller Völker wiederzugeben, jeder Form sich geschmeidig anzupassen und für die leiseste Schattirung des Gedankens und Gefühls hat sie ihre Farbe bereit. Das zeigt namentlich unsere Uebersetzungsliteratur, aus der ich nur Rückerts Leistungen in der Nachbildung indischer und arabischer Poesien, oder Wilhelm Jordans Sophokles, oder den Calderon und Ariosto von Gries oder Schlegel's und Tieck's Shakespeare erwähnen will. Aber in dem Schliff und der Gewandtheit der Sprache liegt auch schon wieder ein Nachtheil. Durch den vielfachen Schriftgebrauch nützen sich die Worte ab, schleifen und greifen sie sich ab wie Münzen und verlieren wie diese das Bild. Ursprünglich ist jede Sprache sinnlich-plastisch, d. h. alles in ihr ist vom Sichtbaren, Greifbaren hergenommen, die Worte waren Namen für sichtbare Dinge, erkennbare Handlungen, die Verhältnißworte waren rein örtlich. Je mehr eine Sprache für den Schriftgebrauch dienstbar gemacht wird, desto abstracter wird sie, desto mehr verblassen die ursprünglichen Bilder. Geniale Dichter schaffen ihr neue, aber bald gehen auch diese in den täglichen Gebrauch über und verlieren die bildliche Kraft, sie werden zu stehenden formelhaften Wendungen, bei denen sich die Phantasie kein Bild mehr macht. Der schönste bildliche Schmuck der Rede ist unstreitig die Metapher d. h. die Uebertragung von Eigenschaften, Merkmalen, Gesinnungen und Verhältnissen der Dinge, denen sie von Natur (d. h. ihrer Stellung im Weltganzen und der Weltordnung nach) zukommen, auf solche, denen sie von Natur nicht zukommen. Wendungen wie der Abend des Lebens, Krystall der Wogen, Schleier der Dämmerung, die Rosen der Wangen, Hals, Bauch, Fuß des Gefäßes oder der Flasche, sind ursprünglich lebenskräftige Metaphern gewesen und kein geringes Talent hat der bewiesen, der sie ins Leben rief. Aber wer empfindet darin jetzt noch, nachdem sie tausendfältig im Schriftge-

brauch wiedergekehrt und alltäglich geworden sind, das Bildliche, was ihnen innegewohnt hat? Noch mehr gilt dies von einzelnen Worten, wie begreifen, entdecken und von einer Unzahl stehender malender Beiwörter (Epitheta), denen ursprünglich bildliche Kraft eigen war. Ganz anders ist das im Niederdeutschen. Es ist nicht so ausgebildet, aber auch nicht so abgenutzt. Ja gerade die Unbeholfenheit in der Darstellung abstracter Dinge treibt unaufhörlich den Sprechenden und Schreibenden an, nach einem Vergleich, nach einem Bilde zu greifen. Daher die außerordentliche natürliche Plasticität dieses Idioms, die sich namentlich in Sprichwörtern, aber auch in der Sprache an und für sich zeigt. Es ist unglaublich, wie viel in einer unverbrauchten, unverblaßten Sprache hier vom Volk im alltäglichen Verkehr erzeugt wird, das verfliegt und untergeht, wie Urwaldgräser. Nur ein Beispiel will ich anführen. In einem gemüthlichen Wortstreit hörte ich einen ganz schlichten Bauern zu einem andern sagen, den er vergeblich zu seiner vermeintlich höheren, besseren Ansicht zu bekehren versucht hatte: „Wat eenmal to'n Swintrog uthaut is, dat werd in sien' Lewen kein Vigelin", womit er andeuten wollte, der Andere habe, beschränkt oder roh, wie er sei, keinen Sinn für etwas Höheres. Ist das nicht ein Bild, das eines Shakespeare würdig wäre?

Wie kommt es nun, daß, während das Volk einen Schatz concreter, kernhafter Bilder schon in seiner Sprache an sich besitzt, oder mit Leichtigkeit, ohne Grübeln und Suchen wie durch natürliches Wachsthum zu Tage fördert, der in der Schriftsprache sich ausdrückende Redner oder Dichter seine ganze Kraft gebrauchen muß, um sich einen frischen, kraftvollen oder gar originellen Stil zu wahren? Einige von den Ursachen dieser Erscheinung habe ich schon angedeutet. Die sogenannte schöne Literatur hat noch wenig nachtheilig für die Frische und Bildlichkeit der Sprache gewirkt. Dichterlinge, welche immer und immer wieder aus Schillerschen,

Götheschen und Heineschen Brocken neue Mosaikbilderchen zusammensetzen und Gestaltungen schaffen, die aussehen wie Kinder, welche im Hochzeitsstaat ihrer Großeltern einherschreiten, sie werden nie großen Einfluß auf die Sprache gewinnen.

Viel verderblicher für die naturwüchsige Kraft und Bildlichkeit der Sprache ist hier die Massenproduction in Schrift und Druck, die Frivolität conventionell gewordener Wendungen, namentlich aus den Meisterwerken unserer Literatur, das ewige Parodiren der Zeitungen, die parlamentarische Beredsamkeit, die Börse, die Kanzleien, die Fachschriften auf wissenschaftlichem und nicht rein wissenschaftlichem Gebiet. Da kommt es meistens darauf an, den Gedanken mit möglichster Kürze und Prägnanz darzustellen, ein Heer von Kunstausdrücken, von formelhaften Wendungen, von falschen Metaphern und andern Bildern, von stereotypen, oft nichtssagenden Phrasen dringen in die Sprache ein. Man vergleiche hierüber die „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ von Kl. Groth und seine schon angeführte Schrift über Mundarten. Manche kaufmännische Wendungen sind ursprünglich Bilder gewesen, z. B. „Weizen matt, Eisen flau, Hopfen ruhig, Heringe belebt“; manches, wie „rother Klee vernachlässigt“ klingt fast lyrisch, — aber wer denkt sich noch etwas dabei, was einem Bilde gleicht? Hier wird zum Schaden der Sprache und des Geschmackes unendlich viel gesündigt und das theilweise ohne Noth. Wenn Jemand Folgendes ohne Angabe der Rubrik, unter der es steht, aus einer Zeitung vorläse: „Berlin lieferte das stärkste Contingent und nahm die Spitze. Sachsen, Thüringen schienen der Personenzahl nach schwächer vertreten gewesen zu sein; um so decidirter traten sie auf. Spiritus stand gerüstet im Hintergrunde; er wurde von den Magdeburgern in Affection genommen“ — ich frage, würde sich Jemand, bevor das Wort Spiritus einen aufklärenden Lichtstrahl in das Phrasendunkel wirft, im Entferntesten denken können,

daß es sich hier nicht etwa um eine Rebellion, oder einen bewaffneten Zug deutscher Mannen zur Erstickung einer solchen, sondern um einen Bericht der Nationalzeitung — über den Köthener Saatmarkt handelt, und daß hier weiter nichts gesagt ist, als: Es waren viele Berliner, wenig Sachsen und Thüringer am Markt, die aber mehr Kauflust zeigten. Spiritus wurde namentlich von Magdeburgern begehrt u. s. w. Und diese wörtlich aus der National-Zeitung entnommene Stelle ist nicht etwa eine besonders hervorstechende stilistische Leistung eines Handelscorrespondenten, sie zeigt den durchschnittlichen Fachstil der Rubrik „Handel und Industrie". Man braucht nur eine beliebige Zeitung zu nehmen, um Wendungen zu finden, wie diese, die ich einer Nummer der Magdeburgischen Zeitung entnehme: „Spiritus schloß sich der herrschenden Bewegung nicht an" — (klingt das nicht wieder wie Rebellion?) — „die Tendenz verflaute sich und der Schluß brachte auch keine Erholung", was ebensogut in Bezug auf einen Ball gesagt sein könnte.

In ähnlicher Weise arbeiten die Fachschriften anderer Zweige an der Verschlechterung der Sprachen mit. Da sind es nun die Mundarten, sagt Klaus Groth, „welche unberührt von dem literarischen Getriebe im engen Anschluß an die Natur, in steter Beobachtung des Einfach-Natürlichen dem Sprachkörper gesundes Blut zuführen und ihn fort und fort erfrischen. Ohne diese Mundarten würde die Schriftsprache immer abstracter, immer blasser werden." Er macht darauf aufmerksam, daß, wie der berühmte Sprachforscher Max Müller dargethan hat, die Dialekte die Zuleiter, nicht die Ableiter der Sprache, daß sie die Producenten, die Schriftsprache aber der Consument sei. Jede Schriftsprache aber müsse sich aus ihren Stammsprachen immerfort regeneriren, sonst erstarre sie, wie einst das Lateinische erstarrt sei, wie das Französische in Gefahr steht zu erstarren. Und wenn darin die Haupt

bedeutung und der Hauptwerth der Mundarten und somit vorzüglich des Niederdeutschen liegt, das sich von der Schriftsprache am meisten entfernt hat, so bieten sie dem darin sich ausdrückenden Schriftsteller eine Menge Vortheile dar, welche, wie schon angedeutet worden, der hochdeutsche Dichter erst mit genialem Tact suchen und in mühevoller Arbeit sich schaffen muß.

Für einen im hochdeutschen Sprachgebiet Aufgewachsenen ist und bleibt freilich Vieles von den Schönheiten des Niederdeutschen verborgen, er wird niemals, wenn er Klaus Groth und Fritz Reuter, wenn er die gefällig gemüthvollen Riemels (Düt un dat) von Adolph Schirmer, die Dichtungen der genialen Sophie Detlefs, Theodor Storms, L. Giesebrechts, und die von Ernst, Dräger, Schwerin und Krohn, von Mezer, Berning, Dörr und Karl Runge liest und wie sie alle heißen — wohl ein halbes Hundert Namen könnte ich hier nennen, — wenn er in die echten, kräftige Nordseeluft athmenden Gedichte blickt, welche der gelehrte Berliner Professor Focke Hoissen Müller in Stunden trauter Heimathserinnerung dichtete, er wird niemals das dabei empfinden können, was der geborene Plattdeutsche dabei empfindet. Gewiß mag Manches daran auf die Rechnung eines berechtigten Heimathsgefühls kommen, wenn uns Niederdeutsche die Laute jener Sprache so ergreifen und anmuthen, jener Sprache, die wir in glücklicher Kindheit gesprochen haben und die wir wohl wieder hervorholen, wenn wir einen Jugendfreund nach Jahren wiederfinden oder wenn wir fern vom niederdeutschen Boden mit einem plattdeutschen Landsmanne zusammentreffen. Wie knüpfen sich da an die plastischen, treuherzigen, mundgerechten Worte und Wendungen der heimathlichen Sprache die Eindrücke und Bilder der meilenweiten Wiesen mit ihren stillen Wässerlein, der eichenumrauschten Dörfer, der Seen und Wälder, der Marsch und Haide, und vor Allem des Meeres mit seiner erhabenen Herrlichkeit. Der ganze Reichthum dieser An-

schauungen und Eindrücke, ganz verschieden von denen des Hochlandes und der Berge, sind ursprünglich in das Niederdeutsche und aus diesem erst in das Hochdeutsche und in die Schriftsprache übergegangen, denn „jede Sprache ist", wie Groth so schön sagt, „das Product des schaffenden Menschenstammes, dem sie gehört, dessen Bedürfniß sie befriedigt und der Eindrücke, die Himmel und Erde auf ihn machen da, wo er wohnt und wo er herkommt."

Das Urtheil Grimms über die plattdeutsche Sprache kann, obwohl derselbe dem hochdeutschen Gebiet entstammt, befremden. In einem Briefe an Frommann, den Herausgeber der Zeitschrift „Die deutschen Mundarten", sagt er: „Was Norddeutschland vermag, hat jetzt Klaus Groth dargethan, doch haben die abgezwickten, verschluckten Formen dieser Mundart für mich etwas Unangenehmes". Gerade das Abwerfen der tonlosen Endungen, welche die Schriftsprache noch bewahrt zum Schaden für ihren Wohllaut, scheint uns ein Vortheil des Plattdeutschen zu sein. Ungleich günstiger urtheilt der aus dem Königreich Sachsen stammende Lexicograph und Grammatiker Adelung, der sonst alles Mundartliche ausmerzen möchte. „Das Plattdeutsche," sagt er, „ist von allen deutschen Mundarten in der Wahl und Aussprache der Töne die wohlklingendste, gefälligste und angenehmste, eine Feindin aller hauchenden, zischenden und der meisten blasenden Laute und des unnützen Aufwandes eines vollen, mit vielen hochtönenden Lauten wenig sagenden Mundes, aber dagegen reich an einer kernhaften Kürze, an treffenden Ausdrücken und naiven Bildern," und er macht darauf aufmerksam, daß Ausländer, denen die vielen Hauch-, Blase- und Zischlaute des Oberdeutschen ein Aergerniß sind, das Niederdeutsche am leichtesten lernen, wie der Niedersachse, wegen seines feinen Gehörs und wegen der Feinheit und Biegsamkeit seiner Sprachwerkzeuge jede fremde Sprache weit eher und vollkommener lerne, als sein schwerfälliger süddeutscher Bruder.

Bewundernswürdig erscheint mir, wie Göthe als Süddeutscher von Geburt so treffend und schön von der niederdeutschen Sprache urtheilen konnte. „Zu einem liebevollen Studium der Sprache," sagt er, „scheint der Niederdeutsche recht eigentlichen Anlaß zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er um sich her ein sanftes, behagliches Urdeutsch und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffe des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsilben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er schon selbst aufgegeben, von fremden Lippen zurück und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche auf die Abstammung der Worte zu merken."

So hat es denn der niederdeutschen Sprache auch in keiner Zeit an Lobrednern gefehlt und namentlich, als das auf die oben beschriebene Art entstandene Schriftdeutsch, „die meißnische Sprache," wie man es nannte, derselben so viel Boden abgewann, haben einsichtsvolle, vorblickende Geister, unbeirrt durch die fast epidemische Sucht der Nachäffung des Fremden, gegen die Verachtung und Vernachlässigung der ehrwürdigen Stammessprache wenn auch ohne Erfolg angekämpft, weil sie einsahen, daß hier ein Stück gesunden Volksthumes in Gefahr sei. Schon im 16. Jahrhundert rügt der Geschichtsschreiber Albert Cranz, daß die Niederdeutschen das Gezisch (stridores) der Oberdeutschen nachahmten, und Nathan Chyträus, der Verfasser des großen niederdeutschen Wörterbuchs klagt, daß man in Niedersachsen die fremden Sprachen und Dialecte cultivire und darüber die eigene schöne Mundart vergesse, oder sie gar als roh, ungebildet und unvollkommen verachte. Und Mikrälius sagt in seiner Pommerschen Chronik: „Wie andere Sachsen-Leute haben nun auch wir an unserer Muttersprache einen solchen Ekel gehabt, daß unsere Kinder nicht ein Vaterunser, wo nicht in Hochteutscher Sprache, beten, und wir keine Pommersche

Predigt fast mehr in gantz Pommern hören mögen. Unser männlich atticirendes Tau (T) muß allenthalben der sigmatisirenden (S)-Sprache weichen." Der sächsische Polyhistor Johann Möller endlich bricht in seiner lateinisch geschriebenen Geschichte des Cimbrischen Chersones in die Worte aus: „Wir beklagen das traurige Loos der niedersächsischen Sprache, welche nicht nur die älteste von allen deutschen Mundarten ist, sondern auch die kräftigste und unverdorbenste, ja sogar den übrigen den Preis der Eleganz streitig macht, dennoch wird sie dem meißnischen Idiome, das sich mit seinem Zischen und seinen wenig männlichen einschmeichelnden künstlichen Reizen die Geister der Unseren gewonnen, nachgesetzt und aus der Kirche und der Kanzlei, ja fast aus dem Hause und der Familie verbannt." Und Joh. David Michaelis spricht in einer akademischen Rede die Forderung aus, daß die Gesetze in platt- und hochdeutscher Rede publicirt werden möchten. An der Universität Rostock hat sogar ein Niederdeutscher Bernhard Raupach auf eine lateinisch geschriebene Dissertation „Von unbilliger Verachtung der Plattdeutschen Sprache" im Jahre 1704 den akademischen Doctorgrad erlangt. Darin wird das Niederdeutsche mit Wärme und Geschick vertheidigt und verherrlicht, von dessen Zukunft der Autor indeß eine etwas zu trübe Ansicht hegt. Er sagt nämlich: „Wenn ich nicht, was ich gern wäre, ein falscher Prophet bin, so möchte ich behaupten, daß die niederdeutsche Sprache in der Folgezeit ganz verschwinden wird, sie, die aus der Gesellschaft verbannt und fortgewiesen, dem Hasse, der Verachtung, dem Gelächter preisgegeben ist." Gebührend hebt er hervor, daß literarische Meisterwerke, wie der Reineke Vos und Lauremberg's Scherzgedichte in dieser Sprache geschrieben sind. Aber das bedeutendste Werk des niederdeutschen Idioms, den Heliand, kannte jener gelehrte Vertheidiger nicht, denn noch fast ein Jahrhundert sollte vergehen, bis der französische Gelehrte Gley, welcher die bam-

berger Handschrift des Werkes entdeckt hatte, im Verein mit Reinwald an die Entzifferung desselben ging, eine Aufgabe, die nach dem Tode beider erst der Germanist Schmeller glücklich zu Stande brachte und zwar grade tausend Jahre nachdem die großartige Dichtung im Münsterlande entstanden war. Mit stets steigender Bewunderung erkannten alle, welche sich in dieselbe vertieften, immer neue Züge erhabener ursprünglich kraftvoller Poesie an der Dichtung des altsächsischen Sängers, welcher nach den Erzählungen der vier Evangelisten das Leben Christi in plastischer Weise poetisch erzählt. Jemehr die Bekanntschaft mit dem Werke wuchs, um so höher wurde der Werth desselben von den Literarhistorikern angeschlagen. Vilmar nennt es „das Trefflichste, Vollendetste, Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, eines der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat, und welches sich in einzelnen Theilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den homerischen Gesängen messen könne." Ganz der Anschauung der mannhaften Sachsen gemäß erscheint der Heiland als ein gewaltiger Heerfürst, als der Könige mächtigster, der weise Waltende im Kreise oder an der Spitze zahlloser treuer Mannen und Degen in Kraft und Glorie.

Soviel von der großen Dichtung in alt niederdeutscher Mundart. Unter den späteren mittelniederdeutschen poetischen Erzeugnissen ist kaum ein Originalwerk. Fast alle jene sogenannten romantischen Gedichte der erwähnten Brun'schen Ausgabe, sowie ein Theil der zahlreichen Erbauungsschriften in gebundener Rede, der Passionale, der Spieghel der Leyen, Doctrinale, der didactischen Dichtungen, welche den Kaland- und ähnlichen Brüderschaften ihre Entstehung verdanken, sind entweder nachweislich aus hochdeutschen und ausländischen Quellen entlehnt, oder es existiren verwandte Dichtungen in anderen Idiomen

ohne daß entschieden festzustellen wäre, welches von ihnen das Original sei, das niederdeutsche oder das hochdeutsche. Ich habe schon in meinen Beiträgen zum deutschen Kirchenliede darauf hingewiesen, daß man vielfach durch Aberkennung der Originalität den niederdeutschen Dichtungen zu nahe getreten ist. Jedenfalls ist die Gegend des Niederrheins in der älteren Zeit literarisch überaus productiv gewesen, und von den mittelhochdeutschen Gedichten „Orendel und Bride", und „König Oswald" ist bereits mit Sicherheit nachgewiesen, daß sie auf niederdeutsche Originale zurückgehen. Aber wie auch einmal die theilweise noch offene Frage der Originalität entschieden werden mag, haben diese mittelniederdeutschen Dichtungen, selbst wenn sie sämmtlich entlehnt wären, dies nicht mit den classischen Werken eines Wolfram von Eschenbach, eines Gottfried von Straßburg, eines Hartmann von der Aue gemein? Auch diese Dichter nehmen ihre Stoffe aus fremden, meist romantischen Quellen, auch sie übersetzen, aber ihren Uebersetzungen prägen sie den Stempel echten Deutschthums und einer wahrhaft dichterischen Genialität auf, sie vertiefen dieselben in einer Weise, daß die Originale, soweit sie oder ähnliche uns noch vorliegen, daneben dürftig erscheinen müssen. Ein niederdeutscher Dichter, auf den sich das eben Gesagte in vollem Umfange anwenden ließe, ist der Verfasser des plattdeutschen Reinke de Vos, des zweiten Hauptwerkes der niederdeutschen Literatur. Mehr als dreihundert Jahre hat das auch in Oberdeutschland aus Soltaus und Göthes Bearbeitungen bekannte Werk für ein Original gegolten, bis das gleichnamige holländische Gedicht, dessen wahrscheinlicher Verfasser Hinrick van Alkmar ist, aufgefunden und für das Original erklärt wurde. Aber auch der geht wieder auf ein vlamisches Vorbild, den Reinaert de vos zurück, dessen Verfasser, „Willem," wie er sich selbst nennt, nach eigener Angabe seinem Werk ein welsches (französisches) Gedicht zu Grunde gelegt hat. Dennoch hat, wie

Lübben, ein Herausgeber des „Reineke Vos," mit Recht sagt, die jüngste von allen Fassungen, die niederdeutsche, trotzdem sie in Sprache und Darstellung nicht den Stempel der Classicität an sich trägt, die literarische Welt erobert.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier eine Aufzählung selbst nur der wichtigsten Erzeugnisse der niederdeutschen Literatur zu geben. Nur das Eine sei hier bemerkt, um die schon oben angefochtene Ansicht von der Beschränktheit des niederdeutsch Darstellbaren zu widerlegen, daß es kaum eine Gattung der Poesie und Prosa giebt, in der sich niederdeutsche Schriftsteller nicht versucht hätten. Wie reich ist z. B. die Uebersetzungsliteratur. Nicht nur eine große Anzahl der epochemachenden Schriften der polemisch aufgeregten Reformationszeit sind in's Niederdeutsche übersetzt worden, auch beliebte Classiker des Alterthums wie Anakreon und selbst der elegante Boileau haben sich dieser Sprache anbequemen müssen. Selbst ein philosophischer Dialog in plattdeutschen Versen findet sich in den Schriften des um das Niederdeutsche auch sonst verdienten Docen. Wie groß die Anzahl der Lyriker und Epiker sei, ist schon mehrfach angedeutet worden; aber auch das Drama ist vertreten. Mittelniederdeutsche Passions-, Volks- und Fastnachtsspiele hat der Stuttgarter Literarische Verein und Mone in seiner trefflichen Sammlung herausgegeben, spätere aus den letzten Jahrhunderten sind unter den „raren Büchern" norddeutscher Bibliotheken zu finden und eine gründliche Nachlese in denselben dürfte noch manches Bemerkenswerthe zu Tage fördern. In neuester Zeit haben plattdeutsche Volkstheater (z. B. in Hamburg) lebhaften Anklang gefunden.

Von niederdeutschen Prosaschriften verdienen die zahlreichen Chroniken vorzugsweise beachtet zu werden. Sie sind theils wichtige Geschichtsquellen, wie die Städtechroniken, das Zeitbuch des Eyke von Repgow, des Hermann von Lerbeck u. A., theils haben

sie außerdem noch hohen literarischen Werth wie die des Lübecker Dominikaners Korner aus dem XV. Jahrhundert, welche in ihrem meisterhaft erzählenden Stil und der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Stoffes lebhaft an Boccaccio's Decameron erinnern. Von Klaus Groths und Fritz Reuters trefflichen Dichtungen und Erzählungen brauche ich hier nichts zu sagen, sie sind in allen Händen, aber auch neben ihnen haben sich eine Anzahl plattdeutscher Novellisten wie Möhl, Pining, Grimme, der öchener (achener) Joseph Müller, Grimme der „Olle Rumärker" u. A. schnell die Gunst des Publicums erworben.

Von den Erzeugnissen einer Sprache, namentlich wenn sie nicht eigentlich Schriftsprache ist, hat unstreitig das den größten Werth, was aus dem Volke selbst sich herausgebildet hat: das sind Sprichwörter, sprichwörtliche Wendungen, Volksreime und Volkslieder. Von diesen Gattungen tragen namentlich die ersteren den Stempel eines hohen Alters. Als sprichwörtliche Wendungen bezeichne ich solche, die aus einzelnen noch nicht zum Satz oder zur Redensart verbundenen Wörtern bestehen. Fast alle sind sie allitterirend, d. h. die wichtigsten und am meisten betonten Worte (oft sind es nur zwei) fangen mit denselben Consonanten an. Da die Allitteration, welche in der älteren Poesie als Kunstmittel angewandt wurde und den Reim vertrat, die Bildung solcher formelhafter Wendungen wesentlich begünstigen mußte, so ist es erklärlich, warum gerade im Heliand, der Hauptdichtung von allitterirender Form, sich eine so große Anzahl derselben findet. Auch die hochdeutsche Sprache hat eine Fülle solcher Wendungen, aber durch den langjährigen Schriftgebrauch haben sie die Bildlichkeit und Frische viel mehr verloren als die mündlich fortgepflanzten niederdeutschen. Gewöhnlich sind zwei Worte von demselben Redetheil, namentlich Hauptworte oder Zeitworte zu einer Wendung verbunden. Solche sprichwörtliche Wendungen sind „Pann un

Putt", „von Pontius to Pilatus", „Pogge un Pol," Schipp un Schirr, an Steden un Straten, vör Dau un Dag, Tormen un Tinnen, mit Torwe un Twige (Torf und Zweig wurden als Zeichen der Uebergabe überreicht), Wer un Wapen, Wind und Weder; verwist, verfört un vervemt, liken un leinen (lehnen, leihen), minnern un meren, planten un paten (pfropfen von Bäumen), rennen un riden, singen un seggen, doren un dullen, warwen un winnen, nich half nich heel, matt un möd', oder auch matt un marod', warm un wunsam (Heliand), binnen un buten, vaken un vele.

Weit wichtiger sind die Sprichwörter selbst, welche W. Grimm mit Recht eine Gattung der Poesie nennt und als das Volksmäßigste bezeichnet, was es überhaupt nächst der Sprache nur geben kann. Sie stehen zwischen der Sprache selbst und dem, was die einzelnen Schriftsteller aus ihr machen, in der Mitte und bilden nächst den Volksreimen und Volksliedern die treuesten Belege für Witz und Wissen, Dichten und Denken, Sitten und Gebräuche des Volkes, dem sie entstammen. Eine große Menge von Sprichwörtern sind nicht nur den verschiedenen Stämmen unseres Volkes gemeinsam, sondern wir theilen sie sogar mit anderen Nationen. Ich wähle hier durchweg solche, die mir im Hochdeutschen entweder nicht begegnet sind, oder die sich leicht als ursprünglich niederdeutsche erkennen lassen. Je geringer der Wortschatz einer Sprache ist, desto mehr wird sie zur Erreichung ihrer Zwecke das Bild, den Vergleich heranziehen, desto plastischer ist sie, wie oben bereits erwähnt wurde, schon an sich, denn was z. B. das Plattdeutsche an entsprechenden hochdeutschen Worten nicht besitzt, das sind die meisten abstracten Begriffe. Diese müssen umschrieben werden und so ist denn der Niederdeutsche gleich mit seinem „as en" (als ein) bei der Hand. Auf diese Weise entstehen im all-

täglichen Gebrauch eine Menge Vergleiche, welche in Aufnahme kommen und sprichwörtliche Kraft gewinnen. Gar Vieles davon ist auf ein kleines Gebiet, auf einen Ort, ja auf eine Familie beschränkt und noch nicht Gemeingut geworden. Die Sprichwörtersammlungen und Idiotika, deren Verfasser mit anerkennenswerthem Fleiß viel Volksthümliches zusammengebracht haben, geben daher noch nicht im Entferntesten einen Maßstab für den reichen, ich möchte sagen unerschöpflichen Schatz dessen, was wirklich in der Sprache lebt. Um die Vielgestaltigkeit des niederdeutschen Sprichwortes zu zeigen, führe ich einige derselben nach bestimmten Gesichtspunkten an, und zwar zunächst nach ihren verschiedenen Formen. Außerordentlich zahlreich sind die in die Form des Vergleiches gekleideten und immer springt in ihnen der Vergleichungspunkt klar und ungesucht in die Augen, stets giebt der zur Vergleichung herangezogene Gegenstand ein plastisches Bild. Wie treffend wird z. B. der hole Schwätzer, der viel verspricht und wenig hält, in dem Sprichwort gekennzeichnet: „He hett et an de Wö'r (Worten), as en Katteker (Eichkätzchen) an'n Start.“ Meistens wird der Vergleich mit einer leisen Ironie angewendet: z. B. „he geit'r up los, as Paulus up de Korinther“ etwa von einem der eine Arbeit hastig anfängt, aber bald dabei ermattet oder überhaupt von blindem Eifer, wofür man auch sagt: „he geit'r up los, as de Buck up de Hawerkist.“ Auf den unschönen Wuchs geht das sarkastische: „he is so schlank, as en Sack mit Wutteln (Wörteln, Wurzeln)“. Von Einem der eine ängstliche, schuldbewußte Miene zeigt, oder der vom Elend stark mitgenommen ist, sagt man: „he süht ut, as de düre Tied,“ ein starker metaphorischer Ausdruck, in welchem ganz gegen den sonstigen Gebrauch das zum Vergleich herangezogene Wort ein Abstractum ist, freilich von der Art, daß seine Aeußerungen nur zu sichtbar sind. Die Weber sind unter den Handwerkern Niederdeutschlands,

wo noch jetzt fast jedes Bauernhaus seinen eigenen Webstuhl hat, ein notorisch armer Stand; daher sagt ein vergleichendes Sprichwort von einem armselig brennenden Licht: „dat Licht brennt, as wenn en Wewer dot is“ — oder „as wenn en Wewer üm dat Hus geit un freet na de Magd.“ Zuweilen wird der Vergleich durch eine bloße Nebeneinanderstellung erzielt wie in dem Sprichwort: „Wutteln und Röwen (Rüben) achter Fasselabend, un en Dirn achter drittig Jahr, de hebben beid' den Smack verloren.“ Wie farblose Abstracta dadurch anschaulich belebt werden, daß sie mit einem concreten Bilde in Zusammenhang gebracht werden, mögen folgende Wendungen zeigen. Um zu bezeichnen, daß bei einem Geschäft der größte Gewinn schon weggenommen ist, sagt man: „De ripsten Beren (Birnen) sünd all (schon) schüddelt“; ein anderes warnt davor sein Gut bei Lebzeiten zu vererben: „Treck di nich eher ut, as bet du to Bed geist.“ Daß Verschwendung zum Mangel führt, deutet dies an: „Wenn de Botter up is (aufgezehrt ist), so is't Smeren ut.“ „Den besten Fot vörsetten“ würde so viel sein, als seine besten Eigenschaften hervorkehren, und ähnlich heißt „en witten Fot bi Einen hebben“ soviel als bei Jemand in Gunst stehen oder wie es ebenfalls mit einem Bilde im Hochdeutschen erscheint „gut angeschrieben sein“. Von einem Menschen, welcher gern Händel sucht, sagt man: „De Für nödig hett, de söcht et in't Ask“ (Asch), oder wenn er wirklich zu Thätlichkeiten übergegangen ist, „he kann nich in heler (heiler) Hut lewen.“ Darauf daß selten Jemand ganz unschuldig in Verdacht geräth, spielt das Sprichwort an: „Da het keen Koh Buntje, o'r se hett en Placken.“ Verheirathen sich ein Paar arme Menschen, so sagt man: „Se smieten ehr Plun'n (Lumpen) tosammen,“ und von unverträglichen übel zusammenpassenden Eheleuten: „De het de Düwel tosammen karrt.“

Nicht selten zeigen die Sprichwörter einen starken metapho-

rischen Ausdruck, d. h. es werden Merkmale von einem Gegenstande auf einen anderen übertragen und zwar vorzüglich wieder solche von concreten, d. h. mit den Sinnen wahrnehmbaren Dingen auf abstracte d. h. gedachte Dinge. Eine derartige Metapher liegt z. B. in der Wendung: „Dor ruk (rieche) an, as Kasper an den Surkohl", als Schlußsatz einer tadelnden Rede auch in der Form „dar kann he an ruken" sehr gebräuchlich. Hierher gehört das den Feigen verspottende Sprichwort: „he spinnt Lopelgarn un haspelt mit de Hacken," oder „Enen utfrogen bet up den Paddick" (Mark der Bäume), und was von Pflanzen auf jugendliche Personen von schnellem Wachsthum übertragen wird: „Int Saat scheten." Von einer verlorenen Sache, oder einem rettungslosen Zustand von Personen sagt man: „Da is keen Salw (Salbe) mehr antostriken." Den Fürwitz der zu schaden kommt weist das Sprichwort zurecht: „De sik to grön makt, dem freten de Sögen (Sauen)". Dem Hochdeutschen „Gelegenheit macht Diebe", verwandt ist dies: „Wo de Tun am siedsten (niedrigsten) is, da stiggt Jedwereen öwer." Dem Niederdeutschen ist es eigenthümlich, daß es bei der Metapher das Bild gewöhnlich aus einer niederigeren Sphäre nimmt, als welcher der Gegenstand angehört, auf den es bezogen wird, während es sich in der Schriftsprache oder vielmehr in der Kunstpoesie gerade umgekehrt verhält. Diese überträgt Eigenschaften, verwandtschaftliche Verhältnisse, Thätigkeiten, Körpertheile des Menschen auf leblose Dinge und Thiere. Das niederdeutsche Sprichwort umgekehrt Eigenschaften und Merkmale von Thieren und Sachen auf Menschen ganz in der Weise der Volkspoesie überhaupt. Das Volk lebt noch in engerem Zusammenhange mit der leblosen Natur und der Thierwelt. Es giebt eine Menge Metaphern und metaphorischer Wendungen, Vergleiche oder bildliche Ausdrücke, die auf menschliche Verhältnisse zu beziehen sind, während in ihnen nur von Dingen und Thieren die Rede

ist, eine Gattung, die ich als sprichwörtliche Anspielungen bezeichnen möchte. Eine norddeutsche Mutter, welche einen eckigen, struppigen, ungefügen Sohn hat, tröstet sich wohl mit der Wendung: „De rugen Fohlen gewt de besten Per'. (Pferde),“ während ein pessimistisch denkender Nachbar vielleicht über denselben Knaben so urteilt: „De word en Fohlen uptrecken, de er vör de Schen' (Schienbein) sleit.“ Wenn Jemand bei einem Armen irgend welchen Besitz vermuthet, pflegt der norddeutsche Bauer zu sagen: „Ja sök du in en Hunn'stall Bradwost“ und wenn einer Mangel leidet sagt man: „he möt Hungerpoten sugen,“ was vom Bären hergenommen ist, dem der Volksaberglaube andichtet, er stille seinen Hunger dadurch, daß er auf seinen Pfoten sauge. Mit Thieren wird der Mensch verglichen, ohne daß darin irgend ein beleidigender Sinn empfunden würde. So sagt man von einem Menschen mit feistem Gesicht: „he hat en Kopp as en Klosterkatt.“ In wie gemüthlicher Verbindung erscheint der junge Mensch und das junge Hausthier in dem Sprichwort: „Kinnermaat (maß) un Kälwermaat möten oll Lüd' weten,“ und in dem sprichwörtlichen Volksreim: „de will lewen ane Pin, de höd' sick vör Steckinner un Wintersiwin,“ oder in dem Satze: „Gode Deerns (Dirnen, Mädchen) un gode Gös (Gänse) kamen bi Tied' na Hus,“ und nicht blos vom Pferde, sondern eben so gut von Pflegebefohlenen und Untergebenen sagt man „Eenen de lange Lien' laten“ (den Zügel, die Leine lang lassen). Von Jemand, der nicht sein rechtes Auskommen hat, wird ohne beleidigenden Sinn behauptet: „Et geit em as de Faselswin, de itt (ißt) nich satt un hungert nich dot.“

Dagegen erhebt sich zuweilen das Sprichwort zu der höchsten Höhe des bildlichen und tropischen Ausdrucks, zur Personification, welche leblosen Dingen die Merkmale der höheren Gattung des Belebten beilegt. Hierher gehören Wendungen wie: „Hochbeende

(hochbeinige) Jahr (Nothjahre)"; „Lögen hebben korte Been"; „De Maan (Mond) geit all' to Bett"; und in dem Sprichwort: „Meen ick is en Bedreger" liegt eine Personification eines abstracten Verhältnisses, die gerade so kühn ist, wie die in einer Stelle des Fortunat von Tieck (Schriften, 3, pag. 314), wo es heißt:

> Ja „kamt Ihr gestern" ist Geschwisterkind
> Mit dem verruchten Balg „ein andermal"
> Die Lumpensippschaft stammt von Lug und Trug
> Und Kargheit säugte sie an schlaffen Brüsten,
> Wohin man kommt sind die Unholde da
> Mit ihrem dummen Zähnefletsch und Grinsen.

Einer andern personificirenden sprichwörtlichen Wendung: „Alle Pütten un Pöhle de Ogen uttreden," liegt dieselbe schöne bildliche Anschauung zu Grunde, nach welcher die Orientalen den Quell „das Auge der Erde" nennen.

Zuweilen äußert sich die gestaltende Kraft des niederdeutschen Sprichworts in Reimbildungen, z. B. „Up den Heger kümmt en Fleger"; „Licht daran, licht davan"; „Die Lieder (der Verträgliche) aewerwinnt den Strieder"; „Dat Kleed makt den Mann, wer't hett, de treckt't an"; „Elk (jeder) free sin Nabers Kind, denn weet he, wat he find'"; „Oft, west, to Hus best"; „De Welt is vull Pien, elk föhlt sien"; „Wied un sied".

Soviel von der Form des Sprichworts. Wenn wir nun eine Anzahl derselben nach ihrem ethischen Gehalt betrachten, so werden wir finden, daß sich manches Bemerkenswerthe von dem Geist und Witz, dem Denken und Trachten des Volkes in denselben wiederspiegelt. Beherzigenswerthe Sentenzen finden sich unter ihnen, Ausflüsse jener naturwüchsigen Lebensweisheit, welche das arbeitsvolle und doch stillbeschauliche Leben des Ackerbauers, des Seefahrers, des Hirten und des Jägers ausgebildet hat. Ein nüchterner practischer Sinn spricht sich meistens in diesen Sätzen

aus, die häuslichen Tugenden der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe, practische Klugheit und ungeheuchelte Frömmigkeit werden in denselben empfohlen, das Gegentheil derselben derb und schonungslos und mit treffendem Witz verspottet. Immer sind diese Sprichwörter anschaulich und plastisch. Hierher gehören Sätze wie die folgenden: „De sick will ehrlich ernähren, mütt vel flicken un weinig vertehren": „De de Ogen nich apen deit, mütt den Büdel apen dohn"; „Een Oge arbeit' mehr as tein Hänn (Hände)"; „De röhmt wesen will mut starwen, de besnackt wesen will mutt frie'n"; „Wenn Eenen't Farken baden (geboten) word, mutt de Sack apen stahn"; (von der Benutzung des günstigen Augenblickes); „Vör en ungewisse Schuld mütt'n Hawerkaff annehmen"; „Dar können vel toglick singen, man nich spreken"; „De Flok hett en goden Sinn, wo he utfahrt, da fahrt he wedder in" (d. h. der Fluch fällt auf's Haupt des Fluchenden zurück). Gegen das Spiel richtet sich das Sprichwort, „Da spelen sick ehr tein arm, as een rik"; und ein Lob des kirchlichen Sinnes früherer Zeiten liegt in dem Sprichwort: „As se noch Vader un Moder seggten, kunnen se Karken un Thorns bu'n, man as se Papa un Mama seggten kunnen sei kein mehr unnerhollen."

Am glänzendsten tritt der Witz des Niederdeutschen in den satirischen Sprichwörtern hervor, welche die Verkehrheit, die Unbesonnenheit, den Mangel an wirthschaftlicher Tüchtigkeit, alles phantastische und affectirte Wesen geißeln. Hierher kann man Redensarten rechnen wie: „De Bottermelk met de Meßfork eten"; „Een Ei up't Meßbahr dragen"; „Achtert Nett fischen"; „Dat Og' will ok wat hebben, ha de blinn Harm seggt, da freet' he na en moje Deern." Der ruinirte Verschwender bekommt seinen Hieb in dem Sprichwort: „He het et up, dat is en richtig Test'ment"; ebenso sein Gegentheil der Karge, von dem es heißt: „He het mal twee Blinden wat gewen, de können't noch nich sehn";

oder „Bremen is en Slukhals, sä' de Jung, da had' he en halwen Gröschen darin vertehrt"; oder der Aengstliche, Uebervorsichtige: „Vör alle Gefahren, sä' de Mennonist, da bunn he sien' Hund an, de all drei Dage dot was", und ähnlich: „He is so vörsichtig as Kösters Koh, de gung all dree Dag' vör'n Regen in'n Stall, un doch wörd er de Stert natt."

Die Form dieser beiden letzten Sprichwörter kehrt oft wieder. In ihnen wird dadurch, daß zwischen dem angeführten Ausspruche und der sie begleitenden Handlung oder Absicht ein überraschender Contrast besteht, oft eine außerordentlich komische Wirkung erzielte. Ich füge diese Gruppe gleich hier an, weil in ihnen Verkehrtheiten im Handeln, und namentlich das stümperhafte Wesen untüchtiger, aber selbstzufriedener Menschen derb verspottet wird, welche dem thatkräftigen, practischen, auf seinen sauer erworbenen oder behaupteten Wohlstand nicht wenig stolzen Bauern und Kleinbürger ein Gräuel sind. Dahin gehören Sprichwörter von mehr ausgeführter Form, wie: „All to gliek, sä' de Bur, da hadd' he een Peerd vör'n Wagen"; „De Kunst stiggt ümmer höger, ut'n Köster werd en Kröger"; „De wat kann, den kümmt wat, had de Snieder seggt, da had he en Paar Strümp to versohlen kregen", oder: „da kreg he'n West to flicken"; „Dat was een von't Dusend, sä de Spellmaker, Jung nu hol mi en Kros Beer"; „He will sick betern upt Deller, as de Mighamelkens de't flegen lehr'n"; oder: „as en Winterswien."

Der Form nach ähnlich sind folgende humoristische Wendungen, die der niederdeutsche Bauer braucht, um nach seiner Weise durch die Blume zu sprechen, und die man satirische Anspielungen nennen könnte: z. B. „Et is grot, wat de Hund driggt, un wenn hei't dallegt, so is't man en Knaken", was an das Lateinische Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus erinnert „Een wet woll, wat en hölten Buck vör Talg het"; „Nu geit de Reis' los,

seggt de Poppegei, dunn holt em de Katt"; „Dat is en Hund von en Perd, sä de Jung, dunn ret he up en Katt"; „Rad' mi god, öwer rad mi nich af, sä de Brud"; „Watt'r sin möt, möt er sin, sä de Jung, verköfft sien Mütz un köfft sick en Multrummel"; „Dar kümmt wat Nie's up, sä de Jung, as he beden soll"; und auch der Galgenhumor ist vertreten im niederdeutschen Sprichwort, was folgende zwei belegen mögen: „Dat wull vundag (heute) en heten Dag warden, sä dat oll Wief, as se verbrennt warden sull"; oder „Den Weg möt' se all' an, sä dat Wief, da föhrten's mit ern Mann na'n Galgen."

Ein gewisses kulturhistorisches Interesse haben manche Sprichwörter, z. B. die, welche den passiven Widerstand und den Haß gegen weltliche und geistliche Unterdrücker kennzeichnen. „He geit, as wenn he na'n Howdeinst geit" oder „as wenn de Bur in'n Torn sall" sagt man von dem Zögernden; eine in der Praxis des Frohnens gewiß oft befolgte Lehre enthält das Sprichwort: „De sick in'n Howdienst dod quält, kümmt nich in'n Himmel"; auf die Uebergriffe der Großen geht die Anspielung: „Von lüttge Fisch ward de Hekt grot"; ähnlich sind: „De Hun'n un de Eddellüd' makt kein Döhr hinner sick tau"; und: „Herrengunst, Aprilweder, Ollwiewerdanz un Wischenwater durt nich lang"; oder: „Gott lat unsen Vagt noch lang lewen, wi können wol en slimmern Düwel kriegen."

So tiefreligiös, so kirchlich das niederdeutsche Landvolk meist ist, so verschont es doch die Diener der Kirche mit seinem Witz nicht. Namentlich wird die Unersättlichkeit des katholischen Klerus vielfach in Sprichwörtern verspottet, von denen hier einige wenige Platz finden mögen. Auf die Bettelmönche scheint gemünzt zu sein: „Papensack un Möllermatt warden nich vull"; „Papen Gierigkeit un Gottes Barmhertigkeit wohrt van nu an, bet in Ewigkeit"; auf das Wohlleben der Klosterleute spielt das Sprichwort an:

„He hat en Kopp as en Pater“ (sonst auch „as en Klosterkatt“); von geringer Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande zeugen die Sprichwörter: „Het de Düwel den Prester holt, so mag he ok den Köster holen“; und „De Beste in de Midden, sä de Döwel da gung hei twischen twe Papen“. Und da wir hier einmal bei seiner höllischen Majestät angekommen sind, so wollen wir zum Schlusse einmal sehen, wie dieselbe im niederdeutschen Sprüchwort erscheint, welches sich ganz besonders gern mit ihr beschäftigt. Meistens tritt der Teufel mit einer gewissen Bonhommie auf, wie in dem Satz: „Gleich sucht sich, gleich fand sich, sä de Döwel, dum kem he to en Kohlenbrenner“; oder in dem: „De sick mit'n Döwel god steit, de kriggt den besten Platz in't Höll“; oder: „All't Beten (Bisschen) helpt, sä de Döwel, dunn at he de Botter met de Meßfork“ und „De Döwel is so swart nich as se enn afmalen“, endlich: „Wo man singt da laß dich ruhig nieder, sä de Döwel, dunn sett't he sick in en Hormkennest“ (Hornissennest).

Soviel von Sprichwörtern. Es wird selbst aus der kleinen Anzahl der angeführten erhellen, daß unter der derben Form wie unter einer rauhen Schale manche Perle des Witzes und der Lebensweisheit geborgen ist und daß auch diese Erzeugnisse des Volksgeistes ihre Poesie haben.

Zwischen den Sprichwörtern und den eigentlichen Volksliedern in der Mitte stehen die Volksreime, bald in die eine, bald in die andere Gattung hinüberspielend. In ihnen zeigt sich der Norddeutsche mehr von seiner gemüthlichen Seite. Sie treten meistens in einer großen Anzahl von Variationen auf. Jeder Gau, jeder Ort hat sie sich seinem Geschmack und seinem Dialect gemäß umgebildet und das Seine hinzugethan, und so können sie recht eigentlich als Erzeugnisse und als Eigenthum des Volkes gelten. Erst der kleinste Theil ist gesammelt, vieles jedoch namentlich durch die Idiotiken (Wörterbücher einzelner Dialecte) wenig=

stens der Vergessenheit entrissen, allein, wie diese Bücher selbst, schwer zugänglich und unter rein lexicalischem Material zerstreut. Und es ist ein Glück, daß wenigstens ein Theil von diesen Dingen fixirt ist, denn aus der Kinderstube und vom Spielplatz verschwinden sie bei stetem Vordringen des Hochdeutschen immer mehr und spätere Generationen werden nicht mehr viel von ihnen wissen. Ein genaueres Eingehen auf diesen Gegenstand würde allein den Raum eines Vortrages überschreiten, ich muß mich daher hier darauf beschränken in einer Uebersicht über die verschiedenen Gattungen der Volksreime dem Leser einen Begriff von dem Reichthum und der Fülle derselben zu geben. Hierher gehören gewisse volksthümliche Gebete, wie sie die Mutter den Kleinen vorspricht. Sie haben in ihrer kindlichen Einfalt etwas ungemein Rührendes. Ein altes Kindergebet, welches schon ein Sammler der Reformationszeit, Agricola, aufgezeichnet hat, und welches im ganzen nordwestlichen Deutschland verbreitet war, mag hier als Beispiel stehen. Es lautet:

Awends wenn ick in mien Bettken träde
Träd' ick in Mariens Schaut,
Maria is mien Moder
Johannes is mien Broder,
De leiwe Herr is mien Geleitsmann,
De mi den Weg wol wiesen kann,
Twölf Engelkens gaht mit mi
Twee Engelkens an dat Koppenn (Kopfende)
Twee Engelkens an dat Footenn
u. s. w.

der Schluß lautet:

Jesus in mien Hertken
Maria in mien Sinn
In Gottes Namen schlap ick in.

Sehr ansprechend sind die zahlreichen Wiegen= und Ammenlieder mit ihren ungemein einschmeichelnden Melodieen und

einem ganz eigenthümlich schaukelnden, sanften Rythmus, an dem man sie auch ohne Kenntniß des Textes als für den Gebrauch an der Wiege bestimmt erkennen würde. Allbekannt dürfte das weitverbreitete Liedchen sein:

Eia, popeia wat rasselt int Stroh,
Dat sünd de leiwen Göse de hebben kein Schoh
u. s. w.

oder das

Slap Kindken slap
Dar buten (draußen) sind twei Schap
u. s. w.

und vor Allen dies:

Bukóken von Halwerstadt
Bring doch uns klein Kindken wat.
Wat sall ick em denn bringen
Twei rode Schoh mit Ringen
Da soll dat Kindken up springen.

Eine andere Gruppe von spruchartigen Kinderreimen ist dazu bestimmt den Kleinen vorgesungen oder vorgesprochen zu werden, wenn man sie auf den Knieen schaukelt, man kann sie daher als Reiterliedchen oder Schaukelreime bezeichnen. Eine Umbildung des eben mitgetheilten ist unter diesen

Hopp, mien Perdken na de Stadt
Bring doch uns klein Kindken wat.
u. s. w.

Eine Unzahl derselben beginnt mit den Worten:

Pinke, Panke Perd beslan
T'sall den hogen Berg rup gahn.
u. s. w.

Diesen verwandt sind Reime, mit welchen die ersten unsicheren Hantirungen und Bewegungen der Kinder rythmisch begleitet werden, z. B. das

Backe, backe Koken
De Bäcker de hat ropen
u. s. w.

oder was beim Abzählen der Finger gesagt wird:

Dit is de Dum
De schüddelt de Plum
De lißt se up
De fritt se up
De kleine Schelm segg't Vader un Moder na.

Als Aufgaben zum schnellen Nachsprechen dienen Sprüche wie:

Schniederscheer schnitt scharp
Scharp schnitt de Schniederscheer,

oder

Ick steck mien Kopp in'n koppern Pott
In'n koppern Pott steck ick mien Kopp.

Es ist schon oben auf die rythmische Schönheit einiger Liedchen hingewiesen worden. Manche derselben sind nach dieser Seite nicht uninteressant. Sie zeigen eine Beweglichkeit des Tactes, welche unsere literarischen Kunstproducte, die sich fast nur noch in Jamben und Anapästen bewegen, beschämen könnte. So das Liedchen:

Éen Buddel Beer, twée Buddel Beer,
Drée Buddel, Buddel, Búddel, Buddel Beer,
Véer Buddel Beer, fíef Buddel Beer,
Sǿß Buddel, Buddel, Búddel, Buddel Beer,
u. s. fort,

welches streng im ¾ Tact gesprochen oder gesungen werden muß. Selbst Gangbewegungen lebender Wesen unterfängt sich der Volkswitz rythmisch nachzubilden, wie in dem Spruch von den drei lahmen Weibern: Von der ersten, die in die „linke Kuhle" tritt, d. h. mit dem linken Fuß hinkt, heißt es:

Et brennt, et brennt,

von der zweiten, auf dem rechten Fuß lahmen:

Woneffens, woneffens,

von der dritten, welche auf beiden Füßen hinkt:

Up de Zuckerbeckerie, up de Zuckerbeckerie.

In ähnlicher Weise enthalten manche dieser Volksreime und Sprüche eine Onomatopoeie (Nachahmung des Schalles mit Worten), und das Quaken der Frösche, die Stimmen der Vögel werden in ihnen ebenso geschickt nachgebildet, wie in den unsterblichen Lustspielen des griechischen Dichters Aristophanes. So z. B. das Froschgequake in dem Reim:

Naberſche, Naberſche morgen back ick ick ick ick,
Naberſche, Naberſche morgen rack ick ick ick ick.

und

Naberſche, Naberſche haſt du den Mann mit de
ro'en Been' (rothen Beinen) nich ſehn?
Watt weet ick ick ick ick!

Welch ein wahrhaft poetischer Gehalt in solchen anspruchslosen Dingen liegt, das mag ein Beispiel beweisen. Aus dem Volksreim, der das Schwalbengezwitscher nachahmte, hat Fr. Rückert ein's seiner schönsten Gedichte, das bekannte Schwalbenliedchen gemacht. Es lautet:

As ick Affchied nam, as ick Affchied nam
Wer'n Kiſten un Kaſten vull,
As ick wedder kam, as ick wedder kam
Was't all verſchlickert, verſchlackert, verſchlie—rt.

Eine Menge Verse leben im Kindermunde, welche zum Abzählen vor dem Spiel dienen oder die zum Spiel selbst gesungen werden. Erstere beginnen gewöhnlich mit den Worten: „Ene mene muh!" oder „Ene mene miken mäken," für die letzteren diene als Beispiel folgender Ringelreihen:

Danz mi mal den Fidelfumfei,
Fidelfumfei mien Swager,
Wer is hier in diſſen Kranz
De mi kann behagen?
(Wird ein Name genannt.)

N. N. mien beste Fründ
Krieg mi achter bi'n Kragen,
Kummt he nich, so hol ick em
Mit twee beslagen Wagen.

Mit solchen Reimen begrüßt das Kind die rückkehrenden Störche und Schwalben, dem Schmetterlinge der sich nicht fangen lassen will, ruft es nach:

Kettelböter (auch BotterVagel) sett di, plett di
Up mine ban.
Ick will di eten un drinken gewen,
Ick will di wedder flegen laten,
Kettelböter sett di, plett di
u. s. w.

Die Schnecke sucht es mit den Worten aus ihrem Haus zu locken:

Snigge dick, Snigge dick
Stick mal dien Kopp rut
Stick dien veerfach Hörn rut
u. s. w.

Das Abgehen des Bastes von Weidengerten, aus denen es sich Flöten (Fopen) und Schalmeien macht, glaubt es durch allerlei Singsang zu befördern, in dem ein Nachklang alter Zaubersprüche zu erkennen ist, ebenso wie in den Sprüchen, welche zum Besprechen, „Böten" (Büßen) und ähnlichem noch viel gebräuchlichen Hokuspokus gebraucht werden. In diesen Kreis fallen auch die Diebessegen, Bienensegen, Bannsprüche u. dgl. Die Jungen, welche die Rinderheerden auf den weiten Wiesen hüten, fordern sich mit einem trotzig klingenden Kampfruf, den sie sich in halb singendem, halb sprechendem Ton über die Grenze zurufen, in echt bukolischer Weise heraus. So reizen die Kuhjungen eines Dorfes die des Nachbarortes, den wir einmal beispielsweise Neundorf nennen wollen, mit folgendem Reim zum Kampfe:

Hä puch!
Neendörpsch Dinger kamt mal up
Neendörpsch Dinger roe Lappen
Freten alle dodig Katten
Hä puch, hä puch!
Neendörpsch Dinger komt mal up!

Mit einem alt ererbten conventionellen Spruch ladet der Hochzeitenbitter die Gäste ein, weiht der Zimmermann das neuerrichtete Haus, an dessen Gebälk kunstvoll eingehauen neben frommen Bibelsprüchen und Gesangbuchsliedern mancher kernige niederdeutsche Spruch angebracht wird. Und selbst Heiligthümer und Grabsteine legen Zeugniß ab von dem poetischen Sinn und nicht selten von dem — Humor des niederdeutschen Volkes. So hat Publicola auf S. 239 seines „Niedersachsen, ein Reisejournal" von 1789 folgende Grabschrift aus der Kirche zu Dobberan aufgezeichnet:

Wieck Düwel, wieck, wieck wiet van mi,
Ick scheer my nich en Haar um Dy,
Ick bün en mekelbörgsch Eddelmann,
Wat geit di Düwel min Supen an,
Ick sup mit mynen Herrn Jesum Christ,
Wenn du Düwel ewig döften müst,
Un drink mit em söt Kolleschaal,
Wenn du sittst in de Höllenqual,
Drüm rad' ick, wieck, loop, rönn un gah,
Efft by dem Düwel ick to schlah'.

Eine andere Grabschrift auf Seite 245 desselben Buches lautet:

Hier rauet Ahlke, Ahlke (Adelheit) Pott
Bewahr my lewe Here Gott
As ick dy wull bewahren
Wenn du werst Ahlke, Ahlke Pott
Und ick wer lewe Here Gott.

und eine andere

Hier raut Peter Klahr
He kakde (kochte) selden gahr,
Dahrto gantz unflädig
Gott wes syner Seele gnädig.

Die Hinterbliebenen eines niederdeutschen Edelmannes, dessen Ruhm wohl nicht fein gewesen sein mag, schließen auf dem Leichenstein ihre Fürbitte für die Seele des Verstorbenen mit den Worten:

Du nimmst dy jo de Lämmer an,
Lat düssen Buck doch ok mitgahn.

In der Kirche eines kleinen märkischen Ortes ist auf einer Schilderei die Opferung Isaaks dargestellt. Abraham ist eben im Begriff seinen geliebten Sohn — nicht zu schlachten, sondern seltsamerweise mit einer Feuerschloßpistole zu erschießen. Schon hat er das Mordgewehr auf den Knaben gerichtet, da gießt zur rechten Zeit ein Engel aus einer Wolke Wasser hernieder und grade auf die Pfanne, darunter steht ein erbaulicher Vers, der ungefähr (ich muß nach dem Gedächtniß citiren) so lautet:

De Engel ut de Wulkenschicht
Herraf up Abrams Opper ficht
He gütt em Water up de Pann
Nu lat em scheten, wenn he kann.

Rechnen wir nun zu den Volksreimen noch die Unzahl von niederdeutschen Räthseln, die Spottverse auf Gegenden, Städte und Dörfer, die Lob- und Trostverse, die Bettelliedchen mit denen Kinder am Martinsfest, am Johannistage, zu Fastnacht, zum Fest der heiligen drei Könige und bei vielen andern Gelegenheiten von Thür zu Thür ziehen, so bekommen wir einen ungefähren Ueberblick über den ansehnlichen Bestand des in dieser Gattung vorhandenen Materials.

Größerer Pflege, als die Volksreime haben sich die Volkslieder zu erfreuen gehabt. In den Sammlungen von Uhland, Liliencron und Mittler findet man das Beste, was diese Gattung

hervorgebracht hat, wohl gesichtet und geordnet beisammen, und ich kann mich daher über diesen Gegenstand, der unsere Betrachtung schließen soll, kurz fassen. Fast alle Gattungen des Volksliedes, welche die hochdeutsche Literatur aufzuweisen hat, sind auch in der niederdeutschen angebaut, vieles haben beide Sprachen gemeinsam, ohne daß auch hier sicher nachgewiesen und allgemein anerkannt wäre, in welcher es entstanden ist. Das gilt von dem schönen, viel variirten Liede: „Et wassen twe Königskinner", dessen plattdeutsche Fassung indeß so selbständig ist und so deutlich auf das niederdeutsche Seegestade hinweist, daß man über seinen Ursprung kaum im Zweifel sein kann. Ich theile dasselbe hier im Auszuge nach der münsterländischen Fassung mit, welche Mittler in seine Sammlung aufgenommen hat.

Et wassen twe Königskinner,
De hadden enanner so lef,
Se konnen to nanner nich kummen
Dat Water was vel to bred.

Lef Herte, kannst du der nich swemmen?
Lef Herte, so schwemme to mi.
Ick will di twe Keskes (Kerzen) upsteken,
Un de söllt lüchten to di.

Dat horde ne falske Nunne
Up ere Slopkammer, o we!
Se dei de Keskes utdömpen,
Lef Herte blef in de Se.

Et was up en Sundag Morgen,
De Lüd' wören alle so fro,
Nich so den König sin Dochter,
De Ogen de seten er to.

O Moder sede se Moder
Mine Ogen dot mi so we,
Mag ick der nich gan spazeren
An de Kant van de ruskende Se?

Die Mutter will die Tochter nicht an die See gehen lassen und als sie auf ihrem Vorsatz beharrt, räth sie ihr, wenigstens ihren Bruder, ein Kind mitzunehmen. In dem längeren Zwiegespräch mit der Mutter lehnt sie dies ab und schließt mit den Worten:

O Moder lewe Moder
Min Herte dod mi der so we
Lat annern gan tor Kerken
Ick bed an de ruskende See.

Dann wird weiter erzählt, wie sie an die „Seekante" geht, einen Fischer sucht und ihm aufträgt den Leichnam des ertrunkenen Geliebten aufzufischen. Als dieser ihn gefunden,

Do nam de Künigsdochter
Von Höfd ere goldene Kron:
Süh do, woledele Fischer
Dat is ju verdende Lohn.

Se trock von eren Finger
Den Rink von Demanten so schon:
Süh do, woledele Fischer,
Dat is ju verdende Lohn.

Se nam in er blanken Arme
Den Künigsson, o we!
Se sprunk met em in de Wellen:
O Vader un Moder, ade!

Als ein ursprünglich niederdeutsches Erzeugniß ist das Lied: „Die Stiefmutter", nicht nur aus localen Gründen, sondern auch seiner ganzen Fassung nach, anzusehen. Es weht ein großartiger tragischer Zug durch das kleine Fragment, denn als ein solches ist es leider gefunden. Seiner Kürze wegen kann ich es hier ganz mittheilen. Es beginnt mit einem Selbstgespräch der reuigen Mutter, die von ihren Stiefkindern sagt:

„Ick hebbe se nich up de Scholen gebracht
Se gaent nich spelen up der Straten
Ick hebbe se up de wilden See gesant
Eren leveſten Vader to soken.

Dat eine starf den bittern Dot
Dat ander starf van Hunger so grot,
Dat drudde word gehangen,
Dat verde blef up de wilden See dot
Dat fifde flut achter dem Lande.“

Wann se up den Kerkhof quam,
Se reip Gott finen hemmelschen Vader an,
Und bedet al mit Flite
Dat er Gott wolde de Sunde vorgewen,
Un halen se in sin Rike.

De Sundags Missen sund wol got,
Wenn man se horet to Ende ut
Un bedet all' mit Vlite:
Dat uns Got wolde de Sünde vorgewen,
Un halen uns in sin Rike.

Schön im Ausdruck und im Rythmus ist das Lied: „Todtenamt“ von dem ich hier noch einige Strophen mittheilen will: Es beginnt mit den Worten:

Et daget in den Osten,
De Maen schient averall,
Wo weinich wet min Leweken
Wor ick benachten schall
Wo weinich wet min Leweken
Ja Leweken!

Die Jungfrau, die ihren Geliebten unter einer Linde von einem Nebenbuhler erschlagen findet, geht in ihres Vaters Schloß, und fragt:

Unde is hier ein Here
Effte ein edel Mann
De mi dissen Doden

Begrawen helpen kann?
De mi dissen Doden
Ja doden —

Aber die Herren schweigen stille und das Mägdlein „geht weinend hinaus" —; sie muß also den geliebten Todten selbst begraben, und dies erzählt uns in einfacher, aber um so ergreifenderer Weise der Schluß des Liedes, der hier noch einen Platz finden möge zum Beweise, daß das Niederdeutsche wohl geeignet ist, Ernstes, ja selbst Tragisches würdig auszudrücken, wenn es noch nöthig wäre, diesen Beweis nach Klaus Groth und Reuter zu führen. Der Schluß lautet:

Mit eren schneewitten Henden
Se de Erd upgroef,
Mit eren schneewitten Armen
Se en to Grawe droech,
Mit eren schneewitten Armen,
Ja Armen.

Nu will ick mi begewen
In ein klein Klösterlin,
Un dragen schwarte Kleder
Un werden en Nünnekin
Un drogen schwarte Kleder
Ja Kleder.

Mit eren hellen Stemmen
Se em de Misse sank,
Mit eren schneewitten Henden
Se em de Schellen klank,
Mit eren schnewitten Henden,
Ja Henden.

Aber auch für die Schilderung beglückter Liebe hat das niederdeutsche Volkslied Töne und Weisen, wie in dem in den Ditmarschen entstandenen:

Ick un myn Liesbet will t' Sommerfeld gan
Will hucken un binnen, as anner Lü' dohn.

Anner Lü' hucket un binnet dat Korn
Ick un myn Liesbet sitt achter den Dorn

Achter den Dorn da waßt mal schön Krut
Da bind' ick myn Liesbet en Kränzelin ut.

oder in dem kleinen ansprechenden Abschiedsliedchen, welches mit den Worten schließt:

Goden Abend, gode Nacht!
Mit Rosen bedacht,
Mit Nägelken bestäken
Krup unner de Däken
Morgen fröh, willt Gott, wölln wy uns wedder spräken.

Recht anschaulich malt folgendes spruchartige Liedchen die Liebesgedanken der Schenkin:

Ick sitt un denk,
Un tapp un schenk;
Wenn dat so keem
Dat he my neem? —
Un he is en Timmerman.

Ein dem deutschen Volksliede sehr geläufiger aber durchaus originell gefaßter Gedanke spricht sich in dem ohne Zweifel auf niederdeutschem Gebiet und zwar, wie die beiden letzterwähnten in Holstein entstandenen „Stelldichein" aus, welches lautet:

Dat du myn Leevster bist,
Dat du woll west
Kumm by de Nacht, kumm by de Nacht,
Segg my, wo du hetst.
Kam du um Middernacht
Kam du Klock een,
Vader slöpt, Moder slöpt,
Ick slap alleen.

Klopp an de Kamerdör
Klopp an de Klink
Vader meint, Moder meint,
Dat deit de Wind.

Ein aus dem Volksaberglauben entsprungenes Lied hat E. M. Arndt in seinem „Märchen und Jugenderinnerungen" und Temme in seinen „Volkssagen von Pommern und Rügen" aufbewahrt. Es knüpft an die Sage von einem Bauern an, welcher seinen Grenznachbarn Land abgepflügt und dann durch Meineid und Vorlegung gefälschter Urkunden sich in dem Besitz des ungerechten Gutes zu behaupten gewußt hat. Nach dem Volksglauben, der merkwürdiger Weise grade für das genannte Verbrechen die Strafe des Umgehens nach dem Tode setzt, tritt er in allerhand Verwandlungen auf. Von ihm heißt es:

Pagels mit de witte Müz
Wo kold un hoch is dien Sitz,
Up de hoge Bök,
Up de kruse Eek,
Un achtern hollen Tuun,
Worüm kannst du nich ruhn?

Darüm kann ick nich rasten
Dat Papier liggt in den Kasten
Un mine arme Seel
Brennt in de lichte Höll.

Durch einen ähnlichen Zug des Volksaberglaubens angeregt dichtete ganz im Tone des Volksliedes Klaus Groth die schöne Ballade Hans Iwer:

De Kath liggt dal, de Krog liggt wöst,
De arme Seel hett Gott erlöst"

Reicher als die übrigen Gattungen ist in dem flachen Norden unseres Vaterlandes, der im allgemeinen weniger gesangreich war,

als der Süden, die der historischen Volkslieder und sie verdienen hier auch noch deshalb besonders hervorgehoben zu werden, weil sie durch ihren Inhalt allemal mit Bestimmtheit einer Landschaft des niederdeutschen Sprachgebietes zugewiesen werden, und daher über ihre Echtheit kein Zweifel obwalten kann. Die Errettung aus Kriegs- und anderen Nöthen, das hochherzige Gefühl ein drückendes Joch abgeschüttelt und die bedrohte Freiheit in heldenmüthigem Kampfe gewahrt zu haben, ließen die meisten dieser Lieder entstehen. Oft nennt sich in ihnen der Verfasser, aber ganz in dem Ton des Volksliedes, wie z. B. in dem nach der Lüneburger Fehde von 1371 entstandenen, welches mit den Worten schließt:

De uns duffen rey nie (neu) gesank
Keppensen is he genannt,
Unde is ein frier Knabe.
Behode uns Gott
Vor aller sulker Noth,
He kann woll Reyeken maken.

Diese letzte selbstbewußte Behauptung beweist der Volkssänger vollständig. Die Edeln Niedersachsens sind nächtlicher Weile 700 Mann stark über die Mauern Lüneburgs gestiegen. Sie sprechen zuversichtlich:

Nu weset fries Modes
Wy willen alle ryke werden
Van duffer Borger Gude.

Aber bald wendet sich das Blatt, die Bürger brechen gewaltig hervor und bald liegen viele der Edeln in ihrem Blute. Neben Herzog Sabels Sohne stirbt sein Gefährte Albert Pust

Se schriede so lude, o weh, o weh!
Ach mines jungen Liwes
Were ick nu thor Nuenborch
By minen jungen Wiwe

Hertoge Sabel de lag dorby
He schriede so lude: o weh, o weh
Were ick wedder to Lande
My scholde nu un nemmermehr
Na Lüneborg vorlangen.

Auch unter denjenigen Liedern, welche den Freiheitskampf der Ditmarsischen Bauern gegen die Uebermacht des Dänenkönigs Johann und des Herzogs Friedrich von Holstein (1500) feiern, finden sich einige, deren Verfasser bekannt sind. So wird das mit den Worten beginnende:

De Herr hefft sick erbarmet
Thor Tidt des Angstes grot
Baken in siner Not
Vor Konig un Vorsten grot.

mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dem Andreas Brues zugeschrieben und der „große Reimer" von Wimerstedt ist der Dichter des herrlichen Heldenliedes, welches Klaus Groth so schön umgedichtet hat:

De König to den Herzog sprok: Och hartlev Broder min
Wa kriegt wi dat frie Ditmarscher Land? Segg an, wi kamt wi in?[*]

Aber diese Lieder sind deshalb um nichts weniger echte Volkslieder, wie die anonymen, welche derselbe Kampf der Ditmarsen, die Hildesheimer Stiftsfehde von 1519, die Soester Fehde und andere historische Ereignisse hervorgerufen haben. Ihre Sangbarkeit, die Naivetät des Gedankens, die ungekünstelte Einfachheit, ja selbst Regellosigkeit der Form, die treue Darstellung die Anschauung, Denkweise und Sitte des Volkes, der lyrische Sprung,

[*]) In Bezug auf sämmtliche von mir citirten niederdeutschen Worte und Stellen bemerke ich, daß eine einheitliche Orthographie in denselben wegen zu großer Verschiedenheit derselben nach Ort und Zeit der Entstehung nicht hat durchgeführt werden können.

die Wiederholung einzelner Worte und Wendungen welche der gesammten volksmäßigen Dichtung aller Völker, auch der epischen, eigen ist, machen sie zu echten Volksliedern.

So mögen denn diese Blätter, welche ich als Vorläufer einer größeren Arbeit über die niederdeutsche Literatur hinaussende, dazu beitragen, das Interesse für diesen Zweig unseres Volksthums zu erwecken und zu beleben.

(128)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17 a.

(4)

Ueber die

Heilkräfte des Organismus.

Vortrag, gehalten am 2. Januar 1875 im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg

von

Rudolf Virchow.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Der Amerikaner Andrew Jackson Davis, den seine deutschen Anhänger den „großen Seher“ nennen, beginnt dasjenige Capitel seiner „großen Harmonie“[1]), welches überschrieben ist „die Philosophie der Krankheit,“ mit den Worten: „Die Verbesserungen und Fortschritte in der pathologischen Wissenschaft sind nicht im Mindesten im Einklange mit ihrer Würde oder ihrem Alterthum.“ Und er fügt, in einer sarkastischen Verallgemeinerung seines Gedankens, folgenden Satz hinzu: „Das Alterthum einer Wissenschaft oder Doctrin hat übrigens nur wenig zu schaffen mit ihrer Zuverlässigkeit, Wichtigkeit, oder mit ihren Fortschritten; in der That, das Alter einer Doctrin ist fast ein positiver Beweis, daß sie in Unwissenheit, Aberglauben und Irrthum entsprang.“

Der „große Seher,“ der seine Offenbarungen ohne alles Bücherstudium empfängt, indem er sich „durch eine eigenthümliche Willens-Anwendung von den hemmenden Einflüssen der materiellen Welt trennt und in den obersten Zustand eingeht,“ hat trotz seiner „unmittelbaren Verbindung mit der großen Sphäre der Erkenntniß“ ganz übersehen, daß die alte Wissenschaft, welche er schmäht, aus ganz ähnlichen Offenbarungen hervorgegangen ist, wie diejenigen sind, deren er sich rühmt. Welcker hat in seinen prächtigen Beiträgen „Zu den Alterthümern der Heilkunde bei den Griechen“[2]) sehr eingehende Schilderungen jener Art von Epi-

phanien gegeben, welche vor mehr als 2000 Jahren in den Tempeln des Asklepios stattfanden, und es hat jetzt, Angesichts des amerikanischen Spiritismus oder, wenn er es lieber hört, Spiritualismus, ein doppeltes Interesse, zu sehen, wie unser berühmter Philologe schon vor einem Vierteljahrhundert die Frage untersucht hat, ob die sogenannte Incubation in den Asklepieen mit der modernen Clairvoyance zu identificiren sei. Im Heiligthum des Gottes auf der Erde schlafend oder träumend, empfing damals der Hülfesuchende die Offenbarung. Daraus entstand die medicinische Literatur, denn die Kranken verzeichneten ihre Heilungen an den Säulen des Tempels oder auf besonderen Weihetäfelchen, und von ihnen sammelte der Altvater der Medicin, Hippokrates, einer der Asklepiaden, im Tempel von Kos jene denkwürdigen „koischen Vorhersagungen," welche als eine Hauptquelle unserer Wissenschaft betrachtet werden können[3]).

War es „Unwissenheit, Aberglauben und Irrthum," denen diese Wissenschaft entsprang? Man kann es wohl nicht bestreiten. Aber es steckte doch auch ein gutes Stück wirklicher Erfahrung darin, und der alte Hippokrates war trotz seiner direkten Abstammung von dem Heilgotte ein zu kritischer und sonderbarer Weise ein zu weltlicher Kopf, um nicht Alles dasjenige abzustreifen, was einen bloß priesterlichen und abergläubischen Charakter hatte. In seinen und seiner Nachfolger Schriften ist nichts Geistliches mehr zu finden. Nicht mehr die Götter heilen die Kranken, sondern die Natur heilt sie, und diese wirkt nicht nach augenblicklichen „Eingebungen," sondern nach „göttlicher Nothwendigkeit."[4]) Wir würden sagen, nach ewigen oder auch wohl nach göttlichen Gesetzen.

Seit jener Zeit ist der Gegensatz zwischen der wissenschaftlichen und der abergläubischen Heilkunde ein offen ausgesprochener geblieben. Freilich ist die letztere nicht ausgestorben. Noch immer

rühmen sich die Landsleute des „großen Sehers“, die Medicinmänner der Rothhäute Nordamerika's, des unmittelbaren Verkehrs mit dem großen Geiste, und vielleicht ist es diese Nähe, welche zu immer neuen Auswüchsen des Spiritismus auch unter der eingewanderten Bevölkerung der Vereinigten Staaten drängt. Noch rühren die Schamanen[5]) Nordasiens ihre Zaubertrommel, wie die Mgangas in Südafrika ihr Zauberhorn blasen, um die bösen Krankheitsgeister zu verjagen. Ja, wir brauchen nicht so weit zu gehen: in unserer nächsten Nähe, rings um uns her wuchern im Verborgenen die alten Ueberlieferungen des Heidenthums fort, und der Aberglaube an mystische Heilkräfte treibt immer neue Blüthen.

Allerdings sind die Formen des alten Aberglaubens im langsamen Schwinden. Das „Besprechen“ ist während der letzten Jahrzehnte in schnellem Verfall zurückgegangen. Ich selbst erinnere mich aus meiner Kindheit, daß in meiner pommerschen Heimath das Besprechen des Feuers noch Glauben fand in den mittleren Klassen der Bevölkerung: heutigen Tages dürfte wohl kaum noch eine deutsche Stadt gefunden werden, wo man den Werth einer Feuerwehr wegen der möglichen Beendigung einer Feuersbrunst durch Besprechen unterschätzte. Und doch ist die Tradition eine so gewaltige Macht, daß man sich nicht wundern darf, wenn urplötzlich an einer Stelle, wo man es am wenigsten erwarten sollte, ein uraltester Aberglaube wieder zum Vorschein kommt. In einer jener alten griechischen Schriften, die ihres Alters wegen gleichfalls dem Hippokrates zugeschrieben wurden, derjenigen über die Epilepsie oder die heilige Krankheit[6]), welche schon damals mittelst Katharmen und Epoden d. h. durch Besprechen behandelt wurde, sagt der Verfasser, diejenigen, welche der Krankheit den Namen der heiligen beigelegt hätten, seien Leute, wie die neulich in Schwung gekommenen Magier und Reiniger und frommen Bettler und Dünklinge, die sich alle den Schein geben, sehr gottes-

fürchtig zu sein und etwas mehr zu wissen, um ihre Rathlosigkeit hinter die Götter verstecken zu können. Wie viel Zeit ist seitdem vergangen! Die Götter des Olympos sind längst zu den Todten gelegt, selbst das Christenthum ist allmählich eine alte Religion geworden, und doch hat die Fallsucht nicht aufgehört, ein Gegenstand der Besprechung zu sein. Noch immer giebt es Katharmen und Epoden, oder anders ausgedrückt, Büßungen und Sprüche, welche die „heilige" Krankheit tilgen sollen. Und so wird noch heute das Blut besprochen, wie zur Zeit des Odysseus, dem die Söhne des Autolykos das Blut stillten, als er von einem Eber geschlagen war. Und so wird noch immer die Rose besprochen, wenngleich mit anderen Formeln und unter Anrufung eines andern Gottes.

Der Aberglaube überdauert selbst den Glauben. Die Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte kämpften vergeblich gegen die Ueberlieferungen der heidnischen Zeit. Noch Chrysostomus sagt, einem Christen seien besser Krankheit und Tod, als Herstellung und verlängertes Leben durch Beschwörung und Amulette. Aber die Christen hörten nicht auf solche Stimme, und die Kirche sah sich am Ende genöthigt einzulenken. Wie sie ihre Gotteshäuser auf alten Opfer- und Tempelstätten errichtete, wie sie die heidnischen Feste in christliche umwandelte, so brachte der Heiligen- und Reliquiendienst neue Formen für die Zauber- und Wunderkuren der alten Götzen. Ja, sogar die Könige von Gottes Gnaden säumten nicht, diese Art der Befähigung sich zuzulegen. Heilten doch nicht nur die allerchristlichsten Könige von Frankreich, sondern bis zur Thronbesteigung des Hauses Hannover auch die Könige von England, katholische wie protestantische, durch Spruch und Berührung die Scrofelkrankheit, welche davon den Namen des Königs-Uebels (kings evil) erhielt, wie einst die Epilepsie die heilige Krankheit genannt war[7]).

Solche Zähigkeit im überlieferten Aberglauben mag überraschend erscheinen. Aber sie liegt tief im Wesen des menschlichen Geistes begründet. Wie lange hat sich die Furcht vor den Gespenstern bei Nacht erhalten, als bei Tage längst kein Mensch mehr Gespenster anerkannte! Nach dem Zeugnisse der Signora Coronedi verbrennt man noch heutigen Tages in Bologna die ausgekämmten Haare, damit keine Hexenkünste an ihnen verübt werden, und ich erinnere mich noch sehr genau, daß, wenn mir als Knaben die Haare geschnitten wurden, die Abschnitsel sorgfältig in den Ofen gesteckt wurden. So fürchten noch jetzt die Eingebornen einiger melanesischer Inseln im fernen östlichen Ocean, daß ein Zauberer, der Ueberreste ihrer Mahlzeiten findet und dieselben unter gewissen Ceremonien zur Nachtzeit verbrennt, in der Asche, Nahak genannt, Gewalt über ihr Leben erlangt. Ueberall ist es dieselbe kindliche oder genauer kindische Art des Menschen auf niederen Culturstufen, sich fiktive Persönlichkeiten „einzubilden", lebendige und unbelebte Wesen mit imaginären Kräften auszustatten oder in natürlichen Vorgängen das Walten von Geistern aufzuspüren. Nirgends aber liegt dieß näher, als bei der Entstehung und Heilung der Krankheiten, und wenn im Allgemeinen das Bedürfniß der lebenden Generation sehr vermindert ist, die Entstehung von Krankheiten auf Bezauberung, Besessenheit oder Schickung zu beziehen, so besteht es doch in Bezug auf die Heilung noch in großer Ausdehnung.

Der Grund davon ist wohl begreiflich. Während unser Wissen von den natürlichen Ursachen der Krankheiten in schnellem Wachsthum begriffen ist, so fehlt uns noch recht viel an einer geordneten Kenntniß von den natürlichen Vorgängen bei der Heilung. Es zeugt gewiß von einer sehr vorurtheilsfreien Anschauung, daß schon Hippokrates auch bei der Heilung überall auf die Natur zurückging. Physis nannte er den bestimmenden Grund der Heil-

vorgänge. Und es kann kein Zweifel sein, daß diese Physis für ihn keine andere war, als diejenige, welche er auch in dem gesunden Menschen erkannte, diejenige, für welche wir wohl die tautologische Bezeichnung der „physischen Natur des Menschen" anwenden. Liest man aufmerksam die Stelle, in welcher er davon spricht, so kann man nicht im Zweifel darüber bleiben, daß er die Summe der körperlichen Einrichtungen des Menschen zunächst im Sinne hatte. In diesem Sinne mußten daher die Heilkräfte Kräfte des Körpers selbst, natürliche oder physische Kräfte des Organismus sein.

Aber diese Auffassung war gewissermaaßen eine prophetische. Das Wissen jener Zeit reichte nicht aus, um eine Erklärung oder einen Beweis dafür zu liefern. Auch die glücklichste und scharfsinnigste Beobachtung der natürlichen Heilvorgänge führte zunächst nicht weiter, als zu einer äußerlichen, gewissermaaßen summarischen Erfassung der Ereignisse. Diese genügte freilich, um sowohl die natürliche Zeitfolge, als den Ort der Vorgänge festzustellen; sie lieferte auch einen ausreichenden Grund, um auf diese Kenntnisse hin zu bestimmten Zeiten und an gewissen Stellen des Körpers Mittel anzuwenden, welche geeignet schienen, den natürlichen Gang der Dinge zu erleichtern, ihn zu begünstigen, oder, wo er stockte, ihn hervorzurufen. Der innere Hergang, die Einzelheiten desselben blieben ebenso verborgen, wie die Kräfte, durch welche er bewirkt wurde. Man hielt sich eben an die Symptome (Zeichen).

Freilich fehlte es nicht an Erklärungsversuchen. Eine Schule nach der andern brachte ihre Doktrin, aber jede derselben beruhte auf unvollständigen oder willkürlichen Voraussetzungen. Jeder neue Fortschritt in der Erkenntniß der Einrichtungen und Vorgänge des menschlichen Körpers, wie in der Erkenntniß der Natur überhaupt, warf die geltende Doktrin um und rief eine neue Lehre hervor. Natürlich trug dieser Wechsel nicht dazu bei, den Glauben

an die wissenschaftliche Medicin zu stärken. Nur in den Zeiten des geistigen Stillstandes, wo namentlich die Anschauungen von der Natur überhaupt lange unverändert blieben, wie in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, wo die Kirche sowohl die Medicin, als auch die Naturwissenschaften in ihr Lehrsystem aufgenommen hatte, gewann auch die medicinische Doktrin den ehrwürdigen und anerkannten Charakter der Stabilität. Das war die Zeit, wo der „Doctor" aristokratische Ehren erlangte. In den Zeiten der Bewegung dagegen kamen die Nebenschulen auf und der Dilettantismus trieb sein Wesen. So zur Zeit der deutschen Reformation, der französischen Revolution und der Gründung des neuen deutschen Reiches.

Der Mysticismus fehlte natürlich zu keiner Zeit. Eine besondere Art desselben verdient besonders erwähnt zu werden. Es war dieß der Mysticismus der Zahlen. Der erste Grund dazu lag schon in der ältesten Erfahrungslehre. Hippokrates selbst, in einem Lande beobachtend, welches bis auf den heutigen Tag seiner Sumpffieber wegen gefürchtet ist, hatte mit großer Genauigkeit den zeitlichen Verlauf der fieberhaften Krankheiten, der unter der Herrschaft des Sumpfmiasmas in besonderer Regelmäßigkeit hervortritt, festgestellt. Er hatte nicht nur die Dauer der Krankheit überhaupt, sondern auch die Dauer ihrer einzelnen Abschnitte, namentlich aber die Tage, an welchen die Krankheit zur Entscheidung (Krisis) kommt, ermittelt: die gewonnenen Zahlen dienten zugleich als Anhaltspunkte für die Behandlung, insofern gerade die kritischen Tage, der 7te, der 11te u. s. w., die geeigneten Zeitpunkte für die Anwendung der Heilmittel zu bezeichnen schienen. So kamen die Zahlen zu Ehren, und da durch die Philosophenschulen, namentlich durch Pythagoras, von anderen Gesichtspunkten, namentlich von astronomischen aus, die Zahlenlehre schon vor Hippokrates zur Grundlage der Weltanschauung überhaupt gemacht

worden war, so ist es nicht zu verwundern, daß die Späteren in den Zahlen mehr, als Ausdrücke des gesetzlichen Verhältnisses der Dinge, nehmlich wirkliche Wesenheiten mit wirkender Kraft zu erkennen glaubten. Am stärksten trat diese Auffassung in die Erscheinung, als im Mittelalter die Astrologie mit der Medicin ein Bündniß einging und die Gestirne an die Stelle der alten Orakel traten. Aber selbst die neuere Zeit hat sich wiederholt zu Vorstellungen zurückgewendet, welche denen der Pythagoräer sehr nahe kamen. So namentlich am Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität und des Magnetismus die biologischen Wissenschaften zur Aufnahme der Lehre von der Polarität veranlaßten, einer Lehre, in welcher die Irrlehre von dem thierischen Magnetismus und daran anschließend der Spiritismus ihre Wurzeln haben. Auch in der pythagoräischen Lehre galt die Zweiheit als letzter Grund des Gegensatzes und daher als Mutter aller Dinge: aus der Dyas oder der polaren Monas stammt die körperliche Welt, in der die höheren Zahlen, die 4, die 10 und vor Allem die 7 ihre bestimmende Kraft entfalten. Und so vollendet sich der Kreislauf der Doktrin in dem „großen Seher" Amerika's, für den die Gottheit eine bewegende Substanz von positiven und negativen Verhältnissen ist, welche in 7 verschiedenen Weisen auf die Materie wirkt.

In allen diesen Versuchen, die Erscheinungen in bestimmte Zahlenwerthe zu fassen, tritt ein an sich anerkennenswerthes Streben zu Tage. In der That hat der menschliche Geist keine mehr allgemeine, keine mehr geistige Form, die Verhältnisse sowohl der Dinge, als der Vorstellungen zu fixiren, als die mathematische. Erst die Zahl giebt die endliche Werthbestimmung, vermöge deren wir im Stande sind, jedem Dinge den ihm gebührenden Platz anzuweisen. Daher nehmen die grundlegenden Naturwissenschaften,

die Physik und die Chemie, mit jedem Tage mehr die mathematische Form an. Daher folgt ihnen auch von den beschreibenden Naturwissenschaften, wenngleich noch schüchtern, eine nach der anderen, und selbst die Physiologie und die Psychologie sind schon auf diese Bahn übergeführt worden. Wie könnte sich die Medicin ihr entziehen? Aber diese Bahn läßt sich nicht vermittelst bloßer Ahnungen, so überzeugend sie auch dem Einzelnen erscheinen mögen, eröffnen; noch weniger ist sie jemals durch Offenbarungen klargelegt worden. Denn die Zahlen, die 2 und 3, die 4 und 7 und 10, genügen nicht, um die unendliche Mannichfaltigkeit der Dinge zu erklären, wenngleich die Combination von 10 Zahlen ausreicht, um mit ihnen jede Rechnung vorzunehmen. Jede Rechnung über die wirklichen Dinge stützt sich auf Beobachtung und nicht auf Eingebung; je schwieriger die Rechnung ist, um so zusammengesetzter war auch die vorhergehende Beobachtung, welche die Elemente der Rechnung zu liefern hatte. Das ist ernsthafte Arbeit, und zwar eigentliche Culturarbeit. Kein Einzelner ist im Stande, sie zu leisten. Ein Arbeiter löst den andern, eine Generation die andere ab, nicht bloß in der Ueberlieferung der Resultate, sondern noch viel mehr in der Ueberlieferung der Ziele.

Aber schwerlich wird irgend eine Generation dahin kommen, in den Zahlen selbstwirkende Kräfte zu erkennen. Wenn zwei Dinge inander anziehen, so ist es nicht die Zwei, welche die Anziehung bewirkt. Und so giebt es auch keine heilkräftige Zahl und keinen aus Zahlen zusammengesetzten Talisman von wirksamer Kraft. Die für die Heilung wichtigen Zahlen dienen dem Heilkundigen als Mittel, Zeit und Ausdehnung der Krankheit zu erkennen und darnach sein Verfahren einzurichten. Aber so wenig als der Astronom im Stande ist, durch Zahlen den Mond oder die Planeten zu bewegen, so wenig vermag der Arzt durch Zahlen auf

den Gang der Krankheit oder der Heilung einzuwirken. Die Zahlen sind keine Heilmittel.

Heilmittel — das sind wirkliche Dinge, welche der ärztlichen Kunst zur Verfügung stehen, welche thatsächlich „angewendet" werden, welche in einem gewissen Sinne wirkliche Heilkräfte besitzen. Bei ihrer Betrachtung stoßen wir aber sofort auf einen langdauernden und scheinbar immer noch fortgehenden Streit, der in der Geschichte der Medicin in den Schulnamen der Physiokraten und der Technokraten verkörpert ist. Physiokraten hat man diejenigen Aerzte genannt, welche die Heilkräfte in den physischen Einrichtungen des Organismus suchen; Technokraten diejenigen, welche die Heilkräfte in solchen „Mitteln" oder Einwirkungen zu erkennen glaubten, welche außerhalb des Kranken vorhanden sind, und auf ihn „angewendet" werden. Freilich verschmäht auch der Physiokrat die Heilmittel nicht, aber sie dienen ihm nur dazu, die Kräfte des Organismus frei zu machen. Der Technokrat dagegen „greift ein" in den Organismus, er zwingt das Leben in künstliche Formen. Er „verordnet," wo der Physiokrat sich der gegebenen Ordnung fügt und als Diener der Natur auftritt.

Freilich ist die Zeit wohl vorüber, wo der Gegensatz zwischen Physiokratie und Technokratie als ein allgemeiner erschien. Indeß auch die neueste Geschichte zeigt uns diesen Gegensatz in der Behandlung nicht nur einzelner „Fälle," sondern auch in der Lehre von der Behandlung einzelner Krankheitsarten in größter Schärfe. Ich erinnere nur an den schroffen Gegensatz in der Anwendung des Aderlasses, eines der am meisten „heroischen" Mittel der Technokratie. Während noch vor wenigen Jahrzehnten der Aderlaß in jedem Krankenhause, ja fast in jeder ausgedehnteren Privatpraxis ein tägliches Ereigniß war, so ist er jetzt an vielen Orten so selten geworden, daß die jungen Aerzte kaum noch in der praktischen Uebung desselben sind. Als ich junger Hospitalassistent war, hatte

ich oft jeden Vormittag 3, 4, 5 Aderlässe zu machen. Sonderbarerweise kam der Umschlag an einem Punkt, wo man am wenigsten darauf vorbereitet war. Bei der Lungenentzündung, wo „dreiste" Aderlässe als ein fast unabweisliches Mittel zur Herstellung der Kranken galten, begann man im Prager Allgemeinen Krankenhause den natürlichen Ablauf der Krankheit ohne alle „Heilmittel" zu beobachten. Man begnügte sich damit, die Kranken der allgemeinen Wohlthaten des Krankenhauses, der reineren Luft, der besseren Wartung, der größeren Reinlichkeit, der diätetischen Ueberwachung theilhaftig werden zu lassen; im Uebrigen that man nichts. Und doch erlangte man sehr günstige statistische Ergebnisse. Damit siegte die Physiokratie über die Technokratie, und zwar im ersten Augenblick in ihrer reinsten Form, der des Nihilismus[8]).

Seitdem ist nun freilich wieder eine gewisse Versöhnung eingetreten. Man hat sich überzeugt, daß die Hospitalpraxis nicht einfach maaßgebend sein kann für die Privatpraxis, daß das Krankenhaus mit seinen mannichfaltigen Einrichtungen, mit seiner Ordnung und Diät, von selbst eine Fülle von Bedingungen, gleichsam von Heilmitteln darbietet, welche in der Familie, oft sogar der wohlhabenden Familie nur sehr unvollkommen, nicht selten gar nicht hergestellt werden können, und daß der Nihilismus des Hospitalarztes sich nicht einfach in die Familie übertragen läßt. Man hat sich auch davon überzeugt, daß, wenn der Aderlaß ausfällt, doch noch eine Reihe erprobter Heilmittel übrig bleibt, deren Anwendung [illegible] dem Kranken sehr zuträglich ist. Man hat endlich eingesehen [illegible], daß die völlige Verbannung des Aderlasses auch im Kr[illegible] [illegible]nkenhause eine Thorheit war und daß im Gegentheil in ge[w]issen Fällen dieses Mittel ein geradezu lebenrettendes ist. So kann man sagen, daß in der Behandlung der Lungenentzündung an die Stelle der kurz dauernden und niemals allgemein gewordenen Herrschaft des Nihilismus ziemlich allgemein ein mehr expekta-

tives Heilverfahren getreten ist, wie es der allgemeinen Neigung der physiokratischen Schulen entspricht.

Ein entgegengesetztes Beispiel liefert die neueste Geschichte in der Behandlung des Abdominaltyphus. Es galt als eines der größten Verdienste Schönlein's, an die Stelle einer recht eingreifenden und auch hier selbst mit Aderlässen operirenden Behandlung des Typhus ein exspektatives Verfahren eingeführt zu haben. Der Typhus war nach diesem großen Beobachter eine jener typischen Krankheiten, die an einen bestimmten zahlenmäßigen zeitlichen Verlauf geknüpft sind, und die Physiokratie feierte ihren höchsten Triumph, indem sie die Krankheit durch ihre verschiedenen Stadien Woche nach Woche verfolgte und nur die Abweichungen von dem gesetzlichen Verlaufe zu hindern oder doch zu mildern bemüht war. Aber auch hier kam ein Umschlag. Zuerst vom Standpunkte einer ziemlich einseitigen Wasserbehandlung aus, später vom Standpunkte der modernen Fieberlehre aus begann man in den „gesetzmäßigen" Verlauf einzugreifen, und sehr bald gelangte man zu einer überaus heroischen Technokratie in der äußeren Anwendung der Kälte. Die pathologische Anatomie hatte übrigens schon vorher gezeigt, daß in die Lehre von dem gesetzmäßigen Verlaufe des Abdominaltyphus ein Irrthum sich eingeschlichen hatte. Ausgehend von der Erfahrung der schwersten Fälle, die gewöhnlich zum Tode führen, hatte man die Meinung angenommen, daß jeder Abdominaltyphus Geschwüre im Darm erzeuge, und man hatte die Zeit, welche diese Geschwüre zu ihrer Vernarbung nöthig haben, mit in die Rechnung aufgenommen. Es zeigte sich jedoch, daß diese Auffassung in ihrer Allgemeinheit irrig war: in vielen und namentlich den leichteren Fällen bilden sich die krankhaften Veränderungen durch einfache Resolution zurück, ohne zur Geschwürsbildung zu führen, und die Zeitrechnung verkürzt sich demgemäß. Auch ist es selbstverständlich, daß die

Möglichkeit nicht zurückgewiesen werden darf, daß auch in schwereren Fällen die Bedingungen der Geschwürsbildung durch frühzeitige „Mittel“ beseitigt werden[9]).

Schon diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, daß die Grenzen zwischen Physiokratie und Technokratie sehr labile sind. Sie werden sich für viele Krankheiten auch in Zukunft immer wieder verschieben, je nachdem die Erfahrungen sich mehren und neue aus der Erfahrung hergenommene Anschauungen größere Gewalt erlangen. Das läßt sich nun einmal nicht ändern, und das Publikum, welches den Aerzten einen Vorwurf aus der Veränderlichkeit ihrer Wissenschaft machen möchte, sollte sich stets daran erinnern, daß es das Geschick alles Menschlichen ist, sich zu ändern, das Geschick nicht nur jeder Wissenschaft, sondern auch jeder anderen Einrichtung bis zum Staat und bis zur Kirche hinauf. Wenn nur überall die Aenderungen so motivirt wären, wie sie es meist in der Wissenschaft sind!

Es wäre vielleicht möglich, geringere Schwankungen einzuhalten, wenn man sich über die eigentlichen Heilobjekte mehr verständigte. Allein gerade hier ist der Punkt, über welchen es auch den wissenschaftlichen Männern am schwierigsten wird, zu einer Einigung zu gelangen. Der Arzt hat, wenn er berufen wird zu heilen, den „Fall“ vor sich, das kranke Individuum, also eine Einheit, wie es scheint. In der That hat man gerade vom Standpunkte der praktischen Medicin immer einen besondern, ja den entscheidenden Werth darauf gelegt, daß der Arzt nie vergessen solle, den kranken Menschen als ein Ganzes aufzufassen. Und doch schien dieser Auffassung von jeher ein unübersteigliches Hinderniß entgegenzustehen. Denn die Krankheit macht auch wieder den Eindruck einer Einheit: sie erscheint wie ein fremdartiges Wesen, welches sich dem Individuum eingepflanzt hat. Nicht ohne Grund hat man sie als einen parasitischen Organismus bezeichnet, der in

oder auf dem Organismus des kranken Menschen zehre. Ja, in zahlreichen Zeiten hat man geradezu angenommen, daß ein fremdartiges Wesen in den kranken Menschen eingedrungen sei, von dem er „besessen" werde. Alle diese Vorstellungen vereinigen sich in der praktischen Aufgabe, die Krankheit zu vertreiben, sie aus dem Körper hinauszuwerfen. Liegt es nun nicht klar zu Tage, daß hier an die Stelle der gesuchten Einheit eine Zweiheit gesetzt wird? läßt sich von solchen Vordersätzen aus folgerichtig ein anderer Schluß ableiten, als der, daß der „Fall" dualistisch betrachtet werden müsse? Wenn der Arzt den Menschen und die Krankheit vor sich hat, wenn er den Menschen von der Krankheit befreien soll, wenn die praktische Aufgabe die ist, gegen die Krankheit, aber für den Menschen zu wirken, kann da noch von einer unitarischen Auffassung des Falles die Rede sein?

In Wahrheit ist eine solche Auffassung auch eigentlich nie vorhanden gewesen. Selbst bei den Krankheiten, welche man etwas figürlich allgemeine genannt hat, bestand doch stets der stillschweigende Vorbehalt, daß ein mehr oder weniger großer Rest von gesundem Leben übrig geblieben sei. Dieser Rest war es, der nach der Schulmeinung die „Reaction" machte, der den Kampf gegen den fremden Eindringling führte. Am ausdrücklichsten hat der mittelalterliche Paracelsus diesen Gedanken ausgesprochen. Nehmen wir einmal diesen Standpunkt ein. Denken wir uns einen Wehrkampf oder Heilkampf, dessen Wahlstatt der menschliche Körper ist. Wer sind nun eigentlich die Kämpfenden? Auf der einen Seite haben wir das Krankheitswesen, auf der anderen den gesunden Rest des befallenen Körpers. Letzterer kann unmöglich mit anderen Waffen der Vertheidigung und des Angriffes vorgehen, als mit denen, die er schon vorher besaß. Woher sollte er neue Waffen beziehen? Es muß also die besondere Einrichtung dieses Restes, seine Physis, die natürliche Anordnung seiner Theile

sein, welche die Mittel zum Kampfe darbietet. So weit ist der Ideengang einfach. Aber wenn wir nun sehen, daß der Kampf wiederum nach einem einheitlichen Princip geführt wird, daß er eine Tendenz, die Heilung, hat und daß die Mittel, dieses Ziel zu erreichen, scheinbar planmäßig und zweckmäßig gewählt und in Wirksamkeit gesetzt werden, welche Kraft sollen wir uns da als die bestimmende denken? welches und wo ist das leitende Princip zu suchen? Die Mehrzahl der Aerzte sagt mit Hippokrates, es sei die Natur, die Physis. Aber drehen wir uns nicht im Kreise herum, wenn wir zuerst die gesetzmäßige Einrichtung des Körpers seine Natur nennen, und wenn wir dann, um zu erklären, wie diese Einrichtung zu einem planmäßigen, einheitlichen Handeln bestimmt wird, wieder auf die Natur kommen? Haben wir es nicht das eine Mal mit der Substanz, das andere Mal mit einer Kraft zu thun? und zwar mit einer organisirten Kraft, einer Kraft mit Zwecken und Plänen, mit anderen Worten, mit einer Art von Geist? Paracelsus war auch hier consequent: er nannte die bestimmende Kraft den Archaeus maximus, was zu deutsch etwa die höchste Urkraft bedeuten würde, ungefähr dasselbe, was auch Spiritus rector, der leitende Geist, genannt wurde. Georg Ernst Stahl, der berühmte hallische Kliniker im Anfange des vorigen Jahrhunderts, ging einen Schritt weiter: er setzte die Seele selbst, die Anima, als bestimmendes Princip ein. Aber die Philosophie des Unbewußten war damals noch nicht erfunden, und es ließ sich schwer darthun, daß es die sonst doch denkende und bewußte Seele sei, die hier gänzlich unbewußt und im gewöhnlichen Sinne des Wortes gedankenlos, und doch planmäßig arbeiten sollte. Auch war es etwas schwierig, die Krankheiten des dummen Viehes, die morbi brutorum, oder gar die Krankheiten der Pflanzen auf eine Seele zurückzuführen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Begriff der Seele selbst bei dieser weit-

oder auf dem Organismus des kranken Menschen zehre. Ja, in zahlreichen Zeiten hat man geradezu angenommen, daß ein fremdartiges Wesen in den kranken Menschen eingedrungen sei, von dem er „besessen“ werde. Alle diese Vorstellungen vereinigen sich in der praktischen Aufgabe, die Krankheit zu vertreiben, sie aus dem Körper hinauszuwerfen. Liegt es nun nicht klar zu Tage, daß hier an die Stelle der gesuchten Einheit eine Zweiheit gesetzt wird? läßt sich von solchen Vordersätzen aus folgerichtig ein anderer Schluß ableiten, als der, daß der „Fall“ dualistisch betrachtet werden müsse? Wenn der Arzt den Menschen und die Krankheit vor sich hat, wenn er den Menschen von der Krankheit befreien soll, wenn die praktische Aufgabe die ist, gegen die Krankheit, aber für den Menschen zu wirken, kann da noch von einer unitarischen Auffassung des Falles die Rede sein?

In Wahrheit ist eine solche Auffassung auch eigentlich nie vorhanden gewesen. Selbst bei den Krankheiten, welche man etwas figürlich allgemeine genannt hat, bestand doch stets der stillschweigende Vorbehalt, daß ein mehr oder weniger großer Rest von gesundem Leben übrig geblieben sei. Dieser Rest war es, der nach der Schulmeinung die „Reaction“ machte, der den Kampf gegen den fremden Eindringling führte. Am ausdrücklichsten hat der mittelalterliche Paracelsus diesen Gedanken ausgesprochen. Nehmen wir einmal diesen Standpunkt ein. Denken wir uns einen Wehrkampf oder Heilkampf, dessen Wahlstatt der menschliche Körper ist. Wer sind nun eigentlich die Kämpfenden? Auf der einen Seite haben wir das Krankheitswesen, auf der anderen den gesunden Rest des befallenen Körpers. Letzterer kann unmöglich mit anderen Waffen der Vertheidigung und des Angriffes vorgehen, als mit denen, die er schon vorher besaß. Woher sollte er neue Waffen beziehen? Es muß also die besondere Einrichtung dieses Restes, seine Physis, die natürliche Anordnung seiner Theile

sein, welche die Mittel zum Kampfe darbietet. So weit ist der Ideengang einfach. Aber wenn wir nun sehen, daß der Kampf wiederum nach einem einheitlichen Princip geführt wird, daß er eine Tendenz, die Heilung, hat und daß die Mittel, dieses Ziel zu erreichen, scheinbar planmäßig und zweckmäßig gewählt und in Wirksamkeit gesetzt werden, welche Kraft sollen wir uns da als die bestimmende denken? welches und wo ist das leitende Princip zu suchen? Die Mehrzahl der Aerzte sagt mit Hippokrates, es sei die Natur, die Physis. Aber drehen wir uns nicht im Kreise herum, wenn wir zuerst die gesetzmäßige Einrichtung des Körpers seine Natur nennen, und wenn wir dann, um zu erklären, wie diese Einrichtung zu einem planmäßigen, einheitlichen Handeln bestimmt wird, wieder auf die Natur kommen? Haben wir es nicht das eine Mal mit der Substanz, das andere Mal mit einer Kraft zu thun? und zwar mit einer organisirten Kraft, einer Kraft mit Zwecken und Plänen, mit anderen Worten, mit einer Art von Geist? Paracelsus war auch hier consequent: er nannte die bestimmende Kraft den Archaeus maximus, was zu deutsch etwa die höchste Urkraft bedeuten würde, ungefähr dasselbe, was auch Spiritus rector, der leitende Geist, genannt wurde. Georg Ernst Stahl, der berühmte hallische Kliniker im Anfange des vorigen Jahrhunderts, ging einen Schritt weiter: er setzte die S e e l e selbst, die Anima, als bestimmendes Princip ein. Aber die Philosophie des Unbewußten war damals noch nicht erfunden, und es ließ sich schwer darthun, daß es die sonst doch denkende und bewußte Seele sei, die hier gänzlich unbewußt und im gewöhnlichen Sinne des Wortes gedankenlos, und doch planmäßig arbeiten sollte. Auch war es etwas schwierig, die Krankheiten des dummen Viehes, die morbi brutorum, oder gar die Krankheiten der Pflanzen auf eine Seele zurückzuführen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Begriff der Seele selbst bei dieser weit-

gehenden Verallgemeinerung einzubüßen. So kam man denn gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr dahin überein, neben der Seele noch eine andere organische Kraft als wirksam zuzulassen. Als solche proclamirten die Einen die Lebenskraft, die Anderen die Naturheilkraft: jene in dem an sich berechtigten Bestreben, an ein schon gegebenes Verhältniß des gesunden Organismus anzuknüpfen, diese in der Ueberzeugung, daß eine für gewöhnliche Verhältnisse eingerichtete Kraft nicht auch zugleich für jeden ungewöhnlichen Fall im Voraus gleich günstig vorbereitet sein könne.

Es liegt zu Tage, daß mit der Aufstellung dieser Kräfte die gesuchte Einheit sich immer mehr zerstückelte. Man hatte nun nicht mehr bloß eine Dyas, sondern eine Trias: die Krankheit, den gesunden Rest des Körpers und die besondere Kraft, welche ihn regierte. Und, wie man auch diese letztere Kraft benannte und ausstattete, immer behielt sie einen deutlich spiritualistischen Charakter. Gerade am Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts war man eifrigst bemüht, der Lebenskraft und auch der Naturheilkraft einen mehr naturwissenschaftlichen Charakter zu verschaffen, sie nach Art der physikalischen Dynamide zu construiren, sie wohl gar als eine Art von Elektricität oder Magnetismus zu deuten. Sobald man aber die Sache nüchtern ansah, sobald man auf die zweckmäßige Wirkung, die tendenziösen Pläne dieser Kraft einging, — flugs war wieder der kleine Kobold da, und die Naturheilkraft verwandelte sich in einen Geist.

Nichtsdestoweniger entschloß man sich, ihm zu helfen. Man suchte den Gang des Kampfes genauer zu erkennen, und wenn man fand, daß er von der Lebenskraft oder der Naturheilkraft zu schwach geführt wurde, so suchte man diese zu stärken oder wenigstens zu größerer Thätigkeit anzuregen; fand man dagegen, daß der Kampf mit größerer Gewalt, als nöthig, unternommen oder

unterhalten wurde, so bemühte man sich, zu mildern, zu mäßigen, „herabzustimmen". So entstand eine Eintheilung der Krankheitszustände nach der Art der Heilkämpfe in asthenische, sthenische und hypersthenische, — Namen, welche von Sthenos, die Kraft, hergeleitet sind.

Es würde zu weit führen, die Geschichte der Heilsysteme noch weiter auszulegen. Es mag genügen, zu erwähnen, daß jedes derselben in der Sprache des Volkes, in der Redeweise des täglichen Lebens Spuren zurückgelassen hat, und daß ein kundiges Ohr diese Spuren noch heute leicht heraushört. Sie sind noch nicht verschwunden, wenngleich der Mehrzahl nach vergessen. Nach der heutigen Anschauung, die wir vertreten, beruhten alle diese Systeme auf einer insofern irrigen Auffassung des Lebens und der Krankheit, als sie jedem dieser Vorgänge eine mehr oder weniger persönliche Bedeutung beizulegen suchten. Die gesammte Anschauung vom Leben und von der Krankheit wurde dadurch eine bildliche, häufig geradezu eine figürliche.

Die heutige naturwissenschaftliche Medicin hat diese personificirende Richtung überall da aufgegeben, wo der vorausgesetzten Kraft nicht ein wirklicher, thatsächlicher, für sich bestehender und als solcher nachweisbarer Körper entspricht. Sie unterscheidet ferner die einfachen Körper von den zusammengesetzten, wenn auch sowohl die ersteren, als die letzteren den Eindruck einheitlicher Körper machen können, und wenn auch beide je nach der Art der Betrachtung eine personificirende Auffassung zulassen. So erscheint uns der menschliche Organismus als ein zusammengesetzter, trotzdem daß wir auf ihn in erster Linie den Ausdruck der Person anwenden. Die einfachen Theile, aus welchen er sich zusammensetzt, die Zellen, können, jede für sich, wiederum als Personen aufgefaßt werden, denn sie sind selbstlebend und selbstthätig, und ihre Kraft fließt aus ihrer eigenen Einrichtung, ihrer Physis. In

diesem Sinne ist der menschliche Körper keine Einheit im strengen, materiellen Sinne des Wortes, sondern eine Mehrheit, eine Art geselliger Einrichtung, gewissermaaßen ein Staat. Es giebt auch keine einheitliche Kraft, welche ihn beherrscht und seine Verrichtungen von sich aus bestimmt, sondern nur ein Zusammenwirken vieler Kräfte, welche an die einzelnen lebenden Elemente geknüpft sind. Selbst die höchste einheitliche Erscheinung im Menschenleben, das geistige Ich, ist daher keine beständige Größe, sondern eine veränderliche.

Wenn trotzdem der menschliche Organismus uns als ein einheitlicher erscheint, so beruht dieß auf dreierlei Umständen. Erstens ist in der Einrichtung des Gefäßsystems und des in ihm circulirenden Blutes ein durch den ganzen Körper zusammenhängendes System gegeben, welches den materiellen Verkehr der Stoffe vermittelt und eine gewisse Abhängigkeit der verschiedenen Theile vom Blute bedingt. Daher hat es lange Zeiten gegeben, wo man auch das Leben im Blute selbst suchte und alle Vorgänge der Krankheit und der Heilung vom Blute aus zu erklären hoffte. Man reinigte das Blut, wenn es verunreinigt erschien durch ungehörige Stoffe; man entzog Blut oder suchte Blut zu erzeugen, wenn zu viel oder zu wenig davon vorhanden zu sein schien.

Zweitens besitzen wir in den Einrichtungen des Nervensystems, an welches auch die höchsten Leistungen des Menschen, die geistigen, geknüpft sind, eine durch den ganzen Körper verästigte und in großen Centralmassen, dem Gehirn und Rückenmark zusammenlaufende Einrichtung, welche einerseits befähigt ist, äußere Eindrücke aufzunehmen und zu den großen Centralmassen zu leiten, andererseits die Eigenschaft besitzt, auf andere Theile des Körpers Anregungen ausgehen zu lassen und sie zu bestimmten Thätigkeitsäußerungen zu veranlassen oder auch sie in ihren Thätigkeitsäußerungen zu hemmen. Große krankhafte Vorgänge, wie das Fieber,

werden nur verständlich, indem wir die Mehrzahl der unter diesem Namen zusammengefaßten Erscheinungen auf das Nervensystem beziehen.[10]) Was Wunders also, wenn man immer wieder von Neuem versucht, Krankheit und Heilung gerade vom Nervensystem aus zu erklären?

Allein außer dem Blut nebst dem Gefäßapparat und außer dem Nervensystem mit seinen Mittelpunkten giebt es noch ein Drittes. Das ist die große Masse der Gewebe, aus welchen sich der Körper aufbaut, — Zusammenordnungen unendlicher Summen zelliger Elemente, welche in der verschiedenartigsten Weise eingerichtet und daher auch die verschiedenartigsten Leistungen hervorzubringen im Stande sind. Manche davon, wie die Muskeln, erscheinen sogar in hervorragendem Maaße als Träger der Kraft, und nicht ohne Grund hat man im 17. und 18 Jahrhundert gerade von ihnen aus die Lehre von den Heilkämpfen zu gestalten versucht. Würde doch selbst das Blut eine unbewegte Masse darstellen, wenn nicht die Muskeln des Herzens und der Gefäße es mechanisch in Fluß brächten. Andere Gewebsanordnungen, wie die Drüsen, stehen anderen Leistungen vor, denen der Absonderung, welche nicht minder große Kraftäußerungen darstellen. Aber jede dieser Anordnungen, jedes dieser sogenannten Organe ist wiederum eine Mehrheit, aus zahllosen Elementar-Organismen, den Zellen zusammengesetzt, und wenn wir nun sehen, daß auch das Nervensystem ebenso zusammengesetzt ist, daß die Gefäße, das Herz und das Blut wiederum zusammengesetzte Anordnungen sind, so ergiebt sich wohl, daß jede Betrachtung oberflächlich, gleichsam äußerlich ist, welche sich nicht an die zusammensetzenden Elemente wendet.

Ergiebt eine solche Auffassung auf den ersten Blick eine Auflösung des Körpers, eine Zersplitterung der Anschauung, so zeigt doch alsbald eine weitere Betrachtung, daß diese unzähligen Elemente nicht zufällig und nicht gleichgültig neben einander vor-

handen sind. Sie gehören zu einander einmal wegen ihrer gemeinsamen Abstammung aus einem einfachen Grundelement, welche Gemeinsamkeit eine gewisse ursprüngliche Aehnlichkeit und Beziehung der Elemente untereinander bedingt, wie bei den Abkömmlingen einer Familie. Sie gehören aber auch zum andern deßhalb zu einander, weil sie sich gegenseitig ihre Existenz verbürgen, weil das eine ohne die anderen sein Leben nur für kurze Zeit zu erhalten vermag. Sie werden also zusammengehalten durch das gegenseitige Bedürfniß. Der Gesammtorganismus, den sie zusammensetzen, ist zugleich ihr Schutz, er ist eine innere Nothwendigkeit.

Das ist die göttliche Nothwendigkeit des Hippokrates in ihrer modernen Formel. Diese Nothwendigkeit setzt nicht nur den materiellen Verband aller Elemente zu einem Organismus voraus, sondern sie führt auch zu dem Schlusse, daß es gewisse Einrichtungen geben müsse, vermöge welcher eine Bewirkung der verschiedenen Elemente durch einander, ein Einfluß der einen auf die anderen, eine gesetzliche Ordnung des Gesammtverhältnisses ermöglicht wird. Solche Einrichtungen sind unzweifelhaft in dem Gefäßsystem und dem Nervensystem gegeben, aber sie sind auch in der großen Masse der übrigen Gewebe vorhanden. Denn gleichwie die Gefäße, oder anders ausgedrückt, das Blut und gleichwie die Nerven die übrigen Gewebe beeinflussen, so werden sie auch ihrerseits wieder von diesen beeinflußt. Daraus entsteht eine Gegenseitigkeit der Bewirkung, welche je nach Umständen wohlthätig oder schädlich für das Gesammtverhältniß sein kann.

So lange die Bewirkung eine wohlthätige ist, so lange erscheint uns der Organismus in Harmonie, und wir empfinden diese Harmonie in unserem Bewußtsein als ein Gefühl des Wohlseins. Ist die gegenseitige Bewirkung eine schädliche, so sprechen wir von einer eingetretenen Disharmonie und wir

haben das Gefühl des Unwohlseins. Diese Gefühle beziehen sich nicht bloß auf die leiblichen Zustände, sondern auch auf die geistigen. Es giebt auch ein psychisches, ein moralisches Unwohlsein.

In einem figürlichen Sinne können wir statt Harmonie auch Gleichgewicht und statt Disharmonie auch Gleichgewichtsstörung sagen. Für manche Fälle hat diese Bezeichnung eine wirklich thatsächliche Bedeutung. Die Vertheilung des Blutes geschieht zu einem gewissen Theile nach einfach hydrodynamischen Grundsätzen: mehr Blut an einem Theile setzt stets weniger Blut an einem anderen voraus, und mehr Blut drückt, während weniger Blut erleichtert, — freilich uur bis zu einem gewissen Grade. Die elektrischen Vorgänge in den Nerven lassen sich gleichfalls in einem rein physikalischen Sinne deuten: hier sind Spannungen und Anhäufungen, dort Entleerungen und Entlastungen der Elektricität. Selbst die gewöhnlichsten Vorgänge des Wachsthums der Gewebe liefern uns entsprechende Beispiele; wächst ein Theil stärker, so kann ein anderer dafür im Wachsthum zurückbleiben. Solche Erscheinungen des Antagonismus sind leicht, z. B. aus der Verschiedenheit der Wachsthumsverhältnisse beim männlichen und weiblichen Geschlechte, zu erkennen.

Wir sehen schon aus diesen Anführungen, daß eine Störung der Harmonie oder des Gleichgewichts nicht nur auf das Gemeingefühl, also auf das Nervensystem einwirkt, sondern auch auf andere Theile des Körpers, und es ist leicht begreiflich, daß die eine Störung auf diese, die andere auf jene Theile einwirken wird. Denn nicht alle Theile stehen untereinander in gleicher Beziehung, und diejenigen werden zunächst durch eine Störung des Gleichgewichts betroffen werden, deren Beziehung die nähere ist, während andere später, schwächer oder gar nicht betroffen werden. Die nähere Beziehung bezeichnet man als Mitleidenschaft, Sympathie.

Alle diese Verhältnisse bestehen auch im gesunden Körper und wir bedürfen zu ihrer Erklärung keiner einheitlichen Kraft, weder der Seele, noch der Lebenskraft, noch irgend eines besonderen Spiritus. Sie treten aber viel stärker in die Erscheinung, wenn eine krankhafte Störung des Gleichgewichts eintritt; dann stellen sie das dar, was man unter dem Namen der Naturheilkraft personificirt hat. Sagen wir statt dessen lieber Heilkraft der Natur und statt Natur lieber Organismus, so gewinnen wir in der Heilkraft oder noch besser in den Heilkräften des Organismus das, was wir suchen.

Es ist jedoch zum vollen Verständniß wohl noch nöthig, etwas über das Heilen überhaupt zu sagen. Die theoretischen Erörterungen über die Heilkräfte und die daraus abgeleiteten praktischen Folgerungen sind oft genug dadurch verwirrt worden, daß man ganz verschiedene Verhältnisse zusammengeworfen hat. Das alte Wort Medicin (von mederi, heilen), welches ziemlich genau dem modernen Ausdruck Heilkunde entspricht, hat frühzeitig das Mißverständniß herbeigeführt, als sei die ganze praktische Thätigkeit des Arztes, insofern ihre eigentliche Aufgabe das Heilen ist, auf eine und dieselbe Seite der körperlichen Zustände gerichtet. Eine genaue Erwägung wird jedoch leicht zeigen, daß dieses durchaus nicht der Fall ist.

Nur ein gewisser, wenngleich der größere Theil der ärztlichen Thätigkeit bezieht sich auf das Heilen von Krankheiten. Wichtige Abschnitte der Medicin, z. B. die Geburtshülfe, die Pflege der Neugebornen, die ganze Diätetik beziehen sich auf Verhältnisse des gesunden Lebens, deren Ueberwachung der Arzt übernimmt, um den Eintritt der Krankheit zu hindern. Mit jedem Jahre breitet sich das Gebiet dieser Wirksamkeit aus. Die polizeiliche Medicin oder, wie man von einem umgekehrten, um nicht zu sagen, verkehrten Standpunkte aus gewöhnlich sagt, die Sanitäts-

polizei wird immer mehr zur öffentlichen Gesundheitspflege, und als die höchste Aufgabe dieser überaus weitgreifenden Wissenschaft erscheint die Vorbeugung gegen die sogenannten vermeidlichen Krankheiten. Man hat auch das Heilen genannt: curatio prophylactica. Aber es ist selbstverständlich, daß es nur insofern wirkliches Heilen ist, als die Beseitigung der krankmachenden Ursachen nicht bloß Gesunde, sondern auch solche angeht, welche schon eine Gleichgewichtsstörung erfahren hatten oder welche geradezu erkrankt sind.

Dagegen giebt es ein anderes Heilen, welches sich auf die Beseitigung schädlicher Ursachen bezieht, die eigentliche curatio causalis. Hier ist durch irgend eine Ursache eine Veränderung herbeigeführt und diese wird durch die Fortdauer der Ursache nicht nur unterhalten, sondern auch gesteigert. Ein fremder Körper, eine abgeschossene Kugel, ein Glassplitter ist in den Organismus eingedrungen und darin stecken geblieben. Die Entfernung des Fremdkörpers ist häufig, wenngleich nicht immer, die Vorbedingung der Heilung. Diese selbst ist aber damit nicht vollendet, denn die Trennung des Zusammenhanges, durch welche der Fremdkörper eindrang, muß erst geschlossen, der natürliche Zusammenhang wiederhergestellt werden, ehe die wirkliche Heilung anerkannt werden kann. Nichtsdestoweniger ist hier die Herstellung der Vorbedingung des Heilens häufig so sehr das Wesentliche, daß daneben die Heilvorgänge selbst ganz in den Hintergrund treten.

Weiterhin spricht man von Heilung, wo eine bloße Störung oder ein bloßer Fehler vorliegt. Wenn jemand ein Bein bricht, so ist er noch nicht krank. Er kann nicht gehen, so wenig wie jemand gehen kann, der eine starke Verkrümmung des Knies hat. Aus dem Beinbruch kann eine wirkliche Krankheit werden, wenn die Theile an der Bruchstelle sich entzünden, die Nerven an derselben gereizt werden. Der Beinbruch ist also an sich keine Krank-

heit, wenngleich er die Ursache einer Krankheit werden kann. Umgekehrt kann die Verkrümmung eines Knies aus einer Krankheit, z. B. aus einer Gelenkeiterung hervorgegangen sein; sie kann der Rückstand einer Krankheit sein, aber sie ist nicht selbst eine Krankheit. Trotzdem hofft der Leidende von dem Arzt, dessen Hülfe er sucht, „Heilung".

Nun ist es wohl selbstverständlich, daß nicht dasselbe Princip der Betrachtung auf alle diese Fälle angewendet werden kann. Sonst würden wir schon mit den zwei zuletzt genannten Fällen in arge Verlegenheit kommen. Ein verkrümmtes Knie wird niemals „von selbst" wieder gerade; soll also der Arzt hier helfen, so hat er nicht auf die Natur zu rechnen, sondern nur auf seine Kunst, ja vielleicht nur auf seine Gewalt. Verkrümmungen werden technokratisch behandelt. Dagegen bei einem Beinbruche beschäftigt sich der Arzt in der Regel gar nicht mit den Vorgängen, durch welche das gebrochene Bein wieder vereinigt wird; das geschieht „von selbst". Die ärztliche Einwirkung bei einem Beinbruche ist freilich auch eine technokratische. Mit Gewalt bringt der Arzt die Bruchstücke wieder in diejenige Lage, welche der natürlichen am meisten entspricht; mit Gewalt hält er sie in dieser Stellung fest. Aber Alles das ist keine Heilung, sondern nur Vorbedingung zu einer *guten* Heilung, nicht einmal Vorbedingung zu einer Heilung überhaupt. Denn die Bruchstücke verwachsen endlich auch in einer sehr schlechten Lage mit einander; die Wiederherstellung der Verbindungsmasse geschieht bei höchst ungünstiger Stellung der Bruchstücke. So mächtig wirkt hier die „Natur". Im Grunde ist also jede Heilung eines Knochenbruches eine physiokratische, und der Arzt wirkt nur dahin, daß sie ungestört und unter den günstigsten Vorbedingungen geschieht. Dieses „nur" ist freilich für den Betroffenen sehr viel, denn ein schief geheilter Knochenbruch kann die Benutzung eines Gliedes Zeitlebens beeinträchtigen. Aber bei einer

Untersuchung über die Theorie der Heilvorgänge müssen wir dabei bleiben, daß die Heilung des Bruches nicht durch den Arzt bewirkt wird. Das Heilende sind in diesem Falle die Gewebe der Nachbarschaft. Sie erzeugen das neue Gewebe, aus welchem sich schließlich die Knochennarbe bildet.

Jetzt erst kommen wir an die eigentlichen Krankheiten. Die Krankheiten sind weder bloße Ursachen, noch bloße Störungen, noch bloße fehlerhafte Zustände. Die wirkliche Krankheit ist ein Vorgang, also eine Reihenfolge von Zuständen, die einer aus dem anderen hervorgehen, und zwar an lebenden Theilen. Kein lebloser Gegenstand, kein todter Körper erkrankt. Wohl kann eine Pflanze oder ein Thier erkranken, aber nur so lange als sie leben, und auch nur an solchen Theilen, welche noch lebendig sind. Daher ist jede Krankheit ein Abbruch am gesunden Leben, denn derselbe Theil kann nicht gleichzeitig auf gesunde und auf krankhafte Weise leben. Die Krankheit ist also ein Lebensvorgang. Und zwar nennen wir diejenigen Lebensvorgänge krankhaft, welche von der regelmäßigen Form des typischen Lebens abweichen und welche gleichzeitig mit dem Charakter der Gefahr behaftet sind. Denn die Krankheit strebt zum Tode, sei es zum örtlichen, sei es zum allgemeinen, und somit widerstreitet sie dem gesunden Leben.

Ist die Krankheit aber ein Lebensvorgang, so muß sie auch an bestimmte lebende Theile gebunden sein. Daher sagen wir: die Krankheit hat einen Sitz, und es ist eine der schwierigsten Aufgaben des Arztes, jedesmal herauszubringen, wo in dem gegebenen Falle die Krankheit „sitzt". Doch ich muß mich sofort verbessern. In sehr vielen Fällen sitzt die Krankheit an mehreren Orten. Wenn jemand eine Lungenentzündung hat, so bekommt er gewöhnlich ein heftiges Fieber. Dann sitzt die Entzündung in der Lunge und das Fieber in den Centralmassen des Nervensystems, — Beides an ganz verschiedenen Stellen. Ist das eine Krank-

heit? Noch im Anfange dieses Jahrhunderts rechnete man die Lungenentzündung unter die essentiellen Fieber; jetzt rechnet man sie zu den örtlichen Entzündungen. Aber noch jetzt „behandelt" man hauptsächlich das Fieber, während man die Heilung der Entzündung der Natur überläßt. Man geht technokratisch gegen das Fieber an und man rechnet auf eine physiokratische Resolution der Entzündung. Ich will nicht davon sprechen, daß bei vielen Leuten, die an Lungenentzündung leiden, zugleich der Magen und die Nieren erkranken. Das Gesagte wird schon hinreichen, zu zeigen, daß gerade die Forschung nach dem Sitze der Krankheit uns von der Vorstellung ableitet, als sei die Krankheit eine Einheit. Diese Einheit besteht nur in dem sogenannten „Krankheitsbilde". Sie ist also eine bloß figürliche, eine gedachte, eine abstracte. In Wirklichkeit sind die meisten Krankheiten Vielheiten. Ja, es giebt Krankheiten, bei denen die Zahl der Sitze oder „Heerde" unzählig ist.

Nun muß man ferner wissen, daß auch in Bezug auf die Krankheiten der Ausdruck des Heilens ein vieldeutiger ist. Wenn „heil" in der Volkssprache noch jetzt so viel als „ganz, unverletzt" heißt, so sollte Heilung die Wiederherstellung des ganzen und unverletzten Zustandes, die restitutio in integrum bezeichnen. Bei einer solchen Auslegung kommt die Technokratie schlecht weg. Wenn jemand eine Geschwulst am Knie hat und ihm der Oberschenkel amputirt wird, so heißt heilen nichts weniger, als Wiederherstellung des ganzen Zustandes. Aber auch mit der Physiokratie steht es oft genug schlecht. Es giebt kaum eine einzige Form der Nierenentzündung, bei der die Niere wieder ganz hergestellt wird, kaum eine einzige Form der Hirnentzündung, bei welcher nicht gewisse Mängel zurückbleiben. Diese Krankheiten heilen also mit Defekt. Und doch sagen wir, sie seien geheilt, weil sich trotz des Mangels neue Verhältnisse und Beziehungen im Körper ge-

stalten, bei denen das Gleichgewicht der Verrichtungen sich herstellt.

Als ein Beispiel der vollständigsten Heilung, welche wir kennen, möchte ich hier die Lungenentzündung nennen. Obwohl es vorkommt, daß im Laufe weniger Tage 5, 8, selbst 10 Pfund fester Ausschwitzungsmasse in die Lungenbläschen abgesetzt werden, wohin sonst die eingeathmete Luft dringen sollte, so sehen wir doch, daß im Laufe von wiederum wenigen Tagen jene ganze Masse sich wieder auflöst und nach und nach beseitigt wird. Ein Vorgang, wie wenn unsere Flüsse vom Eise frei werden. Das ist eine eigentliche restitutio in integrum, und zwar ganz von selbst, im bloßen Laufe der Naturereignisse. Aber es gehören nur geringe Erschwerungen, geringe Unvorsichtigkeiten, geringe Erneuerungen schädlicher Ursachen dazu, um diesen Naturvorgang zu unterbrechen. Dann kommt keine Wiederauflösung (Resolution); im Gegentheil, die Massen bleiben liegen, als todtes Material, sie zersetzen sich, das umliegende Gewebe wird durch sie ertödtet, und so beginnt der erste Anfang jener hinterlistigen Vorgänge, welche man in dem gefürchteten Namen der Lungenschwindsucht zusammenfaßt. Darum ist des treuen und sorgsamen Arztes rechtzeitiger Rath, auch wo er nicht „heilt", so wichtig, und darum sollte Niemand muthwillig darauf vertrauen, daß sich ja auch ohne den Arzt Alles von selber macht.

Jeder krankhafte Vorgang besteht entweder in Störungen der Ernährung oder in Störungen der Bildung oder in Störungen der Verrichtung der Theile. Die zusammengesetzte Krankheit umfaßt nicht selten alle diese Störungen neben einander, so jedoch, daß an einer Stelle nutritive, an einer anderen formative, an einer dritten und vierten funktionelle Störungen vorhanden sind. Die nutritiven und formativen Störungen faßt man gewöhnlich unter dem Namen der organischen zusammen, weil bei beiden

Veränderungen in der Organisation der Theile eintreten: deßhalb aber, weil dieß der Fall ist, geschieht auch die Ausgleichung der Störungen, die Wiederherstellung langsam. Nur nach und nach kann dasjenige beseitigt werden, was fehlerhaft ist, und nur allmählich kann an seine Stelle wieder die normale Einrichtung treten. Die functionellen Störungen dagegen lassen sich oft in einem Augenblick beseitigen, weil die innere Einrichtung an sich nicht verändert, sondern nur durch ungewöhnliche Reize oder ungewöhnliche Hemmungen die Leistung des Theils geändert wird. Das ist das Gebiet der Wunderkuren, wo unter Umständen das Wort als Heilmittel eintreten kann. Je reiner die Krankheit auf functionelle Störungen beschränkt ist, um so schneller kann sie beseitigt werden. Daher gilt diese Erfahrung hauptsächlich von Nervenkrankheiten.

In jedem Falle aber geschieht die Heilung durch die Wiederherstellung der Harmonie des Körpers. Sie ist eine Ausgleichung, eine Regulation der gestörten Verhältnisse, und zwar eine Ausgleichung durch innere Vorgänge des Körpers. Die Heilkräfte sitzen in den lebendigen Theilen des Körpers. Nur diese Theile bilden neue Theile, nur sie ernähren sich und stellen durch Ernährung adäquate Zustände her, nur sie bringen Verrichtungen hervor, welche zur Ableitung, zur Entlastung, zum Ersatz für gewisse Störungen des Gleichgewichts dienen. Auch, wo die gewaltsamste Einwirkung des Arztes stattfindet, wo er ganze Theile abschneidet oder zerstört, auch da bedarf es der Wiederherstellung des Gleichgewichts im Körper, ehe die Heilung ein erträgliches Ergebniß liefert. Auch da, wo heilkräftige Mittel gewisse Schädlichkeiten beseitigen, wo eine Säure durch ein Alkali neutralisirt, ein erschlaffter Theil durch einen Reiz zu neuer Thätigkeit angespornt wird, ist die Heilung erst perfect, wenn mit dieser Hülfe die natürlichen Gleichgewichtsverhältnisse wieder zurückkehren oder neue

Gleichgewichtsverhältnisse gefunden werden. Jede äußere Einwirkung ist nur ein Mittel, um die innere Einrichtung des Körpers, die Physis zu freier und geordneter Thätigkeit zurückzuführen.

So löst sich der Gegensatz der Schulen. Kein Arzt darf nur auf die Natur rechnen, aber auch kein Arzt kann das durch Kunst herstellen, was von selbst im Körper vorgeht. Das ist das Werk der lebenden Theile des Organismus. Jeder Arzt wird auf die Thätigkeit dieser Theile zählen müssen, aber er darf deßhalb nicht die Hände in den Schooß legen. Im Gegentheil, es werden oft die gewaltthätigsten Eingriffe nöthig sein, um die Thätigkeit der Theile zu reguliren. Wie viel in der einzelnen Krankheit die Natur leisten kann, wie viel der Arzt zu leisten hat, das läßt sich nur aus der Erfahrung ableiten, und kein Schulsystem vermag das a priori zu berechnen. Wie weit dagegen in dem einzelnen Falle ärztlich zu handeln, wie weit der natürliche Hergang durch den Arzt zu beeinflussen ist, das ist nicht bloß eine Sache der Erfahrung, sondern häufig genug eine Sache der wissenschaftlichen Schätzung, welche nur der gebildete Arzt vorzunehmen im Stande ist. Die Erfahrung allein bildet auch im ärztlichen Stande nur Abenteurer, denen zuweilen Großes gelingen mag, aber denen sich anzuvertrauen, jedesmal ein Wagniß ist. Nur die Erfahrung, welche durch die Wissenschaft geordnet und geleitet ist, vermag die Schranken sicher zu ziehen, bis wohin die Technokratie greifen darf, und das Gebiet zu bezeichnen, in welchem die Natur, in welchem die physischen Heilkräfte des Organismus die Alleinherrschaft haben.

Anmerkungen.

[1]) A. Jackson Davis Der Arzt. Harmonische Philosophie über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen, sowie über Gesundheit, Krankheit und Heilung. Leipzig 1873. S. 93.

[2]) F. G. Welcker Zu den Alterthümern der Heilkunde bei den Griechen. (Aus dem 3. Bande der Kleinen Schriften besonders abgedruckt.) Bonn 1850. S. 95, 112, 151.

[3]) Magni Hippocratis Opera omnia. Edid. Kühn. Lips. 1825. T. I. p. 234.

[4]) Ibid. p. 633. De victus ratione lib. I. 184. δι' ἀνάγκην θείην.

[5]) O. Peschel Völkerkunde. Leipz. 1874. S. 274.

[6]) Hippocrates l. c. p. 587. De morbo sacro. Welcker a. a. O. S. 72.

[7]) Virchow die krankhaften Geschwülste. Berlin. Bd. II. S. 605. Smedley, Taylor, Thompson and Rich The occult sciences. Lond. and Glasg. 1855. p. 339.

[8]) Archiv für pathol. Anatomie 1849. Bd. II. S. 14.

[9]) Ebendaselbst 1871. Bd. LII. S. 14.

[10]) Virchow das Fieber. In den Vier Reden über Leben und Kranksein. Berlin 1862. S. 129.

(160)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Ueber

Lieferungsgeschäfte

und

kaufmännischen Schwindel.

Von

Siegmund Aron.
Königsberg i. Pr.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Man begegnet im Geschäftsleben sehr häufig der Redewendung: dies oder jenes Geschäft sei ein unsolides oder unanständiges. Beides ist entschieden falsch, wenn man damit bestimmte Geschäftszweige brandmarken will.

Es giebt in der gesammten Handelsbewegung von ihren größten und ausgedehntesten bis hinab zu ihren kleinsten Geschäften kein einziges, dem man seiner Natur nach, und beschäftigte es sich mit den, den menschlichen Sinnen widerwärtigsten Dingen, eine solche Bezeichnung beizulegen berechtigt wäre.

Nicht der Handelsartikel noch der Geschäftszweig, welchem ein Geschäft sich hingiebt, giebt dem Letzteren sein Gepräge, sondern ausschließlich die Art und Weise, wie dasselbe betrieben wird; die Mittel und Wege, welche bei dem Betriebe eines Geschäfts angewendet werden, drücken demselben den Stempel der Anständigkeit und der Solidität, beziehungsweise des Gegentheils darin auf. Gleichwohl giebt es eine Art von Geschäften, welche man — in Bezug auf Solidität — das Stiefkind der öffentlichen Meinung nennen könnte, und das sind die an den verschiedenen Börsen in ausgedehnter Weise betriebenen Lieferungsgeschäfte.

Man begegnet grade unter Kaufleuten einem — sicherlich aus Mangel hinreichender geschäftlicher Ausbildung — weit verbreiteten Vorurtheile gegen Lieferungsgeschäfte und das geht so

weit, daß Geldverleiher und Leute, welche Credite zu gewähren gewohnt sind, Kaufleuten deshalb den Credit entzogen haben, weil sie in Erfahrung gebracht, daß sie an der Börse Lieferungsgeschäfte gemacht haben.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Lieferungsgeschäfte an der Börse schon vielfach ihre Opfer gefordert haben, aber sie dafür verantwortlich machen oder sie gar, wie weiland Polizei-Präsident v. Hinckeldey es einmal an der Berliner Kornbörse versuchte, gänzlich unterdrücken zu wollen, wäre ganz ebenso falsch, als wollte man die Erfinder der Kartenspiele, wodurch Millionen Menschen eine ebenso angenehme, wie wohlthuende Erholung und Zerstreuung bereitet wird, dafür verantwortlich machen, daß hin und wieder ein leichtsinniger Mensch wegen Verlustes im Hazardspiel sich das Leben genommen. Sicherlich aber würden durch eine Unterdrückung oder auch nur Beschränkung derselben dem Handel und Verkehr tiefe Wunden geschlagen werden.

Historisch festzustellen, seit wann Lieferungsgeschäfte im Handel überhaupt vorkommen, kann uns hier nicht wesentlich interessiren, es mag die Erinnerung genügen, daß in Schwindel ausgeartete Lieferungsgeschäfte, wie der Tulpenschwindel in Holland, bereits in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in höchster Blüthe standen.

Der Zweck der Lieferungsgeschäfte ist unzweifelhaft:

> ein bestimmtes Quantum von Waaren oder Werthen für eine bestimmte Zeit und zu einem bestimmten Preise sich zu sichern, oder umgekehrt, einen bestimmten Preis für ein bestimmtes Quantum zu einer festgesetzten Zeit sich sicher zu stellen.

Verfolgen wir nun die Entwickelung des Handels und der Industrie, namentlich wie sich mit der Zeit Ein- und Verkauf, Production und Absatz gestaltet haben, so werden wir alsbald

erkennen, daß die Lieferungsgeschäfte nicht als der Ausfluß einer speculativen Neigung, sondern als der einer soliden, die größtmögliche Sicherheit ins Auge fassenden Handlungsweise zu betrachten sind.

Es dürfte überflüssig sein, hierbei auf die ältesten Zeiten zurückzugreifen, vielmehr genügen, an die heimischen, uns nahe liegenden Verhältnisse uns anzulehnen und dabei die Zeit ins Auge zu fassen, die noch in unserm Gedächtnisse lebendig ist.

Versetzen wir in Königsberg uns in die ersten vierziger Jahre dieses Jahrhunderts zurück, als Eisenbahnen und Telegraphen in Ostpreußen noch nicht existirten, wo man die Dampfschifffahrt nur zwischen Elbing und Königsberg auf den Binnengewässern und allenfalls zwischen hier und Danzig und diese hauptsächlich als dem Personenverkehr dienend kannte. Die Post aus Berlin und dem Westen kam wöchentlich zweimal nach Königsberg, später dreimal, ein Brief nach und von England brauchte acht, von Holland und Belgien sechs, Hamburg fünf, Berlin drei Tage. Das Porto war enorm hoch — nach Berlin 9 Sgr. für den einfachen Brief — und erschwerte den Austausch der Meinungen ganz erheblich. Sehr wichtige Nachrichten konnten nur wenige Bevorzugte durch Estafetten sich übermitteln lassen und die Kosten waren meistens unerschwinglich. Der Absatz unserer Ausfuhrartikel geschah auf dem Wege der Segelverschiffung oder der Binnenschifffahrt auf langem Wasser; auf dem Landwege versahen wenig leistungsfähige Frachtfuhren den Dienst zwischen hier und Berlin in der Zeit von drei Wochen Lieferfrist. Zwischen Abgang von hier und Ankunft am Bestimmungsorte mußte man im Durchschnitt einen Zeitraum von vier Wochen annehmen. Ebenso verhielt es sich mit unsern Einfuhrartikeln. Die Bezugsquelle unserer hauptsächlichsten Handelsartikel, Getreide und Russische Producte, war uns nur einmal im Jahre zugänglich, namentlich konnten wir Getreide und Saaten

aus Rußland nur einmal im Jahre durch die ungeschicktesten Fahrzeuge der Welt, durch **Witinnen**, beziehen und die damaligen Witinnen konnten mit den gegenwärtig noch vereinzelt hier erscheinenden, von der Cultur schon ziemlich kenntlich angeleckten Fahrzeugen einen Vergleich nicht aushalten. Noch viel schwieriger und längere Zeit dauernd war der Transport auf Holzflößen (Traften). Aus unserer Provinz war uns bei dem damaligen Mangel an Chausseen und bei der schlechten Beschaffenheit aller Nebenwege eine Zufuhr reicher Erndten nur bei anhaltender guter Schlittbahn möglich. Der Verkehr mit unserm Vorhafen Pillau ruhte, wenn die Schifffahrt durch Eis geschlossen, fast gänzlich, weil nur in sehr strengen Wintern eine Communikation auf Schlitten über das Haff möglich war. Unter solchen Umständen war der Königsberger Exporteur gezwungen, mit seinen während des langen Winters gemachten Einkäufen, von Ende November, dem gewöhnlichen Schlusse, bis Ende April, der gewöhnlichen Wiedereröffnung der Schifffahrt, zu speculiren. Er mußte alle Chancen der Preisbewegungen über sich ergehen lassen und wenn wir uns daran erinnern, daß zur Zeit der Korngesetze und der gleitenden Scala in England die Preisschwankungen ganz andere, d. h. viel erheblichere waren als wir sie jetzt kennen, so wird es begreiflich erscheinen, daß das Getreidegeschäft als ein sehr gefährliches betrachtet wurde und wie es vorkommen konnte und vorgekommen ist, daß ein Getreidehändler im Herbste ein reicher und im Frühjahr ein armer Mann war. Diese Gefahren, in denen der Getreidehandel schwebte, wurden jedoch sehr erheblich gemildert als es den Königsberger Exporteuren möglich wurde, mit dem Auslande Lieferungsverträge abzuschließen. Es gab eine Zeit, in welcher dies wegen der Unsolidität und mehr noch noch wegen der Unreellität verschiedener Ablader seine großen Schwierigkeiten hatte und in welchen das Ausland, worunter Großbritanien, Holland,

Belgien und Skandinavien (directe Verbindungen mit Frankreich kannte man noch nicht) zu verstehen waren, directe Abschlüsse mit Königsberg nicht machen mochte und beide Theile sich eines Zwischenplatzes bedienten; als solcher hat bis in die sechziger Jahre hinein Hamburg eine bedeutungsvolle Rolle gespielt. Diese Lieferungsgeschäfte gaben dem Königsberger Getreidehändler die Möglichkeit, seiner Vorräthe mit einem bestimmten Nutzen, vielleicht auch mit einem möglichst geringen Nachtheile sich zu entäußern. An anderen Handelsplätzen hatten sich aus ähnlichen oder anderen Ursachen schon früher die Lieferungsgeschäfte herausgebildet. So hatten z. B. diejenigen Kaufleute, welche sich mit Lieferungen für die Armeeverwaltung befaßten, an dieselben für den Zeitraum eines ganzen Jahres bestimmte Quantitäten an Getreide und anderen Bedarfsartikeln zu fest normirten Preisen zu liefern. Konnten sie nun ein solches, gewöhnlich recht ansehnliches Geschäft wohl ohne Gefahr unternehmen, wenn es ihnen nicht möglich gemacht wäre, durch Verträge mit Produzenten oder Händlern sich bei Zeiten bestimmte Quantitäten zu bestimmten Preisen zu sichern? Und wie verhielt es sich mit der Industrie? War diese nicht ganz in derselben Lage wie der Exporteur oder Lieferant? Von der Beschaffung des Rohmaterials bis zum Absatz der Erzeugnisse vergeht eine geraume Zeit und wenn der Unternehmer eines Fabrikgeschäfts sich nicht allen Gefahren der Preisschwankungen, die wir Conjunctur nennen, aussetzen will und auch wohl je nach Lage seiner Vermögensverhältnisse sich nicht aussetzen darf, so wird er darauf sinnen müssen, sich bei Zeiten entweder ein gewisses Quantum an Rohmaterial oder einen bestimmten Preis für sein Fabrikat zu sichern. Dies wird uns am besten einleuchten, wenn wir an den Betrieb der vielen, von je her in unserer Provinz im Gange befindlichen Oelmühlen denken. Aber nehmen wir doch jedes andere Gebiet des Handels und der Industrie und wir werden überall

anerkennen müssen, daß derartige Neigungen und Bestrebungen in der Natur jeder größeren Bewegung ihre volle Berechtigung finden und daraus es uns sehr leicht erklären können, daß auf so vielen Gebieten des Handels die Lieferungsgeschäfte eine hervorragende Rolle spielen. So finden wir denn auch dieselben in einer Vielseitigkeit ausgebildet, welche Jemand, der nur in einem bestimmten Geschäftszweige arbeitet, in Erstaunen setzen könnte; wir finden die Lieferungsgeschäfte nicht blos in Fonds und Getreide an fast allen europäischen Börsen, wir finden sie an vielen Börsen außerdem noch in Oel, Saaten, Spiritus und speziell für Mehl in Paris, für Baumwolle in Liverpool, für Roheisen in Glasgow, für Talg in Petersburg und London, für Petroleum in Antwerpen u. s. w.

Es sei uns noch gestattet, für die Lieferungsgeschäfte in Fonds die solide Basis nachzuweisen.

Ein Capitalist weiß, daß ihm zu einer bestimmten Zeit ein bestimmtes Capital eingehen wird, welches er, gleichviel aus welchen Gründen, in derselben Weise, wie bisher nicht anlegen kann und er will es daher in Staatspapieren, Pfandbriefen, Actien oder Obligationen anlegen, deren augenblicklicher Coursstand ihm für sein Vorhaben verlockend genug erscheint, er will nicht riskiren, daß in der Zwischenzeit von Wochen oder Monaten die Course um ein Erhebliches steigen und durch den alsdann zu zahlenden höheren Cours seine Rente sich schmälere. Er wird deshalb auf Lieferung kaufen. Ebenso umgekehrt. Wenn Jemand im Besitze courshabender Papiere sich befindet und er gewinnt die Ueberzeugung oder auch nur ein Vorurtheil, daß die politischen oder commerziellen Verhältnisse einer trüben Zukunft entgegengehen oder er findet in weiter hinausliegender Zeit für sein Capital eine vortheilhaftere Beschäftigung, etwa durch Erwerbung von Grundbesitz oder er beabsichtigt ein größeres Unternehmen, will aber den guten Cours, dessen er an seinen Papieren

sich grade erfreut, gern benutzen, so sichert er sich denselben am besten durch Verkaufen auf spätere Lieferung und bleibt dabei noch im vollen Zinsgenusse bis zu der Abwickelung derselben. Es wird nun wohl Niemand behaupten wollen, daß hierin irgend welche Unsolidität liege, sondern Jeder wird an diesen wenigen Beispielen, welche ich bis zur Ermüdung vermehren könnte, es sich klar machen können, daß die Lieferungsgeschäfte in vielen Fällen — wie wir das später sehr genau beobachten werden — eine Assecuranz gegen größere Gefahren bilden. Am deutlichsten läßt sich dies erkennen aus der Entstehungsgeschichte einer Art von Lieferungsgeschäften, welche hier in Königsberg ihren Ursprung haben und bis heute von hier aus nach verschiedenen Richtungen hin, an verschiedenen Börsenplätzen in recht bedeutendem Umfange betrieben werden. Es sind das die Lieferungsgeschäfte in Russischen Banknoten, welche noch vor zwölf Jahren völlig unbekannt waren. Ungefähr in jene Zeit fiel jenes Ereigniß, welches unsern Theehandel zu einem zuvor nie gekannten Aufschwung brachte; die Einführung eines Zolls auf Thee in Rußland, welches bis dahin die Einführung dieses Artikels über die westlichen und See-Grenzen überhaupt nicht gestattete. Königsberg hatte schon sehr lange zuvor, allerdings auf dem Wege des Schmuggelhandels, ein nicht unbedeutendes Geschäft in Thee nach Rußland gemacht und bemächtigte sich nun mit sichtbarem Erfolge dieses Handelszweiges, indem es directe Verbindungen mit Petersburg und Moskau anknüpfte und dadurch Umsätze erzielte, von denen man bis dahin keine Ahnung haben konnte. Da hierzu aber sehr bedeutende Mittel erforderlich waren, über welche die einzelnen Firmen nicht verfügten, so bildeten sich Vereinigungen mehrerer Firmen zum gemeinsamen Betriebe, sogenannte Consortien. Eines dieser Consortien hatte eben einen großen Abschluß mit Moskau zu Stande gebracht, bei welchem ihm ein Nutzen von c. 60,000 Thlrn.

nachgerechnet wurde. Allein bis zur vollständigen Abwickelung und Erfüllung dieses Geschäfts mußte naturgemäß ein Zeitraum von mehreren Monaten verstreichen und während dieser Zeit vollzog sich ein Umschlag in dem Werthe der Russischen Valuta, der so rapide abwärts ging, daß die Russischen Banknoten — und diese bilden in Rußland das gesetzliche Zahlmittel — um ca. 15 pCt. im Course fielen. Hierdurch ging nicht blos der herausgerechnete Nutzen an jenem großen Geschäfte vollständig darauf, sondern es blieb noch ein ganz erheblicher Schaden zu tragen. Dies Ereigniß mußte also die Theehändler zwingen, auf Mittel und Wege zu sinnen, solchen Gefahren für die Folge zu begegnen und dies geschah dadurch, daß sie sich bemühten, Käufer für Russische Noten auf spätere Lieferung zu suchen, was ihnen denn auch mit der Zeit gelungen und um so eher gelingen mußte, als bei den großen Schwankungen, denen Russisches Geld unterlag, es ja auch allen denen, welche Waaren aus Rußland bezogen, darum zu thun sein mußte, der Gefahr zu begegnen, bei Bezahlung ihrer aus Rußland empfangenen Waaren möglicherweise einen viel höheren, als den in's Calcul gezogenen Preis zu zahlen.

Fassen wir nun die bisher angehäuften Beispiele nochmals in's Auge, so wird uns sofort die Schwierigkeit aufstoßen, in jedem concreten Falle auch den geeigneten Gegenpart, einen Contrahenten zu finden, dem es grade und genau paßt, für die bestimmten Quantitäten und für die ins Auge gefaßten Termine Käufer oder Verkäufer zu sein. Dem Produzenten in der Provinz Preußen kann es nicht passen, wenn er 2000 Scheffel Roggen, zum 20. Mai lieferbar, verkaufen will, daß ihm der Müller in der Mark nur 1750 Scheffel zum 5. Juni abkaufen will und während jener nur 82 Pfd. wiegenden Roggen zu verkaufen hat, braucht dieser 84 Pfd. wiegenden und dazu kommt noch der erschwerende Umstand, daß jener seinen Roggen frei in den Kahn

in Insterburg liefern und dieser ihn nur frei am Bollwerk in Brandenburg a. d. Havel empfangen will. Ganz dieselben oder doch ähnliche Schwierigkeiten stellen sich den Käufern oder Verkäufern entgegen bei Lieferungsgeschäften in allen übrigen Zweigen des Handels und der Fabrikation. Es mußte demnach an eine Ausgleichung dieser Schwierigkeiten gedacht werden und es mußte sich wie bei jedem Effectivgeschäfte, d. h. wie beim Kauf und Verkauf effectiver Waare eine Vermittelung herausbilden, welche Produzenten und Consumenten vereinigte, wie dies ja im Großen und Ganzen als die Aufgabe des Handelsstandes zu betrachten ist. Angebot und Nachfrage concentrirten sich demnach in den größeren Handelsplätzen, von wo aus sie sich wieder nach den verschiedenen Gebieten des Verkehrs hin verzweigten. Damit waren denn allerdings theilweise, vielleicht auch vollständig die örtlichen Schwierigkeiten in der Ausgleichung der Gegensätze beseitigt, aber es blieben noch die vielen sächlichen Schwierigkeiten zu beseitigen, denn jede, auch nur die geringste Verschiedenheit zwischen den Neigungen und Wünschen der Geber und Nehmer macht jedes Geschäft zur Unmöglichkeit; es war also durchaus nöthig, daß sich eine „Gleichförmigkeit der Bedingungen“ herausbildete, sowohl in Bezug auf Qualität, Zeit der Erfüllung und Art der Abwickelung der verschiedenen Verträge. Das hat denn in der That je nach Zeit und Ort, am meisten aber je nach der bestehenden Gesetzgebung seine großen Schwierigkeiten gehabt. Es gab ja eine Zeit, in welcher Lieferungsverträge in verschiedenen Artikeln und Werthen ohne jegliche rechtliche Wirkung waren. So erinnern sich viele Leser wohl noch, daß in den ersten vierziger Jahren in Preußen aus Lieferungsgeschäften in ausländischen, so wie in nicht voll eingezahlten Papieren eine gerichtliche Klage nicht begründet werden konnte und dennoch wurde im Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit der Contrahenten in solchen Papieren sehr umfangreich auf

Lieferung gehandelt. Aber auch bei solchen Geschäften, bei denen eine Klage zulässig war, konnte nicht wie jetzt auf die Differenz, sondern es mußte auf die Erfüllung des Contracts geklagt werden und da kam es häufig vor, daß, wenn der Kläger sein rechtskräftiges Erkenntniß erstritten, die Erfüllung des Contractes durch die Wendung der Conjunctur ihm nicht nur gleichgültig, sondern mitunter sehr unbequem und Verlust bringend war.

Der vollständige Umschwung und die Vervollkommnung aller Communicationsmittel, die Benutzung der Eisenbahnen und Dampfschiffe und nun vollends der Telegraphie haben denn auch das Bedürfniß für eine Aenderung in der Gesetzgebung sehr fühlbar gemacht; überall hat sich diese dann auch den so wesentlich veränderten Verhältnissen anpassen müssen, und wir dürfen trotz seiner Mängel und Lücken das Zustandekommen und die Einführung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs nicht blos als eine Wirkung des gesteigerten Verkehrs, sondern vielmehr noch als eine Ursache desselben betrachten.

Wie bei allen Culturvölkern eine geordnete und gesicherte Rechtspflege die Grundbedingung aller persönlichen Sicherheit und zugleich der persönlichen Freiheit ist, so ist in der Handelsbewegung ein gesicherter Rechtszustand, wie ihn das Handelsgesetzbuch geschaffen (wir heben die rechtliche Wirkung jeder mündlichen Abmachung als besonders wichtig hervor), das Erforderniß einer jeden freien Bewegung. Unser Handel und Verkehr hätte ohne dieses Postulat niemals seine jetzige Ausdehnung, niemals seinen jetzigen Höhepunkt erreichen können. Die, wenigstens in Deutschland, auf diese Weise hergestellte einheitliche Gesetzgebung trug also wesentlich dazu bei, diese nothwendig gewordene Gleichförmigkeit der Bedingungen zu erleichtern, schon deshalb, weil die nach dem Handelsgesetzbuche für die rechtliche Wirkung von Verträgen nicht unwesentlichen Ortsgebräuche sich allmälig nach denen der

maaßgebenden, d. h. der bedeutenden Handelsplätze ausbildeten und so kamen auf diese Weise die festen Normen zur Geltung, die wir jetzt unter dem Collectivbegriff der „Lieferungsbedingungen" zusammenfassen, wie sie je nach den verschiedenen Handelszweigen oder Werthen auf den Schlußscheinen oder Contracten vorgedruckt sind und die als integrirender Theil eines jeden Vertrages im Texte ausdrücklich bezeichnet sind. Dadurch, daß sich also an jedem Platze für jeden Artikel ganz bestimmte und feste Normen herausbildeten, wurde der Abschluß der Geschäfte wesentlich erleichtert, denn es war damit jedes von diesen Bedingungen etwa abweichende Separatabkommen von vorneherein ausgeschlossen. Der Committent wußte, daß er seinem Commissionär nur einen Abschluß nach den am Sitze des Letzteren geltenden feststehenden Ortsgebräuchen (Usancen) auftragen konnte, und Verkaufs- oder Kaufsaufträge von einem Platze nach dem andern gerichtet, hatten stets hierauf Rücksicht zu nehmen. Zur wesentlichen Erleichterung trug es bei, daß schon vorher durch langjährige Praxis diese Abschlüsse auch in Bezug auf die Quantitäten in abgerundeten Zahlen, im Waarenfache durch 50 und im Fondshandel durch 1000 oder 500 theilbar, sich vollzogen, also z. B. man handelt 50 Ctr. Oel, 50 Ohm Spiritus, 50 Wispel oder 50 Last Getreide, 50 Tons Eisen, 50 Ballen Baumwolle oder 100, 150 u. s. w. Jetzt haben sich diese Mengen den veränderten Maaß- und Gewichtsverhältnissen anbequemt. Dieser Gebrauch hatte den großen Vorzug, daß dadurch die große Schwierigkeit der Regulirung eines jeden einzelnen Vertrages oder eines jeden einzelnen Geschäfts zwischen den beiden ursprünglichen Contrahenten nicht nur beseitigt, vielmehr eine Ueberweisung desselben auf den zweiten, dritten Käufer u. s. w. stattfinden konnte. Derartige Ueberweisungen wurden nothwendig, weil ja sehr oft Fälle eintreten, daß der Käufer eines erst in späterer Zeit zu empfangenden Quantums in der Zwischen-

zeit aus irgend einer, uns hier nicht weiter interessirenden Veranlassung dasselbe zur Lieferung auf denselben Termin mit Nutzen oder Schaden wieder realisirte, ohne die Waare zu empfangen, oder der Verkäufer sah sich veranlaßt, ein für einen spätern Termin verkauftes Quantum sich wieder zurückzukaufen, so daß er das in seinem Besitze befindliche Quantum effectiver Waare anderweitig verwenden konnte. Derartige Ueberweisungen gehen also von Jemand aus, der ein verkauftes Quantum effectiver Waare in natura liefern will und er kündigt dasselbe zunächst seinem Käufer, dieser überweist es an einen zweiten und dieser wieder an einen dritten Käufer und so geht das weiter fort bis endlich Jemand das Quantum in natura empfangen will und sämmtliche oft bis zu hundert dazwischen liegende Contrahenten gleichen nur den Unterschied (Differenz) zwischen dem Einkaufs- und Verkaufspreise unter sich aus. Hieraus haben denn auch, wie wir dies später noch weiter ersehen werden, diese Geschäfte wohl eben den Namen „Differenzgeschäfte" erhalten. Daß bei Fonds sich vermöge der größeren Leichtigkeit der Lieferung und Abnahme derartige Abschlüsse und Ueberweisungen noch viel bequemer bewerkstelligen lassen, darf wohl nicht weiter ausgeführt werden. Der große Umfang, den diese Geschäfte fast überall gewonnen, hat an den Hauptplätzen Einrichtungen ins Leben gerufen, welche diese Kündigungen und Ueberweisungen im hohen Grade vereinfachen und das tägliche Geschäft an der Börse dadurch nicht stören, was früher sehr häufig vorkommen konnte und vorgekommen ist.

Wenn es uns gelungen ist, in dem bisher Gesagten es klar zu machen, wie Lieferungsgeschäfte von ihren rohen Anfängen bis zu ihrer heutigen vollendeten Form sich entwickelt haben, so hoffen

wir, wird es uns vielleicht auch gelingen, nachzuweisen, daß die Speculation mit allem Fug und Recht dieser Formen zur Erreichung ihrer Zwecke sich bemächtigte und mit der unaufhaltsam sich steigernden Verbesserung und Vervollkommnung unserer Communicationsmittel aus Gründen der Solidität sich ihrer bemächtigen mußte. Bevor wir jedoch an irgend ein Beispiel herangehen, wird es nöthig sein, über die Speculation einige Bemerkungen vorauszuschicken. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier eine philosophische Definition des Begriffes geben zu wollen, sondern wir wollen an den in die Erscheinung tretenden Operationen vorweg zwei sehr wichtige Unterschiede hervorheben. Es ist ganz etwas anderes, ob Jemand in seinem Geschäfte speculirt oder ob Jemand die Speculation zu seinem Geschäfte macht. Wenn wir von Speculation und Handel in ihrer civilisatorischen Bedeutung sprechen, so können wir ihnen eine solche eben nur in ihrer Vereinigung und in ihrem steten Zusammenhange zuerkennen. Trennen wir Beides, so sehen wir in dem Handel ohne Speculation den einfachen in den engsten Gesichtskreis gebannten Kram, dessen Träger allezeit eine eher spöttische als ehrende Bezeichnung für ihre Berufsthätigkeit sich haben müssen gefallen lassen. Der Krämer kauft sich ein den Bedürfnissen seiner Kundschaft genau angepaßtes Quantum von Waaren ein, berechnet sich einen ganz bestimmten Nutzen und geht sowohl hinsichtlich der Bezugsquelle als hinsichtlich des Absatzgebiets gewöhnlich niemals über die Grenzen seines Wohnsitzes hinaus. In der Speculation ohne Handel vermögen wir nichts weiter als das Hazardspiel zu erkennen, denn alle diejenigen Obliegenheiten, welche der thätige Kaufmann hat, liegen demjenigen, der lediglich speculirt, vollständig fern, er kennt die sittlichen Kräfte, welche jeder vorwärtsstrebende Kaufmann in Anwendung bringen muß, durchaus nicht; er spielt nur. Sehen wir aber Geschäft

d. h. Handel und Speculation vereinigt, so erkennen wir sehr bald den denkenden, den intelligenten Kaufmann, welcher sich der Aufgabe des Handelsstandes bewußt ist, ein Glied in der Kette zu sein, welche die Production und die Consumtion auf möglichst kurzem Wege vermittelt. Hierzu ist nicht allein ein recht ansehnlicher Schatz von Kenntnissen erforderlich, sondern es ist besonders der scharfe Blick nöthig, Ursachen und Wirkungen zur rechten Zeit zu erkennen. Das Feld seiner Wirksamkeit ist nur durch die ihm zu Gebote stehenden eigenen und Hilfs-Mittel begränzt, während seinen Fähigkeiten keine räumlichen Schranken auferlegt sind. Sehen wir uns doch einmal, um auf deutschem Boden zu bleiben, so einen hervorragenden Hamburger Kaufmann an, welcher aus seinem Hause einen Bevollmächtigten in China, Rio oder Liberia sitzen hat, welcher für ihn Einkäufe besorgt, während das Absatzgebiet für diese Artikel bis Moskau oder bis an die Baierischen Alpen sich erstreckt. Alle zwischen Einkauf und Absatz — darunter verstehen wir Ausgabe und Wiedereinnahme des in dem Geschäfte verwendeten Geldes — möglicherweise vorkommenden Zwischenfälle sind dabei ins Auge zu fassen, die möglichen Gefahren gegen den zu erzielenden Nutzen abzuwägen, das Alles hat er sich zur Aufgabe zu stellen und Alles dies giebt seinem Griffe einen sehr ansehnlichen Stoff zur Thätigkeit. Ein anderes Beispiel. Vergegenwärtigen wir uns ein industrielles Etablissement wie das von Borsig und bedenken dabei, welche Umstände und Verhältnisse, welche Schwankungen in Betracht zu ziehen sind von den Einkäufen des Eisens in Staffordshire bis zur Ablieferung seiner Locomotiven in Moskau oder Sebastopol. Hier einen den Conjuncturen sehr unterworfenen Artikel wie Eisen, dort eine großen Schwankungen ausgesetzte Valuta; der übrigen noch dazwischen liegenden Dinge, wie Fracht- und Lohnverhältnisse gar nicht zu gedenken.

Aber wir dürfen gar nicht einen so umfassenden Wirkungskreis ins Auge nehmen; bei jedem Zweige des Handelsverkehrs ist dem intelligenten Kaufmann Gelegenheit gegeben, sein Geschäft aus einem engeren oder weiteren Gesichtskreise zu betreiben und aus seinen Wahrnehmungen für seinen Bedarf oder für seinen Absatz bei Zeiten Vorkehrungen zu treffen. Davon, ob diese Wahrnehmungen und die Schlüsse, die er daraus gezogen, richtige gewesen oder nicht, hängt der Erfolg ab, aber er beeinträchtigt nicht immer seine Intelligenz, denn

„Es irrt der Mensch, so lang er strebt."

Aber auch selbst in seinem Irrthume werden wir einem solchen Kaufmanne unsere Anerkennung nie versagen, wenn wir sehen, daß er Fleiß und Sorgfalt angewendet hat. Immerhin hat er hier sein Theil mit dazu beigetragen, Handel und Verkehr zu beleben und dadurch nach verschiedenen Richtungen hin Nutzen geschaffen; er ist seinem Berufe treu geblieben.

Ganz etwas anderes ist es, wenn Jemand den Beruf des Kaufmanns außer Augen läßt und keinen andern Zweck verfolgt als gewinnen, gleichviel mit welchen Mitteln das geschieht; der macht aber die Speculation zu seinem Geschäfte; es kommt ihm gar nicht darauf an, ein bestimmtes Quantum von Werthen zu einer bestimmten Zeit zu besitzen; er glaubt an eine Steigerung der Preise in späterer Zeit und kauft jetzt lediglich, um zur Zeit der Erfüllung oder in der Zwischenzeit zu bessern Preisen wieder loszuschlagen; oder umgekehrt: er verkauft ein Quantum, das er gar nicht besitzt, auf spätere Lieferung, um am Erfüllungstage oder vorher dasselbe zu einem billigeren Preise sich wieder „einzudecken". In beiden Fällen handelt es sich nicht um ein Geschäft, sondern um die Differenz, welche einzuziehen oder im Falle des Mißlingens zu bezahlen ist. Wir sehen, es handelt sich hier

um die Speculation auf höhere oder niedere Preise und das nennt man technisch à la hausse oder à la baisse speculiren.

Es ist eine ebenso gewöhnliche, wie leicht erklärliche Erscheinung, daß an denjenigen Börsen (lassen wir fortan die Bezeichnung Börse für Handelsplatz gelten), an denen ein großes Geschäft in effectiver Waare betrieben wird, auch ein umfangreiches Lieferungsgeschäft sich herausbildet, welches auf Lieferung und Empfang effectiver Waare basirt und eben deshalb finden sich an diesen Börsen auch viele Personen, welche durch die Leichtigkeit, mit welcher solche Geschäfte, bei denen es vorläufig um keine andere Leistung sich handelt, als um Hergabe einer Unterschrift, gemacht werden können, zu solchen Speculationen sich hingezogen fühlen, um ihrer Neigung zum Spiel, denn etwas anderes ist es ja eben nicht, zu fröhnen. Allerdings ist ein nothwendiges Erforderniß vorhanden, nämlich: der Speculant muß wie jeder reelle Contrahent seinem Gegenpart in seinen Vermögensverhältnissen und in seinen moralischen Eigenschaften Garantieen bieten, die eingegangenen Verpflichtungen beziehungsweise die Zahlung der Differenz zur Zeit pünktlich zu erfüllen. Ist dies Erforderniß vorhanden, so ist es jedem Contrahenten völlig gleich, aus welchen Beweggründen und auf welcher Grundlage sein Gegner mit ihm abschließt und deshalb verwischen sich auch diese Unterschiede an den größeren Börsen vollständig.

Für unsere Betrachtung müssen wir diese Unterschiede aber immer vollständig aus einander halten, wenn wir nachweisen wollen, daß Lieferungsgeschäfte bei den jetzigen Communicationen und besonders bei der durch die Telegraphie ermöglichten außerordentlichen Leichtigkeit des Meinungsaustauschs zwischen einer Börse und der anderen nicht nur eine Annehmlichkeit, sondern eine dringende Nothwendigkeit geworden sind. Machen wir uns das an einigen Beispielen klar: Ein Hamburger oder Bremer Importeur

erhält von seinem New-Yorker Freunde die telegraphische Offerte, dem Ersteren mit nächstem Dampfer oder Klipper 2000 Faß Petroleum, bekannter Qualität, zu einem bestimmten Preise einschließlich Fracht und Assecuranz einsenden zu wollen. Dem Hamburger oder Bremer sind die Bedingungen verlockend genug, das Geschäft zu machen, weil der augenblickliche Preis, sowohl am Platze selbst, als derjenige in Stettin oder Königsberg, von welchen Börsen ihm die telegraphischen Preisnotirungen des gestrigen Tages vorliegen — selbst wenn er Transportkosten und Zinsverlust, Gewichtsmanco und Provisionen hinzurechnet, — ihm einen hinlänglichen Nutzen sichern, wenn dieselben bei Ankunft der Ladung noch dieselben sind. Wind und Wetter, Unglücksfälle zur See oder in einem etwa anzulaufenden Hafen können die Ankunft der Amerikanischen Ladung viel länger hinausschieben als die räumliche Entfernung zwischen America und Europa ohnehin schon nothwendig macht. Er hat demnach den Wunsch, und wenn die Chancen des möglichen Verlustes zu groß sind, das Bedürfniß, sich einen festen Preis zu sichern und wird, je nach dem Stande der Preise an den verschiedenen Börsen, deren Preise ihm den größten Nutzen lassen, die 2000 Faß, oder wenn er mit einem Theile derselben weiter speculiren will, den Rest, vielleicht 1500 Faß auf Lieferung an einem späteren Termin verkaufen. Hat er diesen Verkauf bewirkt und einen sichern Contrahenten gefunden, so kann er sich, da er sämmtliche Unkosten und Verluste, welche zwischen der New-Yorker Ablieferung, und zwischen der Ablieferung in Hamburg, Bremen, Stettin oder Königsberg liegen, genau kennt, den ihm verbleibenden Nutzen genau ausrechnen, und die in der Zwischenzeit etwa eintretenden Preisschwankungen interessiren ihn für das verschlossene Quantum weiter gar nicht. Die Gefahr des Preisverlustes hat also für ihn aufgehört zu bestehen und er kann dies Geschäft, sofern seine Mittel und sein

Credit dazu hinreichen, nach Belieben wiederholen. Noch ein anderes Beispiel: Ein Oelmüller unserer Provinz kauft den Sommer über gewöhnlich, je nach den ihm zu Gebote stehenden Mitteln und je nach der Leistungsfähigkeit seiner Fabrik, ein bestimmtes Quantum Oelsaaten, aus denen er — nehmen wir so an — 5000 Ctr. Oel und eine dem entsprechende Anzahl von Centnern Oelkuchen schlagen kann. Nun läßt sich aber das ganze in einem möglichst kurzen Zeitraum eingekaufte Quantum Saat nicht mit einmal unter die Presse bringen. Um das ganze Quantum zu verschlagen, dazu gehören viele Monate und er kann genau berechnen, wieviel Centner Fabrikat er im Laufe der Zeit, auf die einzelnen Monate vertheilt, zu liefern im Stande ist. Will er nun mit dem ganzen Quantum dieses, den Preisschwankungen vielleicht mehr als irgend ein anderes ausgesetzten Produkts nicht speculiren — das Gegentheil wäre im hohen Grade irrationell — so wird er darauf bedacht sein müssen, sich einen festen Preis für seine Erzeugnisse, sei es nun pro September, November, December laufenden, oder pro Frühjahr künftigen Jahres zu sichern. Zu diesem Zwecke wird er auf die für diese Termine bestehenden Preise in Königsberg, Stettin, Berlin, Cöln, Amsterdam u. s. w. achten und unter Berücksichtigung der bestehenden Fracht- und Coursverhältnisse an einem oder verschiedenen dieser Plätze Verschlüsse machen müssen.

Diese beiden Beispiele dürften hinreichen, um das Prinzip, nach welchem derartige Geschäfte zu machen sind, festzustellen und mit Leichtigkeit wird nach beiden Richtungen hin — sowohl Production als Consumtion — für jeden Zweig des Handels als für jeden Artikel, in welchem speculirt wird, ein solides Motiv sich erkennen und feststellen lassen. Wir wollen nur noch in aller Kürze erwähnen, daß auch Fälle vorkommen, in denen ein späterer Bedarf und ein späterer Ueberfluß — wie vorhin schon angedeutet — anticipirt werden und daß man in einer darauf hin vor-

gefaßten richtigen oder auch irrigen Meinnng sich veranlaßt sieht, früher etwas auf Lieferung zu kaufen oder zu verkaufen, als das in den gegebenen Beispielen angeführte Motiv eingetreten ist.

Um wie viel leichter, als im Waarenhandel lassen sich nun Lieferungsgeschäfte in Fonds bewerkstelligen. Fassen wir in diesem Collectivbegriff alle Arten von Werthpapieren, gleichviel, ob Staats- oder Anlagepapiere, Actien, Obligationen u. s. w. zusammen. Bei Fonds also fallen alle jene erschwerenden Umstände weg, welche beim Waarenhandel in Betracht zu ziehen sind: Qualitätsveränderungen, Frachtschwankungen, Untermaaß, Leckage, Arbeitslöhne, Zinsverlust u. s. w. Es kann sich bei Transactionen von einer Börse auf die andere höchstens um das Porto handeln und das ist ein immer feststehendes; ja selbst die Coursschwankungen in den verschiedenen Währungen (Valuten) wie London, Wien und Petersburg lassen sich durch Lieferungsgeschäfte in Wechseln und Banknoten — wie wir das bei den Russischen Noten nachgewiesen haben — auf ein Minimum feststellen.

Wir haben am Eingange unserer Betrachtung schon einige Beispiele angeführt, aus denen die solide Grundlage von Lieferungsgeschäften in Fonds sich nachweisen läßt und halten diese zur Erkennung des Prinzips für genügend, aber wir müssen hier noch einen Factor mit in Betracht ziehen, welcher auf das Fondsgeschäft der verschiedenen Börsen mitunter von sehr bestimmendem Einfluß ist, und das ist die bereits flüchtig angedeutete Transaction von einer Börse auf die andere. Es sind das Operationen, die wir z. B. hier in Königsberg mit zwei Börsen machen. Wir kaufen von hier aus an der Petersburger Börse Russisch-Englische Anleihe und verkaufen sie in Berlin, oder Berlin läßt in Wien Wechsel auf London verkaufen. Diese Operationen, welche mit Hilfe der Telegraphie und der schnellen Postverbindung eben so leicht einzuleiten, wie leicht abzuwickeln sind, werden mit dem

technischen Ausdrucke der Arbitrage bezeichnet. Derartige Arbitragen, welche im Prinzipe ja nichts anderes sind als das bereits zwischen New-York, Hamburg, Stettin geschilderte Petroleumgeschäft, erzeugen nun, um so oft wie möglich wiederholt zu werden, wie sich leicht denken läßt, eine große Menge von Lieferungsgeschäften und diese geben wiederum der Speculation für ihre Zwecke reichlichen Stoff. Ja, es kommt nicht selten vor, daß die Rollen vollständig wechseln, daß das Effectivgeschäft eine sehr rege Speculation, aber auch daß die Speculation ein sehr reges Effectivgeschäft erzeugt und somit wird die Speculation zu einem Factor, mit welchem die Börsen rechnen müssen.

Es steht ja unumstößlich fest, daß Angebot und Nachfrage die Preise reguliren, aber es ist nicht minder richtig, daß Angebot und Nachfrage Seitens der Speculation dieselbe Wirkung haben müssen, weil unter gegenseitig Gewähr leistenden Contrahenten d. h. unter Käufern und Verkäufern, welche sich gegenseitig für sicher halten, es gar nicht in Frage kommt, ob dem Angebote eine Substanz oder eine Meinung, beziehungsweise ob der Nachfrage ein reelles Bedürfniß oder nur eine Idee zu Grunde liegt. Daher kommt es denn auch, daß die Speculation die Preise oder Course sehr häufig höher treibt, als das reelle Bedürfniß es erfordert oder dieselben weiter hinunterbietet, als dies nach der bestehenden reellen Nachfrage nöthig ist. Hierdurch treten zwei für den Verkehr sehr erhebliche Erscheinungen zu Tage, welche auf den Geldmarkt einen Einfluß üben, gleichviel ob diese Erscheinungen sich auf dem Waarenmarkte oder auf der Fondsbörse vollziehen. Entweder die Speculation will mehr kaufen, als augenblicklich Material am Markte zu haben ist, dann muß sie für spätere Zeit einen höhern Preis bewilligen als der in loco bestehende Preis beträgt und es bildet sich somit zwischen dem s. g. Locopreise und dem Terminpreise eine Differenz heraus, welche man mit dem Namen

Report bezeichnet. Das Bestehen eines Reports kennzeichnet somit die Richtung der Speculation à la hausse. Kann dagegen die Speculation nicht so viel verkaufen als der reelle Bedarf aufzunehmen im Stande ist, so wird sie, um dennoch verkaufen zu können, auf spätere Lieferung einen Abschlag gegen den Locopreis sich gefallen lassen müssen und die auf diese Weise sich herausbildende Differenz der Preise bezeichnet man mit Deport und dessen Existenz als die Richtung der Speculation à la baisse.

Da nun die Speculation, wie wir wiederholentlich bemerken, weder die Absicht hat, effective Werthe zu liefern, noch solche zu empfangen, so ist sie eben nur im Lieferungsgeschäfte thätig und daher kommt es sehr häufig, daß je nach der herrschenden Strömung das Vorhandensein von Report und Deport von denen, welche Effectivgeschäfte machen, zu Capitalsanlagen beziehungsweise zu Capitalsoperationen in solidester Weise benutzt wird, ja diese Benutzung geschieht mitunter in so umfangreicher Weise, daß dadurch der marktgängige Zinsfuß beeinflußt wird. An einigen Beispielen dürfte dies vielleicht klar werden: Nehmen wir an, der marktgängige Zinsfuß wäre am heutigen Tage, den 15. Januar, 4 pCt. p. a. Nun stehen 5 pCt. Russen pr. Cassa (d. h. Locopreis) 98, aber p. ultimo März d. J. ist 98½ zu machen. Wir kaufen also £ 1000 Russen zu 98 Cassa und verkaufen sie sofort auf Lieferung p. ultimo März zu 98½. Dies ergiebt sonach nach Abzug der beiden, für Ein- und Verkauf zu zahlenden Courtagen von 1 pro Mille eine Differenz von $\frac{3}{5}$ pCt. auf 2½ Monate, wozu der Genuß der an diesem Papiere haftenden Zinsen von 5 pCt. hinzutritt, so daß sich die Verzinsung des in den £ 1000 angelegten Geldes auf $6\frac{11}{12}$ pCt. p. a. beziffert. Mit Leichtigkeit läßt sich dies Beispiel auch auf den Waarenhandel anwenden, nur daß dabei in den Report die Kosten und zugleich der Zinssatz

mit inbegriffen ist, weil Waaren bekanntlich nicht mit Zinscoupons versehen sind.

Bei bestehendem Deport kann dagegen der Besitzer effectiver Werthe sich sehr wesentliche, in die Augen springende Vortheile verschaffen und hierbei wollen wir ein Beispiel aus dem Waarenhandel wählen. Loco Roggen kostet am 2. April 75 Sgr. pro Scheffel, ist aber pro Ende Mai zu 74 Sgr. käuflich. Ich kann dennoch die auf meinem Speicher lagernden 1000 Scheffel Roggen, mit denen ich bis Ende Mai zu speculiren gedachte oder für welche ich erst Ende Mai eine ganz bestimmte Verwendung habe, ruhig verkaufen und sie mir mit 74 Sgr. pro Ende Mai „eindecken". Ich erspare dadurch Speichermiethe, Arbeitslohn, Untermaaß, Feuerversicherung, und habe nicht bloß bis dahin disponibles, zinsfreies Geld, sondern auch noch einen Gewinn, denn ich habe mir die 1000 Scheffel um 1000 Sgr. billiger gemacht. Auf die Fondsgeschäfte übersetzt, müssen beim Deport die an den Papieren haftenden Zinsen in Abrechnung gebracht werden, weil man sich bei Entäußerung des effectiven Besitzes des Genusses dieser Zinsen begiebt, wogegen man allerdings das flüssig gewordene Geld in der Zwischenzeit anderweitig zinslich anlegen kann.

Diese Beispiele haben nachgewiesen, daß diejenigen, welche in ihrem Geschäfte speculiren, die Lieferungsgeschäfte in den meisten Fällen als eine Assecuranz gegen unvermeidliche und nicht vorherzusehende Risicos und für einen sichern Gewinn betrachten und deshalb sich ihrer bedienen, also Mittel zum Zweck sind, während sie bei denjenigen, welche aus der Speculation ein Geschäft machen, Selbstzweck sind. Es liegt nun in der Natur der Menschen, welche solchen Speculationen sich hingeben, welche also mit einem Worte nur spielen, daß sie selten verstehen, Maaß zu halten, daß sie gar zu leicht ausarten und so begegnen wir denn auch an denjenigen Börsen, an welchen stark

speculirt wird, von Zeit zu Zeit den allerunglaublichsten Ausschreitungen. Wir sehen die Preise zu einer künstlichen Höhe getrieben, welche furchtbare Rückschläge zur Folge haben muß, denn ein zuweilen nur vorübergehendes dunkles Gewölk am politischen oder wirthschaftlichen Horizont zertrümmert das künstlich construirte Gebäude und begräbt die Erbauer unter seinen Trümmern. Ebenso sind die Preise mitunter künstlich auf einen Standpunkt heruntergedrückt, welcher das Capital oder die berechtigte Speculation mit Macht anlockt, und es stellt sich dadurch eine Nachfrage nach effectiven Waaren oder Werthen in solchem Umfange ein, daß die Blancoverkäufer oder wie sie technisch bezeichnet werden „die Fixer" nicht im Stande sind, dieselbe zu beschaffen, und da die Lieferung erfolgen muß, etablirt sich eine natürliche Preissteigerung von solcher Höhe, daß sie nicht im Stande sind, die zwischen dem Preise des Verkaufs und der Eindeckung entstandene Differenz zu bezahlen. In beiden Fällen stellt es sich heraus, daß sowohl à la hausse wie à la baisse ein Factor thätig gewesen, den man gewiß sehr richtig mit Schwindel bezeichnet.

Es bleibt uns noch übrig, einige durch die verschiedenen Neigungen der Speculirenden sich gebildeten Formen zu bezeichnen und das sind die s. g. „Prämiengeschäfte" und die „Stellgeschäfte". — Will Jemand an der Börse speculiren, aber den Verlust, den er dabei erleiden könnte, auf ein ganz bestimmtes Maaß begrenzen, so macht er folgendes Geschäft. Er kauft sich z. B. 100 Stck. Lombarden, die heute am 10. Januar 97 stehen, auf Lieferung pro ultimo März, wofür er allerdings den erheblich höheren Cours von 100 bezahlen muß, aber er bedingt sich dafür die Berechtigung aus, für den Fall ihm ultimo März es nicht convenirt, die gekauften Papiere abzunehmen, gegen ein Reugeld von 3 Thlr. pro Stück vom Vertrage ganz zurückzutreten und dieses Reugeld nennt man Vorprämie. Er kann also, wenn Lombarden

bis auf 50 hinuntergehen, nie mehr als 300 Thlr. verlieren, gehen sie aber inzwischen auf 130, so hat er den vollen Gewinn von 3000 Thlr. Ebenso verhält es sich umgekehrt: Es glaubt Jemand, daß Lombarden bis Ende März stark weichen werden, dann verkauft er, sagen wir 100 Stck. Lombarden, welche er gar nicht besitzt auf Lieferung per März zu einem entsprechend niedrigeren Course, also etwa zu 94, mit der Berechtigung, wenn es ihm am Lieferungstage nicht paßt, sie zu liefern, gegen 3 Thlr. pro Stck. Reugeld vom Vertrage zurücktreten zu können und dieses Reugeld heißt im Gegensatze zu dem vorherigen Rückprämie. Gehen Lombarden auf 130, so verliert er statt 3600 Thlr. nur 300 Thlr., gehen sie aber auf 50, so gewinnt er die vollen 4400 Thlr. Es ist bei diesen Geschäften sofort in die Augen springend, daß hierbei nur auf der einen Seite ein Schein von Solidität liegt, nämlich auf der Seite desjenigen, welcher die Prämie zahlt, während auf der andern Seite ein unbegrenztes Risico zu liegen scheint. Aehnlich ist es bei den Stellgeschäften. A. zahlt am 10. Januar an B. 300 Thlr., er kauft sich von Letzterem durch diese, Stellgeld genannte Zahlung die Berechtigung, am 15. April sich entscheiden zu dürfen, ob er ultimo April 100 Ctr. Oel zu 14 Thlr. pro Centner an B. liefern oder von ihm empfangen werde.

Bei diesen drei Arten von Geschäften läßt sich in den allerseltensten Fällen irgend welcher Zusammenhang mit reellen Geschäften nachweisen und wenn Derartiges existirt, so ist dies so complicirter Natur, daß ihnen eine wirthschaftliche Berechtigung nicht zuerkannt werden kann; sie tragen vielmehr den Charakter des Spiels und der Wette zu offenkundig an der Stirn. Gleichwohl werden derartige Geschäfte in ziemlich großem Umfange gemacht, aber sicherlich nicht zum Nutzen und zur Ehre der Börsen.

Haben wir in dem bisher Gesagten die **Bedeutung** der Lieferungsgeschäfte für den Handel, wie für die Speculation nachgewiesen, so wollen wir in dem Folgenden an der Hand langjähriger Erfahrungen und Beobachtungen darzustellen versuchen, wie in Wirklichkeit derartige Geschäfte an den Börsen in die Erscheinung treten. Wir müssen wiederholen, daß die Unterschiede, die wir gemacht und noch weiter machen werden, in den Geschäften selbst sich vollständig verwischen; man kann es keinem Schlußzettel, ja nicht einmal den Contrahenten ansehen, aus welchen Motiven sie Geschäfte abschließen. Ja, es liegt in der Natur der kaufmännischen Geschäftsführung, über das, was man beabsichtigt, was im Geschäftslocale, im Comtoir vorgeht, außerhalb desselben und zumeist an der Börse, die größte Verschwiegenheit zu beobachten, und Jeder ist nur bestrebt, so hoch wie möglich zu verkaufen, und so niedrig als möglich zu kaufen. Demnächst leitet ihn nur die Rücksicht, einen sichern und in der Erfüllung seiner Verpflichtungen anständigen (coulanten) Contrahenten zu finden. Es ist ganz natürlich, daß für die Beurtheilung hierbei derselbe Maaßstab anzulegen ist, wie bei jeder Creditgewährung im Geschäfte; Vermögensverhältnisse, Denk- und Handelsweise, Charaktereigenschaften sind in Betracht zu ziehen. Nun ist es sehr begreiflich, daß Jeder am liebsten mit dem Besten zu thun haben möchte. Der Beste aber denkt ebenso und ist deshalb in der Wahl der unter seiner Linie stehenden Contrahenten möglichst strenge und ungern, nur nothgedrungen läßt er sich, und dann auch nur innerhalb einer gewissen Grenze, mit unter ihm stehenden Firmen ein. Da nun aber die Börsen nach dieser Richtung hin aus den verschiedenartigsten Elementen sich zusammensetzen, so bilden sich verschiedene Schattirungen und die Vermittler wissen alsbald, welche Kategorien für einander passen. Nach diesen Schattirungen bezeichnet man die Rangstufe, welche die einzelnen

Firmen einnehmen und man pflegt die oberen Klassen gewöhnlich als die **Börse** und die niederen Klassen als die **Coulisse** zu bezeichnen.

Wir müssen an diesem — wir gestehen es selbst — sehr allgemein gehaltenen Unterschiede uns genügen lassen, weil sich eben ein genauer und ganz begrenzter Unterschied nicht feststellen läßt. In so viele Klassen man auch die Börsenbesucher theilen mag, so kann doch Niemand die Ziffer bezeichnen, bei welcher die Börse aufhört und die Coulisse anfängt, denn es beruht das auf rein persönlicher Beurtheilung, und Niemand dürfte sich selbst verurtheilen wollen, zur Coulisse zu gehören. Jeder besucht die Börsen-Versammlung in der festen Ueberzeugung, für ehrenwerth gehalten zu sein und

„das sind sie Alle, Alle ehrenwerth".

Die großen Handlungshäuser zumeist, aber auch die kleineren, nur den soliden Geschäften sich widmenden Firmen, darunter die große Zahl derer, welche sich an großen Handelsplätzen nur mit commissionsweisem Ein- und Verkauf von Waaren und Werthen beschäftigen, werden stets das Hauptcontingent für die erstere Kategorie, dagegen die reinen Speculanten oder die Spieler den Hauptbestandtheil der letzteren bilden. Im Waarenhandel treten diese Unterschiede nicht so sehr hervor, wie im Fondshandel, und wenn man von einer Coulisse hört, so ist damit fast ausschließlich der schlechtere Theil der Fondsbörse gemeint. Die Fondsbörsen sind es denn auch, an denen die nicht auf irgend welcher soliden Grundlage fußenden Lieferungsgeschäfte, also die **unberechtigten** Lieferungsgeschäfte **vorzugsweise** betrieben werden. Wir sagen ausdrücklich vorzugsweise, weil dieselben auch im Waarenhandel nicht ausgeschlossen sind und diesen zeitweise in einer erschütternden Weise beeinflussen; aber es ist der Speculation doch nicht so leicht, ihr Stück durchzusetzen, weil auf diesem Gebiete die Mittel, welche die Speculation anzuwenden hat, nicht so leicht bei der Hand

sind, wie beim Fondshandel. So läßt sich schon das zur Durchführung der Speculation im Waarenhandel schließlich doch Einfluß übende Material nicht so leicht bewältigen. Große Massen von Waaren sind ebenso schwierig herbeizuschaffen als unterzubringen. Da sprechen räumliche Verhältnisse, Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe, Lagerräume und noch viele andere Dinge mit, während derartige Schwierigkeiten beim Fondshandel nicht existiren. Außerdem kommt die Leichtigkeit dazu, mit welcher der Besitz aus einer Hand in die andere sich übertragen und wie sich auf solche Werthe, bei denen Qualitäts- und Gewichtsveränderungen nicht stattfinden, leichter als auf Waaren Geld schaffen läßt. Wir werden demnach, wenn wir von dem unberechtigten Lieferungshandel sprechen, uns vorzugsweise an Vorgänge auf dem Fondsmarkte anlehnen und da springt uns sofort ein wesentlicher Unterschied in die Augen, der zwischen diesen und den berechtigten Geschäften sich herausstellt. Während bei diesen Angebot und Nachfrage das bewegende Element sind, sind es bei jenen nur Meinungen, die nicht immer, ja nur in den seltensten Fällen, wie dies bei jeder berechtigten Speculation ja von vornherein angenommen werden muß — auf Erwägung bestehender Verhältnisse und logischer Schlußfolgerung beruhen, sondern fast in den meisten Fällen von Stimmung beeinflußt werden. So stehen sich Meinung und Meinung im offenen Kampfe gegenüber und bilden, je nach der Richtung die Hausse- und die Baisse-parthei. Die Börsenpresse hat für diese Partheien die kürzeren Bezeichnungen Speculation und Contremine angenommen und es mag uns gestattet sein, fortan derselben uns gleichfalls zu bedienen. Beide Partheien wollen gewinnen, die eine dadurch, daß sie auf höhere Course und die andere dadurch, daß sie auf niedere Course speculirt, ohne dabei irgend etwas anderes ins Auge zu fassen, als die Differenz am Erfüllungstage (Stichtage). Es

kommt ihnen daher in den wenigsten Fällen darauf an, welche Mittel sie zur Erreichung ihrer Zwecke anwenden. Die einmal entfesselte Leidenschaft kennt hier ebensowenig eine Grenze des Erlaubten an, wie in allen andern Fällen, wo sie des Menschen sich bemeistert, und wie der professionirte Spieler mitunter seine Zuflucht dazu nimmt, eine Volte zu schlagen oder markirter Karten sich zu bedienen, so ist auch der Spieler an der Börse nicht verlegen, welche Mittel er zur Erreichung seines Zweckes anzuwenden hat. Sittliche Bedenken sind ihm völlig abhanden gekommen, denn eine Nachricht erfinden, Wahrheiten entstellen, und noch ganz andere das Gefühl jedes anständigen Menschen empörende Dinge, gehören zu den Alltäglichkeiten des Lebens und so mancher ist bereits in directe Beziehungen zum Strafrichter getreten; wir erinnern nur an den unsaubern Meyerschen Depeschenprozeß aus den ersten funfziger Jahren, welcher zuerst ein sehr unwillkommenes Streiflicht auf ein Treiben an der Berliner Börse warf, das mit dem ehrlichen Handel längst im grellen Widerspruche stand. Wir werden nach beiden Richtungen hin für unsere, vielleicht gewagt erscheinende Behauptung Beläge beibringen: wollen uns inzwischen aber noch ein wenig mit den Tendenzen dieser beiden Richtungen beschäftigen. Hierbei wiederholen wir, daß wir es mit Spielern zu thun haben. Die s. g. Speculation oder Hausse-Parthei ist jedenfalls von beiden Theilen die bessere, schon deshalb, weil der Verlust bei dieser Speculation eine Grenze hat und dadurch die Höhe der Gefahr sich berechnen läßt. Es kauft Jemand pro ultimo nächsten Monats 200 Stck. Lombarden zu 85, so ist der allerschlimmste Fall der, daß dieses Papier vollständig entwerthet wird; er verliert also das ganze Capital, d. h. 17000 Thlr. Außerdem aber kann er den Verlust aufhalten, er kann, wenn er das Geld oder den Credit dazu hat, die 200 Stck. Lombarden in Empfang nehmen oder nehmen lassen und auf bessere Zeiten warten. Ganz anders

stellt sich die Sache im schlimmsten Fall bei der Contremine, der Baisse-Parthei. Es verkauft Jemand 20.000 Thlr. Nominalbetrag in Actien der Dortmunder Union auf spätere Lieferung zu 47, ohne auch nur 100 Thlr. daran zu besitzen. Wenn nun durch plötzlich eintretende günstige Eisen- oder Kohlenconjuncturen, durch Auffindung neuer Kohlenflöze oder Erzlager die Actien, wie die ähnlicher Institute auf 200 pCt. steigen, so verliert er mehr als das Vierfache des bei Abschluß des Geschäfts bestandenen Werths. Hieraus erhellt schon ein wesentlicher Unterschied in der auf beiden Seiten vorhandenen Höhe der Gefahr, aber es kommt bei der Contremine noch der Uebelstand hinzu, daß der Verlust, wie bei der Hausse-Speculation, sich nicht hinausschieben läßt. Die am Stichtage sich herausstellende Differenz muß ausgeglichen, d. h. sie muß bezahlt werden und damit wird der Verlust perfect. Diesem Unterschiede entsprechen denn auch die Mittel, welche zur Erreichung des Zweckes angewendet werden. So sehen wir auf der einen Seite werthlose Dinge hoch angepriesen, falsche Nachrichten über günstigen Betrieb und in Aussicht stehende Dividende verbreitet, während auf der anderen Seite Personen, welche an der Spitze von Verwaltungen stehen, in schamlosester Weise an ihrer Ehre gekränkt, und in geregelter Verwaltung befindliche Unternehmungen als dem Untergange entgegengehend bezeichnet werden. Vorgänge auf politischem wie auf wirthschaftlichem Gebiete werden auf die schnödeste Weise gefälscht. Ja es geht so weit, daß Verwaltungsräthe von Banken und industriellen Unternehmungen selbst die Course ihrer Actien dadurch heruntergebracht haben, daß sie falsche Gerüchte über ihre Institute verbreitet, nachdem sie zuvor Actien in blanco verkauft hatten, um sie zu billigeren Coursen sich einzudecken. So lange dies Treiben nur in mündlichen Aeußerungen sich kundgab, war die Wirkung immer nur eine begrenzte; aber leider ist es eine unbestrittene Thatsache, daß die Presse, in der

Gestalt einzelner Börsenorgane, diesem Unwesen sich dienstbar zeigte und dadurch ein förmliches Gewerbe sich ausbildete, um die Meinung des Publikums irre zu leiten und den grade herrschenden Strömungen ihre Opfer zuzuführen. Geben wir für unsere Behauptungen einige Beläge:

Es liegt uns ein höchst interessantes Actenstück vor, betitelt: „Die gegenwärtige Lage der Chemnitzer Maschinenbau-Gesellschaft „von A. Münnich u. Co. in Chemnitz. Bericht der von der „außerordentlichen General-Versammlung vom 30. Mai niedergesetzten Untersuchungscommission an die ordentliche General-Versammlung vom 25. August 1874". Der Bericht ist unterzeichnet von

Arthur Gehlert, Vors.
B. Röber, Ingenieur.
August Stickel.
Advocat Böhning.

hat also begründeten Anspruch auf volle Glaubwürdigkeit.*)

In demselben ist ein Abschnitt bezeichnet: „Die Beziehungen der Verwaltungsorgane zur Börse und zur Börsenpresse" und da heißt es (Seite 23) wörtlich:

„Die Münnichactie ist ein Speculations-, zu deutsch ein „zum Schwindel mißbrauchtes Papier einiger Börsen geworden. Innerhalb einer Zeit von ungefähr einem Jahre „hat der Cours sich zwischen ca. 180 und ca. 25 pCt. bewegt. „Dabei waren der Vermögensstand und die Productivität der Fabrik zur Zeit des höchsten Cour-

*) Dieser Bericht ist seitdem vielfach und stark angezweifelt, aber bisher durch erwiesene Thatsachen nicht widerlegt worden, wenigstens sind solche nicht zu unserer Kenntniß gelangt. (Anm. d. Verf.)

„ses mindestens nicht besser als zur Zeit des „niedrigsten".

Es wird ferner nachgewiesen, daß ein Mitglied des Aufsichtsraths ganz besonders am Börsenspiel à la baisse in diesen Actien sich betheiligt habe (S. 24); ferner, daß ein der Direction nahe stehender Gründer s. Z. Hunderte von Thalern für ein günstiges Eingesandt an die Zeitungen verwendet. Als zur Zeit der Hausse-Periode einem Berliner Börsenblatte, welches eine günstige aber alberne Uebertreibung in Betreff dieses Instituts brachte, der leitende Director diesem Blatte eine Berichtigung einsandte, wurde dieselbe in fast unartigem Tone abgelehnt (S. 24). Diese wenigen authentischen Nachweise mögen genügen, um die vielen Vorgänge während der letzten Jahre, welche die Aufmerksamkeit der Welt auf die Börse wachgerufen, für wahr zu halten. Aber wir wollen auch aus der jüngsten Zeit noch einige Beläge beibringen.

In seinem Börsenberichte vom 13. October sagt das in Berlin erscheinende „Salings Börsenblatt" über das Treiben der Contremine wörtlich Folgendes:

„Mit einer überdies großen Regsamkeit und Gewandtheit benutzten die eng liirten Elemente derselben jeden Moment, jeden Umstand, jede zweifelhafte Vermuthung, um für ihre Zwecke Propaganda zu machen. Bald circulirten mysteriöse Gerüchte; so sollte hier eine Disconto-Erhöhung unmittelbar bevorstehen; ferner sprach man von Depeschen aus London, die den Status der Bank als einen höchst ungünstigen schildern, auch sollte die hiesige Seehandlung sämmtliche Depots gekündigt haben. Diese Erdichtungen im Verein mit dem siegesgewissen Auftreten der Baisse-Parthei verfehlten nicht einen höchst deprimirenden Eindruck auf

die Coulisse zu üben und wurde es hierdurch den Baisse-speculanten leicht, die Course herunter zu schreien u. s. w."

Wenn man hiermit den Wortlaut des § 263 des Strafgesetzbuchs, so wie die Motive vergleicht, so wird man sich leicht auch die juristische Seite solcher Handlungsweise klar machen. Man scheint denn auch endlich zu der Erkenntniß gekommen zu sein, daß solchem Treiben ein Ende zu machen sei, denn wir lesen in demselben Organ Nr. 253 vom 31 October c.:

„Um 11½ Uhr Vormittags wurden heute vor der Börse von einem Dienstmann Nr. 998 gedruckte Zettel vertheilt, inhaltlich deren eine Katastrophe für die Actien der Dortmunder Union bevorsteht. Nachdem derartige für die Baisse inscenirte Manoeuvres sich schon oft wiederholten, haben einige Börsenbesucher den Dienstmann durch einen Polizei-Beamten nach der Wache Behufs Feststellung des Urhebers bringen lassen. — Diese Circulaire tragen weder den Namen des Verfassers, noch der Druckerei und es steht jetzt wohl zu erwarten, daß die polizeilichen Erhebungen dazu führen werden, diesem Unwesen durch Bestrafung der dabei belasteten Personen ein Ende zu machen."

Nicht allein in Berlin sind derartige Dinge an der Tagesordnung, auch an andern Börsen gehen derartige Dinge vor, so wird jetzt officiös aus Paris berichtet,

daß die Polizei dort ein wachsames Auge auf diejenigen Personen habe, welche an der Börse tendenziöse Nachrichten zu verbreiten suchen.

Wir sind überzeugt, daß unserm Leserkreise für seinen Geschmack diese Beläge genügen werden, um das Wesen der unberechtigten Speculation genügend zu würdigen. Wir bemerkten

schon vorhin, daß dasselbe hauptsächlich an denjenigen Börsen zu Tage tritt, an welchen das Fondsgeschäft vorherrscht und wir können es deshalb auch nicht unerwähnt lassen, daß sich auch die äußern Physiognomien der verschiedenen Börsen sehr merklich von einander unterscheiden. Wer die ruhige, anständige, ja zuweilen würdevolle Haltung an den Börsen zu Petersburg, Hamburg, Bremen, selbst in unserm kleinen Königsberg, Danzig und Stettin, ferner an den verschiedenen Londoner Börsen, in Mark Lane, Mincing Lane, Baltic Coffeehouse und Royal Exchange zu beobachten Gelegenheit hatte, dem wird das wüste Geschrei und das ungebührliche Treiben an der Berliner, Wiener, Frankfurter und Pariser Börse sicherlich nicht behagen und selbst in Amsterdam, Brüssel und Antwerpen unterscheiden sich die Abtheilungen für den Waarenhandel sehr kenntlich von denen für den Fondshandel durch die äußere Haltung der verschiedenen Gruppen ihrer Besucher.

Schließen wir unsere Betrachtung über die in dem Vorliegenden geschilderten Geschäfte mit der Erklärung eines geachteten Wiener Börsenblattes:

> „Die Börse hat, um ihre große und bedeutungsvolle wirthschaftliche Aufgabe zu lösen, nicht nöthig, eine Spielhölle zu sein und es ist nicht nöthig, daß Leute über Nacht reich werden, damit das Lieferungsgeschäft florire."

und wenn wir uns endlich noch die Frage vorlegen: wie und wodurch diese Uebelstände und Mißbräuche zu beseitigen, wie derartige Elemente von den Börsen fern zu halten sind, so müssen wir die Lösung dieser Frage nicht polizeilichen Beschränkungen anheimgeben, denn durch jedes derartig angewandte Mittel ist bisher noch immer über das Ziel, das man treffen wollte, hinausgeschossen worden und hat zumeist die Unschuldigen getroffen. Wie bei fast

allen Ausschreitungen auf wirthschaftlichem Gebiete halten wir auch hier die Verbreitung wirthschaftlicher Bildung, wie Bildung überhaupt für das sichere Mittel, wenn auch nicht für vollständige Beseitigung, so doch für Milderung derartiger Mißstände. Aufhören werden sie nur dann, wenn jeder Handeltreibende in sich die Ueberzeugung aufgenommen, daß er für die Erreichung seiner Zwecke nicht die Leidenschaften, sondern die in jedem Menschen wohnenden sittlichen Kräfte in den Kampf zu führen hat.

(196)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.

(6)

Das

Pflanzenleben des Meeres.

Von

Leopold
L. Kny.

Mit vier Holzschnitten.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Mächtig ist der Zauber, den das Meer zu allen Zeiten auf den Menschen geübt hat. Jeder von uns, der, im Binnenlande aufgewachsen, die Küste zum ersten Male betrat, hat die Wirkung desselben an sich erfahren, und selbst längere Vertrautheit mit dem neuen Elemente vermag ihn nicht ganz zu bannen.

Was am Ocean uns zunächst fesselt und unsere Phantasie rege macht, ist seine Oede und Unermeßlichkeit.

Kein dem Menschen bewohnbarer Landstrich ist an seiner Oberfläche so gleichartig, daß er dem Auge nicht zahlreiche Ruhepunkte gewährte; über dem Meeresspiegel aber gleitet es gleich den Wellen, die ihn kräuseln, unbehindert fort, und selbst die am Horizonte scharfgezeichnete Grenzlinie mögen wir nicht als solche anerkennen, sondern rücken sie in der Vorstellung in ungemessene Räume hinaus. Darum aber, weil das Meer die Idee des Endlosen in uns wachruft, der wir nicht nachzudenken vermögen, kehren wir unseren Blick immer gern wieder dem Lande, seinen festen Gestaltungen, den uns vertrauten grünen Abhängen und blauen Bergen zu.

Dem Festlande gegenüber erscheint uns das Meer als Wüste. Wenn Homer es das „erntelose" nennt, so spricht er damit eine Vorstellung aus, die sich zunächst wohl Jedem aufdrängt. Von

den der Fluthwelle nicht mehr erreichbaren Küstensäumen bis zur Grenze des ewigen Schnees giebt es wenige Stellen des Landes, welche der Entwickelung des Pflanzenlebens nicht eine geeignete Stätte darböten, und unter dem Schutze der Vegetation nicht ein mehr oder weniger reiches Thierleben hegten. Ueber das Meer aber können wir tagelang schiffen, ohne ein Lebenszeichen um uns zu gewahren, außer etwa den Vögeln, welche der Richtung des Kielwassers folgen. Und doch ist dieß nur Täuschung. Der Ocean birgt in seinen Tiefen eine Fülle des Lebens, wie das Festland sie nur an besonders begünstigten Stellen aufzuweisen vermag. Die Ueberzeugung hiervon ist nicht erst ein Ergebniß der jüngsten Forschungen; sie spricht sich deutlich schon in den Mythen der alten Culturvölker aus, denen das Meer die Geburtsstätte des Lebens, der Urgrund der sichtbaren Schöpfung war. Die Griechen verehrten im gewaltigen Okeanos den Stammvater aller Wesen, selbst der Götter, und bevölkerten sein Reich mit Tausenden wunderbarer Gestalten, in welchen göttliche, menschliche und thierische Eigenschaften mannichfach verwebt waren.

Hat das Licht nüchterner Forschung die Gebilde der Phantasie auch verscheucht und Naturkräfte, die mit Nothwendigkeit wirken, an Stelle launischer Gottheiten und tückischer Meerungeheuer gesetzt, so sind die Gewässer des Oceans dadurch nicht verödet worden. Für die Lücken, die sie bereitet, hat die Wissenschaft tausendfältigen Ersatz geschafft. Fast überall, wohin der Mensch vorgedrungen ist und wo er mit Senkblei und Schleppnetz die Tiefen durchforscht hat, bot sich ihm ein unerwarteter Reichthum von Lebensformen dar. Organismen, die als Ueberreste in geschichteten Gesteinen von früheren Perioden der Erdgeschichte auf uns gekommen sind und die für erloschen galten, gewannen für die

Gegenwart von Neuem ihr Bürgerrecht; andere Funde dienten dazu, bekannte Formen in überraschender Weise zu verknüpfen und empfindliche Lücken des Systemes auszufüllen. Trotz des großen Eifers und Erfolges, mit welchem die Tiefsee-Forschungen in jüngster Zeit gefördert wurden, ist aber wohl erst der kleinere Theil der Schätze gehoben, und immer noch darf derjenige, welcher die mühevolle Arbeit mit dem Schleppnetz nicht scheut, einer lohnenden Ausbeute sicher sein. Nur wenige Meere sind bisher an ihren Küsten oder in größeren Tiefen, und auch diese nur auf kurze Strecken, planvoll durchforscht worden. Was wir von ihren thierischen und pflanzlichen Bewohnern kennen, verdanken wir zum größeren Theil dem Zufall, der einen Sammler an Ort und Stelle geführt hat. Wenn dieser lückenhafte Zustand unseres Wissens auf der einen Seite zu immer erneuter Thätigkeit ermuthigt, muß er uns auf der anderen Seite zur Vorsicht mahnen und uns warnen, den aus den bisherigen Resultaten gezogenen Schlüssen einen höheren Werth beizumessen, als ihnen gebührt.

Im Meere, wie auf dem Festlande tritt uns das organische Leben unter zweierlei Formen entgegen: als Pflanze und als Thier. Beide Reiche, an ihren Ausgangspunkten eng und untrennbar mit einander verknüpft, schlagen in ihrer weiteren Entwickelung durchaus eigenartige Wege ein, welche eine entsprechende Verschiedenheit der Lebensbedingungen zur Folge haben.

Die Pflanze knüpft unmittelbar an die unorganische Natur an. Als Nährstoffe dienen ihr die Verbindungen des Bodens, des Wassers und der Atmosphäre. Die meisten dieser Stoffe, so verschieden im Einzelnen ihre Zusammensetzung ist, haben das mit

einander gemein, daß sie so vielen Sauerstoff enthalten, als unter den gegebenen äußeren Bedingungen mit den anderen in ihnen enthaltenen Grundstoffen in Verbindung bleiben kann; sie sind deßhalb einer Verbrennung unfähig.

Soll die Pflanze aus den ihr dargebotenen hochoxydirten (Sauerstoff-reichen) Nährstoffen die chemischen Bausteine ihres eigenen Körpers: Zellstoff, Stärkemehl, Eiweiß-Verbindungen u. a. m. bereiten, so muß sie vor Allem die kräftige chemische Verwandtschaft des Sauerstoffes zu den mit ihm verbundenen Grundstoffen zum Theil überwinden und die kleinsten Theile der letzteren mit dem übrig bleibenden Sauerstoff zu neuen Gruppen vereinigen. Diese Erzeugung organischer Substanzen aus rohen Nährstoffen durch die Pflanze, unter Abscheidung von Sauerstoff, wird als „Assimilation" bezeichnet.

Das Eintreten und der Fortgang des Assimilationsprocesses sind an eine Reihe von Bedingungen geknüpft, unter denen der Anwesenheit des grünen Farbestoffes (Chlorophyll's) die erste Stelle gebührt. Nur Pflanzen und Pflanzentheile, welche chlorophyllhaltig sind, vermögen aus den vom Boden, vom Wasser und von der Luft ihnen dargebotenen Nährstoffen die Bestandtheile ihres Körpers zu bilden. Alle Pflanzen und Pflanzentheile, welche des grünen Farbestoffes entbehren, sind in ihrer Ernährung und Fortbildung auf bereits vorgebildete organische Substanzen angewiesen. Sie leben entweder als Parasiten auf Kosten lebender Pflanzen oder Thiere und verursachen deren Erkrankung, nicht selten deren Tod; oder sie siedeln sich auf faulenden Resten thierischen oder pflanzlichen Ursprunges an und ernähren sich von organischen Rückbildungsproducten.

Was bei denjenigen Pflanzen, die durch Mangel des grünen Farbe-

stoffes zur Lebensweise als Schmarotzer oder Fäulnißbewohner bestimmt sind, als Ausnahme besteht, wird bei den Thieren zur Regel. Kein Thier vermag, gleich den grünen Pflanzen, organische Substanzen aus den ihm zugänglichen unorganischen Verbindungen zu produciren; es muß dieselben fertig gebildet aufnehmen. Sie werden ihm entweder unmittelbar oder mittelbar von den Pflanzen geliefert; denn alle Nährstoffe der Thiere, auch die der fleischfressenden, lassen sich in ihrem letzten Ursprung auf die Pflanzenwelt zurückführen. Die Ernährungsthätigkeit des Thieres ist im Gegensatze zu derjenigen der Pflanze eine consumirende. Hatte die Pflanze für die mit Sauerstoff-Abscheidung verbundene Production organischer Substanzen Kräfte, die ihr in Form von Licht und Wärme verfügbar waren, verbraucht und gebunden, so werden diese bei der Rückbildung der organischen Substanzen im thierischen Organismus wieder frei. Sie sind es, die unser Blut zu höherer Temperatur, als die der Umgebung ist, erwärmen und die unsere Muskeln zur Leistung mechanischer Arbeit befähigen. Die Kräfte, über welche unser Wille verfügt, sind also durch Vermittelung der Vegetation der unorganischen Natur erborgt und kehren in fortdauerndem Kreislauf in diese wieder zurück.

Aus obiger Betrachtung ergiebt sich, daß die beiden organischen Reiche, die Festland und Meere bevölkern, nicht allein dazu bestimmt sind, nebeneinander zu bestehen, sondern daß sie recht eigentlich für einander thätig sind. Außer in der Ernährung spricht sich dieß noch in zahlreichen anderen Lebens-Aeußerungen aus, die auf gegenseitiger Anpassung von Thier und Pflanze beruhen. Durch ihr Zusammenwirken regelt sich der große Haushalt der Natur. Jedem Theile sind besondere Aufgaben darin zugewiesen, deren Erfüllung, neben der eigenen Existenz, auch die des

anderen Theiles bedingt. Wir werden deßhalb zur Erwartung berechtigt sein, daß der Reichthum in der Entwickelung der Vegetation und des Thierlebens einander bis zu einem gewissen Grade parallel gehen; daß letzteres sich nur da üppig entfalten wird, wo die Pflanzenwelt die nothwendigen Vorbedingungen dafür liefert.

Auf dem Festlande findet das eben Gesagte seine volle Bestätigung. Zwar ist es schwierig, die Pflanzen und Thiere eines Gebietes ihrer Masse nach gegenseitig abzuschätzen; doch darf es wohl als zweifellos gelten, daß das Verhältniß beider nur geringen örtlichen und zeitlichen Schwankungen unterliegt. Selbst Krankheiten, wo sie, epidemisch auftretend, unter gesellig lebenden Pflanzen oder Thieren ausgedehnte Verheerungen anrichten, werden nur geringe und vorübergehende Aenderungen hierin bewirken können. Auf dem Lande ist es die Vegetation, welche der Masse nach vorherrscht. Nur ein Theil derselben geht in den großen Kreislauf ein, wie wir ihn eben geschildert haben, und dient den Thieren als Nahrung; ein anderer, und wohl der größere, fällt der Verwesung anheim, giebt also der unorganischen Natur unmittelbar das wieder zurück, was sie ihr entnommen hatte.

Das Meer bietet in dieser Beziehung einen großen Gegensatz zum Festlande dar. Sieht man von mehreren Tang-Anhäufungen, den sogenannten Sargasso-Meeren, ab, die trotz ihrer ungeheuren Ausdehnung doch nur als kleine Flecken und Streifen auf dem Globus erscheinen, so ist es hier unzweifelhaft die Thierwelt, welche sowohl an Masse, als an räumlicher Ausdehnung vorherrscht. Während man vor nicht gar langer Zeit noch wähnte, daß in größerer Tiefe des bedeutenden Wasserdruckes wegen organisches Leben nicht mehr bestehen könne, haben die neueren Tiefseeforschungen das Irrthümliche dieser Ansicht dargethan. Ueberall

fand man, falls Temperatur des Wassers und Beschaffenheit des Bodens günstig waren, das Meer bis zum Grunde hinab reich bevölkert. Die formlosen Schleimmassen des Bathybius brachte man ebensowohl aus dem Mittelmeere, wie aus dem atlantischen Ocean und dem Eismeere hervor; man fand sie ebensowohl an flachen Stellen, wie in Tiefen bis zu 25000 Fuß[1]). Nicht geringer ist die Individuenzahl solcher Arten, welche frei im Wasser schwimmen und oft plötzlich, je nach dem Bewegungszustande des Meeres und anderen, nicht immer genau bestimmbaren Einflüssen, in ungeheuren Schwärmen an der Oberfläche erscheinen, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Wer vermöchte die Milliarden der microscopisch kleinen Noctilucen zu zählen, die in warmen Sommernächten an unseren Nordseeküsten das prachtvolle Schauspiel des Meeresleuchtens verursachen? Wer die Schaaren der Medusen oder die Züge der Häringe zu schätzen, die bei den Shetlands-Inseln Bänke von 5 bis 6 Meilen Länge und 2 bis 3 Meilen Breite in wechselnder, aber immer sehr bedeutender Tiefe bilden? Oft schwimmen sie so dicht, daß eingesteckte Stangen eine Zeit lang stehen bleiben. Sowie sie sich der Oberfläche nähern, erglänzt das Meer in wunderbar schönem Perlmutterschimmer[2]).

Noch überraschender, als das massenhafte Auftreten einzelner Arten ist der wahrhaft unerschöpfliche Reichthum der Typen in Bau und Entwickelung, den die Fauna des Meeres uns darbietet. Jede der Haupt-Abtheilungen, in welche das Thierreich seiner natürlichen Anordnung nach zerfällt, ist im Meere vertreten; die Echinodermen finden darin sogar ihre ausschließliche Heimath.

Wie bescheiden nimmt sich dagegen die F l o r a d e s M e e r e s aus. Zwar ist die Zahl ihrer Arten an sich keine geringe; obschon

allen Ausschreitungen auf wirthschaftlichem Gebiete halten wir auch hier die Verbreitung wirthschaftlicher Bildung, wie *Bildung überhaupt* für das sichere Mittel, wenn auch nicht für vollständige Beseitigung, so doch für Milderung derartiger Mißstände. Aufhören werden sie nur dann, wenn jeder Handeltreibende in sich die Ueberzeugung aufgenommen, daß er für die Erreichung seiner Zwecke nicht die Leidenschaften, sondern die in jedem Menschen wohnenden *sittlichen Kräfte* in den Kampf zu führen hat.

(196)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.

Das

Pflanzenleben des Meeres.

Von

L. Kny.

Mit vier Holzschnitten.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Mächtig ist der Zauber, den das Meer zu allen Zeiten auf den Menschen geübt hat. Jeder von uns, der, im Binnenlande aufgewachsen, die Küste zum ersten Male betrat, hat die Wirkung desselben an sich erfahren, und selbst längere Vertrautheit mit dem neuen Elemente vermag ihn nicht ganz zu bannen.

Was am Ocean uns zunächst fesselt und unsere Phantasie rege macht, ist seine Oede und Unermeßlichkeit.

Kein dem Menschen bewohnbarer Landstrich ist an seiner Oberfläche so gleichartig, daß er dem Auge nicht zahlreiche Ruhepunkte gewährte; über dem Meeresspiegel aber gleitet es gleich den Wellen, die ihn kräuseln, unbehindert fort, und selbst die am Horizonte scharfgezeichnete Grenzlinie mögen wir nicht als solche anerkennen, sondern rücken sie in der Vorstellung in ungemessene Räume hinaus. Darum aber, weil das Meer die Idee des Endlosen in uns wachruft, der wir nicht nachzudenken vermögen, kehren wir unseren Blick immer gern wieder dem Lande, seinen festen Gestaltungen, den uns vertrauten grünen Abhängen und blauen Bergen zu.

Dem Festlande gegenüber erscheint uns das Meer als Wüste. Wenn Homer es das „erntelose“ nennt, so spricht er damit eine Vorstellung aus, die sich zunächst wohl Jedem aufdrängt. Von

den der Fluthwelle nicht mehr erreichbaren Küstensäumen bis zur Grenze des ewigen Schnees giebt es wenige Stellen des Landes, welche der Entwickelung des Pflanzenlebens nicht eine geeignete Stätte darböten, und unter dem Schutze der Vegetation nicht ein mehr oder weniger reiches Thierleben hegten. Ueber das Meer aber können wir tagelang schiffen, ohne ein Lebenszeichen um uns zu gewahren, außer etwa den Vögeln, welche der Richtung des Kielwassers folgen. Und doch ist dieß nur Täuschung. Der Ocean birgt in seinen Tiefen eine Fülle des Lebens, wie das Festland sie nur an besonders begünstigten Stellen aufzuweisen vermag. Die Ueberzeugung hiervon ist nicht erst ein Ergebniß der jüngsten Forschungen; sie spricht sich deutlich schon in den Mythen der alten Culturvölker aus, denen das Meer die Geburtsstätte des Lebens, der Urgrund der sichtbaren Schöpfung war. Die Griechen verehrten im gewaltigen Okeanos den Stammvater aller Wesen, selbst der Götter, und bevölkerten sein Reich mit Tausenden wunderbarer Gestalten, in welchen göttliche, menschliche und thierische Eigenschaften mannichfach verwebt waren.

Hat das Licht nüchterner Forschung die Gebilde der Phantasie auch verscheucht und Naturkräfte, die mit Nothwendigkeit wirken, an Stelle launischer Gottheiten und tückischer Meerungeheuer gesetzt, so sind die Gewässer des Oceans dadurch nicht verödet worden. Für die Lücken, die sie bereitet, hat die Wissenschaft tausendfältigen Ersatz geschafft. Fast überall, wohin der Mensch vorgedrungen ist und wo er mit Senkblei und Schleppnetz die Tiefen durchforscht hat, bot sich ihm ein unerwarteter Reichthum von Lebensformen dar. Organismen, die als Ueberreste in geschichteten Gesteinen von früheren Perioden der Erdgeschichte auf uns gekommen sind und die für erloschen galten, gewannen für die

Gegenwart von Neuem ihr Bürgerrecht; andere Funde dienten dazu, bekannte Formen in überraschender Weise zu verknüpfen und empfindliche Lücken des Systemes auszufüllen. Trotz des großen Eifers und Erfolges, mit welchem die Tiefsee-Forschungen in jüngster Zeit gefördert wurden, ist aber wohl erst der kleinere Theil der Schätze gehoben, und immer noch darf derjenige, welcher die mühevolle Arbeit mit dem Schleppnetz nicht scheut, einer lohnenden Ausbeute sicher sein. Nur wenige Meere sind bisher an ihren Küsten oder in größeren Tiefen, und auch diese nur auf kurze Strecken, planvoll durchforscht worden. Was wir von ihren thierischen und pflanzlichen Bewohnern kennen, verdanken wir zum größeren Theil dem Zufall, der einen Sammler an Ort und Stelle geführt hat. Wenn dieser lückenhafte Zustand unseres Wissens auf der einen Seite zu immer erneuter Thätigkeit ermuthigt, muß er uns auf der anderen Seite zur Vorsicht mahnen und uns warnen, den aus den bisherigen Resultaten gezogenen Schlüssen einen höheren Werth beizumessen, als ihnen gebührt.

Im Meere, wie auf dem Festlande tritt uns das organische Leben unter zweierlei Formen entgegen: als Pflanze und als Thier. Beide Reiche, an ihren Ausgangspunkten eng und untrennbar mit einander verknüpft, schlagen in ihrer weiteren Entwickelung durchaus eigenartige Wege ein, welche eine entsprechende Verschiedenheit der Lebensbedingungen zur Folge haben.

Die Pflanze knüpft unmittelbar an die unorganische Natur an. Als Nährstoffe dienen ihr die Verbindungen des Bodens, des Wassers und der Atmosphäre. Die meisten dieser Stoffe, so verschieden im Einzelnen ihre Zusammensetzung ist, haben das mit

einander gemein, daß sie so vielen Sauerstoff enthalten, als unter den gegebenen äußeren Bedingungen mit den anderen in ihnen enthaltenen Grundstoffen in Verbindung bleiben kann; sie sind deßhalb einer Verbrennung unfähig.

Soll die Pflanze aus den ihr dargebotenen hochoxydirten (Sauerstoff-reichen) Nährstoffen die chemischen Bausteine ihres eigenen Körpers: Zellstoff, Stärkemehl, Eiweiß-Verbindungen u. a. m. bereiten, so muß sie vor Allem die kräftige chemische Verwandtschaft des Sauerstoffes zu den mit ihm verbundenen Grundstoffen zum Theil überwinden und die kleinsten Theile der letzteren mit dem übrig bleibenden Sauerstoff zu neuen Gruppen vereinigen. Diese Erzeugung organischer Substanzen aus rohen Nährstoffen durch die Pflanze, unter Abscheidung von Sauerstoff, wird als „Assimilation" bezeichnet.

Das Eintreten und der Fortgang des Assimilationsprocesses sind an eine Reihe von Bedingungen geknüpft, unter denen der Anwesenheit des grünen Farbestoffes (Chlorophyll's) die erste Stelle gebührt. Nur Pflanzen und Pflanzentheile, welche chlorophyllhaltig sind, vermögen aus den vom Boden, vom Wasser und von der Luft ihnen dargebotenen Nährstoffen die Bestandtheile ihres Körpers zu bilden. Alle Pflanzen und Pflanzentheile, welche des grünen Farbestoffes entbehren, sind in ihrer Ernährung und Fortbildung auf bereits vorgebildete organische Substanzen angewiesen. Sie leben entweder als Parasiten auf Kosten lebender Pflanzen oder Thiere und verursachen deren Erkrankung, nicht selten deren Tod; oder sie siedeln sich auf faulenden Resten thierischen oder pflanzlichen Ursprunges an und ernähren sich von organischen Rückbildungsproducten.

Was bei denjenigen Pflanzen, die durch Mangel des grünen Farbe-

stoffes zur Lebensweise als Schmarotzer oder Fäulnißbewohner bestimmt sind, als Ausnahme besteht, wird bei den Thieren zur Regel. Kein Thier vermag, gleich den grünen Pflanzen, organische Substanzen aus den ihm zugänglichen unorganischen Verbindungen zu produciren; es muß dieselben fertig gebildet aufnehmen. Sie werden ihm entweder unmittelbar oder mittelbar von den Pflanzen geliefert; denn alle Nährstoffe der Thiere, auch die der fleischfressenden, lassen sich in ihrem letzten Ursprung auf die Pflanzenwelt zurückführen. Die Ernährungsthätigkeit des Thieres ist im Gegensatze zu derjenigen der Pflanze eine consumirende. Hatte die Pflanze für die mit Sauerstoff-Abscheidung verbundene Production organischer Substanzen Kräfte, die ihr in Form von Licht und Wärme verfügbar waren, verbraucht und gebunden, so werden diese bei der Rückbildung der organischen Substanzen im thierischen Organismus wieder frei. Sie sind es, die unser Blut zu höherer Temperatur, als die der Umgebung ist, erwärmen und die unsere Muskeln zur Leistung mechanischer Arbeit befähigen. Die Kräfte, über welche unser Wille verfügt, sind also durch Vermittelung der Vegetation der unorganischen Natur erborgt und kehren in fortdauerndem Kreislauf in diese wieder zurück.

Aus obiger Betrachtung ergiebt sich, daß die beiden organischen Reiche, die Festland und Meere bevölkern, nicht allein dazu bestimmt sind, nebeneinander zu bestehen, sondern daß sie recht eigentlich für einander thätig sind. Außer in der Ernährung spricht sich dieß noch in zahlreichen anderen Lebens-Aeußerungen aus, die auf gegenseitiger Anpassung von Thier und Pflanze beruhen. Durch ihr Zusammenwirken regelt sich der große Haushalt der Natur. Jedem Theile sind besondere Aufgaben darin zugewiesen, deren Erfüllung, neben der eigenen Existenz, auch die des

allen Ausschreitungen auf wirthschaftlichem Gebiete halten wir auch hier die Verbreitung wirthschaftlicher Bildung, wie Bildung überhaupt für das sichere Mittel, wenn auch nicht für vollständige Beseitigung, so doch für Milderung derartiger Mißstände. Aufhören werden sie nur dann, wenn jeder Handeltreibende in sich die Ueberzeugung aufgenommen, daß er für die Erreichung seiner Zwecke nicht die Leidenschaften, sondern die in jedem Menschen wohnenden sittlichen Kräfte in den Kampf zu führen hat.

(196)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.

(6)

Das

Pflanzenleben des Meeres.

Von

Leopold

L. Kny.

Mit vier Holzschnitten.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

Mächtig ist der Zauber, den das Meer zu allen Zeiten auf den Menschen geübt hat. Jeder von uns, der, im Binnenlande aufgewachsen, die Küste zum ersten Male betrat, hat die Wirkung desselben an sich erfahren, und selbst längere Vertrautheit mit dem neuen Elemente vermag ihn nicht ganz zu bannen.

Was am Ocean uns zunächst fesselt und unsere Phantasie rege macht, ist seine Oede und Unermeßlichkeit.

Kein dem Menschen bewohnbarer Landstrich ist an seiner Oberfläche so gleichartig, daß er dem Auge nicht zahlreiche Ruhepunkte gewährte; über dem Meeresspiegel aber gleitet es gleich den Wellen, die ihn kräuseln, unbehindert fort, und selbst die am Horizonte scharfgezeichnete Grenzlinie mögen wir nicht als solche anerkennen, sondern rücken sie in der Vorstellung in ungemessene Räume hinaus. Darum aber, weil das Meer die Idee des Endlosen in uns wachruft, der wir nicht nachzudenken vermögen, kehren wir unseren Blick immer gern wieder dem Lande, seinen festen Gestaltungen, den uns vertrauten grünen Abhängen und blauen Bergen zu.

Dem Festlande gegenüber erscheint uns das Meer als Wüste. Wenn Homer es das „erntelose" nennt, so spricht er damit eine Vorstellung aus, die sich zunächst wohl Jedem aufdrängt. Von

den der Fluthwelle nicht mehr erreichbaren Küstensäumen bis zur Grenze des ewigen Schnees giebt es wenige Stellen des Landes, welche der Entwickelung des Pflanzenlebens nicht eine geeignete Stätte darböten, und unter dem Schutze der Vegetation nicht ein mehr oder weniger reiches Thierleben hegten. Ueber das Meer aber können wir tagelang schiffen, ohne ein Lebenszeichen um uns zu gewahren, außer etwa den Vögeln, welche der Richtung des Kielwassers folgen. Und doch ist dieß nur Täuschung. Der Ocean birgt in seinen Tiefen eine Fülle des Lebens, wie das Festland sie nur an besonders begünstigten Stellen aufzuweisen vermag. Die Ueberzeugung hiervon ist nicht erst ein Ergebniß der jüngsten Forschungen; sie spricht sich deutlich schon in den Mythen der alten Culturvölker aus, denen das Meer die Geburtsstätte des Lebens, der Urgrund der sichtbaren Schöpfung war. Die Griechen verehrten im gewaltigen Okeanos den Stammvater aller Wesen, selbst der Götter, und bevölkerten sein Reich mit Tausenden wunderbarer Gestalten, in welchen göttliche, menschliche und thierische Eigenschaften mannichfach verwebt waren.

Hat das Licht nüchterner Forschung die Gebilde der Phantasie auch verscheucht und Naturkräfte, die mit Nothwendigkeit wirken, an Stelle launischer Gottheiten und tückischer Meerungeheuer gesetzt, so sind die Gewässer des Oceans dadurch nicht verödet worden. Für die Lücken, die sie bereitet, hat die Wissenschaft tausendfältigen Ersatz geschafft. Fast überall, wohin der Mensch vorgedrungen ist und wo er mit Senkblei und Schleppnetz die Tiefen durchforscht hat, bot sich ihm ein unerwarteter Reichthum von Lebensformen dar. Organismen, die als Ueberreste in geschichteten Gesteinen von früheren Perioden der Erdgeschichte auf uns gekommen sind und die für erloschen galten, gewannen für die

Gegenwart von Neuem ihr Bürgerrecht; andere Funde dienten dazu, bekannte Formen in überraschender Weise zu verknüpfen und empfindliche Lücken des Systemes auszufüllen. Trotz des großen Eifers und Erfolges, mit welchem die Tiefsee-Forschungen in jüngster Zeit gefördert wurden, ist aber wohl erst der kleinere Theil der Schätze gehoben, und immer noch darf derjenige, welcher die mühevolle Arbeit mit dem Schleppnetz nicht scheut, einer lohnenden Ausbeute sicher sein. Nur wenige Meere sind bisher an ihren Küsten oder in größeren Tiefen, und auch diese nur auf kurze Strecken, planvoll durchforscht worden. Was wir von ihren thierischen und pflanzlichen Bewohnern kennen, verdanken wir zum größeren Theil dem Zufall, der einen Sammler an Ort und Stelle geführt hat. Wenn dieser lückenhafte Zustand unseres Wissens auf der einen Seite zu immer erneuter Thätigkeit ermuthigt, muß er uns auf der anderen Seite zur Vorsicht mahnen und uns warnen, den aus den bisherigen Resultaten gezogenen Schlüssen einen höheren Werth beizumessen, als ihnen gebührt.

Im Meere, wie auf dem Festlande tritt uns das organische Leben unter zweierlei Formen entgegen: als Pflanze und als Thier. Beide Reiche, an ihren Ausgangspunkten eng und untrennbar mit einander verknüpft, schlagen in ihrer weiteren Entwickelung durchaus eigenartige Wege ein, welche eine entsprechende Verschiedenheit der Lebensbedingungen zur Folge haben.

Die Pflanze knüpft unmittelbar an die unorganische Natur an. Als Nährstoffe dienen ihr die Verbindungen des Bodens, des Wassers und der Atmosphäre. Die meisten dieser Stoffe, so verschieden im Einzelnen ihre Zusammensetzung ist, haben das mit

einander gemein, daß sie so vielen Sauerstoff enthalten, als unter den gegebenen äußeren Bedingungen mit den anderen in ihnen enthaltenen Grundstoffen in Verbindung bleiben kann; sie sind deßhalb einer Verbrennung unfähig.

Soll die Pflanze aus den ihr dargebotenen hochoxydirten (Sauerstoff=reichen) Nährstoffen die chemischen Bausteine ihres eigenen Körpers: Zellstoff, Stärkemehl, Eiweiß=Verbindungen u. a. m. bereiten, so muß sie vor Allem die kräftige chemische Verwandtschaft des Sauerstoffes zu den mit ihm verbundenen Grundstoffen zum Theil überwinden und die kleinsten Theile der letzteren mit dem übrig bleibenden Sauerstoff zu neuen Gruppen vereinigen. Diese Erzeugung organischer Substanzen aus rohen Nährstoffen durch die Pflanze, unter Abscheidung von Sauerstoff, wird als „Assimilation“ bezeichnet.

Das Eintreten und der Fortgang des Assimilationsprocesses sind an eine Reihe von Bedingungen geknüpft, unter denen der Anwesenheit des grünen Farbestoffes (Chlorophyll's) die erste Stelle gebührt. Nur Pflanzen und Pflanzentheile, welche chlorophyllhaltig sind, vermögen aus den vom Boden, vom Wasser und von der Luft ihnen dargebotenen Nährstoffen die Bestandtheile ihres Körpers zu bilden. Alle Pflanzen und Pflanzentheile, welche des grünen Farbestoffes entbehren, sind in ihrer Ernährung und Fortbildung auf bereits vorgebildete organische Substanzen angewiesen. Sie leben entweder als Parasiten auf Kosten lebender Pflanzen oder Thiere und verursachen deren Erkrankung, nicht selten deren Tod; oder sie siedeln sich auf faulenden Resten thierischen oder pflanzlichen Ursprunges an und ernähren sich von organischen Rückbildungsproducten.

Was bei denjenigen Pflanzen, die durch Mangel des grünen Farbe=

stoffes zur Lebensweise als Schmarotzer oder Fäulnißbewohner bestimmt sind, als Ausnahme besteht, wird bei den Thieren zur Regel. Kein Thier vermag, gleich den grünen Pflanzen, organische Substanzen aus den ihm zugänglichen unorganischen Verbindungen zu produciren; es muß dieselben fertig gebildet aufnehmen. Sie werden ihm entweder unmittelbar oder mittelbar von den Pflanzen geliefert; denn alle Nährstoffe der Thiere, auch die der fleischfressenden, lassen sich in ihrem letzten Ursprung auf die Pflanzenwelt zurückführen. Die Ernährungsthätigkeit des Thieres ist im Gegensatze zu derjenigen der Pflanze eine consumirende. Hatte die Pflanze für die mit Sauerstoff-Abscheidung verbundene Production organischer Substanzen Kräfte, die ihr in Form von Licht und Wärme verfügbar waren, verbraucht und gebunden, so werden diese bei der Rückbildung der organischen Substanzen im thierischen Organismus wieder frei. Sie sind es, die unser Blut zu höherer Temperatur, als die der Umgebung ist, erwärmen und die unsere Muskeln zur Leistung mechanischer Arbeit befähigen. Die Kräfte, über welche unser Wille verfügt, sind also durch Vermittelung der Vegetation der unorganischen Natur erborgt und kehren in fortdauerndem Kreislauf in diese wieder zurück.

Aus obiger Betrachtung ergiebt sich, daß die beiden organischen Reiche, die Festland und Meere bevölkern, nicht allein dazu bestimmt sind, nebeneinander zu bestehen, sondern daß sie recht eigentlich für einander thätig sind. Außer in der Ernährung spricht sich dieß noch in zahlreichen anderen Lebens-Aeußerungen aus, die auf gegenseitiger Anpassung von Thier und Pflanze beruhen. Durch ihr Zusammenwirken regelt sich der große Haushalt der Natur. Jedem Theile sind besondere Aufgaben darin zugewiesen, deren Erfüllung, neben der eigenen Existenz, auch die des

anderen Theiles bedingt. Wir werden deßhalb zur Erwartung berechtigt sein, daß der Reichthum in der Entwickelung der Vegetation und des Thierlebens einander bis zu einem gewissen Grade parallel gehen; daß letzteres sich nur da üppig entfalten wird, wo die Pflanzenwelt die nothwendigen Vorbedingungen dafür liefert.

Auf dem Festlande findet das eben Gesagte seine volle Bestätigung. Zwar ist es schwierig, die Pflanzen und Thiere eines Gebietes ihrer Masse nach gegenseitig abzuschätzen; doch darf es wohl als zweifellos gelten, daß das Verhältniß beider nur geringen örtlichen und zeitlichen Schwankungen unterliegt. Selbst Krankheiten, wo sie, epidemisch auftretend, unter gesellig lebenden Pflanzen oder Thieren ausgedehnte Verheerungen anrichten, werden nur geringe und vorübergehende Aenderungen hierin bewirken können. Auf dem Lande ist es die Vegetation, welche der Masse nach vorherrscht. Nur ein Theil derselben geht in den großen Kreislauf ein, wie wir ihn eben geschildert haben, und dient den Thieren als Nahrung; ein anderer, und wohl der größere, fällt der Verwesung anheim, giebt also der unorganischen Natur unmittelbar das wieder zurück, was sie ihr entnommen hatte.

Das Meer bietet in dieser Beziehung einen großen Gegensatz zum Festlande dar. Sieht man von mehreren Tang-Anhäufungen, den sogenannten Sargasso-Meeren, ab, die trotz ihrer ungeheuren Ausdehnung doch nur als kleine Flecken und Streifen auf dem Globus erscheinen, so ist es hier unzweifelhaft die Thierwelt, welche sowohl an Masse, als an räumlicher Ausdehnung vorherrscht. Während man vor nicht gar langer Zeit noch wähnte, daß in größerer Tiefe des bedeutenden Wasserdruckes wegen organisches Leben nicht mehr bestehen könne, haben die neueren Tiefseeforschungen das Irrthümliche dieser Ansicht dargethan. Ueberall

fand man, falls Temperatur des Wassers und Beschaffenheit des Bodens günstig waren, das Meer bis zum Grunde hinab reich bevölkert. Die formlosen Schleimmassen des Bathybius brachte man ebensowohl aus dem Mittelmeere, wie aus dem atlantischen Ocean und dem Eismeere hervor; man fand sie ebensowohl an flachen Stellen, wie in Tiefen bis zu 25000 Fuß[1]). Nicht geringer ist die Individuenzahl solcher Arten, welche frei im Wasser schwimmen und oft plötzlich, je nach dem Bewegungszustande des Meeres und anderen, nicht immer genau bestimmbaren Einflüssen, in ungeheuren Schwärmen an der Oberfläche erscheinen, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Wer vermöchte die Milliarden der microscopisch kleinen Noctilucen zu zählen, die in warmen Sommernächten an unseren Nordseeküsten das prachtvolle Schauspiel des Meeresleuchtens verursachen? Wer die Schaaren der Medusen oder die Züge der Häringe zu schätzen, die bei den Shetlands-Inseln Bänke von 5 bis 6 Meilen Länge und 2 bis 3 Meilen Breite in wechselnder, aber immer sehr bedeutender Tiefe bilden? Oft schwimmen sie so dicht, daß eingesteckte Stangen eine Zeit lang stehen bleiben. Sowie sie sich der Oberfläche nähern, erglänzt das Meer in wunderbar schönem Perlmutterschimmer[2]).

Noch überraschender, als das massenhafte Auftreten einzelner Arten ist der wahrhaft unerschöpfliche Reichthum der Typen in Bau und Entwickelung, den die Fauna des Meeres uns darbietet. Jede der Haupt-Abtheilungen, in welche das Thierreich seiner natürlichen Anordnung nach zerfällt, ist im Meere vertreten; die Echinodermen finden darin sogar ihre ausschließliche Heimath.

Wie bescheiden nimmt sich dagegen die Flora des Meeres aus. Zwar ist die Zahl ihrer Arten an sich keine geringe; obschon

noch unvollständig bekannt, zählen sie schon jetzt nach Tausenden; doch gehören sie ihrer überwiegenden Mehrzahl nach den unteren Stufen vegetativer Entwickelung an, auf welchen der Organismus noch gar nicht oder nur andeutungsweise in differente Organe gegliedert ist, auf welcher vor Allem noch der Gegensatz von Stamm und Blatt, der alle weitere Vervollkommnung in der Ausgestaltung der Pflanzen bedingt, entweder noch ganz fehlt oder doch nicht so augenfällig hervortritt. Diese unter dem Meeresspiegel wachsenden, blatt- und blüthenlosen Pflanzen werden mit den sehr zahlreichen im süßen Wasser und verhältnißmäßig wenigen an der Luft gedeihenden verwandten Arten zu der großen Klasse der Algen vereinigt. Doch darf man sich unter den Algen nicht eine natürliche Gruppe mit Uebereinstimmung in den wesentlichen Punkten des Baues und der Entwickelung vorstellen, wie sie etwa bei den Familien der Gräser oder Palmen zu finden ist; sie stellen vielmehr mehrere, sich vielfach verzweigende Entwickelungsreihen dar. Auf der tiefsten Stufe beginnen sie mit streng einzelligen Organismen und steigen von hier aus durch mannichfache Zwischenstufen zu umfangreichen und reich gegliederten Formen auf. An ihrer unteren Grenze reichen sie dem Thierreiche die Hand; ihre höchststehenden Gruppen bilden den directen Uebergang von den blattlosen zu den beblätterten Gewächsen und zeigen, wie wir später sehen werden, mit letzteren in ihrer Sproßfolge zum Theil die größten Analogieen.

Von Blüthenpflanzen sind, unter dem Wasserspiegel lebend, in sämmtlichen Meeren bisher nicht mehr als 26 Arten mit Sicherheit nachgewiesen worden, die sich in die beiden nächstverwandten Familien der Potameen und Hydrocharitaceen vertheilen. Mit ihren dunkelgrünen, grasartigen, von der kriechenden Grundachse in zwei

gegenüberliegenden Reihen entspringenden Blättern zeigen dieselben in der äußeren Erscheinung große Aehnlichkeit untereinander.

Freilich könnte die Flora des Meeres mit demselben Rechte, wie die des Landes, auf die Rhizophoren und Avicennien ein Anrecht geltend machen, welche mit anderen Holzgewächsen zusammen die undurchdringlichen Mangrove-Waldungen an den Küsten des tropischen Südamerika bilden. Sind sie doch so sehr Kinder des Meeres, daß, wie Seemann in Panama beobachtet hat, die Brandung oft über ihre Kronen hinangebraust, ohne ihr Wachsthum zu beeinträchtigen [3]; doch wollen wir diese und andere Küstengewächse, welche nur zeitweise von der Salzfluth bedeckt werden, im Meere also nicht ihr ausschließliches Lebenselement finden, im Folgenden unberücksichtigt lassen, da es auch ohne sie schwierig genug ist, das reiche Material in den engen Rahmen eines Vortrages zusammenzudrängen. Es wird sich hierbei eine gewisse Inconsequenz freilich nicht vermeiden lassen, da es auch unter den Meeres-Algen solche giebt, die nur zur Zeit der Fluth vom Meere bedeckt sind [4].

Steht die Flora des Meeres hinter seiner Thierwelt an Formenreichthum zurück, so gilt dieß in nicht minder hohem Grade von ihrer räumlichen Verbreitung. Animalisches Leben hat sich bisher noch in allen Tiefen gefunden, bis zu denen das Senkblei vorgedrungen ist; die Vegetation dagegen wird bei 50 Faden Tiefe schon sehr sparsam, und bei etwa 200 Faden erlischt sie vollkommen [5], sie bedeckt also nur verhältnißmäßig schmale Küstensäume der Inseln und Continente und den Boden einzelner flacher Becken und Untiefen, während der bei Weitem größte Theil des Meeresgrundes pflanzenleer ist [6]. Nur die oben erwähnten „Sargassomeere", große Anhäufungen von braunem Seetang, der von

seinen ursprünglichen Standorten an der Küste abgelöst und von den Meeresströmungen an günstigen Stellen zusammengeführt ist, vermögen einigermaßen Ersatz dafür zu bieten. Doch erscheint es trotz dieser schwimmenden Wiesen von enormer Ausdehnung höchst zweifelhaft, ob die Masse der im Meere erzeugten vegetabilischen Substanz derjenigen der Thierwelt, die es beleben, gleichkommt. Im größeren Theile des Oceans steht sie jedenfalls weit hinter ihr zurück.

Wodurch wird das Erlöschen der Vegetation in größerer Tiefe bedingt? Welches sind die Ursachen, die der Entwickelung des Pflanzenlebens da eine Schranke setzen, wo zahlreiche Thiere noch alle Bedingungen ihres Gedeihens finden?

Mangel an Nährstoffen in größeren Meerestiefen wird hierbei nicht ernstlich in Frage kommen können; denn in welchem Niveau man das Wasser im offenen Ocean geschöpft hat, überall fand man dieselben Salze in annähernd gleichem Verhältnisse wieder. Nur der Salzgehalt als Ganzes ist beträchtlicheren Schwankungen unterworfen, doch so, daß er nach unten hin sogar merklich zunimmt [7]). Auch Kohlensäure, die neben den fixen Bestandtheilen des Meerwassers für die Ernährung der chlorophyllhaltigen Pflanzen unentbehrlich ist, wird ihnen in allen Tiefen dargeboten. Kohlensäure wird ja durch die Athmung der Thiere und durch Fäulnißprocesse zu allen Tageszeiten erzeugt und außerdem von den grünen Pflanzen in der Dunkelheit ausgeschieden. Wo sich am Meeresgrunde ein reiches Thierleben entfaltet, sollte man also erwarten dürfen, daß der Kohlensäure-Gehalt des Meerwassers nach unten sogar zunehmen müsse. Die an Bord des englischen Schiffes Porcupine ausgeführten Untersuchungen haben dieses Resultat auch wirklich in so überraschender Weise ergeben, daß man

glaubte, aus der Gas-Analyse des in der Tiefe geschöpften Wassers den Erfolg eines Schleppnetzzuges vorhersagen zu können. Wenn nun auch die nach genauerer Methode gewonnenen Ergebnisse unserer deutschen Nordsee-Expedition vom Jahre 1872 hiermit nicht übereinstimmen, so ergiebt sich doch auch aus ihnen, daß die Kohlensäure nach der Tiefe hin keine Abnahme erleidet [8]). Daß auch Sauerstoff in einer für die Entwickelung der Pflanzen hinreichenden Menge in tieferen Schichten des Meerwassers vorhanden ist, bedarf kaum der Erwähnung, da an seine Anwesenheit die Existenz der Thierwelt ja noch in viel höherem Grade geknüpft ist, als die der Vegetation.

Neben den Nährstoffen kommen von den äußeren Bedingungen des Pflanzenlebens besonders zwei in Betracht: die Wärme und das Licht.

Suchen wir uns zunächst Rechenschaft darüber zu geben, wie sich für erstere die Verhältnisse in verschiedenen Meerestiefen gestalten.

Wird eine größere Wassermasse an ihrer Oberfläche abgekühlt, so sinkt das durch Wärmeverlust spezifisch schwerer gewordene Wasser nach unten und wird durch wärmeres und leichteres ersetzt. Die untersten Schichten des Wassers werden also so lange die kältesten sein müssen, bis nicht die gesammte Wassermasse die Temperatur angenommen hat, bei welcher das Wasser die größte Dichtigkeit besitzt. Für chemisch-reines Wasser beträgt diese 4,08° C.; für Meerwasser liegt sie bei — 3°67 C. [9]). Erst unterhalb dieser Temperatur findet das Gefrieren des Meerwassers statt. Es wäre also denkbar, daß nahe den Polen die gesammte Wassermasse des Meeres eine Temperatur unter 0° annehmen könnte, ohne zu Eis

zu erstarren. In größeren Tiefen sind Temperaturen unter dem Gefrierpunkt auch wirklich constatirt worden [10]).

Wenn dieß nur ausnahmsweise vorkommt und die nahe dem Meeresgrunde beobachteten Temperaturen meist höhere Werthe besitzen, so ist dieß vor Allem den Meeresströmungen zu danken, welche, ähnlich den Passatwinden in der Atmosphäre, das unter den Strahlen der Tropensonne erwärmte und hierdurch leichter gewordene Wasser polwärts fördern und es von dorther durch kälteres, unten zuströmendes ersetzen. Auf solche Weise stellen sich unter allen Breiten am Grunde des Meeres Bedingungen her, welche, soweit sie die Temperatur betreffen, für die Entwickelung des organischen Lebens als nicht ungünstige bezeichnet werden dürfen; und wenn die Pflanzen nicht in gleichem Grade, wie die Thiere, dieselben nutzbar für sich zu machen vermögen, so kann dieß nur darin seinen Grund haben, daß sie an einem anderen ihnen unentbehrlichen Lebensbedürfnisse in größeren Tiefen Mangel leiden, nämlich an Licht.

Die im Meere lebenden Pflanzen gehören, mit Ausnahme weniger kleiner Schmarotzer-Pilze [11]), zu denen, welche sich die organischen Baustoffe ihrer Zellen selbst bereiten. Um dieselben aus den vom Meerwasser ihnen dargebotenen Sauerstoff-reichen Nährstoffen herstellen und den überschüssigen Sauerstoff abscheiden zu können, bedürfen sie, wie eingangs hervorgehoben wurde, der Anwesenheit des grünen Farbestoffes (Chlorophyll). Dieser fehlt auch keiner von ihnen, wenn er auch nicht überall auf den ersten Blick erkennbar ist. Zahlreiche Meerespflanzen, wie die fädigen Conferven, die blattartigen Ulven, die allbekannten, schmalblätterigen Seegräser zeigen dasselbe freudige Grün, wie die Mehrzahl der Landpflanzen; bei den Ulven ist es sogar meist noch

frischer und glänzender. Bei den beweglichen Oscillarien dagegen spielt die Farbe in's Spangrüne oder Bräunliche; bei den sogenannten Brauntangen geht sie in's Dunkel-Olivengrüne oder in's Braune über; und die formenreiche und zierliche Familie der Florideen leuchtet in allen nur möglichen Uebergängen von Violett bis zum lebhaftesten Purpurroth. Und doch läßt sich unschwer der Nachweis liefern, daß alle Meeres-Algen ohne Ausnahme Chlorophyll enthalten, nur daß es häufig durch andere, gleichzeitig mit ihm in der Zelle vorkommende Farbstoffe verdeckt ist. Uebergießt man eine purpurrothe Floridee mit reinem Weingeist, so färbt sich die Flüssigkeit binnen kurzer Zeit deutlich grün; bringt man sie dagegen in destillirtes Wasser, so färbt sich dasselbe zuweilen schon nach kurzer Zeit roth, während grüner Chlorophyll-Farbstoff in den Zellen zurückbleibt. Die im Mittelmeere häufige Rytiphlaea tinctoria läßt unmittelbar nach Abtrennung von der Unterlage, auf der sie gewachsen ist, den rothen Farbstoff selbst im Meerwasser austreten und ertheilt ihm eine intensive Färbung, was zu ihrem Artnamen Veranlassung gegeben hat.

Aus diesen Thatsachen ergiebt sich, daß der in den lebenden Zellen der Florideen enthaltene Farbstoff aus einem grünen und rothen Bestandtheil zusammengesetzt ist, die sich durch ihr verschiedenes Verhalten zu Weingeist und Wasser von einander trennen lassen. Der grüne Bestandtheil ist, wie sich aus seinem chemischen und optischen Verhalten erweist, mit dem Chlorophyll der grünen Pflanzen identisch. In ähnlicher Weise ist auch der Farbstoff der Brauntange und der Oscillarien in allen seinen Nüancen ein zusammengesetzter. Der eine Bestandtheil ist in beiden Fällen Chlorophyll, das sich durch Weingeist ausziehen läßt, in Wasser aber unlöslich ist; der andere in Wasser lösliche Bestandtheil zeigt,

je nach der untersuchten Pflanze entweder einen blauen oder braunen Farbenton [12]).

Das Chlorophyll ist der Träger des Assimilationsprocesses in der Pflanzenzelle; doch vermag es seine Function nur dann zu erfüllen, wenn ihm hierfür Kräfte in geeigneter Form zur Verfügung stehen. Zum großen Theil empfängt es dieselben vom Licht. Erst wenn die Sonnenstrahlen die grünen Plasma-Körner in der Zelle treffen, werden die durch die Membranen hindurch diffundirten Molecüle von Kohlensäure zerlegt, der Kohlenstoff wird mit Wasserstoff- und Sauerstoff-Atomen zu complicirteren Verbindungen vereinigt und der überschüssige Sauerstoff ausgeschieden. Neben der Assimilation geht in den chlorophyllhaltigen Zellen bei Tage aber noch ein anderer Proceß her, den man als „Athmung" bezeichnet. Es wird hierbei ein Theil der producirten organischen Substanz unter Aufnahme von Sauerstoff und Ausscheidung von Kohlensäure langsam verbrannt und ein entsprechendes Quantum der durch Assimilation gebundenen Kräfte wird dadurch wieder frei und für den Verbrauch innerhalb der Pflanze verfügbar. Die „Athmung" ist vom Lichte unabhängig und erfolgt auch in tiefster Finsterniß. Bei chlorophyllhaltigen Pflanzen tritt sie zur Nachtzeit allein deutlich hervor; am Tage ist sie durch den viel ausgiebigeren Assimilations-Proceß verdeckt.

Daß die spangrünen Oscillarien und die braunen und rothen Tang-Arten mit den rein grün gefärbten Wasserpflanzen die Eigenschaft gemein haben, bei Besonnung zahlreiche Gasbläschen auszuscheiden, ist längst bekannt; der Nachweis, daß das ausgeschiedene Gas Sauerstoff ist, wurde aber für die braunen und rothen Algen erst vor wenigen Jahren geliefert [13]).

Ist das Licht eine nothwendige Lebensbedingung für die Meeres-

Pflanzen, so wird es von größter Wichtigkeit sein, zu erfahren, wie tief dasselbe in das Meerwasser einzudringen vermag. Leider sind, soweit uns bekannt, zuverlässige Zahlenwerthe hierüber nicht ermittelt. Auch würde es nicht genügen, zu wissen, bis zu welcher Tiefe das Sonnenlicht als Ganzes vordringt; es müßte sich hieran die Untersuchung schließen, ob die verschiedenen Strahlengattungen, welche das weiße Sonnenlicht zusammensetzen und die sich durch Einschaltung eines Glas-Prisma leicht von einander trennen lassen, ein gleiches Durchgangsvermögen durch Meerwasser besitzen, oder ob gewisse Strahlen früher darin ausgelöscht werden, als andere. Das „rosige Licht", welches die Taucher in größeren Tiefen constatirt haben, scheint uns zu Gunsten der letzteren Annahme zu sprechen. Sollte sich bei genauer Untersuchung bestätigen, daß es wirklich die rothen und gelben Lichtstrahlen sind, welche am tiefsten nach abwärts dringen, so wäre dieß ein für die verticale Verbreitung der Meeres-Vegetation günstiger Umstand; denn unter den Bestandtheilen des weißen Sonnenlichtes sind es gerade die gelben und rothen Strahlen, welche das Meiste für die Assimilation in der chlorophyllhaltigen Zelle leisten.

Möge es uns nun, nachdem wir die Bedingungen des Pflanzenlebens im Meere in Kürze besprochen haben, vergönnt sein, dasselbe in seinem Formenreichthum etwas näher kennen zu lernen. Die jüngsten Decennien haben der Botanik auf diesem Gebiete eine reiche Ernte eingetragen. Die Meeresküste wurde von Forschern, die sich das Studium der Entwickelungsgeschichte niederer Pflanzen zur Aufgabe gemacht haben, wiederholt aufgesucht und wohl keiner ist ohne reiche Belehrung und Anregung von dort zurückgekehrt. Zwar sind wir, trotz vielseitiger Bemühungen,

auch jetzt noch weit entfernt, die Lebensgeschichte aller wichtigeren Gruppen lückenlos zu übersehen; doch berechtigen uns die bisherigen Resultate zur Hoffnung, daß in nicht allzu ferner Zeit das Fehlende ergänzt sein werde.

Leider müssen wir uns bei der aus dem überreichen Stoffe zu treffenden Auswahl große Beschränkung auferlegen und uns damit begnügen, einige durch Verbreitung hervorragendere Familien in Kürze zu characterisiren. Auf Vollständigkeit darf unsere Uebersicht in keiner Weise Anspruch erheben.

Die niederste Stufe unter den Meeresgewächsen nehmen die Phycochromaceen ein. Ihren Namen verdanken sie dem ihnen eigenen Farbestoffe (Phycochrom); doch darf man sich nicht vorstellen, daß derselbe in der gesammten Ordnung einen gleichartigen Ton zeigt. Er tritt vielmehr unter sehr verschiedenen Nüancen auf, meist spangrün oder blaugrün, bald aber auch violett oder roth; er kann sogar bei derselben Art in verschiedenen Entwickelungszuständen Aenderungen erfahren.

Der den Phycochromaceen gemeinsame Character ist ein negativer. Alle hierher gehörigen Algen entbehren einer geschlechtlichen Fortpflanzung; sie vermehren sich nur durch wiederholte Zweitheilung ihrer Zellen. Diese bleiben entweder unter sich vollkommen gleichartig; oder es zeichnen sich einzelne von ihnen durch größeren Umfang und derbere Membranen aus. Sie sind für längeren Ruhezustand bestimmt und dienen als Saamenzellen (Sporen) vorzugsweise der Erhaltung der Art.

Einzellige, zur Familie der Chroococcaceen gehörige Phycochrom-Algen, wie sie auf dem Festlande feuchte Felswände und Mauern in großer Zahl als schleimige Masse überdecken, sind im Meere nur sparsam vertreten. Dafür birgt dasselbe zahlreiche

Oscillarien, bei denen die Zellen sich zu zarten, einfachen Fäden aneinanderreihen. Die einen leben in flachen Fels-Vertiefungen des Strandes oder auf schlammigem Grunde; andere flottiren frei im Wasser oder auf dessen Oberfläche. Von besonderem Interesse sind jene Formen, deren Fäden, wie bei den Arten der Gattungen Oscillaria und Spirulina selbstständiger Bewegung fähig sind. Diese trägt einen in mehrfacher Hinsicht eigenartigen Character. Die Oscillarien-Fäden vermögen nicht, wie die meisten Infusionsthiere und die später zu besprechenden Schwärmzellen der Algen, frei durch das Wasser zu schwimmen, sondern sie bedürfen, um sich fortbewegen zu können, einer stützenden Unterlage. Die Bewegung selbst äußert sich in dreifacher Weise. Erstens geht jeder Faden in seiner eigenen Längsrichtung vorwärts; dabei rotirt er um seine Längsaxe, so daß jeder Punkt der Oberfläche eine Schraubenlinie beschreibt. Hierzu tritt als drittes Moment, daß die Fäden die Fähigkeit besitzen, sich zu beugen, je nach den Arten und je nach dem Temperaturgrade des Wassers, bald lebhafter, bald träger. Sieht man einen am Ende eingekrümmten Oscillaria-Faden unter dem Microscop sich langsam rotirend fortschieben, so gewährt es den Anschein, als ob das gebogene Vorderende pendelartig nach rechts oder links schwinge, da der Beobachter dessen Bewegung obschon dieselbe in Wirklichkeit in dem Mantel eines Kegels erfolgt, in der Horizontal-Ebene des Gesichtsfeldes zu erblicken glaubt.

Ein besonders fesselndes Schauspiel gewähren die Spirulina-Arten, deren Fäden nicht, wie bei Oscillaria, geradlinig oder bogig gekrümmt, sondern regelmäßig korkzieherartig gewunden sind. Nicht selten sieht man zwei solcher Fäden sich aneinander auf- und abrollen, indem der eine in die Zwischenräume des anderen eingreift; oder es geschieht wohl auch, daß die beiden Enden eines und des-

selben Fadens, falls derselbe eine gewisse Länge überschreitet, sich in einander verschlingen und der Faden sich an sich selbst auf- und abwickelt. Die Gattung Spirulina hat ihre Vertreter sowohl im süßen Wasser, als im Meere. Zu den Meeresformen gehört unter anderen die Spirulina versicolor, die in Seewasser-Aquarien häufig auftritt und deren Boden und Wände mit einem bald glänzend spangrünen, bald lebhaft purpurrothen Ueberzuge bedeckt.

Unter den unbeweglichen Formen der Oscillarien giebt es solche, deren Fäden isolirt sind, andere, bei denen eine größere Zahl von Fäden parallel nebeneinander liegen und durch eine Gallertschicht zu einem Bündel vereinigt werden. Das Letztere gilt auch von dem berühmten Trichodesmium erythraeum, das in Form rother, flockiger Massen zeitweise in ungeheurer Menge auf der Oberfläche des Rothen Meeres [14]) erscheint, und diesem wohl ohne Zweifel seinen Namen gegeben hat. Von Ehrenberg in der Bucht von Tor im Jahr 1823 entdeckt, wurde die kleine Alge später auf Strecken von vielen Quadratmeilen wiedergefunden. Auch in stagnirenden süßen Gewässern sind ähnliche Anhäufungen microscopischer Algen unter dem Namen des „Wasserblühens" bekannt.

Wir übergehen die den Oscillarien nächst verwandten Nostocaceen und Rivulariaceen, obschon dieselben ebenfalls ihre Vertreter im Meere haben und wenden uns der ungleich wichtigeren Famili eder Bacillariaceen (auch Diatomeen genannt) zu.

Noch ist ihr Besitz für das Pflanzenreich kein unbestrittener. Wenn die Botaniker auf den Gehalt ihres Farbestoffes an Chlorophyll und auf ihre nahen Beziehungen zur Algenfamilie der Conjugaten hinweisen, um ihnen einen Platz im natürlichen Systeme der

Pflanzen zu sichern, läßt sich andererseits nicht verkennen, daß der eigenthümliche Bau der Zellenmembran, insbesondere deren Durchlöcherung, welche bei einzelligen Pflanzen höchst selten vorkommt, bei niederen Thieren dagegen verbreitet ist, ebenso wie die selbstständige Ortsbewegung zahlreicher Arten auch den Zoologen ein gewisses Anrecht auf sie geben. Die Bacillariaceen gehören eben zu jenen Organismen, die, wie die Schleimpilze (Myxomyceten), die thierische und pflanzliche Natur in sich vereinigen, bei denen es bis zu einem gewissen Grade dem Belieben anheimgestellt ist, welchem der beiden organischen Reiche man sie einverleiben will. Doch sprechen die natürlichen Verwandtschaften der Bacillariaceen vorwiegend zu Gunsten ihrer vegetabilischen Natur, und auch wir können uns nicht entschließen, das Besitzrecht der Botanik auf diese zierliche Gruppe einzelliger Organismen aufzugeben.

Die Bacillariaceen treten in zahlreichen Arten, sowohl im Meere, als im süßen Wasser und im Brackwasser auf. Ihre räumliche Verbreitung ist ebenso in horizontaler, wie in verticaler Richtung eine nahezu unbegrenzte; sie bewohnen die Gießbäche der Hochalpen und sind andererseits in den größten Meerestiefen angetroffen worden.[15]) Die einzelligen Individuen leben entweder isolirt und sind dann häufig mit der Fähigkeit selbstständgen Ortswechsels ausgestattet, seltener auf größere Meerespflanzen befestigt; oder sie sind zu Colonieen (Gesellschaften) vereinigt. Es kann dies so geschehen, daß die Zellen in der Richtung, in welcher sie durch wiederholte Zweitheilung sich vermehren, zu Reihen verbunden bleiben; oder sie sitzen zu mehreren auf Gallertpolstern; oder sie werden von gabelig verzweigten Gallertstielen getragen, die auf Steinen des Meeresgrundes, auf Thieren oder größeren Seepflanzen befestigt sind, oder sie sind in großer Zahl einer Gallerthülle eingebettet, die selbst

wieder verschiedene Formen annehmen, in die Länge wachsen und sich verzweigen kann.

Die hohe Gunst, in welcher die Bacillariaceen bei allen Freunden microscopischer Forschung stehen, verdanken sie besonders der Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit ihrer Formen und der kunstvollen Sculptur ihrer Membranen. In beiden Beziehungen stehen sie im Pflanzenreiche unerreicht da. Auf der Außenfläche der Zellen erheben sich gröbere oder zartere Leisten, die meist in großer Zahl parallel neben einander verlaufen und dabei häufig andere in rechtem oder spitzem Winkel durchschneiden; oder die Membran ist mit knopfförmigen Erhebungen oder grubigen Vertiefungen gezeichnet. Kaum wird derjenige, welcher sich nicht durch eigenen Augenschein davon überzeugt hat, ahnen, welch' große Erfolge in kunstvoller Form und Gruppirung die Natur mit so geringen Mitteln erzielt hat. Die bekannten Arten zählen schon jetzt nach Tausenden, und dennoch besitzt jede entweder eine eigenartige Gestalt oder trägt auf der Membran ihr besonderes, von anderen streng verschiedenes Muster.

Noch in anderer Beziehung ist die Membran bei den Bacillariaceen eigenthümlich ausgebildet. Sie umgiebt nicht, wie dies sonst bei allen einzelligen Pflanzen und bei allen zu Geweben vereinigten Pflanzenzellen der Fall ist, den Protoplasmaleib als geschlossene Hülle, sondern sie besteht aus zwei gesonderten Stücken, deren größeres nach Art eines Schachteldeckels über das kleinere knapp übergreift. Beim Wachsthum, das stets nur senkrecht zur Richtung der später auftretenden Theilungswand erfolgt, schieben die beiden Theile sich immer weiter auseinander, bis, nach Bildung zweier neuer, den alten in ähnlicher Weise eingeschachtelter Membranstücke, die bisher bestandene Verbindung derselben sich löst.

Während die Membranen der meisten Pflanzenzellen vergänglich sind und nach dem Tode ihres Protoplasmaleibes oft schon nach kurzer Zeit der Verwesung anheimfallen, bleiben die zierlichen Schalen der Bacillariaceen-Zellen auch nach deren Absterben anscheinend unverändert erhalten. Sie vermögen aber nicht nur der langsamen Wirkung der Fäulniß, sondern auch dem Angriff der stärksten Schwefelsäure oder Salpetersäure und einer andauernden Weißglühhitze Widerstand zu leisten. Diese Eigenschaft verdanken sie ihrem reichen Gehalt an Silicium. Zellstoff und Silicium sind in jedem kleinsten Theile der Membran so eng mit einander verbunden, daß die Structur derselben vollkommen erhalten bleibt, mag der eine oder andere Bestandtheil entfernt werden. Der Zellstoff wird am besten durch Glühen zerstört, wonach ein durchsichtiges Skelett von Kieselsäure zurückbleibt; das Silicium läßt sich leicht durch Fluorwasserstoffsäure (Flußsäure) ausziehen, ohne daß der Zellstoff dadurch angegriffen würde.

Nach dem eben Mitgetheilten ist es begreiflich, daß am Grunde von Gewässern, in welchen Bacillariaceen in größerer Zahl leben, die Kieselgerüste der Membranen aller abgestorbenen Generationen sich anhäufen müssen. Der Schlamm der Süßwasserseen und der Schlick unserer deutschen Nordseeküste bieten hierfür ausreichende Belege. Werden durch Strömungen größere Massen von Kieselschalen an besonders dafür günstigen Stellen abgelagert und durch kalkige oder kieselige, aus dem Wasser sich ausscheidende Bindemittel nachträglich verkittet, so können im Laufe der Jahrtausende mächtige Gesteinsmassen entstehen. In Europa ist das bekannteste Beispiel dieser Art der Biliner Polierschiefer, in Amerika die bis 500 Fuß mächtige Diatomeen-Erde in Oregon [16]). Selbst die Feuersteine, welche in Form rundlicher Knollen in der

Kreide eingelagert sind, bestehen wenigstens zum Theil aus den Ueberresten von Bacillariaceen.

Bei Erwägung der zahlreichen Generationen dieser microscopischen Organismen, welche einander im Laufe der Erdgeschichte gefolgt sind, drängt sich die Frage auf, über welche Mittel der Fortpflanzung die Bacillariaceen verfügen, um ihre Arten dauernd zu erhalten. Wie auf den tieferen Stufen des organischen Lebens überhaupt, ist der gewöhnliche Weg der Vermehrung die Zweitheilung. Es geht derselben stets ein Wachsthum der Zelle senkrecht zur Richtung der später auftretenden Theilungswand vorher. Haben sich die Tochterzellen individualisirt, so vollzieht sich in ihnen derselbe Proceß. Da die aufeinanderfolgenden Theilungen sich stets in gleicher Richtung wiederholen, würden alle Zellen zu einfachen Reihen vereinigt bleiben, wenn nicht bei den isolirt lebenden Arten durch Zerfallen der Reihe in einzelne Zellen und bei den meisten der Colonien-bildenden durch Gallert-Ausscheidung die ursprüngliche Anordnung gestört würde.

Bei der Theilung erhält jede der beiden Tochterzellen eines der beiden Schalenstücke der Mutterzelle als Erbtheil, während das andere neu gebildet wird und sich dem überkommenen von innen einschachtelt. Es folgt hieraus, daß nur die eine der beiden Tochterzellen die volle Größe der Mutterzelle besitzt, die andere dagegen um die doppelte Membrandicke kürzer als sie ist. Die Nachkommen einer Zelle werden also um so größere Verschiedenheit in ihrer Länge zeigen und durchschnittlich um so kleiner sein, einer je späteren Generation sie angehören. Es ist nun klar, daß dieser Verkürzung, welche eine Folge wiederholter Zweitheilung ist, eine Grenze gesteckt sein muß, — daß es einen Vorgang geben muß, welcher die ursprünglichen Dimensionen wiederherstellt. Es geschieht

dieß durch Bildung der sogenannten Auxosporen. Je nach den Gattungen trägt dieser Vorgang einen sehr verschiedenen Character. Entweder ist es ein einfacher Verjüngungsproceß des seiner zu eng gewordenen Membran sich entledigenden Protoplasmakörpers, der unter beträchtlicher Vergrößerung entweder direct (Melosira, Biddulphia, Achnanthes subsessilis) oder nach vorhergegangener Zweitheilung (Rhabdonema) zur Auxospore wird. Oder es wirken zwei gesonderte Individuen derart zusammen, daß entweder ihr gesammter Plasma-Inhalt (Cocconeis, Himanthidium etc.) oder dessen Theilhälften (Epithemia etc.) zu je einer Auxospore miteinander verschmelzen. Wir begegnen hier also zuerst einem deutlich ausgesprochenen sexuellen Acte, den wir bei den Phycochrom-Algen noch vermißten. Von besonderem Interesse ist es, daß die beiden extremen Formen der Auxosporenbildung (durch Verjüngung und auf sexuellem Wege) nicht unvermittelt nebeneinanderstehen, sondern durch Zwischenstufen verknüpft sind.[17])

Unter den isolirt lebenden Bacillariaceen giebt es solche, welche während ihrer gesammten Lebensdauer auf fremdartiger Unterlage, wie größeren Meerespflanzen, festgekittet sind, andere, welche ihren Ort selbstständig zu ändern vermögen. Die Art der Bewegung erinnert nur insoweit an diejenige der Oscillarien als auch die Bacillariaceen nicht frei durch das Wasser schwimmen, sondern einer Stütze bedürfen; doch gleiten sie auf dieser geradlinig fort, ohne um ihre eigene Längsaxe zu rotiren. Auf dem Objectglase des Microscopes sieht man sie bald schneller, bald langsamer in Richtung der Längsaxe fortkriechen, dann plötzlich einhalten, um entweder ihre frühere Bewegung langsam und wie zögernd wieder aufzunehmen oder sie mit einer rückläufigen zu vertauschen. Manche wechseln öfter ihre Lage von der breiten auf die schmale Seite;

andere richten sich auf der Spitze auf und führen auf dieser drehende Bewegungen aus. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Ortswechsel überall durch zarte Protoplasma-Fortsätze vermittelt wird, welche durch feine Oeffnungen und Spalten der Membran nach außen treten. Diese Fortsätze sind zwar direct noch nicht sicher beobachtet worden; doch schließt man auf ihr Vorhandensein aus dem Umstande, daß sehr kleine, im Wasser suspendirte Körper, wenn sie mit bestimmten Stellen einer solchen lebenden Bacillariaceen-Zelle in Berührung kommen, von einer unsichtbaren Gewalt erfaßt und in derselben Richtung, in welcher sonst die Ortsbewegung erfolgt, an der Mittellinie der Membran oder an deren Kanten auf- und abgeführt werden.

Diese Annahme erklärt auch die sonderbarsten aller in dieser Familie beobachteten Bewegungserscheinungen, wie Bacillaria paradoxa und Bacillaria cursoria sie zeigen. Die erstgenannte Art bildet Gruppen von zahlreichen (bis 30) stäbchenförmigen Zellen, welche mit ihren langen Seiten in einer Ebene dicht nebeneinanderliegen, im Zustande der Ruhe also ein dünnes, vierseitiges Täfelchen darstellen. Gerathen die Individuen in Bewegung, so schieben sie sich der Länge nach aneinander vorüber, bald vorwärts, bald rückwärts. Sie nehmen dabei alle nur möglichen Lagen an, ohne daß ein einziges aus dem Zusammenhange mit den übrigen heraustrete, „bald zu einer langen Kette ausgezogen, deren Glieder sich nur noch mit minimalen Abständen der Seitenränder berühren, bald zu einem Parallelepiped zusammengeschoben; jetzt eine Figur bildend, wie ein Schwarm wilder Gänse, in welchem die mittelste den Führer macht und den Scheitel eines Winkels einnimmt, dessen langgezogene Schenkel die übrigen bilden; dann eine der anderen in unregelmäßiger Ordnung vorauseilend: — so wechseln sie in

schneller Form ihre Lage, indem jede an dem Nachbar sich hinschiebt, ohne sichtbare Bewegungsorgane gleitend, durch ein unsichtbares Band aneinandergekettet, wie Magnetstäbe" .... Die Bewegungserscheinungen von Bacillaria cursoria sind insofern abweichend, als hier die Individuen nicht nur seitlich einander entlang gleiten, sondern auch über einander hinwegkriechen, ebenfalls, ohne ihren Zusammenhang zu lösen.[18])

Die den Bacillariaceen nächst verwandte Ordnung der Conjugaten dürfen wir unberücksichtigt lassen, da sie fast ausschließlich Bewohner süßer Gewässer enthält und nur wenige Arten sich in salzarme Meere, wie die Ostsee, hinauswagen. Ebenso gehören von den Palmellineen nur wenige und vergleichsweise unscheinbare Formen der Vegetation des Meeres an.

Dafür findet aber die Ordnung der Siphoneen im Meere ihre eigentliche Heimath und entfaltet hier ihren größten Formenreichthum. Ihre Stellung unter den Algen ist eine höchst eigenthümliche. Darf es im Pflanzenreiche im Allgemeinen als Regel gelten, daß der Grad der Vollkommenheit in der äußeren Gliederung und der physiologischen Arbeitstheilung mit der Complicirtheit des inneren Baues Hand in Hand geht, so schlägt die Natur bei den Siphoneen einen hiervon abweichenden Weg ein. Statt daß aus der Sporenzelle durch wiederholte Theilung ein gegliederter Faden hervorginge, wächst sie hier in einer oder mehreren Richtungen zu einem Schlauch aus, der sich, je nach den Arten, mehr oder weniger reich verzweigt. Bei den höheren Formen der Familie ahmen die Auszweigungen in Gestalt und Function sogar Stamm, Blatt und Wurzel der Gefäßpflanzen täuschend nach.

Wie alle übrigen Ordnungen der Algen, welche wir im Folgenden noch kennen lernen werden, stellen auch die Siphoneen eine

nach verschiedenen Richtungen ausstrahlende Entwickelungsreihe dar, in welcher ein Fortschritt vom Einfacheren zum Complicirteren unverkennbar ist. Die niederste Stufe bezeichnet die an seichten geschützten Stellen im Mittelmeere häufige Valonia utricularis. Sie bildet dunkelgrüne, ovale Blasen, etwa von der Größe einer Erbse, welche den felsigen Untergrund dichtgedrängt überziehen und nach unten schmale, wurzelartige Auszweigungen entsenden.

Um Vieles ansehnlicher sind die in der Nordsee und im Mittelmeere, besonders in letzterem verbreiteten Bryopsis-Arten. Bei der Zartheit ihrer Erscheinung und der Lebhaftigkeit und Reinheit der grünen Färbung bilden sie eine der schönsten Zierden felsiger Küsten. Die Zelle erhebt sich hier schon weiter über ihren Anheftungspunkt und gewinnt das Ansehen eines cylindrischen Stämmchens, das sich, je nach den Arten, entweder wiederholt gabelig theilt oder unterhalb der fortwachsenden Spitze zahlreiche Seitenzweige entsendet. Deren Stellung ist entweder eine zweizeilig fiederige oder eine allseitswendige. In diesen Seitenzweigen, welche ähnlich, wie die Blätter der höheren Pflanzen, von unten nach oben fortschreitend abfallen und eine geschlossene Narbe am Stämmchen zurücklassen, werden zahlreichebe wegliche Saamenzellen (sogen. Schwärmsporen) erzeugt. (Fig. 1. A u. B.) Schon innerhalb der sie umschließenden Membran beginnen sie sich wimmelnd durcheinander zu bewegen (Fig. 1., C); bald darauf treten sie aus einer nahe dem Ende entstehenden seitlichen Oeffnung (a) hervor und eilen rasch davon. Die einzelne Schwärmspore (E) ist oval, gegen das Vorderende hin zugespitzt. Es entspringen hier zwei oder vier zarte Flimmerfäden, durch deren Schwingungen die Ortsbewegung der kleinen membranlosen Fortpflanzungszellen bewirkt wird. Dieselben schwimmen frei durch das Wasser und bedürfen nicht,

wie die Oscillarien-Fäden, einer stützenden Unterlage; doch rotiren sie, wie diese, beim Fortrücken um ihre Längsaxe. Nachdem die Bewegung einige Zeit angedauert hat, sinken die Schwärmzellen

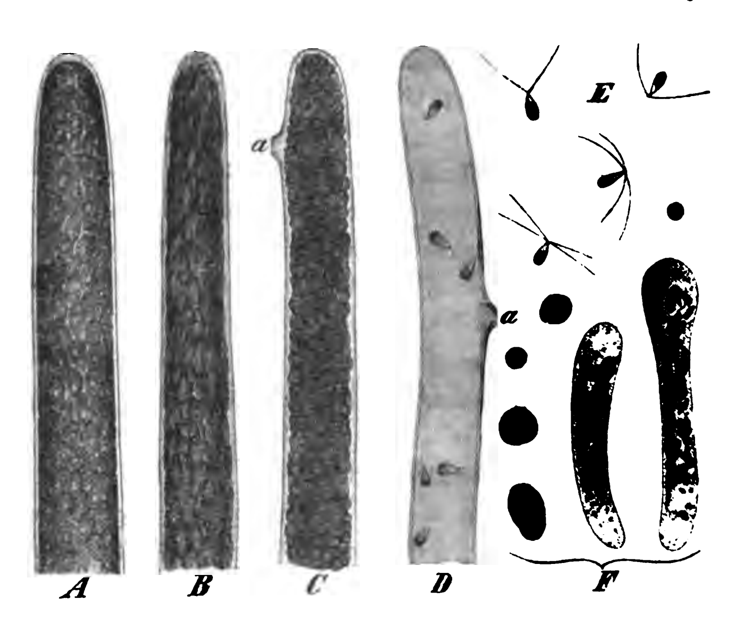


Fig. 1. Entwickelung und Keimung der Schwärmsporen von Bryopsis hypnoides Lmx, (nach Thuret) 330 m. vergr.

A Ende eines Seitenzweiges. B Ein solches im Beginne der Schwärmsporenbildung. C Die Schwärmsporen sind fertig gebildet; bei a sieht man die Oeffnung, aus welcher sie hervortreten sollen. D Entleertes Zweigende; nur einige wenige Schwärmsporen sind darin zurückgeblieben. E Schwärmsporen mit 2 und 4 Flimmerfäden, in Bewegung. F Verschiedene Keimungszustände.

zu Boden, runden sich ab, ziehen ihre Flimmerfäden ein, umgeben sich mit einer Membran und wachsen, falls die äußeren Bedingungen hierfür günstig sind, zu einem neuen Individuum aus (F).

Während bei Bryopsis alle Zweige der einzelligen Pflanze unter sich frei sind, verflechten sie sich bei einigen naheverwandten Gattungen zu Körpern von sehr verschiedener Form. Udotea flabellata bildet gestielte Fächer von einigen Centimeter Länge, welche aus wenigen Schichten dunkelgrüner Fäden gewebt sind. Halimeda Opuntia ahmt in seinem Habitus die Stöcke der in Süd-Europa heimisch gewordenen Opuntia ficus indica (Cactus-Feige) im Kleinen täuschend nach. Codium Bursa, welches ebenso, wie die beiden vorhergenannten Arten, ein Bewohner des Mittelmeeres ist, stellt Hohlkugeln von mehr als Faustgröße dar, während Codium tomentosum, das als Cosmopolit über die ganze Erde verbreitet ist, korallenartig verzweigte Körper von mehr als Fußhöhe bildet. Alle die genannten Arten sind, bevor sie sich zur Bildung von Fortpflanzungsorganen anschicken, streng einzellig; die Fäden, aus denen ihr Körper gewebt ist, sind Auszweigungen einer und derselben Zelle. Mit der Loupe betrachtet, zeigen die Codium-Arten an ihrer Außenfläche ein zartgefeldertes Aussehen. Die Facetten entsprechen den letzten Zweigenden, welche sich senkrecht zur Außenfläche lückenlos zur Rindenschicht aneinanderlegen.

Die höchste Stufe der Ausbildung erreichen die Siphoneen in der Gattung Caulerpa. Die im Mittelmeere heimische Caulerpa prolifera ist ihre bestgekannte Vertreterin. Der französischen und norditalienischen Küste fremd, erreicht diese Alge in Sicilien eine außerordentliche Verbreitung und bedeckt hier weite Strecken des Meeresgrundes mit ihrem dunkelgrünen Laube. Nach Entwirrung der dichtverflochtenen Rasen unterscheiden wir an der Pflanze ein am Boden kriechendes cylindrisches Stämmchen, das sich an seinem Vorderende unbegrenzt verlängert und sparsam ver-

zweigt, — ferner wurzelartige Sprossungen, die in geringer Entfernung hinter dem Stammende an der Unterseite entspringen und, nach abwärts wachsend, sich reich verästeln, — und endlich flache, nach oben hervortretende Auszweigungen von elliptischem Umriß, am Grunde in einen Stiel verschmälert, den Blättern höherer Pflanzen täuschend ähnlich. Sie besitzen das Vermögen, aus ihrer Fläche oder aus dem Rande ähnliche blattartige Sprossungen zu erzeugen. Und dennoch ist die ganze, so reich gegliederte Pflanze Nichts, als eine einfache Zelle. Der von der derben Membran umschlossene Innenraum setzt sich durch alle Theile continuirlich fort und ist nirgend durch Wände gefächert. Statt ihrer wird er, mit Ausnahme der letzten Wurzelenden, von zahlreichen derben, zu einem unregelmäßigen Maschenwerke sich vereinigenden Balken und Fasern von Zellstoff durchsetzt. Dieses Gerüst, welches sich der Innenseite der Membran allseitig anfügt, bietet der Pflanze für das fehlende Fachwerk von Membranen Ersatz und macht sie, trotz ihrer Einzelligkeit, widerstandsfähig gegen äußere mechanische Einwirkungen.

Die Gattung Caulerpa bezeichnet den letzten und gelungensten Versuch der Natur, bei Einzelligkeit eine immer höhere Vervollkommnung der äußeren Gliederung des Pflanzenkörpers zu erstreben. Wer möchte zu behaupten wagen, daß bei weiterer Verfolgung dieses Weges nicht eine noch weiter gehende Ausgestaltung und Arbeitstheilung der Pflanze möglich gewesen wäre, daß das gegenwärtig Bestehende das allein Erreichbare darstellt? Doch liegt es in den Gesetzen der organischen Entwickelung tief begründet, daß die Zelle bei geringer Größe und im innigen Verbande mit anderen Zellen dem Organismus günstigere Bedingungen für seine Fortbildung bietet, als wenn sie, wie bei Caulerpa, sich ohne Theilung auf das Vielfache ihrer ursprünglichen

Dimensionen ausdehnt. Nur durch Vielzelligkeit konnte jene weitgehende, der reichen äußeren Gliederung entsprechende innere Differenzirung des Pflanzenkörpers erfolgreich angebahnt werden, wie das Gewächsreich auf den höchsten Stufen seiner Ausbildung sie uns darbietet.

Die vielzelligen, vegetabilischen Bewohner des Meeres, soweit sie den Algen angehören, sind in ihrer Entwickelung noch nicht sämmtlich so vollständig bekannt, daß es jetzt schon möglich wäre, sie in durchaus befriedigender Weise dem natürlichen Systeme einzuordnen. Ohne auf alle Formen eingehen zu können, welche das Interesse des Forschers in Anspruch nehmen, wollen wir im Folgenden nur die drei umfangreichsten Ordnungen näher in's Auge fassen, die der Confervineen, der Fucoideen und der Florideen. Sie sind es, welche die Hauptmasse der Meeres-Vegetation bilden und deren Character vorwiegend bestimmen.

Ihre Verschiedenheit tritt, außer in wichtigeren, auf die Entwickelung begründeten Merkmalen auch schon in der Färbung hervor.

Die Confervineen sind fast durchweg von einem reinen und lebhaften Grasgrün. Im Vereine mit den dunkel-olivengrünen oder braunen Fucoideen bedecken sie den Strand bis zu geringer Tiefe; unter den letzteren sind viele zur Ebbezeit sogar vollkommen entblößt. Die Florideen dagegen, deren Farbe vom Bräunlichrothen und Violetten bis zum lebhaftesten Purpurroth sich steigert, herrschen an der unteren Grenze der Meeresflora vor, wenn auch nicht wenige, zum Theil weit verbreitete und sehr massenhaft auftretende Arten sich dicht unterhalb des Meeresspiegels den grünen und braunen Algen zugesellen.

Die grünen Confervineen sind die Proletarier unter den Meeresalgen. Weder durch Umfang, noch durch Reichthum und

Zierlichkeit der Formen hervorragend, haben sie außer der Frische ihrer Färbung kaum etwas äußerlich Bestechendes. Auch ihr Bau zeigt im Vergleich zu den folgenden Gruppen nur wenig Mannichfaltigkeit. Die Chaetomorphen sind unverzweigte, aus einer einfachen Reihe von Zellen aufgebaute Fäden, die unter dem Anstürmen der Brandungswelle sich häufig zu wirren Zöpfen verflechten. In der überaus formenreichen Gattung Cladophora entsenden die Gliederzellen des Stämmchens nach einer oder zwei entgegengesetzten Richtungen Zweige, welche ihrerseits in gleicher Weise der Verästelung fähig sind. Unter den Ulven begegnen wir Formen, welche eine einschichtige Zellfläche von unregelmäßigem Umriß darstellen (Monostroma), anderen, bei denen die Schicht sich verdoppelt (Phycoseris). Hieran schließen sich hohle, regellos verzweigte Zellkörper mit einschichtiger Wandung, deren Breitendurchmesser zwischen dem eines zarten Fadens und mehreren Zollen schwankt (Enteromorpha).

Die Fortpflanzung scheint bei den im Meere vorkommenden Conservineen durchweg durch Schwärmzellen vermittelt zu werden, welche durch Theilung des Protoplasma = Inhaltes in geringerer oder größerer Zahl entstehen und aus einer seitlichen Oeffnung der Mutterzelle hervortreten. Ihre Form ist derjenigen der Schwärmzellen von Bryopsis (Fig. 1. *E*) ähnlich. Die Fortbewegung wird durch zwei oder vier zarte Flimmerfäden bewirkt, welche am farblosen Vorderende entspringen. Seitlich, in geringer Entfernung von ihm, befindet sich ein rother Fleck, der nach unrichtiger Analogie als „Augenpunkt" bezeichnet worden ist. Nachdem sie sich einige Zeit im Wasser umhergetummelt haben, wobei das Vorderende mit den Flimmerfäden meist vorangeht, befestigen sie sich mit diesem auf einer geeigneten Unterlage, werden kugelig, umgeben sich mit einer Zellstoff=Membran und wachsen, unter Bildung einer

scheibenartigen Ausbreitung am unteren Ende und unter entsprechenden Zelltheilungen im oberen Theile, zu einer neuen Pflanze aus. Neben denjenigen Schwärmzellen, welche in solcher Weise die Art auf ungeschlechtlichem Wege vermehren, werden kleinere Schwärmer von ähnlicher Form erzeugt, welche wahrscheinlich nur nach paarweis erfolgter Verschmelzung einer weiteren Entwicklung fähig sind. Bei Conservineen des süßen Wassers (Ulothrix zonata) ist ein Geschlechtsact in dieser einfachen Form constatirt worden; für die Meeresarten fehlt es indeß noch an zweifelloser Beobachtung des Vorganges.[19])

Die olivengrünen und braunen Algen, welche wir in der Ordnung der Fucoideen zusammenfassen, spielen durch die große Zahl der Individuen und die Massenhaftigkeit, mit welcher sie auftreten, die hervorragendste Rolle unter allen vegetabilischen Bewohnern des Meeres.

In den Dimensionen, welche einzelne von ihnen erreichen, stehen sie unter den Algen, vielleicht sogar unter sämmtlichen Gewächsen unerreicht da; in Mannichfaltigkeit der äußeren und inneren Gliederung vermögen nur die Florideeen mit ihnen zu wetteifern.

Die Hauptmasse aller Fucoideen ordnet sich in zwei große Familien ein, an welche sich eine Anzahl kleinerer, in ihrem Entwickelungsgange weniger vollständig gekannter anlehnen. Sie führen den Namen der Phaeosporeen und Fucaceen. Ihr Unterschied ist besonders in der Art der Fortpflanzung begründet. Bei den Phaeosporeen kennt man nur kleine Schwärmzellen von eigenthümlicher, von derjenigen der grünen Algen abweichender Bildung. Sie sind oval oder kreiselförmig, nach dem farblosen Vorderende hin zugespitzt. Von einem seitlich gelegenen rothen Flecke,

welcher von der braunen Färbung des hinteren Theiles deutlich absticht, entspringen zwei zarte Flimmerfäden, deren längerer bei der Bewegung nach vorn gerichtet ist und deren kürzerer nachgeschleppt wird. Bei der Mehrzahl der genauer gekannten Arten werden diese Schwärmer in zweierlei Mutterzellen erzeugt. Entweder entstehen sie in großer Zahl in isolirten Zellen von kugeliger oder ovaler Form und verhältnißmäßig bedeutendem Umfange; oder sie werden einzeln, bei manchen Arten auch in geringer Zahl, in kleinen Zellen gebildet, welche gewöhnlich zu mehreren zu schmalen gegliederten Fäden aneinandergereiht oder auch wohl anders gruppirt sind. Beiderlei Fruchtformen können zu gleicher Zeit auf derselben Pflanze vorkommen, — sie können verschiedenen Individuen angehören, — oder sie können sich auf demselben Individuum in aufeinanderfolgenden Entwickelungszuständen ablösen, was der häufigste Fall zu sein scheint. Da die aus der letztbeschriebenen Fruchtform hervorgehenden Schwärmer ein wenig größer sind, als die der ersten, so liegt die Vermuthung nahe genug, daß beiden eine verschiedene Rolle für die Fortpflanzung zufällt, daß die einen direct, die anderen erst nach vorhergegangener Paarung eine neue Pflanze zu erzeugen vermögen. [20])

Bei der nahen Uebereinstimmung, welche innerhalb der großen Familie der Phaeosporeen in der Entwickelung ihrer Fortpflanzungszellen besteht, gewinnen die zahlreichen Abstufungen im Baue ihrer vegetativen Theile doppelt an Interesse. Es zeigt sich hier, wie viel die Natur innerhalb eines engen Verwandtschaftskreises durch Abänderung und Vervollkommnung eines einfachen Typus zu leisten vermag. Den untersten Rang nimmt Ectocarpus mit mehreren nahe verwandten Gattungen ein, welche confervenartige, in verschiedenem Sinne verzweigte Fäden darstellen. Bei höher stehenden

Formen gewinnt die Verzweigung an Regelmäßigkeit und die Fäden bilden, indem ihre Auszweigungen sich dicht neben einander legen und mit einander verkitten oder sich nach Art der Pilze miteinander verflechten, scheinbare Gewebekörper. Beispiele hierfür bietet die durch ihre gallertartige Consistenz ausgezeichnete, im Mittelmeer und im atlantischen Ocean vertretene Gattung Mesogloia mit ihren Verwandten. Die Gruppe der Sphacelarieen bringt es schon zu echter Gewebebildung. Die am Scheitel des Hauptstammes liegende große Zelle sondert, indem sie sich fortdauernd verlängert, durch quergerichtete Wände wiederholt Zellen in Richtung der Basis ab, welche sich dem Stämmchen als neue Glieder hinzufügen und durch weitere Theilungen in Längs- und Querrichtung dessen Wachsthum auch im Umfange bewirken. Diese Theilungen erfolgen bei den höheren Formen der Gruppe nach fest bestimmten Regeln. Jede aus den ersten Theilungen der Stammglieder hervorgegangene Zelle liefert dem Stämmchen bestimmte Theile seines Gewebes, und gewisse Zellen sind vom Augenblicke ihrer Entstehung prädestinirt, zu Zweigen auszuwachsen. So wird schon frühzeitig die architectonische Gesetzmäßigkeit in deren Stellung und im inneren Bau angebahnt, die wir an der erwachsenen Pflanze bewundern.

Bewegen sich die bisher erwähnten Formen der Phaeosporeen in mittleren oder geradezu kleinen Verhältnissen, so sehen wir die Laminarien schon zu mehrere Fuß langen Algenkörpern heranwachsen. Wohl Jedem, der kurze Zeit auf der Insel Helgoland verlebt hat, sind die Laminaria digitata und die L. Clustoni mit ihren auf cylindrischen Stielen sich erhebenden flachen, handförmig getheilten Spreiten und die schlankere und längere Laminaria saccharina mit ihrem zungenförmigen, am Rande wellig-gekräuselten

Laube in Erinnerung. Sie bilden, indem sie unterhalb des bei gewöhnlichen Ebben tiefsten Meeresstandes die Oberfläche der Felsen dicht bekleiden, ausgedehnte unterseeische Wiesen im Umkreis der Insel und werden nach Stürmen in großer Menge von den Brandungswellen ausgeworfen.

Wie zwerghaft aber nehmen sich diese an den europäischen Küsten einheimischen Formen gegenüber der Macrocystis pyrifera und den Arten von Lessonia aus, welche mit anderen zusammen in den Meeren der südlichen Halbkugel von der Magelhaensstraße und den Falkland's Inseln bis über Kerguelens-Land hinaus unterseeische Wälder von ungeheurer Ausdehnung bilden und zwischen ihrem dunkel-olivengrünen Laube ein Thierleben von überraschendem Reichthume bergen. An ihren Haftwurzeln befestigen sich Schwämme und Corallen, zwischen deren Auszweigungen leben Würmer und Schalthiere, ihr Laub ist mit Polypen, Moosthieren und kleineren Algen bedeckt und dient verschiedenen Fischarten zur Anheftung ihrer Eier. Bei Stürmen von dem felsigen Untergrunde abgelöst und an's Land gespült, stellen diese Tangmassen Taue von mehr als Mannesstärke und mehreren hundert Fuß Länge dar.[21])

Die zweite Gruppe der braunen Meeresalgen, die der Fucaceen, gehört sowohl in der Ausbildung ihres vegetativen Pflanzenkörpers, als in der Art ihrer Befruchtung einer höheren Entwickelungsstufe an, als die der Phaeosporeen. Alle genauer bekannten Formen bilden ebenso, wie die höchststehenden Phaeosporeen, compacte Gewebekörper mit Sonderung in ein aus langen Zellen aufgebautes Mark und eine kleinzellige Rinde. Dabei bietet aber die äußere Gliederung große Verschiedenheiten dar. Bei der Gattung Fucus, zu welcher der an unsern Küsten so häufige, allbekannte Blasentang (F. vesiculosus) gehört, ist eine gabelige

Verzweigung noch vorherrschend, und die in derselben Ebene liegenden Gabelzweige sind in ihrem Wachsthum nahezu gleich stark gefördert. Bei den im mittelländischen Meere gedeihenden schmächtigeren Cystoseira-Arten ist einer der aus der Theilung der Stammspitze hervorgehenden Zweige deutlich der kräftigere und weist dem andern eine abhängige, seitliche Stellung an. Innerhalb der in fast allen Meeren vertretenen, überaus formenreichen Gattung Sargassum nimmt der Seitenzweig Blattgestalt an und in seiner Achsel entspringen in ähnlicher Weise, wie bei den Blüthenpflanzen, entweder beblätterte Aeste oder Büschel von Fruchtzweigen und gestielte Blasen von kugeliger Form, die in ihrer Höhlung Luft führen. Diese Gebilde, welche unter abweichenden und sehr mannichfachen Formen auch bei anderen Fucaceen wiederkehren, dienen der Pflanze als Schwimm-Apparat, verhüten, daß sie zu Boden sinkt und mit Schlamm und Geröll bedeckt wird und befähigen solche Individuen, welche durch irgend einen Zufall von ihrer Unterlage abgetrennt wurden, an der Oberfläche des Meeres weite Reisen zurücklegen. Es erklärt sich hierdurch die Entstehung der sogenannten „Sargasso-Meere", deren bekanntestes, im atlantischen Ocean nahe den azorischen Inseln gelegenes von Columbus entdeckt wurde. Der fluthende Tang, Flächen von vielen Quadratmeilen in wechselnder Dichtigkeit bedeckend, stammt wahrscheinlich von der Küste des tropischen Amerika, wird durch den Golfstrom von da fortgeführt und in dem großen Wirbel, welchen dieser in seiner nach den azorischen, canarischen und capverdischen Inseln gerichteten südlichen Abzweigung bildet, abgesetzt. Doch ist es bisher noch nicht gelungen, in einer der an den Küsten des tropischen Amerika vorkommenden Arten das Sargassum bacciferum des Sargasso-Meeres mit Sicherheit wieder zu erkennen. [22])

Für die Entwickelungsgeschichte der niederen Pflanzen haben die Fucaceen dadurch eine hervorragende Bedeutung gewonnen, daß bei ihnen zuerst unter allen Algen die Nothwendigkeit der Befruchtung für die Fortentwickelung der Eizelle durch den Versuch erwiesen wurde.[23]) Da es kaum irgendwo leichter ist, den Vorgang, welcher sich hier nicht im Innern der Pflanze, sondern frei im Meerwasser abspielt, in allen Phasen seines Verlaufes direct zu verfolgen, können wir der Versuchung nicht widerstehen, ihn in Kürze, durch einige Zeichnungen erläutert, an dem gemeinen Blasentang (Fucus vesiculosus) darzustellen. Dieser ist an den deutschen Küsten und in deren Flußmündungen so überaus verbreitet, daß es wohl Jedem, der, mit einem guten Microscop und der nothwendigen Uebung im Gebrauche desselben ausgerüstet, das Meer für einige Wochen zu seiner Erholung aufsucht, möglich sein wird, sich durch eigenen Augenschein von dem Mitgetheilten zu überzeugen.

Der Blasentang ist, streng genommen, ebensowohl auf dem Festlande, wie im Meere zu Hause, da er zur Ebbezeit für mehrere Stunden von Wasser entblößt ist und im Sommer unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen häufig vollkommen trocken, fast brüchig wird. Doch ist dies für ihn ohne dauernden Nachtheil; bei Rückkehr der Fluth nimmt er wieder die frühere Geschmeidigkeit und seine Oberfläche ihre schlüpfrige Beschaffenheit an.

Der Körper der Pflanze ist zungenförmig, in einer Richtung zusammengedrückt und in der Ebene der Abflachung wiederholt gabelig verzweigt. Sämmtliche Zweige sind der Länge nach von einer Mittelrippe durchzogen, zu deren beiden Seiten in regellosen Abständen sich blasenartige Auftreibungen hervorwölben; letztere können indeß auch fehlen.

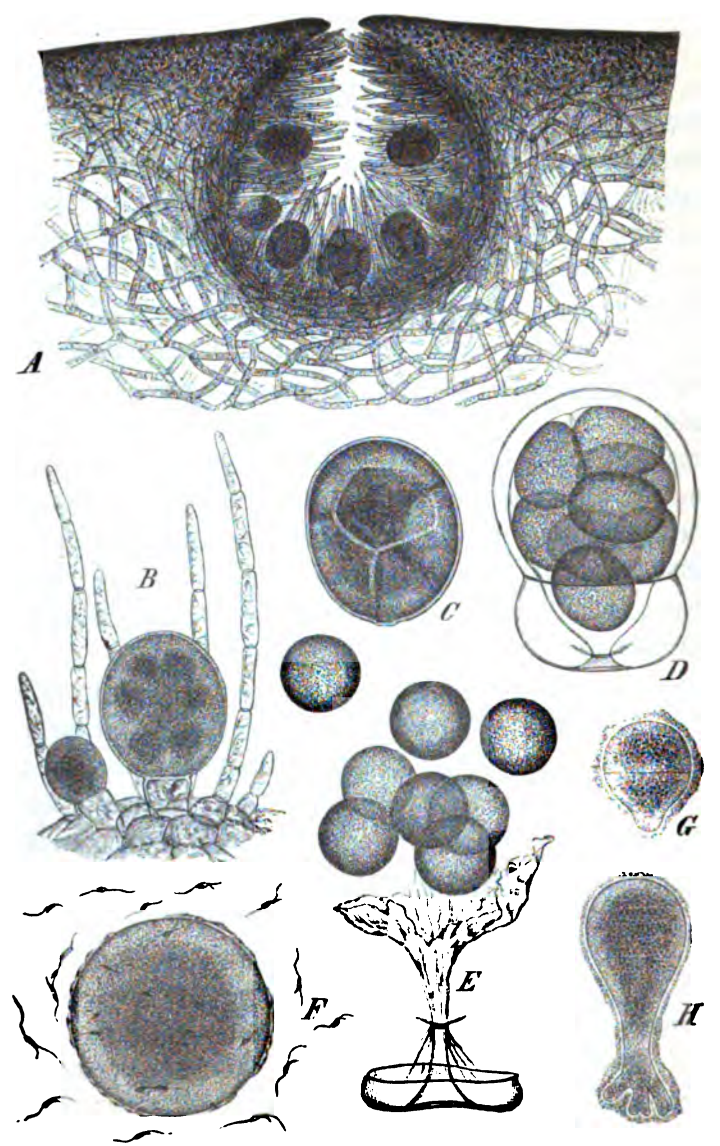


Fig. 2. Entwickelung, Befruchtung und Keimung der Eizellen von Fucus vesiculosus L. (nach Thuret). (23f)

A Querschnitt durch einen weiblichen Fruchtbehälter. *B* Zwei junge Mutterzellen in verschiedenen Entwickelungszuständen. *C* Der in 8 Eizellen getheilte Inhalt ist, von der innern Membran umgeben, aus der äußeren Membran hervorgetreten. *D* Zweiter Häutungsproceß der acht Eizellen. *E* Dieselben durch Sprengen der inneren Membran-Lamelle befreit. *F* Eine von Spermatozoidien umschwärmte Eizelle, im Momente der Befruchtung. *G* und *H* Zwei junge Keimpflänzchen. (*A* ist 50 mal, *F* ist 330 mal, alle übrigen Figuren sind 160 mal vergr.)

Haben die Zweige ihr Längenwachsthum abgeschlossen, so sieht man viele von ihnen am oberen Theile anschwellen und sich mit zahlreichen warzenförmigen Erhebungen bedecken. In der Mitte der Warze bezeichnet je ein dunkler Punkt die Stelle, an welcher ebensoviele in den Pflanzenkörper eingesenkte Behälter mit enger Oeffnung nach außen münden. In diesen Behältern werden die männlichen und weiblichen Fortpflanzungsorgane erzeugt. Bei einer größeren Zahl von Fucaceen sind beiderlei Organe in demselben Behälter vereinigt; der Blasentang gehört aber zu denen, wo sie auf verschiedenen Pflanzen vertheilt sind, wo das eine Individuum männlich, das andere weiblich ist.

Auf sehr zarten Querschnitten durch einen jungen, **weiblichen** Fruchtzweig sieht man, wie einzelne Zellen auf der Innenseite des Behälters (Fig. 2, *A*) sich über die seitlich benachbarten hervorwölben und sich durch eine quergerichtete Wand theilen (*B*). Während die untere keiner weitern Entwickelung fähig ist und zur Stielzelle wird, wächst die obere bedeutend an Umfang und nimmt ovale Gestalt an. Ihr tief dunkelbraunes Protoplasma zerklüftet sich in acht durch zarte Grenzlinien geschiedene Zellen. Durch den bedeutenden Druck, welchen der sich vergrößernde 8-zellige Körper auf die äußere Membran ausübt, wird diese am Scheitel gesprengt; er selbst schlüpft, von einem zarten Häutchen umgeben, aus

der Oeffnung hervor (C) und nimmt seinen Weg nach der Mündung des Behälters. Die gegliederten Haare, welche mit den beschriebenen weiblichen Zellen zusammen den Innenraum auskleiden und gegen die Mündung hin convergiren (A), erleichtern ihnen den Austritt. Zur Ebbezeit sammeln sich letztere an der Außenseite der warzenförmigen Erhebungen der Fruchtäste als grünliche, körnige Masse an. Erst die zurückkehrende Fluthwelle spült sie von der Mutterpflanze ab.

Nach kurzem Verweilen im Meerwasser nehmen die acht Zellen an Umfang zu und zeigen die Neigung, sich zur Kugel abzurunden. Noch bevor dies vollkommen erreicht ist, wird die äußere der beiden Lamellen, in welche die zarte Hüllhaut sich sondert, am Scheitel gelöst, und der achtzellige Körper tritt, von der inneren Lamelle umgeben, aus der sich erweiternden Oeffnung hervor. Beide Lamellen bleiben am Grunde fest verbunden (D). In weniger als einer Stunde nach Benetzung der weiblichen Zellen wird auch die innere Lamelle gesprengt und die acht Kugeln sind nun frei (E). Jede von ihnen ist eine Eizelle, welche nur dann, wenn sie durch bewegliche männliche Zellen (Spermatozoidien) dazu angeregt wird, einer weiteren Entwickelung fähig ist. Sie besteht aus trübem, bräunlich gefärbtem Protoplasma, dem jede Umhüllung durch eine Zellstoff-Membran fehlt. Ein von innen durchschimmernder heller Fleck bezeichnet wahrscheinlich die Lage des Zellkernes.

Die Spermatozoidien werden, wie soeben erwähnt wurde, auf besonderen Pflanzen erzeugt. Die Innenseite der männlichen Behälter (Fig. 3. A) ist mit zahlreichen gegliederten und reich verzweigten, sehr zarten Häärchen besetzt, welche eine größere Zahl ovaler Mutterzellen (Antheridien) tragen (B). Die Membran

sondert sich auch hier in zwei Lamellen. Indem die äußere derselben am Scheitel berstet, tritt die Zelle, von der zarten Innenhaut umgeben, in den Raum des Behälters und von hier durch

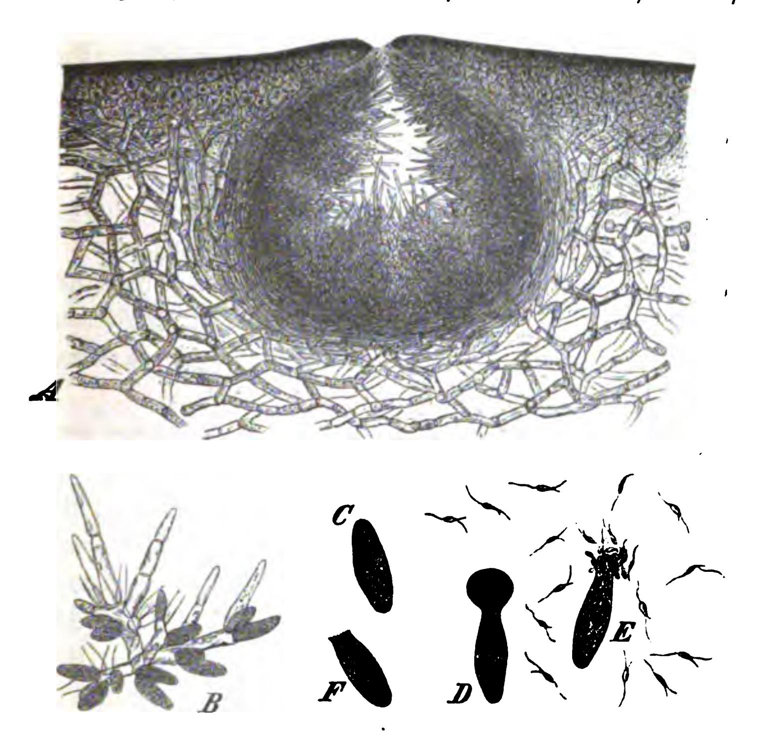


Fig. 3. Entwickelung der Spermatozoidien von Fucus vesiculosus. L. (nach Thuret).

A Querschnitt durch einen männlichen Fruchtbehälter. *B* Verzweigtes und gegliedertes Haar von der Wandung desselben, mit Antheridien in verschiedenen Entwickelungszuständen. *C*, *D*, *E* und *F* Antheridien vor, während und nach Entleerung der Spermatozoidien.

(*A* ist 50 m., *B* 160 m. und *C*—*F* sind 330 m. vergr.)

die Mündung nach außen (*C*). Ihr Protoplasma-Inhalt hat sich inzwischen in sehr zahlreiche kleine Körperchen (Spermatozoidien) gesondert, welche schon innerhalb der Mutterzelle eine lebhaft wimmelnde Bewegung erkennen lassen. Doch erst nachdem die Antheridienzellen, welche sich, ähnlich wie die weiblichen Zellen, an reifen Behältern zur Ebbezeit in größerer Menge vor der Mündung versammeln, vom Meerwasser bespült werden, öffnen sie sich an einem oder beiden Enden und gestatten den Spermatozoidien den Austritt (*D*, *E*, *F*). Letztere erinnern an die Schwärmsporen der Phaeosporeen, doch sind sie um Vieles kleiner, als diese. Ihr Körper ist flaschenförmig. Der kürzere, nach vorn gerichtete der beiden seitlich befestigten Flimmerfäden entspringt am Vorderende, der längere, bei der Bewegung nachgeschleppte geht von einem seitlichen orangefarbenen Fleck aus.

Mischt man zwei Tropfen Meerwassers, von denen der eine Eizellen, der andere Spermatozoidien enthält, auf dem Objectglase des Microscopes, so sieht man die Spermatozoidien sich in großer Zahl um die Eizellen versammeln, sich an ihrer Oberfläche anheften und ihnen mit Hilfe ihrer Flimmerfäden eine drehende Bewegung ertheilen (Fig. 2, *F*). Nach etwa einer halben Stunde erlischt die Bewegung allmählich; am nächsten Tage ist die Eizelle mit einer Membran umkleidet; bald darauf treten die ersten Scheidewände in ihnen auf (Fig. 2, *G*); der der Unterlage zugekehrte Theil entsendet erst ein Wurzelhaar, später mehrere, die zur Befestigung der jungen Keimpflanze dienen (Fig. 2, *H*), und diese wächst, unter fortdauernder Zellvermehrung, zur entwickelten Pflanze heran.

Sind es, wie wir annahmen, wirklich die Spermatozoidien, welche die Eizelle zu weiterer Entwickelung anregen, so muß bei

ihrer Ausschließung die Keimung unterbleiben. Durch den Versuch wird diese Voraussetzung auf das vollkommenste bestätigt. Bringt man eine größere Zahl von Eizellen unter im Uebrigen durchaus günstigen Verhältnissen für sich allein in Meerwasser, so bleiben sie einige Tage unverändert, um demnächst abzusterben. In welcher Form die Spermatozoidien die Befruchtung vollziehen, ist für unsere Pflanze noch nicht mit voller Sicherheit ermittelt; doch ist es nach Analogie anderer Algen wahrscheinlich, daß sie in die Eizelle eindringen und direct mit ihrer Substanz verschmelzen.

Trotz des großen Fortschrittes, welchen die Fucaceen in Bau und Fortpflanzung gegenüber den früher besprochenen Gruppen darbieten, stellen sie doch keineswegs die höchste Entwickelungstufe unter den Meeresalgen dar. Der erste Rang gebührt hierin den Florideen. Die lebhafte Färbung, welche die meisten von ihnen auszeichnet und die zwischen einem schmutzigen Violett und dem glänzendsten Purpurroth in allen nur denkbaren Nüancen schwankt, — das überaus Zierliche und dem Auge des Binnenländers Ungewöhnte in der Art ihrer Verzweigung nöthigt auch dem Gleichgültigsten Interesse und Bewunderung ab. Leider sind sie zum größeren Theil an ihren natürlichen Standorten schwerer zu erreichen, als andere vegetabilische Meeresbewohner. Sie leben meist in Tiefen, welche auch zur Zeit des vollen und neuen Mondes von der ebbenden See nicht ganz entblößt werden; doch findet man sie nach heftigen Stürmen an besonders begünstigten Punkten der Küste in großer Menge mit anderen Meeres-Producten ausgeworfen und kann dann ohne Mühe schöne Exemplare für das Herbarium oder Album gewinnen.

Die Zierlichkeit der Formen macht die Florideen nicht nur zu Lieblingen der Sammler; die ihr zu Grunde liegende Gesetz-

mäßigkeit und Mannichfaltigkeit der äußeren Gliederung gewährt ihnen auch ein hervorragendes wissenschaftliches Interesse. Bei den einfacheren Arten, welche aus Zellreihen aufgebaut sind, liegen Wachsthum und Verzweigung dem Beobachter so klar und übersichtlich vor Augen, wie kaum in einer anderen Abtheilung der Algen. Weiter aufwärts begegnen wir Formen, bei denen die Fäden sich zu Flächen und körperlichen Gebilden von characteristischem Umriß zusammenordnen. Auf solche Weise entstehen die zierlichen Gitter von Claudea und Halodictyon, die purpurfarbigen Blätter der Delesserien und Nitophyllen, die gegabelten Spreiten der Rhodymenia- und Chondrus-Arten, die runden oder platten Stämmchen der Gracilarien, die verkalkten Stöcke der Corallineen.[24]) In den meisten Fällen ist die seitliche Vereinigung der Zellreihen schon am fortwachsenden Scheitel der Pflanze eine so innige, daß es sehr genauer Untersuchung bedarf, um sich über die Entstehung des Scheingewebes klar zu werden. In älteren Theilen solcher Arten pflegt der Aufbau aus Fäden deutlicher zu werden. Es tritt nicht selten eine seitliche Lockerung derselben ein und es schieben sich neue Auszweigungen zwischen die vorhandenen ein, sie in verschiedenen Richtungen umwachsend und verwebend. Zuweilen kommt es sogar vor, daß jüngere Fäden sich in ältere einbohren und deren Gliederzellen ausfüllen.[25]) Alle diese Mittel dienen gemeinsam dem Zwecke, der Pflanze in ihren älteren Theilen größere Festigkeit zu geben und sie gegen den Andrang des bewegten Wassers und andere mechanische Eingriffe widerstandsfähiger zu machen.

Trotz alledem bleibt der innere Bau der Florideen aber selbst in deren höchststehenden Gruppen an Complicirtheit immer noch gar weit hinter demjenigen der Gefäßpflanzen zurück. Dafür

zeigt aber die äußere Gliederung beider schon eine bemerkenswerthe Annäherung.

Die Vollkommenheit in der Gestaltung der Gefäßpflanzen ist zum größeren Theile durch die Sonderung des Pflanzenkörpers in verschiedene Organe bedingt, deren jedes seine eigenartigen Functionen zu erfüllen hat. Insbesondere ist es das Blatt, seine variable Stellung am Stamm, sein Accommodationsvermögen an verschiedene Lebensaufgaben, dem die Blüthenpflanzen ihren Formenreichthum und ihre weitgehende physiologische Arbeitstheilung verdanken. Jede Andeutung einer Ausgestaltung von Blättern in solchen Abtheilungen des Gewächsreiches, die ihrer Hauptmasse nach den blattlosen Pflanzen angehören, muß deshalb ein hohes Interesse beanspruchen. Dies gilt nun in eminentem Grade von den Florideen. Gewisse Arten sind aus Sprossen aufgebaut, die einander durchaus gleichwerthig sind. Bei anderen unterscheiden wir zweierlei Sprosse: solche, welche während der gesammten Lebensdauer der Pflanze sich in gleicher Richtung fortentwickeln und andere, deren Längenwachsthum frühzeitig abgeschlossen wird. Treten zu diesen Verschiedenheiten der Lebensdauer auch Abweichungen im Bau, in der Art der Verästelung hinzu, — erreichen die begrenzten Seitensprosse sehr frühzeitig den Höhepunkt ihrer Entwickelung und lösen sie sich auch frühzeitig wieder von der Mutterpflanze ab, — und sehen wir die Fortpflanzungsorgane entweder ausschließlich oder doch vorwiegend an die begrenzten Seitenzweige gebunden, — so besitzen letztere die Merkmale echter Blätter, mag ihre Form den uns geläufigen Blattgestalten noch so unähnlich sein. Blattbildung in diesem Sinne finden wir bei der artenreichen Gattung Polysiphonia und mehreren ihrer nächsten Verwandten. Um die Uebereinstimmung mit den Blüthenpflanzen noch größer zu machen,

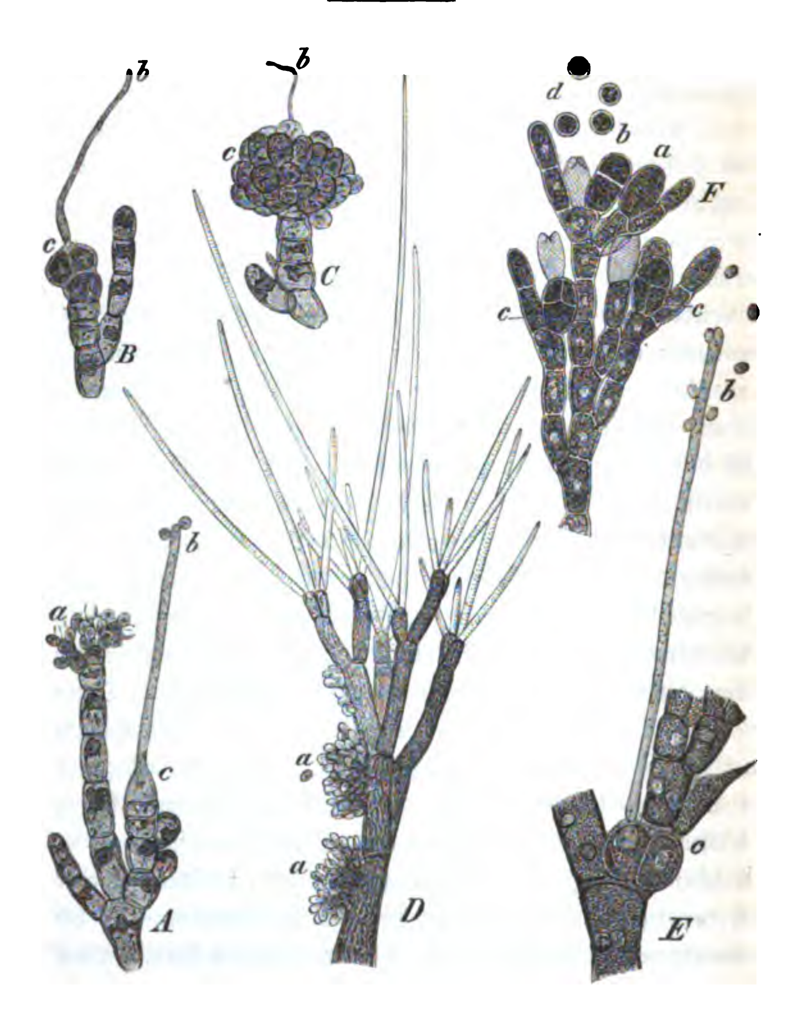


Fig. 4. Reproductionsorgane der Florideen.
(nach Thuret u. Bornet).

A Fruchtzweig von Nemalion multifidum J. Ag. *a* Antheridien. *b* befruchtete Trichogyne, deren Basis (*c*) zur Fruchtanlage wird. *B* Ganz junge Fruchtanlage. *C* Weiter entwickelte Frucht derselben Pflanze, (*A*—C 400 m. vergr.) *D* Zweig von Callithamnion corymbosum Lyngb. mit Antheridien (*a*) 250 m. vergr. *E* Zweig einer weiblichen Pflanze derselben Art mit soeben befruchtetem Trichogyn (*b*) 400 m. vergr. *F* Fruchtbarer Zweig von Thamnidium Rothii Thur mit Tetrasporen, 250 m. vergr.

bringen mehrere dieser Florideen aus dem Grunde ihrer Blätter Seitenzweige hervor, welche sich den Achselsprossen der höheren Pflanzen im Wesentlichen gleich verhalten.[26])

Das Reproductionsvermögen der Florideen ist demjenigen der Fucaceen fast noch überlegen. Die Florideen lassen es sich nicht, wie letztere, an sexueller Fortpflanzung genügen; sie vermögen sich auch auf ungeschlechtlichem Wege ausgiebig zu vermehren. Die zu diesem Zwecke erzeugten Zellen entstehen meist zu vieren durch Theilung je einer Mutterzelle und führen deshalb den Namen „Tetrasporen". Bei den fädigen Arten nehmen sie die Enden von Zweigen ein oder sind ihnen seitlich angefügt (Fig. 4, *F*); bei den höheren Formen liegen sie dagegen gewöhnlich im Innern des Gewebekörpers und finden durch Auseinanderreißen der Rinde ihren Weg nach außen. Immer findet die Entleerung derart statt, daß die vier Zellen[27]) durch Quellung die sie gemeinsam umhüllende Mutterzell-Membran durchbrechen und sich nach dem Hervortreten zu Kugeln abrunden. Sie sind ebenso, wie die Schwärmzellen der Confervineen und Phaeosporeen, vollkommen membranlos; doch entbehren sie der Flimmerfäden und einer selbstständigen Ortsbewegung. Sie verdanken es einem glücklichen Zufalle, wenn die Wellen sie an einen Ort hinführen, der für ihre Keimung und Fortentwickelung günstige Bedingungen bietet.

Die Tetrasporen-bildenden Pflanzen erzeugen bei der überwiegenden Mehrzahl aller Florideen keine Sexualorgane. Auch letztere sind fast immer derart auf verschiedene Individuen vertheilt, daß die einen streng männlich, die anderen streng weiblich sind.

Der Befruchtungsvorgang war noch vor wenigen Jahren in vollständiges Dunkel gehüllt. Der Grund hierfür liegt vorzüglich darin, daß er einen von den übrigen Algen so sehr abweichenden Character trägt.

Das weibliche Organ zeigt in Form und Stellung große Verschiedenheiten; doch besteht insoweit Uebereinstimmung, als es überall von einem einzelligen Haare (Trichogyn) abgeschlossen wird, dessen nach außen gerichtete Stellung den Erfolg der Befruchtung sichert (Fig. 4, *A* u. *E*, bei *b*). Es kann dieses Haar kurz und gedrungen oder lang und schmächtig, es kann in seiner gesammten Erstreckung geradlinig oder am Grunde spiralig gewunden sein: stets ist es durch seinen reichen Gehalt an stark lichtbrechendem Protoplasma von etwaigen anderen Haarbildungen der Pflanze verschieden. Das zartwandige Ende dient als Empfängnißstelle.

Die männlichen Zellen werden meist in überaus großer Zahl erzeugt. Entweder bedecken sie die Außenfläche der Pflanze in einfacher Schicht, oder sie werden in einfachen Reihen angelegt, oder sie bilden größere Anhäufungen von verschiedener, oft sehr zierlicher Anordnung an bestimmten Auszweigungen (Fig. 4, *D*, bei *a*). Jede Zelle ist oval oder kugelig und von den vegetativen Zellen nicht nur durch geringere Größe, sondern auch durch blasse Färbung ausgezeichnet. Bei der Reife wird die Membran am Scheitel gesprengt und der Inhalt tritt als kugeliges Spermatium hervor.

Ihm fehlen die für die Spermatozoidien der Fucaceen characteristischen Bewegungsorgane; es ist vom Zufalle abhängig, ob das Spermatium seinen Bestimmungsort, das Trichogyn, erreicht. Wenn trotzdem die Mehrzahl der Trichogyne befruchtet werden, so ist dies zum Theil ihrer freien Stellung, ganz besonders aber der verschwenderischen Massenhaftigkeit zu danken, mit welcher die Spermatien erzeugt werden.

Die Befruchtung findet in der Weise statt, daß ein oder mehrere Spermatien sich am Scheitel des Trichogyns oder dicht unterhalb desselben festheften, und die sie trennende Scheidewand aufgelöst wird (*A* u. *E*, bei *b*). Die Folgen der Copulation äußern sich aber nicht bei allen Florideen in gleicher Weise. Im einfachsten Falle grenzt sich der untere, verbreiterte Theil dem Trichogyn durch eine Querscheidewand ab und wird direct zur Fruchtanlage (*A B* u. *C*, bei *c*); bei den meisten Arten dagegen wird die Wirkung des Befruchtungactes auf eine oder mehrere des Trichogyn benachbarte Zellen übertragen, und erst aus ihnen geht die Fruchtanlage hervor; oder es können, wie bei Dudresnaya, noch weitere complicirte Vorgänge nöthig werden, bevor es zur Bildung der Fruchtanlage kommt. Im reifen Zustande stellt die Frucht stets ein entweder freies oder von einer Hülle umgebenes Haufwerk von tief dunkelroth gefärbten Zellen dar (*C*). Jede derselben muß ebenso, wie die Tetrasporenzellen, aus ihrer Membran als nackter Protoplasmakörper hervortreten, bevor sie keimt und zur neuen Pflanze heranwächst.

Der großen Zahl von Algen gegenüber, welche das Meer von der oberen Fluthgrenze bis zur Tiefe von mehreren hundert Fuß bevölkern und deren Entwickelung wir in ihren Hauptzügen kennen

gelernt haben, nehmen sich die wenigen darin vorkommenden Blüthenpflanzen[28]) fast wie Fremdlinge aus. Man kennt von ihnen im Ganzen bis jetzt 26 Arten. Sie gehören sämmtlich zwei einander nahe verwandten Familien der Monocotyledonen, den Potameen und Hydrocharitaceen an, welche reichlicher, als in der Flora des Meeres, in derjenigen der süßen Gewässer vertreten sind. Die meeresbewohnenden Arten werden gemeinhin als „Seegräser" bezeichnet. Sie besitzen zum größeren Theile ein schlankes, aus verlängerten Gliedern bestehendes Stämmchen, das am Meeresboden hinkriecht und nach aufwärts schmale, grasartige, mit langen Scheiden versehene Blätter entsendet. Was ihnen an Zahl der Arten abgeht, ersetzen sie durch Masse der Individuen. Sie leben der Regel nach gesellig und überziehen, indem sie sich zu dichten Rasen verflechten, wiesenartig oft weite Strecken des Meeresgrundes. Die meisten, wie die in der Nord- und Ostsee heimische Zostera marina (das bekannte Matratzen-Gras), kommen mit Vorliebe auf schlammigem und sandigem Grund vor. Innerhalb der Tropen bietet Corallensand eine besonders günstige Unterlage. Die im Mittelmeere allgemein verbreitete Posidonia oceanica vermag sich auch an steiniger Unterlage festzuklammern.

Die meisten Seegräser bewohnen zusammenhängende Gebiete von oft beträchtlicher Ausdehnung. Mit Ausnahme der arctischen, (und vermuthlich auch der antarctischen) Gewässer sind sie bisher unter allen Breiten gefunden worden. Von den Küsten, an welchen sie gewöhnlich nur bis zur Tiefe von etwa 10 Meter herabsteigen, treten sie mit Vorliebe in die brackischen Gewässer, Flußmündungen, Lagunen 2c. ein, wo sie Schutz vor der Brandung finden, und der schlammige Boden ihr Gedeihen begünstigt. An solchen Stellen,

wie auch in seichten Meeresbuchten, werden die Seegrasbänke öfter zur Ebbezeit entblößt und in dieser Entblößung vermögen sie selbst die Strahlen der heißen Tropensonne ohne dauernden Nachtheil zu ertragen.

Wie in ihrer gesammten Form und im Bau der vegetativen Organe sind die Seegräser auch in der Blüthenbildung und der Befruchtung dem sie umgebenden flüssigen Medium angepaßt. Die Zellen des Blüthenstaubes besitzen nicht Kugelgestalt, sondern stellen langgestreckte cylindrische Schläuche dar, die bei einer Gattung (Halophila) sogar wie ein Confervenfaden durch Querwände gegliedert sind. Diese Schläuche werden von den meist fadenförmigen Griffelästen aufgefangen und steigen längs derselben in die Fruchtknotenhöhle hinab. Bei der zu den Hydrocharitaceen gehörigen Gattung Enhalus findet die Bestäubung in abweichender, der verwandten süßwasserbewohnenden Valisneria spiralis entsprechenden Weise statt. Die männlichen Blüthen trennen sich hier von den kurzgestielten Blüthenständen los und schwimmen an der Oberfläche des Wassers, wo sie der auf ihrem langen, spiralig gewundenen Stiele fluthenden weiblichen Blüthe begegnen. Die in Folge der Befruchtung sich ausbildende wallnußgroße Frucht wird, indem der Blüthenstiel durch Verkürzung der Spiralwindungen sich wieder einzieht, unter Wasser gereift.

Blicken wir zum Schlusse auf das Bild zurück, das wir von der Vegetation des Meeres entrollt haben, so erscheint es im Vergleich zu dem, wie die Natur es uns darbietet, höchst dürftig und

lückenhaft. Wir haben aus dem bunten Schatz von Lebensformen einige wenige herausgegriffen, um unserer Vorstellung Anhaltspunkte zu gewähren; und doch können dieselben ihr rechtes Verständniß nur im Zusammenhang mit allen übrigen pflanzlichen Bewohnern des Meeres finden. Und auch dies genügt nicht. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Vegetation als Ganzes in den Tiefen des Meeres ebenso, wie auf dem Festlande, von der Thierwelt bedingt wird, daß beide Reiche in ihren Lebensbedürfnissen einander wechselseitig angepaßt sind, daß mithin ein volles Verständniß des Pflanzenlebens erst durch die Kenntniß des Thierlebens angebahnt wird.

War es nur ein kleines Bruchstück der Meeresflora, das ich meinen Lesern vorgeführt habe, so bildet diese in ihrer Gesammtheit selbst ja nur einen Theil und zwar den Schlußstein einer durch unermeßliche Zeiträume sich fortbauenden Entwickelungsreihe. Die Formen, welche wir lebend sammeln, sind nur die Epigonen aller der zahlreichen Arten und Generationen von Individuen, welche im Schooße des Oceans einander seit dem ersten Auftreten der Organismen gefolgt sind. Wären die Gewebe der Algen nicht zum größeren Theile von so zarter Consistenz und deßhalb weniger, als fast alle anderen Pflanzen zur Conservirung in fossilem Zustande geeignet, so würden uns die geschichteten Gesteine ebenso von dem Reichthume früherer Meeresfloren berichten, wie sie Wald und Steppe gesunkener Continente dem Auge des Forschers wieder lebendig werden lassen. Doch ist uns von solchen Algen. welche der Fäulniß noch den meisten Widerstand entgegenzusetzen vermögen, (den Bacillariaceen und Fucoideen) so viel wenigstens erhalten, um die naiven Vorstellungen der alten Culturvölker, welche im Meere die Geburtsstätte des Lebens verehrten, durch die Wissenschaft be-

stätigen zu können. Die ältesten aus der silurischen Formation bekannten Pflanzenreste, so weit sie überhaupt noch sicher erkennbar sind, gehören den Meeres-Algen an; erst in jüngeren Schichten gesellen sich ihnen cryptogame Landpflanzen zu.

Daß die Pflanzenwelt des Meeres eine reiche Geschichte hinter sich hat, und ihr gegenwärtiger Zustand das Resultat großer vorhergegangener Veränderungen in Form und Vertheilung ihrer Bestandtheile ist, spricht sich in nicht mißzuverstehender Weise in der Art ihrer geographischen Anordnung aus.

Würde die Vertheilung der Species allein durch physische Einflüsse, durch Temperatur oder Salzgehalt des Wassers bestimmt, so stände zu erwarten, daß Meere gleicher geographischer Breiten, auch wenn sie durch Continente getrennt sind, eine gleichartige oder wenigstens nahe verwandte Vegetation besitzen. Doch zeigt sich meist das Gegentheil. Kaum kann es in dieser Beziehung etwas Belehrenderes geben, als eine Vergleichung der Flora des mittelländischen Meeres mit der des Rothen Meeres, zwischen denen bis vor wenigen Jahren die enge Landenge von Suez als Schranke aufgerichtet war. Beide sind so verschieden, als möglich, während Algen und Phanerogamen des Rothen Meeres zu denen selbst entfernterer Theile des Indischen Oceans, mit dem eine offene Communication besteht, nahe verwandtschaftliche Beziehungen zeigen.[29]) Aus dem Rothen Meere werden nicht weniger als 30 Sargassum-Arten aufgeführt, während das im Mittelmeere vorkommende Sargassum linifolium fehlt. Ebenso vermissen wir im Rothen Meere die im südlichen Mittelmeerbecken so verbreitete Caulerpa prolifera, deren Bau wir oben (pag. 30) kennen lernten; doch wird sie durch 9 andere Arten von Caulerpa ersetzt, welche in ihrem Ursprung fast sämmtlich auf Indien hinweisen.

Selbst für Gattungen bildete der Isthmus bisher eine strenge Grenzscheide; er hat den indischen Turbinaria-Arten den Eintritt in das mittelländische, den auch in der Nordsee heimischen Delesserien den Eintritt in das Rothe Meer gewehrt. Von den vier Seegras-Arten des Mittelmeeres ist nicht nur keine mit den neun Arten des Rothen Meeres identisch, sondern sie gehören beiderseits zum größeren Theile selbst verschiedenen Gruppen an.[30])

Es weisen diese Thatsachen unverkennbar darauf hin, daß die von der Natur zwischen beiden Meeren errichtete Grenzscheide älter ist, als die eigenartige Ausbildung der durch sie getrennten Florengebiete. Nachdem die Schranke durch den Canal von Suez künstlich durchbrochen ist und ein lebhafter Schiffsverkehr sich täglich durch das Mittelmeer nach Indien und von dort zurück bewegt, ist es kaum zweifelhaft, daß zwischen den bisher so scharf characterisirten Florengebieten sehr bald eine Vermischung eintreten werde.[31])

Bietet die Vegetation des Meeres in solcher Weise ein fruchtbares Feld, auf welchem die so viel umstrittene Frage von der Veränderlichkeit der Arten und der Fortentwickelung des Gewächsreiches an der Hand der Pflanzengeographie geprüft werden kann, so liefern einzelne der im Meere vertretenen Pflanzen-Gruppen noch in anderem Sinne Material zur Beurtheilung der Evolutions-Theorie.

Die Ueberzeugung von der Wandelbarkeit der Organismen gründet sich, außer auf die Resultate künstlicher Züchtung, besonders auf die Wahrnehmung, daß nicht in allen Gattungen die einzelnen Formenkreise scharf genug umgrenzt sind, um sich allgemeine Anerkennung als gesonderte Arten zu erringen. Hervorragende Beispiele hierfür bieten unter den Blüthenpflanzen die Weiden (Salix), die Brombeeren (Rubus) und die Habichtskräuter

(Hieracium). Wurden solche Gattungen früher als „Crux et scandalum botanicorum“ verläumdet und ihr Studium von den meisten Forschern sorgfältig gemieden, so sind gerade sie in jüngster Zeit mehrfach zum Gegenstande gründlicher Untersuchung gemacht worden, um an ihnen zu ermitteln, wie groß die Veränderlichkeit einer Art unter natürlichen Verhältnissen ist und welchen Antheil äußere Einflüsse daran haben. Wenn die Meeresflora in dieser Beziehung noch geringe Beachtung gefunden hat, so liegt dies nicht daran, daß ihre Formenkreise weniger vielgestaltig wären, als die der vegetabilischen Landbewohner; es hat nur bisher an den Forschern gefehlt, welche die reichen im Meere ruhenden Pflanzenschätze in diesem Sinne für die Wissenschaft nutzbar gemacht hätten. Das Studium von Gattungen, wie Bryopsis, Cladophora, Ulva, Ectocarpus, Ceramium verspricht um so werthvollere Resultate, als das Meer auf weite Strecken viel gleichartigere Bedingungen für die Entwickelung der Vegetation darbietet, als das Festland. Der Betrag der im Organismus selbst liegenden und unabhängig von äußeren Einflüssen auf seine Nachkommen sich vererbenden Veränderlichkeit wird sich hier also in zufriedenstellenderer Weise ermitteln lassen, als bei Landpflanzen, welche durch Boden, Licht und Wärme in so verschiedenem Maaße begünstigt werden.

Die werthvollen Früchte, welche das Studium der niederen Pflanzen der botanischen Wissenschaft in jüngster Zeit eingetragen, die weiten Ausblicke, die es nach allen Seiten hin eröffnet hat, erklären zur Genüge das lebhafte Interesse, welches die Fachmänner der Pflanzenwelt des Meeres entgegenbringen. Möchte

es uns gelungen sein, zu zeigen, daß sie auch die Theilnahme jedes Gebildeten in hohem Grade verdient. Alljährlich strömen Tausende den Küsten zu, um die Luft des Oceans zu athmen und sich in seinen Wellen gesund zu baden. Sie gehen an dem, was das Meer von seinem Ueberfluß an organischem Leben an den Strand spült, theilnahmslos vorüber oder würdigen es im besten Falle eines neugierigen Blickes. Gewiß bedarf er bei Vielen nur der Anregung, um neben der in erster Linie gesuchten körperlichen Erfrischung sich auch eine Quelle reichen geistigen Genusses zu eröffnen.

Anmerkungen.

---

1) Vergl. M. J. Schleiden, das Meer, 2. Auflage (1874) p. 110.

2) Ebendas. p. 667.

3) A. Grisebach, die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung. Leipzig 1872. 2. Band, p. 366.

4) Dasselbe gilt von den europäischen Arten der Flechten-Gattung Lichina. — L. pygmaea Ag. kommt etwa auf mittlerer Höhe zwischen Ebbe und Fluth, L. confinis (Müll.) etwas unterhalb der Fluthlinie vor.

5) Wyville Thomson, The depths of the sea, London 1873, p. 45.

6) Die Bacillariaceen (Diatomaceen) bilden hiervon scheinbar eine Ausnahme, da sie in den bei Gelegenheit der Kabellegungen vom Grunde des atlantischen Oceans emporgeförderten Proben mehrfach aufgefunden wurden (cf. Botanischer Jahresbericht von Just, Jahrgang I. (1873) p. 35). Doch sind dieß sicher nur die Reste abgestorbener Individuen, da sie bei dem vollständigen Lichtmangel in so großer Tiefe nicht gedeihen könnten.

7) Vergl. hierzu die in den Noten zu Knop's Agricultur-Chemie, (Leipzig, 1868) auf den Seiten 137—144 zusammengestellten Meerwasser-Analysen.

8) Oscar Jacobsen, Ueber die Luft des Meerwassers (II. Jahresbericht der Commission zur Untersuchung der deutschen Meere in Kiel p. 45—58). Herr Professor Karsten in Kiel hatte die Güte, mir die Aushängebogen dieser Abhandlung vor deren Veröffentlichung zur Einsicht zu gestatten.

9) Deprotz (Ann. de chimie 1833 p. 54) citirt bei Thomson (The depths of the sea p. 35).

10) Vergl. die Temperatur-Tabellen bei Wyville Thomson, the depths of the sea p. 142).

11) Es sind dieß einige Arten der zur Familie der Chytridiaceen gehörigen Gattungen Olpidium A. Br. und Rozella Cornu, sowie Ustilago marina Tul. (auf Scirpus parvulus) und eine neuerdings von Duval-Jouve in den Blättern von Zostera nana gefundene Ustilago-Art. (Bull. de la Soc. bot. de France 1873 p. 48 u. 49.)

12) Näheres hierüber bei Cohn (Max Schultze's Archiv für mikr. Anat. Bd. III. p. 233) p. 6 ff., bei Askenasy (Bot. Ztg. 1867, p. 233) und bei Kraus u. Millardet (Mém. de la Soc. des sc. nat. de Strasbourg vol. VI. 1868).

13) Durch Rosanoff in den Mém. de la Soc. des sc. nat. de Cherbourg tome XIII. p. 145. Daß die Oscillarien bei Besonnung Sauerstoff ausscheiden, war schon Priestley, dem Entdecker dieses Gases, bekannt.

14) Der Name des „Rothen Meeres" tritt zuerst bei Herodot auf. Näheres über Trichodesmium erythraeum findet man bei Montagne in den Ann. des sc. nat. (Botanique) 3. sér. t. 2. p. 332.

15) Vergl. Anm. 6.

16) Naumann, Lehrbuch der Geognosie I. Band (1858) p. 534.

17) Eine solche Zwischenform finden wir nach der Darstellung von Schmitz bei Cocconema Cistula Ehrbg. (vergl. Botan. Zeitung 1872 p. 217).

18) Max Schultze in dessen Archiv für mikroskop. Anatomie, Bd. I. (1865) p. 376 ff.

19) Die von Areschoug (Observationes phycologicae, particula II. Upsaliae 1874) gegebenen Abbildungen lassen zum großen Theil die Deutung zu, daß wir es hier nicht mit Copulation von Schwärmern, sondern mit abnormen Zwillingsbildungen zu thun haben. Vergl. auch Janczewski und Rostafinski in den Mém. de la Soc. nat. des sc. nat. de Cherbourg t. XVIII. 1874.

20) Die positive Angabe Thuret's (Ann. des sc. nat. (Botanique) 3. série t. XIV. (1850) p. 236), daß beiderlei Arten von Schwärmsporen unmittelbar keimen, was neuerdings von Janczewski und Rostafinski bestätigt wurde, findet seine Erklärung vielleicht darin, daß die Copulation erst nach Abschluß der Bewegung erfolgt. (Vergl. Areschoug, De phaeozoosporarum Dictyosiphonis hippuroides observationes, in Botaniska Notiser 1873.) — Aus Gründen der Analogie ist es mir wahrscheinlich, daß die geschlechtlichen Schwärmsporen der Phaeosporeen in den einzel-

ligen Sporangien (Oosporangien nach Thuret) erzeugt werden, da diese den später zu beschreibenden Fructifications-Organen der Fucaceen in ihrem Bau näher stehen, als die mehrfächrigen Sporangien.

21) J. D. Hooker in Sir James Clark Ross, A voyage of discovery and research in the southern and antartic regions during the years 1839—43. London 1847. vol. II. p. 265.

22) W. H. Harvey, A manual of the British marine algae. London 1849 p. 21.

23) Thuret, Récherches sur la fécondation des Fucacées (Ann. des sc. nat. 4. série t. 2. pag. 197). Dieser ausgezeichneten Arbeit ist unsere Darstellung des Befruchtungsvorganges der Fucaceen entlehnt.

24) Letztere wurden von älteren Autoren fälschlich den echten Corallen zugerechnet.

25) L. Kny in Botan. Zeitung 1873, p. 433.

26) L. Kny, Ueber Axillarknospen bei Florideen, Berlin 1873.

27) Seltener bleibt die Sporen-Mutterzelle ungetheilt (Monospora) oder theilt sich in zwei (Miscosporium) oder mehr als vier Zellen (Pleonosporium).

28) P. Ascherson, Die geographische Verbreitung der Seegräser (in G. Neumayer's Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, Berlin, 1875, p. 359). Dieser vom ersten Kenner der Meer-Phanerogamen soeben gegebenen übersichtlichen Zusammenstellung ist das im Text über sie Mitgetheilte (zum Theil wörtlich) entnommen.

29) J. Zanardini, Plantarum in mari rubro hucusque collectarum enumeratio (Memorie dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti, vol. VII. (1857) p. 209).

30) P. Ascherson l. c. pag. 372.

31) J. Zanardini l. c. pag. 209.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17 a.

Die Normannen

und

ihre Bedeutung für das europäische Culturleben

im Mittelalter.

Von

H. Dondorff.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Es ist eine ferne Zeit und ein entlegener Gegenstand, für den ich Ihre geneigte Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Eine Polarfahrt auf dem Gebiete der Geschichte ist es, wozu ich einlade, und wohl mag die Rauheit des Landes, der Zeit und des Volksstammes, um den es sich hier handelt, abschreckend erscheinen. Allein das Leben, das wir hier finden, ist ein Theil unseres germanischen Lebens, wenn auch in die düstren Farben des Nordens gekleidet und zu phantastischer Wildheit gesteigert. Die alte Geschichte Skandinaviens mag wohl als eine Außenhalle der deutschen Geschichte betrachtet werden, die unserer Aufmerksamkeit wohl werth ist. Sie eröffnet uns den Ausblick auf die bewegte See und ein unruhig geschäftiges maritimes Treiben neben den Wohnsitzen der Germanen auf dem Festland. Die altgermanische Götterwelt, die bei uns ein verschollener Name ist, breitet sich dort in ihrer ganzen Pracht über die nordischen Gefilde als ein Reflex der nordischen Menschennatur aus. Das Leben und Treiben der altheidnischen Recken, davon bei uns nur ein poetischer Abglanz auf unsere nationale Heldendichtung übergegangen ist, steht dort in geschichtlicher Wirksamkeit vor uns, und die Züge und Wanderungen der Nordmannen schließen sich an die großen continentalen Wanderungen der germanischen Völkermassen als ihre geschichtliche Ergänzung an. Denn kaum hat sich die große Völkerwanderung, die den ganzen Rumpf des Continents durchdrang und mit neuen Kräften erfüllte, zur Ruhe gestellt, da rauscht eine neue Völkerfluth im Norden auf; sie schlägt von Skandinavien aus gegen die Küsten Europas im Norden und Süden wie

eine gewaltige Springfluth, sie erfaßt den Saum und sozusagen die Extremitäten des Continents und durch sie ist der Proceß der Völkermischung und der Bildung neuer Nationalitäten, welcher in der germanischen Wanderung eingeleitet war, zum definitiven Abschluß gebracht.

Was diese skandinavische oder normännische Völkerwanderung Bedeutsames an sich und Folgenreiches für das europäische Leben gewirkt hat, das ist es was ich in kurzen Zügen Ihnen vor Augen zu führen versuchen will.

Ein Zweig des großen germanischen Stammes war in unvordenklichen Zeiten über die See nach Norwegen hinübergezogen und hatte in langen Kämpfen mit den Finnen diesen das Land abgerungen und sie ostwärts gedrängt. Alte Mythen von den Fahrten des Gottes Thor gen Osten mögen auf diese historischen Erinnerungen zurückweisen. Durch die sog. Bravallaschlacht unterwarfen sie sich die Stämme im Süden von Schweden. Mit ihnen vermischt verbreiten sich die Dänen aus dem Süden Schwedens auf die Inseln und die Halbinseln des baltischen Meeres, und wenn im früheren Mittelalter von Dänen die Rede ist, so hat man darunter meistens zugleich die Normannen zu verstehen.

In nahe Berührung treten sie auch mit den religionsverwandten Sachsen, denen sie Unterstützung im Kampf gegen Karl d. Gr. gewährten. Und Karl wußte wohl, weshalb er die nördlichen Grenzen seines Reichs mit einem Gürtel von festen Bollwerken und Grenzmarken umgab.

Rauh wie die Bergnatur des Landes und unstät wie die Woge, die es bespült, war dieses Geschlecht; kriegerisch und thatendurstig, stolz auf die Freiheit, voll unruhiger Wanderlust und von der Unabwendbarkeit des Verhängnisses durchdrungen, so stürzt sich der Normann in sein eigenstes Element das Abenteuer und bietet in selbstüberhebendem Trotze die Stirn dem Schicksal und die Brust dem Schwerte des Feindes dar. Odins Schlachtenmuth

erfaßt und beseelt die Kämpfer; Berserker nannte man die, welche ohne Rüstung sich auf den Feind stürzen, wie Wölfe in die eigenen Schilde beißen und mit lachendem Munde die Todeswunde empfangen. Schon die Knaben wurden von den Spielen ihrer Genossen ausgeschlossen, wenn sie nicht wenigstens Thierblut vergossen hatten.

In den tiefen Fjorden Norwegens mit ihren gefährlichen Strudeln und zwischen den Scheeren und Klippen der Küste gelangte die Schiffahrt zu einer frühen Entwicklung; sie ward das Lieblingsgewerbe der Normannen neben dem Krieg oder mit diesem gewöhnlich auf Engste verbunden. Die Ernte, welche der karge Felsboden nur zu oft versagte, mußte das Meer gewähren. Auf hochgebordeten Schiffen steuerte die thatenlustige Jugend unter ihren Seekönigen zur wilden Wikingerfahrt auf Beute hinaus, um mit feindlichen Rivalen, mit der Wuth der Elemente, mit den Ungeheuern der Tiefe, mit dämonischen Trollen und Nixen den phantastischen Kampf zu wagen. Solche Wikingerfahrten gehörten zur rechten Ausbildung jedes Mannes. Sie hatten große tiefgehende Schiffe, die mit Ruder und Segel regiert wurden, deren hohes Hinter- und Vorderdeck wie zu einem Castell eingerichtet war. Odin's heilige Vögel, die Raben, dienten ihnen als Compaß. Sie ließen sie ausfliegen, um die Richtung des Landes zu ererkunden. Das schaumhalsige Wellenroß, so nennen sie das Schiff, ist Gegenstand ihrer besonderen Liebe und Sorgfalt. Es ist ihnen Heimath, Haus und feste Burg. Der glaubte allein Seekönig heißen zu dürfen, der nie unter rauchgeschwärzten Balken schlief, nie am häuslichen Feuer sein Trinkhorn leerte. Es waren gemeiniglich die jüngeren Zweige königlicher Geschlechter, denen die See gewissermaßen als Erbtheil zufiel. Ohne irgend ein anderes Gebiet als die Meerestiefe, ohne andere Wohnung als ihre Schiffe herrschten diese fürstlichen Seeräuber über zahlreiche Unterthanen.

Im Sommer ist der Wikinger Seeräuber, im Winter bedächtiger Kaufmann im Frieden eines Hafens.

Es kommt wohl vor, daß, als im Sturme das Schiff zu sinken drohte, nicht die Beute ins Meer geworfen wurde, sondern die Mannschaft sprang hinaus, denn sie weiß sich schwimmend zu retten, indeß der Seekönig an Bord bleibt und das Schiff glücklich in den Hafen steuert.[1]) Ihr ganzes Leben ist ein kühnes verwegenes Wetten und Wagen, von einer wilden Poesie durchdrungen, die in den Liedern wiederklingt, in denen der Wikinger zur Harfe die eigenen und seiner Vorfahren Thaten besingt. In unserem deutschen Gudrunliede bilden diese Vorgänge einen Theil der Handlung, oder doch den Hintergrund derselben, und wir verlieren darin die kühnen Seefahrer nicht aus den Augen, die von einem Punkte der Nordsee zum anderen fliegen, sich überraschend wie Raubvögel auf ihre Beute stürzen oder sich das Ansehn von harmlosen Kaufleuten zu geben wissen und nebenbei auch wohl durch wunderbaren Gesang die Herzen der Menschen bezaubern.

Die deutschen und französischen Küsten wurden überhaupt seit dem 9. Jahrhundert am meisten von ihren Plünderungen betroffen. Wie einst die Germanen gegen das römische Reich der Cäsaren angestürmt waren, so flutheten jetzt diese nordischen Germanen gegen das neue römische Reich Karls d. Gr. an und machten sich die Schwäche seiner Nachfolger zu Nutze. Sie liefen auf schmalen Fahrzeugen in die Mündungen der Flüsse ein, brandschatzten das Land weit und breit und erpreßten den schwachen Königen dieser Länder Jahrgelder und Tribute ab, die natürlich nur die Wirkung hatten, noch andere und immer neue Schaaren anzulocken. An allen Ufern erhoben sich ihre festen Thürme. Die Ueberlieferung weiß von jenem Palnatoke zu erzählen, der noch zur Zeit Ottos d. Gr. in Jumne im Lande der Slaven (vielleicht Usedom) die Jomsburg gründete. Hier errichtete Palnatoke einen Staat von tapferen Männern, ihr Reich sollte die See sein, kein

Weib durfte in die Festung, kein Mann ward Mitglied ohne Proben reifer Tapferkeit, und alle Beute war gemeinsam. Auf diesen Helden des heidnischen Nordens hat sich auch die Tellsage niedergelassen, die in den Schluchten Norwegens wie in den Thälern der Schweiz verbreitet war. P. sollte auf Befehl des Königs Harald einen Apfel vom Haupte des eigenen Sohnes geschossen haben, und sein unfehlbarer Pfeil traf dafür später des Königs Herz.

Es waren vornehmlich zwei Gründe, welche seit der Mitte des 9. Jahrhunderts die Auswanderungen der Normannen aus ihrem Heimathlande häufiger werden ließen. Einmal die Verbreitung und Befestigung des Christenthums in diesen nordischen Gegenden, seit der deutsche Apostel, der heilige Ansgar von Corvey, das Evangelium in Schweden predigte und mit seinen Schülern eine ausgebreitete Missionsthätigkeit in Skandinavien entwickelte. Sodann war es das Aufkommen eines nationalen Königthums, welches die kleineren Volksverbände zu einem größeren Einheitsstaat zu verschmelzen trachtete. Gegen beide Bestrebungen richteten sich aber die Anhänger des Alten, und da sie sich nicht behaupten konnten, so zogen sie meist den Verlust ihrer Heimath dem ihres Glaubens und ihrer Freiheit vor. So unterwarf in Norwegen Harald Harfagr, Schönhaar genannt, die widerstrebenden Jarle. Viele Volkskönige fielen mit dem Schwert in der Hand, die Unbeugsamsten entwichen über das Meer und kleine reisige Gefolgschaften lösten sich fortwährend als Bruchtheile von dem Gesammtstamme ab, um in einer unbekannnten Welt ihr Heil zu versuchen. In Dänemark war es Gorm der Alte zur Zeit König Heinrichs I., der, selber noch Heide, doch die christlichen Priester im Lande dulden mußte, zugleich aber auch die ungebundenen Kräfte seines lockeren Reiches centralisirend zusammenfaßte. In Schweden herrschte im Süden das alte sagenberühmte Geschlecht der Inglinger, und aus diesem war es Olaf Schooßkönig, zu Upsala, der um das Jahr 1000 das Christenthum annahm. Dar-

über kam es zu langwierigen Kämpfen mit den noch heidnischen Stämmen im nördlichen Schweden, bis auch diese das Christenthum annahmen und König Erich der Heilige um 1155 ganz Schweden zu einem Gesammtreich vereinigte. Diese Vorgänge gaben den Anstoß zu immer neuen Emigrationen. Es geschah, wie gesagt, in Form von sporadischen Gefolgschaften über das Meer und nicht in zusammenhängenden großen Völkerzügen, in denen einst die germanische Völkerwanderung auf dem Continente sich ausgebreitet hatte.

Die Erstarkung der Staaten auf dem Festland, in Deutschland unter den Ottonen, in Frankreich unter den Kapetingern, wies ihnen andere Richtungen an. Hierbei sind die Züge in die östlichen und nördlichen Gegenden, die noch zur Heidenzeit geschahen und eine Ausbreitung des germanischen Wesens zur Folge hatten, von jenen zu unterscheiden, welche im Gebiet der romanischen Nationalitäten stattgefunden und der Propaganda christlicher Ideen und Institutionen dienstbar waren.

Betrachten wir zunächst jene heidnisch-germanischen Gründungen. Der Zeit nach voran steht das Unternehmen des Rurik und seiner Brüder aus dem schwedischen Stamme Ruß, dessen Namen sie auf das große Slavengebiet im Osten übertragen sollten, wo die uneinige Bevölkerung sie zur Hülfe herbeigerufen hatte. Um 862 ließen sich diese ersten Normannen zu Nowgorod am Wolchow nieder. Rurik's Nachfolger zogen am Dniepr die alte Handelsstraße zum schwarzen Meer und Byzanz hinab und verlegten ihren Sitz in das heilige Kiew. Schnell erfolgte die Ausbreitung dieser Waräger, so nannten sich diese nordischen Krieger in dem ganzen Gebiet zwischen den Karpathen und der Wolga. Das Genie Ruriks, die Anhänglichkeit der Waräger an seine Dynastie, ihre militairische Organisation, die Ueberlegenheit ihrer eisernen Waffen, ihre Zucht und ihr innerer Zusammenhang im Gegensatz zu der Zersplitterung der Slaven machen diese Erfolge erklärlich. Immer

neue nachströmende Warägerzüge trieben zur Fortsetzung der Kriege. Militairische Banden wurden in den eroberten Provinzen stationirt und erhoben Tribut. Selbst das stolze Byzanz mußte ihnen, wie einst Rom den Germanen, einen schimpflichen Zins bezahlen; aber indem es ihren Angriffen widerstand, nöthigte es die Waräger, zu dauernden Niederlassungen und festen Einrichtungen überzugehen. Von hier aus empfingen sie die Keime einer höheren Civilisation, die christliche Lehre und die Heiligenbilder, die Anfänge der Kunst, den Ackerbau, die Schrift und die warmen Bäder. Als Rurik's Urenkel Wladimir die Taufe empfing und zur griechischen Kirche übertrat, da war die Verbindung dieser Normannen mit dem Stammlande schon gelöst und die Vermischung mit den Slaven eine vollendete Thatsache.

Inzwischen führte der Wandertrieb einzelne Banden die Wolga weiter abwärts zum kaspischen Meer, wohin im Jahre 914 eine Schaar auf 500 Schiffen vorgedrungen ist. Von hier fielen sie über die Länder Irans her. Die persischen Landschaften wurden von ihnen verheert. Nichts ist uns, klagt ein dortiger Dichter, von allen unseren Gütern übrig geblieben; dem Hagel gleich sind sie auf uns herabgefahren. Andere Waräger, von den Genüssen der Hauptstadt angelockt, traten in die Leibgarde des griechischen Kaisers ein, um mit ihren Spießen den schwankenden Thron oströmischer Cäsaren zu stützen, gerade so wie einst germanische Reisläufer sich für die Leibwache des Augustus und seiner Nachfolger anwerben ließen. Wieder Andere schweiften die Küsten des ägeischen Meeres hinab. Wenn einst die phönicischen Handelsleute die nordischen Küsten besucht hatten, so suchten jetzt umgekehrt die blondhaarigen Barbaren, diese Phönicier des Nordens, die südlichen Gestadeländer mit ihren selten uneigennützigen Besuchen heim. Noch steht zu Venedig vor dem Arsenal der große marmorne Löwe, den die Venetianer einst aus dem Piraeus entführten als ein Denkmal ihrer Herrlichkeit zur See, und an dem Sockel desselben findet sich eine

nordische Runenschrift eingegraben, welche die Namen von Nordmännern enthält, die sich im Vorbeifahren, nach der Unart moderner Touristen, an alten Steinbildern verewigten. Eine Fahrt in diese südlichen Gegenden scheint für die Bewohner Norwegens einen besonderen Reiz gehabt zu haben, und mochte für das gelten, was heutzutage eine Fahrt zu den Antipoden bedeutet. Es giebt Leichensteine im hohen Norden, welche den Verstorbenen nachrühmen, daß sie eine Grikiafahrt gemacht, oder daß ihr unternehmender Muth sie bis an die Wasser des Jordan geführt habe.

Häufiger jedoch waren ohne Zweifel die näher liegenden Fahrten der Norweger in die westlichen Meere. Die Shetlands- oder Orkneys-Inseln waren schon früh von ihnen besetzt, und einzelne Seekönige bildeten sich hier vorübergehend ein kleines Reich. Sie wurden die Stationen und Ausgangspunkte zu weiteren Expeditionen. Die Faröerinseln bildeten eine weitere Etappe auf der Straße nach dem arktischen Norden. Auf dieser öden von Stürmen und Fluthen gepeitschten Felsinsel haben die Normannen ein dauerndes Denkmal hinterlassen in der Nibelungensage, die sich in einer alterthümlichen Fassung bis in dieses Jahrhundert bei den Bewohnern erhalten hat, welche die Lieder zum Tanze zu singen pflegten.

Der mythische Gehalt der Heldengestalten ist hier deutlicher erhalten als in unserem deutschen Nibelungenliede, wo er durch die geschichtlichen Bestandtheile überwuchert und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist.

Seit 874 endlich wurde Island auch von Normannen besucht, die seitdem hier dauernde Wohnsitze nahmen. Zwei norwegische Flüchtlinge, Ingulf und Leib, die wegen Blutschuld ihre Heimath verlassen mußten, begaben sich zu Schiffe nach der fernen Insel, nicht ohne die hölzernen Pfosten vom Hochsitz des Hauses mitzunehmen, die mit Götterbildern geschmückt waren. Als sie des Landes ansichtig wurden, warfen sie die Götterbilder in's

Meer und gelobten dort, wo diese an's Land getrieben würden, und die Götter ihnen somit selber die Stätte bezeichneten, ihre Wohnung aufschlagen zu wollen.

Die nordische Insel war damals noch nicht so unwirthlich, wie heute. Es ward von den Ankömmlingen der schöne Waldwuchs gerühmt, während heute dort kein Baum mehr gefunden wird. Auch wird des Ackerbaues gedacht und des Bieres, das bei festlichen Gelegenheiten aus selbsterzeugtem Korn bereitet ward. Es giebt ein freundliches Bild von dem Anbau des Landes und der Liebe des Isländers zu seinem Heimwesen, wenn es von einem des Landes Verwiesenen heißt, er habe vom Strande noch einmal auf sein Gehöft zurückgeblickt. Wie reizend, sprach er, ist es, niemals erschien es mir so schön, die Hecken sind fertig, die Aecker gelb zur Ernte, ich will wieder nach Hause und nicht reisen.

Gewaltige Naturrevolutionen, vulkanische Ausbrüche, und die Vereissung der nördlichen Meere haben seitdem das Klima verändert und das Ansehen der Insel entstellt, die nur auf kurze Zeit den Schmuck des Sommers, wie den eines reicheren geschichtlichen Lebens aufzuweisen hat. Hier nun unter den eisigen Bergen Islands mit ihren feurigen Lavaströmen, zwischen Frost und Gluth, unter dem Wechsel einer endlosen Nacht und dauernden Tagesglanzes beim Schein der Mittnachtsonne, richtete sich das normännische Leben ein. Das Land ward in freie Gehöfte vertheilt und durch Thors Hammerwurf und Thors Feuerzeichen zum Eigenthum abgegrenzt. Wer Gelüsten nach dem Gut des Anderen trug, forderte diesen wohl zum Zweikampf mit Schwertern oder Aexten heraus, und wer Sieger blieb, trat in das Erbe des Unterliegenden ein. Das nannte man nach Thors Recht leben. Bald war die ganze Insel mit Ansiedlungen umkränzt. Zuerst in sporadischer Zerstreuung, dann, als die Sitten sich milderten, und die Bedürftigkeit des Lebens zu engerem Anschluß trieb, vereinigten sich alle Ansiedlungen als kleine Souveränitäten zu einem gemeinsamen

Freistaat mit einer ausgebildeten Gemeindeverfassung und wohlverbürgten Rechtsordnung. Eine gemeinsame Versammlung, der Althing, vereinigte von Zeit zu Zeit alle wehrhaften angesessenen Männer unter freiem Himmel zur Berathung, und vom Felsen des Rechts herab wurden die gefaßten Beschlüsse allem Volke verkündet.

Lange hielt sich das germanische Heidenthum in diesem äußersten Schlupfwinkel, bis es sich endlich von selbst völlig ausgelebt hatte.

Als das Christenthum Eingang gefunden, standen sich Heiden und Christen wie zwei feindliche Parteien gegenüber und verhöhnten die einen die andern mit Spottversen. Auf der Landesversammlung zu Tingwalla wäre es fast zum Kampfe gekommen, sie brachten die Nacht in den Buden unter Waffen zu. Doch am andern Morgen trat der Gesetzsprecher unter sie und vermittelte um Unfrieden und Landesverödung zu verhüten, daß Alle einerlei Glauben Sitte und Gesetz folgen und die Taufe nehmen sollten. Wer heimlich den Göttern opfern wolle, könne es für sich thun. Und so geschah es. Da sanken die Götterbilder an den Hochsitzen der Häuser wie in den Tempeln, und den alten Glauben der Väter legten die Söhne ab wie ein abgetragenes Kleid.

Doch lange noch erhielt sich unter christlicher Hülle altheidnisches Wesen in Sitte und Brauch. Ein gewisser Höskuld, so erzählt die Nialsage, ward von einem Sohn des weisen gesetzeskundigen Nial erschlagen. Flosi, einer der mächtigsten Männer, reiste darauf zu seiner Nichte, Höskulds Wittwe. Hildegarde trat dem Blutsfreund feierlich entgegen und den Mantel ihres Mannes, in welchem sie sein Blut gesammelt hatte, warf sie dem Oheim über, so daß er ganz mit Blut übergossen ward, und beschwor ihn bei Christi Kraft und all' seiner Mannhaftigkeit, jede Wunde ihres Gemahls zu rächen. Einen schiedsrichterlichen Spruch auf dem Allthing, daß der Mord mit Geld gesühnt werden solle, wies Flosi zurück und zog mit 100 bewaffneten Männern gegen

Nial's Hof, nicht ohne vorher in der Kirche die Hilfe des Himmelsherrn zu seinem Vorhaben erfleht zu haben. Sie ließen die Weiber aus dem Gehöfte frei abziehen und boten auch dem Nial freien Abzug an, allein dieser verschmähte in Schande zu leben und sein Weib, das ihn nicht lassen wollte, theilte mit ihm den Tod in den Flammen des Hauses. So spielt sich in der Enge eines nordischen Familienlebens' eine blutige Tragödie ab, die überraschend durch die bizarre Wildheit in der Form menschlichen Empfindens und Handelns an manche herbe Züge der nordischen Götterwelt mahnt, deren düstre Reflexe noch lange mit unheimlichem Glanze durch das geschichtliche Leben jener Nordländer hindurchleuchten.

Erfreulicher ist, wie die Ueberlieferungen der heidnischen Zeit in den Sagen und Dichtungen des Landes sich fortpflanzten und hierin ihren poetisch verklärten Ausdruck fanden.

Mit den Götterbildern hatten einst die Ankömmlinge noch etwas Besseres mitgebracht aus der alten Heimath, nämlich die Götterlieder und Sagen, und es zeigte sich, daß ihnen eine dauerndere Lebenskraft inne wohne, als den Gebilden von Holz. Auf dem Festlande, zumal in Deutschland, hatten die christlichen Priester und Missionäre, die meist aus der Fremde kamen, jede Spur des einheimischen Heidenthums ausgerottet, so daß von dem Götterglauben unserer Vorfahren nur vereinzelte Bruchstücke und verlorene Nachklänge auf uns gekommen sind. Aber auf Island war das Heidenthum nicht durch Verfolgung, sondern durch einen freiwilligen Beschluß abgethan und die christlichen Priester, welche Einheimische waren, theilten die Neigung ihrer Landsleute für die poetischen Traditionen der Vorzeit. Daher fand hier liebevolle Pflege was anderswo durch den Fanatismus der Bekehrer zerstört ward, und lange noch nachdem das unblutige Meßopfer die heidnischen Pferdeopfer verdrängt hatte und der lateinische Kirchengesang die gläubige Gemeinde in den kleinen hölzernen Bet-

häusern vereinigte, erklangen fort und fort die heidnischen Lieder und die Gesellen auf der Methbank lauschten begierig den alten Geschichten vom Odin und Thor, die ihnen vertraute Genossen geblieben waren. Die Sänger oder Skalden bildeten ihre Kunst zunftmäßig zu einer Art Meistergesang in einem traditionellen strengen Formalismus aus. Zu Skalholt war eine eigene Schule, eine Art Akademie, welche der Dichtkunst hier im hohen Norden zu wunderbarer Blüthe verhalf, mochte dieselbe auch oft mehr der gefrornen Eisblume am Fenster als der duftigen Blüthe im Walde gleichen.

Eine andere Schule gründete im 12. Jahrhundert der gelehrte Sämund, genannt hinn frodi, auf seinem Gute zu Oddi. Er ist es gewesen, der die Sammlung alter Götterlieder und Sagen veranstaltete, die unter dem Namen der älteren Edda geht, zu denen ein Jahrhundert später die jüngere Edda in prosaischer Form als ein Auszug aus anderen Götter- und Heldenliedern hinzukam. Es giebt Geschöpfe aus einer früheren Periode des Erdenlebens, die im Eise des Nordens eingefroren und zum Theil mit Haut und Haaren auf uns gekommen sind. So möchte man sagen, daß die nordische Götterwelt hier unter dem Eise jener äußersten Thule so lange geborgen ward, bis die Zeit kam, wo die Nachwelt sie verstand und ihr Wiederhervorkommen freudig begrüßte. Recht eigentlich darin möchte man die Bedeutung und geschichtliche Bestimmung dieser fernen Insel suchen, daß sie den ausgetriebenen Göttern der germanischen Vorzeit eine Zufluchtsstätte gewähren sollte. „Es war der Geist der germanischen Vorzeit selbst, der am äußersten Ende der alten Welt seinen Sitz aufschlug. Hier wollte er rasten, um über sich selbst nachzusinnen, und sich in sich zu vertiefen. Hier ist er in schwermüthigem Brüten zum Bewußtsein seiner selbst gekommen. Die Gesänge der Edda, d. h. Urgroßmutter, welche den Enkeln von dem Glauben und den Thaten der Vorfahren erzählt, bilden das kost-

barste Vermächtniß aus dem Geistesleben des Nordens. Sie sind auch uns durch die treffliche Verdeutschung Simrocks zugänglich geworden. Räthelhaft und fast gespenstisch schauen uns hier die Häupter der alten Götter an, wie altersgrau verwitterte Felshäupter im Nebelgewölk. Die klare plastische Durchbildung sinnlicher Schönheit, die bei den olympischen Göttergestalten erfreut, wird man hier am wenigsten suchen. Die Gebilde der Edda gleichen vielmehr flüchtig, aber markig entworfenen Kartonzeichnungen, darinnen eine geniale Phantasie sich der geringsten Mittel zu ihrer Versinnlichung bedient hat und deren Umrisse lückenhaft und zerrissen, wie sie noch dazu sind, eine eigene divinatorische Thätigkeit von Seiten des Lesers erfordern. Aber die äußere Armuth dieser Gesänge birgt einen inneren Schatz, der nur gehoben sein will, birgt einen seltenen Reichthum von sittlicher Reinheit und wundersame Tiefe der Weltanschauung. Es begegnen da religiöse Vorstellungen wie von der Unsterblichkeit und dem Fortleben der Helden in einem seeligen Jenseits, von dem Untergang der Welt am Ende der Tage und ihrer Wiedererneuerung zu besserem Leben, in welchem auch die Götter, wenigstens die guten wiedererstehen und in ungetrübter Klarheit walten werden. Es begegnet eine Auffassung des Göttlichen nicht bloß als eines gesteigerten Ideals von sinnlicher Schönheit und Kraft, wie bei den Griechen, sondern als des Guten, des Heiligen, das im Kampfe über das Böse siegt und zuletzt alle Beschränkungen und Befleckungen anthropomorphischer Einkleidung abstreift. Das sind Züge, in denen der Geist des germanischen Heidenthums eine innere Verwandtschaft mit den Ideen des Christenthums zeigt und wie prädisponirt für die Aufnahme der christlichen Heilslehre erscheint.

Doch nicht bloß der religiöse Genius des Nordens hat auf dieser Insel einen Ausdruck und feste Gestalt gewonnen, sondern auch das Vermächtniß der nordischen Geschichte in den zahlreichen Sagas und mündlichen Ueberlieferungen lockte den wißbegierigen Geist des Isländers.

Die Unthätigkeit, zu der er während des langen Winters und in den langen Nächten verurtheilt war, führte ihn zum Sammeln und Studium alles litterarischen Materials, dessen er habhaft werden konnte, und je weniger die einförmige Geschichte der Insel einen eigentlichen Inhalt in der Gegenwart hatte, um so mehr versenkten sich ihre Bewohner mit liebevoller Theilnahme in die Vergangenheit, welche ihnen in dem Lichte eines Heroenalters ihres Geschlechtes strahlte. So wurden die thatkräftigen Normannen auf Island ein schreibseliges und leselustiges Volk. Die Freude am Lesen und Hören der alten Geschichten vereinigte die Hausgenossen fast alltäglich im engen Wohngemach unter dem Schein der Lampe. Aus dem Munde des Volkes und aus alten Runeninschriften ohne eigentliche Vorarbeiten sammelte der größte Gelehrte im 13. Jahrhundert, den die Insel hervorgebracht hat, Snorre Sturlason die große Chronik der nordischen Könige, die 7 Folianten umfaßt. Er ward der Herodot des Nordens und Andere folgten ihm im Sammeln von Werken geschichtlichen Inhalts. So ward diese verwahrloste Insel eine Leuchte, welche ihr Licht über den ganzen Norden warf und noch heut sind die gelehrten Studien so sehr eine Lieblingsbeschäftigung des Isländers, daß der fremde Reisende mit dem klassischen Latein, mit der Sprache Ciceros, sich am besten auf der Insel zurechtfindet.

Doch auch der alte Wandertrieb war nicht erloschen; es blieb den Isländern ein Bedürfniß, die Beziehungen mit der fernen Welt zu unterhalten. Nur wer eine weite Fahrt, etwa eine Grikiafahrt aufzuweisen hatte, ward von ihnen zu obrigkeitlichen Aemtern erwählt, und die stets zu Hause sitzen blieben wurden mit Spottnamen belegt.

Hundert Jahre nach der ersten Ansiedlung auf Island waren vergangen, ehe die Normannen sich entschlossen, die nur 27 Meilen lange Meerenge zwischen der Insel und Grönland zu überschreiten. Der Name Grönland, das grüne Land, weist darauf hin, daß

auch dieser Theil der arktischen Zone damals einen freundlicheren Anblick gewährte als heute. Die Westküste, die von den Wirkungen des Golfstromes profitirt, bot grünes Weideland dar. Normannen unter Erik Raude ließen sich daselbst nieder. Es gab hier im Mittelalter eine christliche Colonie mit einem besonderen Bisthum. Wallroßzähne und ähnliche Gaben des Nordens wurden zuweilen nach Rom als Tribut der Frömmigkeit übersendet. Doch seit dem 15. Jahrhundert verschwindet jede Kunde von dieser Niederlassung. Eine große Eisbarriere begann sich vor die Ostküste zu lagern und sperrte lange Zeit die Verbindung mit der übrigen Welt. Die Kälte, der Hunger und die Eskimos scheinen sich verbunden zu haben, um jene Colonie zu zerstören, von deren Ansiedlungen noch die dänischen Missionare im 18. Jahrhundert Spuren gefunden haben wollen.

Weiter schob sich von Küste zu Küste die normännische Seefahrt, und so gelangte der Isländer Bjorn an dem Gestade von Labrador vorüber, dessen Charakter noch genau in seinem Schiffstagebuch zu erkennen ist, bis zum einundvierzigsten Breitengrade, wo heute Neu-York liegt, wie man aus der Angabe des längsten und kürzesten Tages bei ihm berechnen kann. Das Land mit seinen unergründlichen Waldungen gefiel den Seefahrern wohl, sie nannten es „Winland", und so wurden die Normannen lange vor Columbus die ersten Entdecker von Nordamerika. Auch hier fehlt es nicht an Spuren von dauernden Ansiedlungen. Es giebt noch heut dort einen Fels, der mit rohen Skulpturen und Runenschrift bedeckt ist; sie stellen, wie man meint, die Normannen im Verkehr mit einem Volk von kleinerer Statur dar, die man für Eskimos hält.[2])

Allein bei den Mitteln damaliger Schiffahrt war es unmöglich, die Verbindung zwischen der alten Welt und Amerika aufrecht zu erhalten. Die Kunde von jenen Ansiedlungen verschwand, und die breite Wasserwüste schied wiederum für lange Zeit die

Continente von einander. Es war noch nicht die Zeit für eine fruchtbare Berührung derselben gekommen.

Die Entdeckung war verfrüht, wie einst jene Umsegelung Afrikas, die der alte Pharao Recho um 600 v. Chr. durch phönicische Kaufleute vornehmen ließ. Die Umsegelung gelang, aber nur für einmal. Ein vereinzeltes kühnes Wagniß konnte nicht anticipiren, was nach providentiellem Plan erst nach langen Jahrhunderten ans Licht kommen und in das geschichtliche Leben der Menschheit als förderndes Moment sich verweben sollte.

Hiermit schließt die Reihe germanischer Wanderungen in der heidnischen Zeit.

Doch ehe unsere Betrachtung zu einer anderen Gruppe übergeht und weit entfernte Länderkreise berührt, blicken wir zurück, und unser Auge sucht in der Bewegung der Massen eine Gestalt, darin sich das Wesen dieser Epoche, wie in einem faßlichen Abdruck spiegelt und in dem Rahmen des Einzellebens sich der Charakter der Gesammtheit veranschaulicht.

Ich möchte am liebsten auf jenen alten König Ragnar Lodbrok hinweisen, welcher der Sage und der Geschichte zugleich angehört. Er scheint doch ein historischer König gewesen zu sein, der zur Zeit Karls d. Gr. von Lethra auf Seeland aus über ein mächtiges Reich herrschte. Aber die Volkssage hat sich seiner Person so sehr bemächtigt, daß sie ihn zu einem rechten poetischen Typus des normännischen Wikingerlebens gestaltete. Man erzählte und sang von seinen Heldenfahrten im Osten und Westen, seinen Liebesabenteuern und Drachenkämpfen. Zuletzt soll er in die Gewalt des Königs Ella von Schottland gerathen sein; der habe ihn in einen Schlangenthurm gesetzt und einem grausamen Tode preisgegeben. Doch unter den Bissen der Schlangen schlug Lodbrok die Harfe und sang dazu die Geschichte seines Lebens und Leidens. Oftmals ist dieser Stoff Gegenstand einer poetischen Bearbeitung im Norden gewesen. Wir haben noch ein isländ-

disches Lodbroklied, das zwar aus viel späterer Zeit stammt und die kunstvolle Ueberarbeitung durch die Hand eines Skalden verräth. Allein es giebt die Farbe des grauen Alterthums gut wieder und der scharfe Gleichklang seiner allitterirenden Anlaute berührt noch in der deutschen Uebertragung unser Ohr wie ein eisiger Hauch aus dem Norden.

Lodbrok-Lied.

Wir schwangen die Schwerter!
Als ich in Schweden
Vor Thoras Thurm
Den Hüter, den Drachen,
Erlegte mit Lachen,
Den wüthigen Wurm.
Mein Weib zu werden
Hielt ich sie werth.
Rings ward auf Erden
Mein Name geehrt.

Wir schwangen die Schwerter!
Ob jung noch an Jahren,
War mündig mein Muth.
In östlichen Reichen
Mußt' Mancher erbleichen
Und baden im Blut.
Welch' Metzeln und Mähen,
Bis matt der Arm,
Welch' Mahl dem Krähen-
Und Rabenschwarm.

Wir schwangen die Schwerter!
Und weit in den Wolken
Wettert es nach.
Auf Ullarakrs Haide
Mußt' Eysten erleiden
Wohl Schimpf und Schmach.
Er floh; wir zerklaubten
Mit Schwert und Pfeil
Die Schädel und raubten
Den Reichthum derweil.

Wir schwangen die Schwerter!
Sie härtend in Fluthen
Des Herzensquells.
Pfeilschüsse erklangen
Und Schilde zersprangen
Auf Bornholms Fels,
König Vulpnir bracht' es
Ein Birtingsbad,
Und der Wahlstatt Wölfe
Sie wurden satt.

Wir schwangen die Schwerter!
An Schottlands Schwell.
In der Yadingabucht
Wir Brünnen zerbrachen,
Helmstürze zerstachen.
Wir spannten den Bogen
Mit gleicher Lust,
Als Liebe wir pflogen
An Weiberbrust.

Wir schwangen die Schwerter!
Die neidische Norne
Gesiegt hat sie.
In Wolken ihr Walten
Hemmen und halten
Wer kann's und wie?
Daß kommen es konnte,
Wer hätt' es gedacht?
Des Reiches Ruhm
Ist in Ellas Macht.

Wir schwangen die Schwerter!
Das Leben nachtet
Mir nun gemach.
Die Nattern, sie nagen;
Die stürmischen Klagen
Verstummen jach.
Ist Ella erschlagen
Und sein Geschlecht,
Dann soll man erst sagen
Ich sei gerächt.

Das Lied, es endet!
Mein Leid sich nun wendet,
Die wüste Qual.
In Odins Hallen
Labt mich vor Allen
Dann Meth beim Mahl.
Leicht wird's mir machen
Die letzte Pein,
Ich gehe mit Lachen
Zum Tode ein![8])

So endete König Lodbrok sein Lied und sein Leben.

Indeß das heidnische Lied verklang mit der heidnischen Zeit. Doch war damit die Thatkraft und Poesie der Normannen keineswegs erschöpft, sondern sie strömte, neue Lebensgebiete befruchtend, in neue Formen über.

Einen Wendepunkt bildete die Ansiedlung der Normannen im nördlichen Frankreich, das sie schon früher so oft mit ihren Invasionen heimgesucht hatten. Um diesen chronisch gewordenen Plünderungen der Barbaren und den Tributleistungen an sie endlich ein Ziel zu setzen, entschloß sich König Carl, den man den Einfältigen nennt, 911 dem gefährlichen Normamenhäuptling Rollo dauernde Ansiedelungen an der England gegenübergelegenen Küste zu gewähren. Rollo, der in der Taufe den Namen Robert annahm, ließ es sich gefallen, Schwiegersohn des Königs von Frankreich und einer der ersten Herzöge und Pairs des Reichs zu werden. Bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige leistete er diesem die Lehnshuldigung, wobei er nach damaligem Brauch dem Könige den Fuß küssen sollte. Allein der Normanne ungewohnt, den stolzen Nacken so tief zu bücken, hob den königlichen Fuß allzuhastig und zu hoch zu seinem Munde, so daß der König das Gleichgewicht verlor und auf den Rücken fiel. Diese Scene mag vielleicht nicht geschichtlich sein, doch sie symbolisirt gut das Verhältniß, in welches sich mittelalterliche Vasallen zu ihrem Lehns-

herrn zu setzen pflegten. Indessen erhielt der Norden Frankreichs durch diese Ansiedler ein neues germanisches Element von besonderer Festigkeit und Thatkraft, während die Normannen ihrerseits nunmehr in das christliche Culturleben des Abendlandes und seine monarchisch-feudale Staatsordnung eintraten. Das Lehnswesen ward von Robert in aller Strenge und Consequenz in der Normandie zur Anwendung gebracht. Mit der Meßschnur ward das ganze Land vermessen und zu gleichen Theilen an seine Nordmannen in Lehnsbesitz ausgethan. Dabei ist bemerkenswerth, daß die fürstliche Obergewalt, die im Lehnsstaate sich gewöhnlich als die schwächste Stelle erwies, in dieser und allen folgenden Staatsgründungen der Normannen mit besonderem Nachdruck betont ward. Sie war hier das, was sie in der Architectonik dieses Verfassungssystems sein sollte: die stützende Mittelsäule, welche die auseinanderstrebenden Gewölbgurten im Schlußpunkt energisch zusammenfaßt. Mit furchtbarer Strenge hielt der neue Gebieter den Landfrieden aufrecht, und hart und grausam war auch das Regiment des Lehnsadels über seine Hintersassen und Bauern. Die unholden Beinamen „Blutvergießer, Doppeltrinker, Bauernschinder", welche die Bauern ihren Herrn beilegten, bedürfen keiner weiteren Erklärung und erzählen von unheimlichen düstern Geschichten. Allein das wüste wilde Wesen, das aus diesen Namen spricht, überkleidet sich bald mit dem Firniß romanischer Bildung. Kein Jahrhundert dauerte es, so hatten die Normannen ihre Sprache abgelegt und mit der französischen vertauscht. Mit dem Christenthum nahmen sie auch die Formen des christlichen Baustils, damals des altromanischen Rundbogenstils an. Der thatkräftige Sinn der Normannen scheint mit Vorliebe sich der Architectur zugewendet zu haben, und während er im Norden nur an den kümmerlichen, jeder höheren künstlerischen Gestaltung widerstrebenden Holzbau gewöhnt war, lernte er hier zum ersten Male in solidem Steingefüge ein ideales Bild seines kernigen und trotzigen Wesens zu formen. An

Kirchenbauten ließ ihr religiöser Eifer, wie ihre Naturkraft sie selber Hand anlegen. Fast wird man an die Sage von Amphion erinnert, wenn man liest, wie in der Normandie das Volk, Männer wie Weiber, die Steine zu den großen Kirchenbauten mühsam herbeischleppten; die Ruhepausen unterwegs wurden mit Singen geistlicher Lieder ausgefüllt und unter Palmengesang ward der wuchtige Stein zur schwindelnden Höhe emporgehoben und in seine Stelle gefügt. Nach Germanenart legten die Normannen Gewicht auf gediegene und klare Construction und schmückten die bedeutsameren Bauglieder mit Zierrathen von eckig scharfen Formen und elastischer Kraft. Phantastische Schreckgestalten dämonischer Ungethüme, die hier und da hervorragen, erinnern an die überwundene Heidenwelt, mit deren Gebilden die Einbildungskraft noch gern ein launiges Spiel treibt. Die alten Kirchen von Caen geben ein Muster dieser Bauart, wo die Fassade in strenger Symmetrie mit zwei viereckigen Thürmen aufsteigt, die den undurchbrochenen steinernen Helm einer spitzen Pyramide mit dem Kreuz tragen und so die Verbindung von religiösem Ernst und trotzigem Selbstgefühl in glücklicher Weise versinnlicht.[4])

Doch in solchem Thun und Wirken genügte sich der unbändige Sinn der Normannen nicht. Unter der französischen Hülle war das alte unruhige Wikingerblut geblieben und drängte zu weiteren Unternehmungen. Ihr Land an der Seekante Frankreichs, England gegenüber an dem schiffbelebten Canal, der die natürliche Verbindung zwischen dem Norden Europas und dem Südwesten bildet, machte die Nordmannen vor Allem geschickt, eine Vermittelung zwischen dem Continent und seinen maritimen Gliedern, zwischen dem Norden und Süden, zwischen dem germanischen und romanischen Element, dem sie nach beiden Seiten angehörten, zu übernehmen. Eine solche Vermittelung konnte in dem früheren Mittelalter nur durch directe Wanderungen und Eroberungszüge vor sich gehen und so sehen wir, daß die Normandie der Aus-

gangspunkt einer neuen Reihe von christlich-romanischen Wanderungen und Gründungen ward, im Gegensatz zu den heidnisch-germanischen, die wir vorhin kennen lernten.

Vorübergehende Züge führten die Normannen bald zu Lande nach Spanien, bald an der Küste vorüber an Lissabon und nach Sevilla, das sie gelegentlich plünderten. Andere ließen sich auf den Azoren nieder, und wir hören, daß sie am Senegal und Gambia thätig waren, um mit den Eingeborenen Geschäfte um Goldstaub und die Producte der Tropen zu machen. Doch über das Leben in dieser normännischen Diaspora sind wir zu wenig unterrichtet.

Wichtiger sind die Beziehungen zu Unteritalien. Es bestand eine alte Verbindung zwischen dem normännischen Kloster Mont St Michel und dem Kloster auf Monte Gargano in Apulien. Fromme Wallfahrer gingen häufig hin und wieder und brachten ihren Landsleuten Kunde von dem schönen Lande im Süden, wo Arbeit, Kriegsruhm und Genuß in Fülle zu finden sei. J. J. 1016 erschienen normännische Pilger vor Salerno, als dieses gerade von den Arabern belagert ward. Schnell vertauschten sie Pilgerstab und Muschelhut mit Schwert und Helm und gingen an die ihnen gewohnte Arbeit. Bald mehrte sich die Zahl der nordischen Ankömmlinge, uud Kaiser Heinrich II., dem es eine kluge Politik dünken mochte, das germanische Element in den Süden der Halbinsel einzuführen, belehnte sie mit der Grafschaft Aversa bei Neapel. Doch auch die römische Curie erkannte bald, daß sie an diesen Kriegerschaaren entweder gefährliche Nachbaren oder höchst brauchbare Freunde und Werkzeuge haben werde. Geschickt wies schon Benedict VIII. ihrer Thatkraft die Richtung gegen die Griechen in Apulien auf der Ostküste an, und die Normannen begriffen wohl, daß es für sie sich darum handle, diese Provinz zu einer neuen Normandie gegenüber dem griechischen Reiche zu machen. Unter den Ankömmlingen die dorthin strömten, erschien auch Tan-

fred von Hauteville mit seinen 12 Söhnen, einer so tapfer und heldenhaft wie der andere, sie für sich schon eine kleine kriegerische Gefolgschaft, in welcher die Bestrebungen der Normannen sich zu energischem und planvollem Vorgehen zusammenfaßten. Das Haus Hauteville gewann bald die Herrschaft über das ganze Unteritalien. Die Berührungen mit dem Papst waren nicht immer die freundlichsten, und die Frömmigkeit der Normannen vertrug sich sehr wohl mit der ererbten Raubsucht, und es fehlte nicht an kecken Uebergriffen in das Patrimonium Petri. Als Leo IX. mit einem Heer gegen sie auszog, mußte er es erleben, daß seine weltlichen Waffen sich mit dem Normannenschwert nicht messen konnten. Er ward bei Civitella 1054 geschlagen und gefangen genommen. Doch nie hat sich eine Niederlage so schnell in einen Sieg verwandelt und die Demüthigung des Besiegten in einen Triumph. Die stolzen Krieger erblickten nicht sobald den gefangenen Papst, als sie sich ihm zu Füßen warfen und mit frommer Devotion Lehnshuldigung leisteten, die der Papst natürlich so gnädig oder so klug war, anzunehmen.

Seitdem galten diese Normannenkönige für Lehnsträger des päpstlichen Stuhls, und der Segen des Papstes war ihnen eine willkommene Legalisirung ihrer weltklugen und wenig scrupulösen Politik.

Robert Guiscard, der jüngste von den Söhnen Tankreds, vollendete das Werk seines Vaters mit der Eroberung von ganz Unteritalien. Der Trotz der persönlichen Selbstständigkeit mit praktischem Sinn und scharfem Verstand, voll Verschlagenheit und Hinterlist unter der Miene ehrlicher Derbheit und aufrichtiger Frömmigkeit characterisiren ihn, wie das ganze Geschlecht der romanischen Normannen. Groß, blond, blauäugig, schön vom Scheitel bis zur Sohle, eine Heldengestalt, die aus dem Epos in die Geschichte verpflanzt zu sein scheint, scheuchte er durch bloßen Schlachtruf Tausende in die Flucht. Er war es, der den deutschen Kaiser

Heinrich IV. vom Capitol jagte, aber dabei auch Rom ärger verwüstete und heimsuchte, als einst die Vandalen. Er bedrängte den griechischen Kaiser in Albanien und bot dem Emir von Sicilien Trotz, denn zwischen diese drei Mächte hatte sich eben das Normannenthum als trennender Keil eingeschoben.

Die Gründung dieses Staates in Unteritalien durch die normännische Ritterschaft zeigt wohl eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem Staat, den zwei Jahrhunderte später die Kraft der deutschen Ritterschaft im Norden am baltischen Meere errichtete. Der eine wie der andere war zur Vorhut der Christenheit im Kampf wider Heiden und Ungläubige bestellt. Beide entwickelten auf fremdem Boden höchst eigenartige Verfassungsverhältnisse und gingen die verschlungenen Wege einer selbstsüchtigen staaatsklugen Eroberungspolitik. Beide waren in scheinbarer Abhängigkeit von Kaiser und Papst begründet, bewegten sich aber in thatsächlicher Unabhängigkeit und ungebundener Freiheit, und ihr stolzer Ritteradel ließ sich durch gelegentlichen Unwillen des Kaisers oder Bannfluch des Papstes weder die Lebensfreude verkümmern, noch seiner ungebändigten Thatkraft Schranken ziehen. Was aber dem Ritterstaat in Unteritalien mangelte war der Zuzug von Bürgern und Bauern, wie er in dichten Massen das preußische Ordensland überzog und so eine Gleichartigkeit im Character der Bevölkerung herstellte, auf welcher ein sicher begründetes und festgefügtes Staatsgebäude sich erheben konnte. Die Normannen in Unteritalien waren und blieben eine militärische Colonie inmitten eines fremden, durch mannigfache Natur- und Volksunterschiede zerklüfteten Landes. Römer, Griechen, Longobarden, Araber, alle mit verschiedenen Sonderinteressen und Rechtsüberlieferungen waren dort nach und nach bunt durcheinander angesiedelt und bildeten ein überaus sprödes Material, an welchem auch die vollendetste Staatskunst sich vergebens abmühete. Da die Kraft der Normannen nicht ausreichte, alle diese Elemente zu verdrängen oder

zu vertilgen, wie es den eingeborenen Preußen im Ordenslande geschah, so blieb um eine leidliche Einheit herzustellen nichts übrig, als sie alle mit dem lockeren Netze des Lehnsverbandes zu überziehen, dessen Spannkraft doch gar sehr von der Tüchtigkeit des jeweiligen Herrschers abhing. Immerhin bleibt bewunderungswerth, wie die organisirende Thatkraft der Normannen in diese verworrenen Zustände bis zu einem gewissen Grade Ordnung und Klarheit zu bringen verstand. „Die Nothwendigkeit, eine Regierung zu gründen, sagt Leo, die, ohne selbst etwas Volksthümliches zu haben, allen Volksthümlichkeiten, die in das normannische Reich aufgenommen waren, gerecht wäre, zwang hier zuerst im Mittelalter dazu, den Staat wieder als einen Gedanken zu fassen und dem bloß von der Natur Gegebenen gegenüber diesen Gedanken geltend zu machen."[5]) Auf diesem Grunde baute später Friedrich II., der deutsche Erbe der normännischen Macht, seine Staatsverfassung aus, die an planvoll durchdachter Einheit im ganzen Mittelalter nicht ihres Gleichen hat.

Sicilien war von den Normannen in Italien von Anbeginn ihrer Occupation an als ein lockendes Ziel in's Auge gefaßt. Die Insel bot mit ihren reichen militärischen und financiellen Hilfsmitteln eine wünschenswerthe Ergänzung der apulischen Macht. Sie war der natürliche Stützpunkt einer maritimen Entwickelung auf dem mittelländischen Meer, der Zufluchtsort bei einer von außen einbrechenden Gefahr, kurz das unentbehrliche Fundament eines Reiches, dessen Selbständigkeit von der Nordseite her so leicht bedroht war. Nach Süden allein war die normännische Macht zu einer weiteren Entwickelung befähigt. Im Centrum des Mittelmeeres zwischen seinem östlichen und westlichen Becken, zwischen Italien und Afrika gelegen, hat Sicilien von jeher und von allen Seiten verschiedenartige Volksbestandtheile in sich aufgenommen.

Die Hellenen legten einst ihre Colonien hier an, die Car-

thager machten ihnen den Besitz streitig, und die Römer wurden die Erben von beiden, der karthagischen Macht und der hellenischen Bildung. So durchkreuzten sich hier die Culturkreise des Hellenischen, Semitischen und Lateinischen. Nicht anders war es im Mittelalter, wo die Byzantiner, Saracenen und die nördlichen Völker hier aufeinanderstießen. Daher war die Insel fast immer einer Fremdherrschaft preisgegeben, und ihre Geschichte gestaltete sich durch die blutigen Entscheidungen des Völkerkampfes und im Wechsel der Eroberungen zu einer wahren Leidensgeschichte. Da aber jedes der hier ringenden Elemente eigenthümliche Schöpfungen und Gestaltungen zurückließ, ward Sicilien wie wenig Länder der Schauplatz eines höchst intensiven Culturlebens und ein Trümmerfeld großer historischer Erinnerungen. In dieses Land, ein Zaubergarten der Natur, ein Irrgarten der Geschichte, traten die harten Söhne des Nordens ein mit dem Berufe, Christi Lehre gegen den Islam, das Kreuz gegen den Halbmond zu vertheidigen, wodurch sie die nordische Völkerwanderung hier im äußersten Süden bereits in die große Bewegung der Kreuzzüge hinüberleiteten.

Schon Robert Guiscards Bruder Roger war auf die Insel hinübergegangen und hatte, die Uneinigkeit der arabischen Häuptlinge klug benutzend, auch mit geringen Streitmitteln bereits festen Fuß gefaßt. Mit heroischer Tollkühnheit warfen sich die Normannen in kleinen Schaaren von 300 oder 700 überlegenen Heeren von Tausenden entgegen. Wie groß der Schrecken war, der vor diesen nordischen Kriegern herging, bezeugen die Worte eines gleichzeitigen arabischen Dichters, in denen mit dem Gefühl der Furcht doch auch das der Bewunderung für eine ungewöhnliche Heldengröße sich mischt:

„Wer sie in Wuth erblickt, den faßt ein Grauen,
Dem Löwen fiel er lieber in die Klauen;
Sie schleudern in des Glaubenstreites Hitze
Aus Wolken ihrer Scheiden Schwerterblitze,

Und, wie der Leu den Fuchs zerreißt, verbreiten
Sie mit den Speeren Tod auf allen Seiten;
Gewalt'ge Schaaren in gewalt'gen Schiffen
Ziehn sie gen Rum, im Kampf mit ihm begriffen;
Wenn es den Feigling nur nach Wohlsein lüstet,
Sind sie zum Tod der Tapfern stets gerüstet
Und machen aus dem Staube, der im Gewühl
Der Schlachten aufstäubt, sich den Sterbepfühl."*)

Nach und nach fielen die bedeutendsten Städte Palermo, Syracus, Girgenti und zuletzt Enna im Mittelpunkt der Insel im Jahre 1091 in ihre Hände, und viele Araber wanderten von der schönen Insel aus, um eine neue Heimath in der Ferne zu suchen.

Doch wie feindlich auch die Normannen gegen die Saracenen auftraten, wußten sie doch die Vorzüge ihrer geselligen Cultur wohl zu schätzen. Von dieser Welt des Sinnenreizes befangen lebten sie sich, anschmiegsam an die fremde Cultur wie überall, bald genug auch in die Formen des muselmanischen Lebens ein. Die Könige aus dem Hause Hauteville waren ganz der arabischen Sitte ergeben. Sie bauten ihre Paläste im maurischen Stil und richteten sie mit morgenländischem Luxus ein, sie umgaben sie mit Lusthainen, mit Marmorbecken und springenden Brunnen. König Wilhelm der Gute sprach und kleidete sich arabisch. Die Diplome waren in arabischer Sprache abgefaßt, wie auch die Devisen der Münzen, und selbst ein Harem schöner Weiber gehörte zu den Requisiten der königlichen Hofhaltung. Der Hofstaat, die Beamten und Veziere waren Araber. Gesetzgebung, Regierungsweise, Rangordnung der Unterthanen geschah nach arabischem Vorbild. Der Wahlspruch des Königs war: „Gelobt sei Allah, gerecht ist sein Lob." Es liegt eine wahrhaft groteske Naivetät darin, deren so nur mittelalterliche Menschen fähig waren, wie diese Lehnsträger des Papstes ihre kirchliche Orthodoxie so gut in Einklang zu bringen wußten mit den Genüssen und Lebensformen, die auf dem Boden einer feindlichen Glaubensrichtung erwachsen waren.

Diese Neigung für die arabische Cultur scheint von den Normannen auch unser Kaiser Friedrich II. geerbt zu haben, der von Mutterseite her normännisches Blut in den Adern hatte, und dem Sicilien Geburtsstätte und zeitlebens die eigentliche Heimath war. In seiner Person erscheinen alle Richtungen des normännischen Wesens, Politik und Staatskunst, wie die Kunst allseitigen Lebensgenusses zu bewußtvoller Klarheit entwickelt und wie in einem zusammenfassenden Abschluß vereinigt. Es waren seine schönsten Stunden, wenn er in den sonnigen Gärten an der goldenen Muschel Palermo's verweilte und, für Augenblicke das Gemüth von Regierungssorgen entlastend, als Kaiser des Abendlandes die Freuden des Orients kostete. Hier denken wir uns ihn am liebsten, wie er im Kreise geistesverwandter Freunde und schöner Frauen auch der freien Aeußerung des Geistes und muthwilliger Laune gefällige Duldung gewährte und wie er, selber ein Meister im Erfinden künstlicher Versarten, den Wetteifer der Talente im heiteren Spiel improvisirender Dichtung mit lohnendem Beifall spornte. Diese Epoche Siciliens glich wohl einem letzten Sonnenblick des Glücks, auf welchen die düstere Nacht langjähriger Leiden folgen sollte. Nie hat die schöne Insel einen so reizvollen Anblick gewährt, als in dieser normännischen Zeit, wo die Schöpfungen und Denkmale weit auseinanderliegender Zeiten und Völker auf engem Raume sich friedlich begegneten und zu einem malerischen Gesammtbilde sich vereinten. Die sorgfältige Bodencultur der Araber hatte das Land in ein prangendes Paradies verwandelt, darin die Vegetation der südlichen und nördlichen Climate zu einander gesellt das anmuthigste Landschaftsbild überkleidete. Noch gab es ansehnliche Ueberreste altgriechischer Tempelarchitectur, welche die schimmernde Pracht ihrer Säulen und Giebel am hohen Gestade über der blauen Meereswelle erhob. In unabsehbarer Fülle breiteten sich die zierlichen schlanken Werke der maurischen Baukunst mit dem phantastischen Formenspiel ihrer Kuppeln und Mi-

narets, durch das Laubgewinde der Gärten hindurchblitzend, von Küste zu Küste aus, und über dem Allen ragten in stolzer Isolirung die Bauten der Normannen, ihre Burgen, Schlösser und Kirchen auf jähem Bergesabhang gleich Adlersitzen in die durchsichtige Luft des Südens empor. Alle späteren Jahrhunderte haben zu diesen Schöpfungen nichts Eigenes hinzuzufügen gewußt; sie verstanden sich nur auf ein gründliches Zerstören und setzten Unbedeutendes an die Stelle vergangener Schönheit.

Die Bauthätigkeit der Normannen, deren ich eben gedachte, war in diesem Leben des Glanzes und Genusses selbstverständlich von nicht geringer Bedeutung. Zum Theil lehnte sie sich bei Villen und Palästen an den Stil der Araber an, andererseits verstand sie es, der ganzen geschichtlichen Stellung der Normannen entsprechend, die verschiedenartigen Elemente, die sie vorfand, zu einem neuen Ganzen mit glänzender Gesammtwirkung zu verbinden.

Ein Beispiel hiervon giebt der herrliche Dom von Monreale bei Palermo, der von Wilhelm dem Guten 1176 beendet ward und somit noch an das Ende der eigentlichen normännischen Epoche fällt. Er bildet zugleich den zusammenfassenden monumentalen Abschluß der mittelalterliche Culturepochen Siciliens. Aus byzantinischen, lateinischen und arabischen Baumotiven setzt sich dieses Werk zusammen, zu dem das schöpferische Genie dreier Nationen und Glaubensformen mitgewirkt zu haben scheint. Lateinisch ist die Grundform der römischen Basilika, griechisch das Vorherrschen der Kuppel und die Erhöhung des Sanctuariums, arabisch der Spitzbogen über den inneren Säulen des Schiffes und die Arabeskenbekleidung der Wände. Ueber das Ganze aber, sagt Gregorovius, ist eine fast räthselhafte Fülle detaillirter Formen in Mosaiken, Arabesken, Architecturornamenten und Sculpturen gebreitet, die sich nur mit jener üppigen Fülle von poetischen Formen in Sonetten, Kanzonen, Terzinen, Madrigalen vergleichen läßt, in welchen damals der poetische Geist

Siciliens sich auszusprechen begann.[7]) Der Spitzbogen, den die Araber als ein äußerlich decoratives Element verwendeten, wurde übrigens bald auch anderswo in die christlichen Bauten aufgenommen und zur Grundlage eines neuen kirchlichen Stils erhoben. Eine saracenische Blume, die im Abendland aufging, nennt Goethe den Spitzbogen-Stil, und da die ältesten Muster davon sich im nördlichen Frankreich und in der Normandie finden, so ist höchst wahrscheinlich, daß die Normannen auch hier die Vermittelung übernommen und den ersten Anstoß zu dieser erfolgreichsten Revolution in der Architectur gegeben haben.

Dieser Zusammenhang führt uns von Sicilien wieder zur Normandie zurück. Dies Land sollte der Ausgangspunkt noch einer normännischen Wanderung, und der erfolgreichsten von allen werden. Längst waren die englischen Küsten ein Ziel für die Fahrten der Normannen und Dänen gewesen. Ohne Entscheidung hatte der blutige Kampf in Angriff und Vertheidigung Jahrhunderte sich fortgesponnen, und auf Thaten verzweifelter nothgedrungener Abwehr erneuten sich stets die Ausbrüche gräuelvoller Vergeltung. Da nun die Normannen den englischen Küsten gegenüber in Frankreich festen Fuß gefaßt hatten, lauerten sie nur auf die Gunst der Gelegenheit, die sie in den Besitz des vielumstrittenen Inselreiches bringen werde. König Edward der Bekenner war der Letzte auf dem Thron der angelsächsischen Könige und hat zu seinem Erben den Harald, Sohn des Grafen Godwin auf Wunsch seiner Landsleute eingesetzt. Doch als Harald mit einem Auftrage seines Königs an den Hof des Herzogs Wilhelm v. d. Normandie reiste, nöthigte ihn dieser durch einen Eid, den jener auf das Meßbuch und einen Kasten voll heiliger Gebeine leisten mußte, auf seine Ansprüche verzichten und vielmehr die des normännischen Herzogs unterstützen zu wollen. Da starb König Edward, das Herz voll böser Ahnung der Dinge, die nun kommen mußten. Harald ließ sich, um die Herrschaft der Normannen von

der Insel abzuwenden, bestimmen, den erzwungenen Schwur zu brechen und nahm Besitz von dem englischen Thron. Als die Kunde von Edwards Tode und Harald's Treubruch nach der Normandie kam, befand sich der Herzog Wilhelm gerade in einem Parke bei Rouen, und war eben damit beschäftigt; neue Pfeile zu probiren. Da erschien er, sagt eine alte normännische Chronik, in Nachdenken versunken, gab den Bogen einem seiner Leute und begab sich nach seinem Schlosse in Rouen. Er blieb in dem großen Saale, ging in die Länge und in die Quere, bald setzte er sich, bald stand er auf, veränderte unaufhörlich Sitz und Stellung und vermochte an keinem Orte zu bleiben. Keiner seiner Leute wagte ihn anzureden, alle hielten sich in einer gewissen Entfernung und sahen sich einander stumm an. Endlich erhob er sich zum Entschluß und gab Befehl zur Rüstung der großen Expedition, die über England's Schicksal entscheiden sollte.[8]) Aus ganz Frankreich, Burgund und Flandern, vom Rhein und selbst Piemont strömten Abenteurer zusammen, um sich beutegierig um das normannische Löwen-Banner zu schaaren. Der Papst sanctionirte das Unternehmen durch Uebersendung einer geweihten Fahne; denn die angelsächsischen Könige hatten den Peterspfennig verweigert, den Wilhelm zum Dank für die geistliche Unterstützung willfährig versprach. Wie die Normannen Unteritaliens Vasallen und Bundesgenossen des heiligen Stuhles waren, so sollten sie auch in England die Verfechter des päpstlichen Interesses, der ausführende Arm der hierarchischen Politik werden. 400 Kriegsschiffe und 1000 Transportfahrzeuge liefen zu Bayeux aus, und noch erinnert an jenes Ereigniß eine alte merkwürdige Stickerei, die Tapete von Bayeux genannt, auf welcher von der kunstfertigen Hand normännischer Damen die Scene der Abfahrt in figurenreicher Darstellung gearbeitet ist.

Es traf sich so merkwürdig, daß um dieselbe Zeit ein Normanne aus Norwegen, Harald geheißen, gleichfalls den Versuch

zu einer Eroberung Englands machte. Dieser Harald, Sigurd's Sohn, war der letzte skandinavische König, der das abenteuerliche Leben eines Wikingers führte. Seine Schiffe hatten in den Meeren von Sicilien gekreuzt, er hatte aus Constantinopel eine Prinzessin entführt, er war Dichter, wie die meisten normännischen Seekönige, die, wenn Meeresstille ihre Fahrt aufhielt, sich damit belustigten, ihre Thaten und ihre Hoffnungen zu besingen.

Nun fragte sich also, ob England der Invasion germanischer Normannen aus Skandinavien oder romanischer Normannen aus Frankreich zum Opfer fallen sollte. Die nördliche und südliche Strömung normännischer Eroberungszüge begegnete sich somit an der Küste Britanniens, um hier ihren endlichen Abschluß zu finden. König Harald von England aber zog seinem Namensvetter entgegen und schlug ihn bei seiner Landung. Allzu zuversichtlich durch diesen Sieg gemacht, zog er darauf, ohne die Ankunft aller seiner Truppen abzuwarten, dem Herzog Wilhelm entgegen. Hier aber fiel die Entscheidung anders aus. Auf dem Felde bei Hastings im Oktober 1066 erlag das Heer der Angelsachsen und ihr letzter König fand den Tod. Seinen entstellten Leichnam hob ein armes Weib, des Königs frühere Geliebte, Editha Schwanenhals vom Schlachtfelde auf und bestattete ihn in einem benachbarten Kloster. Indeß ließen die siegestrunkenen Normannen ihre Rosse auf den Leibern der Erschlagenen springen, dann führten sie ihren Herzog zur Krönung nach London, wobei eine große Feuersbrunst und Plünderung den Character der neuen Herrschaft im Voraus bezeichneten.

Zweierlei aber brachten die Normannen nach England mit: die strenge Form des Lehnswesens, die sogleich durch Verwandlung von allem Grund und Boden in Lehnsbesitz durch das ganze Reich ausgebreitet ward. Ueber 60000 Ritterlehen wurden unter den König, seine Vasallen und die Kirche vertheilt und über alle Lehen und Liegenschaften ein Grundbuch angefertigt, worin die gesammten

Standesverhältnisse der Bevölkerung statistisch genau vermerkt wurden. Schon hierin kennzeichnet sich die praktisch gestaltende und übersichtliche Ordnung schaffende Art des neuen Regiments. Sodann brachten sie die Stoffe der ritterlichen Poesie mit, die sie in Frankreich kennen gelernt hatten, denn als Wilhelm zur Schlacht von Hastings ritt, stimmte vor ihm her der Sänger Taillefer das Lied von Roland an, von jenem Roland, der unter den Paladinen Karls d. Gr. ein fast mythisches Ansehn erlangt hat. Im Thal von Roncevalles hatte er im Kampf gegen die Ungläubigen für die christliche Sache den Tod gefunden: Eine altheidnische Göttergestalt, auf welche ein Strahl vom Lichte des Christenglaubens gefallen war. So konnte diese Gestalt ein Abbild der alten heidnischen Reckenkraft werden, der im Dienst der Kirche ein höheres Ziel ihres Wirkens gesteckt ward. Daher fand die Rolandssage wie in der ganzen abendländischen Ritterschaft, so auch in der Brust der Normannen einen lebhaften Widerhall, da sie den innersten Gehalt ihres eigenen Lebens ihnen im poetischen Bilde erschloß. In Britannien aber fanden sie bei den Wallisern die Sage von König Artus, dem altbritannischen Nationalhelden, von seiner Gemahlin Ginevra und all' den Helden der ritterlichen Tafelrunde vor. Der kühnen Phantasie der Normannen behagte dieser altkeltische Stoff mit seinem Gewebe von Wundern und Abenteuern. Sie verpflanzten ihn nach Frankreich zurück, und so ward derselbe bald ein Gemeingut der ganzen ritterlichen Gesellschaft im Abendland, als deren symbolisches Abbild nach der Seite ihres weltlichen Treibens die Artussage gelten darf. Wie vielfach auch unsere deutschen Dichter, ein Wolfram, ein Hartmann, daraus geschöpft haben, darf ich hier als bekannt voraussetzen.

Den romanischen Rundbogenstil wendeten die Normannen auch in der neuen Heimath bei dem Bau von Burgen und Kirchen an. Der englische Chronist von Malmsbury bezeugt, daß die Normannen in den Zeiten Wilhelm des Eroberers eine neue Art des

Bauens erfunden. Doch ist hierbei nicht, wie Einige meinen, an den Spitzbogen zu denken. Die alten Kirchen von Gloucester, Durham, Norwich, Winchester, Rochester und Canterbury geben Anschauungen dieser altnormännischen Bauart. Nach Außen spricht sich dabei eine solide unzerstörbare Stärke imponirend aus. Schnaase nennt den Eindruck wahrhaft keck, wohl kriegerischen Trotzes auf der Grundlage strengen finsteren Ernstes, und er vergleicht die Rauten, welche innen und außen die Wandflächen wie Schuppen bekleiden, mit dem Ansehen einer stahlblinkenden Rüstung. „Wir fühlen, sagt er, die gestählte Festigkeit kriegerischer Charaktere, den Trotz des Kampfes, die Sicherheit wohlüberlegter Rüstung, wir werden eingeführt in das Ringen widerstrebender Elemente, das romantische Vorspiel künftiger nationaler Größe."

Wie nun das normännische und angelsächsische Blut sich mischte und die beiderseitigen Sprachen zusammenflossen, wie aus normännischer Lehns- und angelsächsischer Gemeindeverfassung ein neuer staatlicher Organismus von bewunderungswürdiger Struktur erwuchs, das zu schildern geht über die Grenzen hinaus, die sich mein Vortrag gesteckt hat. Genug, daß mit dem Jahre 1066 die nordische Völkerwanderung ihren Abschluß erreicht hat, und das normännische Element, bisher flüssig und beweglich, nunmehr in Verbindung und Mischung mit anderen Volksbestandtheilen überall zu fester Form erstarrt ist.

Wenige Decennien waren nach dem Schluß dieser Wanderung verflossen, da geschah es, daß eine neue große Strömung sich erhob, welche die abendländischen Völker zu kriegerischen Zügen gegen den Orient in Bewegung setzte und wiederum finden wir in den Vorreihen der Kreuzfahrer die normännische Ritterschaft, einen Robert v. d. Normandie, den düstren ehrgeizigen Boemund von Tarent, den feurigen Tankred von Brindisi, den man den Achill des ersten Kreuzzuges genannt hat, und später vor Allen die Blume der Ritterschaft, den wilden Richard coeur de Lion.

Geschichte, Sage und Dichtkunst sind unermüdlich den Spuren dieser kriegerischen Wallfahrer nachgegangen, in deren kühnen Unternehmungen die Zeiten der alten Wikinger wieder aufzuleben schienen. Jetzt ward den Normannen die Wüste, wie einst das Meer zum Schauplatz unerhörter Wagnisse; der milde Christengott, unter dessen Panier sie stritten, ward ihnen zum reisigen Heerführer und Schlachtenlenker, wie vordem Odin war, und die alte Berserkerwuth schwelgte kampfesfroh im Blute der Saracenen. Doch ich widerstehe der Versuchung, diesen Helden auf ihren Fahrten in den Orient zu folgen, wo sich uns ein neuer unermeßlicher Gesichtskreis aufthut. Wir lassen sie ziehen und blicken ihnen nur von fern nach, wie sie in dem bunten rauschenden Getümmel einer Kreuzfahrt, das Herz von Inbrunst und Weltlust geschwellt, den Pforten des Morgenlandes zueilen, dahinter eine farbenprangende Zauberwelt mit ihren Wundern, Märchen und Abenteuern sich breitet, wo dem rüstigen Streiter Gottes das ewige Heil der Seele und irdischer Nachruhm für mannhafte That, wo ihm der Schätze Gold, der Minne Sold, und wer sagt was sonst Großes und Lockendes winkt. Wir lassen sie ziehen, — und die Ferne verschlingt sie.

Das Gesagte wird genügen, um den Character und geschichtlichen Beruf des merkwürdigen Volkes zu veranschaulichen. Als ein begabter Stamm von elastischer Spannkraft, stahlhart und biegsam wie Damascenerklingen, hatten die Normannen die Aufgabe in dem schwerfälligen unbeweglichen Völkerleben Europas eine mannigfaltige und folgenreiche Vermittelung zu übernehmen. Sie umschwärmen die nördlichen wie die südlichen Küsten Europas; in allen Gestalten treten sie auf: als Krieger, Kaufleute, Seefahrer, Räuber, Ritter, Pilger, Eroberer, Staatengründer haben wir sie kennen gelernt. Während sie im Norden ihre Nationalität mit Zähigkeit festhalten, werden sie im Osten zu Slaven, in Frankreich und Italien zu Romanen, in England wieder zu Ger-

manen, und ihr Naturell, ebenso feurig als schmiegsam, wußte überall das Fremde sich mit Leichtigkeit zu assimiliren, um es auf's Neue zu eigenthümlichen Formen auszuprägen. Unter dem Polar- wie unter dem Wendekreis, am Vesuv und Aetna wie am Hekla und Geiser, in den Steppen Rußlands wie in den Waldungen Nordamerikas, an der Mündung der Wolga wie des Senegal und des Hudson, der Seine wie der Themse haben sie ihr Leben einzurichten verstanden und mit praktischem erfindungsreichem Sinn die vielseitigste Cultur entwickelt. Dort waren sie eifrige Bekenner des Heidenthums, hier devote Anhänger des Papstes; dort bildeten sie eine freie Verfassung des Gemeindelebens, hier den Lehnsstaat in strengster Form; dort sang der Skalde noch lange von Odins Thaten und Freias Liebe, während der Ritter in Apulien die Laute zum provençalischen Minnegesang stimmte, oder mit dem Kyrie eleison auf den Lippen durch die Wüste zum heiligen Grab wallfahrtete.

Soll ich demnach die Bedeutung, welche die Normannen für das Culturleben im Mittelalter hatten, in wenige kurze Sätze zusammenfassen, so möchte ich sagen:

1) Sie haben durch ihre Fahrten und Entdeckungen den geographischen Horizont des Mittelalters erweitert und die Kunde von fremden Völkern und Ländern vermittelt.

2) Sie haben, indem sie die Völkerwanderung im Abendande zum Abschluß brachten, neue Nationalitäten begründet und eigenthümliche Staatsformen gebildet, wie sie denn das Lehnswesen im romanisch-germanischen Staatenkreise vertraten und zu consequenter Durchführung gebracht haben.

3) Sie haben das germanische Heidenthum in Mythus und Dichtung zum Abschluß gebracht, doch andererseits sind sie eifrige Vertreter der christlichen Kirche und Institutionen geworden. Sie wurden Lehnsträger und Anhänger des Papstes, mit dessen Ansprüchen sie ihre Politik genau in Einverständniß zu setzen wußten.

Sie leiteten in den Kämpfen mit den Saracenen die Kreuzzüge ein und in den Reihen der Kreuzfahrer treffen wir sie als Vorkämpfer an.

4) Sie haben wesentlich zur Entwickelung des Ritterthums beigetragen und sind durch ihre Tapferkeit, Thatenlust und Abenteuersinn für dasselbe vorbildlich geworden. In diese Eigenschaften wurde die religiöse Begeisterung als ideales Moment aufgenommen; beides durchdrang sich im Character des Normannen, der dadurch zum Vorbild des ganzen abendländischen Ritterthums sich erhob.

5) Den Sagenschatz und die poetischen Stoffe der nordischen und südlichen Völker, die Sagen der Romanen, Germanen und Kelten haben sie auf ihren Fahrten verbreitet und zum gemeinsamen Bestandtheil der abendländischen Cultur gemacht, und dies wollte für jene Zeit, die ihre geistige Anregung fast nur aus den überlieferten Stoffen und Werken der Dichtkunst schöpfte, sehr viel bedeuten.

Endlich haben sie zur Verpflanzung wichtiger Bauelemente beigetragen und in einer großartigen Bauthätigkeit selber charactervolle Schöpfungen mittelalterlicher Architectur hervorgebracht.

All dies geschäftige Thun und Treiben im Norden und Süden, zu Land und zur See, ihre Kämpfe gegen und für das Christenthum, ihre Lust an den Werken des Heldenthums und des Minnedienstes, das alles faßt in kurzen Zügen ein moderner Dichter in einem schönen Liede auf die Normannen zusammen, das hier am Schluß unserer Betrachtung als ein geschichtliches Bild in poetischem Rahmen eine Stelle finden möge:

Im Nordland auf dem Felsenhügel
Glänzt hell im Mond der tiefe Schnee,
Da ruft ein Aar und schwingt die Flügel:
„Wo seid ihr Könige der See?
Seid ihr zum Speerkampf nach den Sunden,
Verhalten euch am Strande Wunden,
Seid ihr den Wolf zu jagen aus?

Wo mögen eure Schwerter glänzen,
Wo lacht zu euren Siegestänzen
Beim Ruderschlag das Meergebraus?"

Kein Feind hat Wunden uns geschlagen,
Wir sind nicht aus, den grauen Wolf
Aus seinen Schluchten aufzujagen,
Wir segeln nicht im Dänengolf,
Nach Süden riefen uns die Wellen,
Der Morgen glüht, die Segel schwellen
Im frischen Hauch der blauen Fluth;
Wie purpurn glänzt der Schiffe Brüstung,
Die Sonne blitzt in unserer Rüstung,
In unseren Herzen blitzt der Muth.

Der Seewind spielt in unsern Locken,
Bald ruft, daß uns're Schiffe nahn,
Am Ufer rings mit Sturmesglocken
Von Schloß zu Schloß der Castellan,
Bald bebt mit ihrem hohen Dome
Die Stadt, die sich am Tajostrome,
Die an Biscayas Bucht sich sonnt;
Bald fliehn die Flaggen der Corsaren
Und jene mit Venedigs Waaren
Von Malta bis zum Hellespont.

Zu Boden schmettern wir die Krieger,
Die uns'rer Landung widerstehn;
Die schönste Dame giebt dem Sieger
Gebiet und Herz und Burg zu Lehn;
Kredenzend Wein im Goldpokale
Erscheint sie bei dem Hochzeitsmahle
Auf dem Balkon vor ihrem Gast;
Dann schallen Jubel und Trompeten
Dann giebt es Jagden, Spiele, Feten
Und Tänze bis die Nacht erblaßt.

O schöne Damen, schlanke Lilien
Vor euch wir beugen unser Knie,
Wir sind die Fürsten von Sicilien,

Wir sind die Herrn der Normandie;
Vor unsern guten Speeren sanken
Die Saracenen und die Franken,
Wir sind die Könige der See.
Im Norden auf dem Grab der Hünen,
Auf uns'rer Väter Grab, der Kühnen,
Glänzt hell im Mond der tiefe Schnee[9].

Anmerkungen.

[1]) cf. Büdinger in v. Sybel: Histor. Zeitschrift Bd. IV., p. 341.

[2]) Ritter: Geschichte der Erdkunde und Entdeckungen, ed. Daniel, p. 213.

[3]) Willatzen: Alt-isländische Volksballaden, p. 121—125.

[4]) M. Carriere: Das europäische Mittelalter in Dichtung und Kunst p. 193 flgd.

[5]) Leo: Geschichte von Italien II. p. 20.

[6]) Frd. v. Schack: Poesie und Kunst der Araber in Sicilien und Spanien Bd. II. p. 25 u. 26.

[7]) Gregorovius: Siciliana p. 123.

[8]) Thierry: Conquête de l'Angleterre par les Normans. Bd. I. p. 161.

[9]) Lingg: Gedichte, herausgegeben von E. Geibel 1854. S 28—30.

(296)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

(8)

Die

Vorstellungen von der Seele.

Vortrag gehalten im Winter 1874 zum Besten der von der Afrikanischen Gesellschaft ausgerüsteten Expeditionen

von

Adolph Bastian.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

In dem großen Räthsel der Welt, das dem Menschen das Räthsel der eigenen Existenz einschließt, hat man sich zu allen Zeiten, unter allen Völkerstämmen der Erde in verschiedenster Weise bemüht und abgemüht jenen Schlüssel zu finden, der uns das Selbstverständniß eröffne. Bis jetzt indeß hat keiner geschlossen und heute noch steht uns die Existenz, die Existenz der Welt sowohl wie die des Menschen, mit demselben Geheimniß gegenüber, unter dem sie sich unseren Vorvätern verschleierte. Doch wird in der menschlichen Brust nie der Drang erlöschen, zur Erkenntniß vorzudringen, ungestillt wird ihn der Wissensdurst quälen, wird er unablässig ihn antreiben, zu weiterem Sinnen und Forschen.

So vielfältig nun aber auch die Schlüsselformen sein mögen, die man zum Oeffnen dieses Tiefsten der Mysterien versucht hat, so lassen sie sich doch der Hauptsache nach auf zwei Methoden in den Denkoperationen zurückführen, auf die der Deduction und der Induction, und eine Ausverfolgung der beiderseitigen Ansprüche würde uns auf die Grenzgebiete der Philosophie und der Naturwissenschaft führen.

Hierauf kann bei dieser Gelegenheit nicht weiter eingegangen werden. Es ist bekannt genug, daß die Forschung mit der Deduction begann, daß sie mit ihr beginnen mußte, daß sie jedoch

in unserer Zeit sich vorzugsweise der Induction zugewandt hat, und daß wir der inductiv vergleichenden Methode die größten unserer Errungenschaften auf wissenschaftlichem Gebiete verdanken. Gegenwärtig haben alle unsere Naturwissenschaften einen inductiven Ausbau erhalten und zwar in dem durch die Natur der Sache bedingten Fortschritt, aus gradweisem Emporsteigen vom Einfachen zum Zusammengesetzten, zunächst also die anorganischen, dann aber die organischen bis hinauf zur Medicin, und in dieser wieder zuerst die Anatomie, dann die Physiologie. Jede höhere Wissenschaft bedurfte zur Festlegung ihrer eigenen Grundsätze des Unterbaues der ihr vorhergehenden, und so ist die Induction, die sich im graduellen Fortschritt ein Wissensgebiet nach dem andern erobert hat, (erst auf dem Felde der anorganischen Natur, in Chemie und Physik, dann auf dem der organischen, in Botanik, Zoologie und Anthropologie,) schließlich innerhalb der Physiologie an die Grenzen der Psychologie gelangt, auf einem neutralen Gebiete, über dessen Besitz gegenwärtig zwischen Naturwissenschaft und Philosophie ein schwerer Kampf entbrannt ist.

Es handelt sich hier um die Frage, ob die Psychologie, bisher das unbestrittene Besitzthum der Philosophie, sich den Naturwissenschaften wird anreihen lassen, d. h. ob auch auf die Psychologie die naturwissenschaftliche Methode der Induction und Vergleichung ihre Anwendung wird finden können, ob also auch sie mit derselben Sicherheit und Exactheit auf feste Gesetze zurück zu führen wäre, wie die übrigen Naturwissenschaften.

Die Entscheidung, nach welcher Seite hin sie auch ausfallen mag, wird für den Fortentwicklungsgang der Menschheit von maßgebender Bedeutung sein, denn aus der Psychologie ist es ja eben, daß sich das Dunkel der Geheimnisse, die uns umgeben, zu erhellen hat, denn in des Menschen denkendem Geiste verschlingt sich der Räthselknoten des Mikrokosmos und Makrokosmos, von

ihm aus wird er sich deshalb auch allein unversehrt und ganz entfalten lassen. Für den Augenblick bleiben die älteren Rechte der Philosophie auf die Psychologie vorbehalten, und die Prätensionen der Naturwissenschaften haben hier noch keine allgemeine Anerkennung gefunden. Auch wird darüber noch eine geraume Zeit vergehen, und darf die Lösung dieses wichtigsten Problemes nicht übereilt werden, da ohnedem in den materialistischen Theorien genugsam gesündigt ist.

Bewahrt die Philosophie ihr alleiniges Anrecht auf die Psychologie, so wird diese allerdings gewißlich mit den jetzt verfeinerten und geschärften Künsten der Dialectik eine vollendetere Ausbildung erhalten, im Vergleich zu früheren Systemen. Neue Wahrheiten sind indeß kaum zu erwarten, denn in den Tausenden von Jahren, und unter den Hunderten oder Tausenden von Völkern, bei denen die Philosophie, so lange die Erde besteht, cultivirt wurde, wird sie so ziemlich alle ihre Behandlungsweisen erschöpft haben, und so sehr dieselben in ihrem relativen Werthe zu einander auch verschieden abgeschätzt werden müssen, so hat sich doch jedenfalls keine von ihnen als jener Schlüssel erwiesen, der dem Menschen die Grundursache des Sein's zu eröffnen hätte, und so bedurfte die Philosophie stets zu ihrer Ergänzung der Religion, wenigstens als Religionsphilosophie.

Was nun andererseits die Ansprüche der Naturwissenschaft auf die Psychologie betrifft, so sind diese bis jetzt so schwach und gering, daß sie kaum zur Forderung ihrer Anerkennung berechtigt sind, und in den naturwissenschaftlichen Kreisen selbst ist durch das Unreife und das Unbefriedigende mechanischer Hypothesen so vielfach gefehlt worden, daß sich eine leicht erklärliche Abneigung zeigt, die Psychologie aus der Hut der Philosophie zu entlassen. Auch sind die bisherigen Vorarbeiten seitens einer naturwissenschaftlichen Psychologie noch viel zu jung, um bereits ein Urtheil

über die erhoffbaren Früchte zu erlauben, denn die naturwissenschaftliche Verfahrungsweise der Psychologie ist kaum ein Decennium alt, und hätte schon wegen der bis dahin mangelnden Durchbildung der Physiologie nicht früher in die Hand genommen werden können.

Dennoch liegt hier ein mächtiger, ein gewaltigster Reiz vor, dem sich Niemand wird entziehen können, der sich einmal von ihm berührt gefühlt hat. Die naturwissenschaftliche Behandlung der Psychologie wird uns einen völlig neuen Weg zur Ergründung des Seins eröffnen, und zwar einen Weg, der bisher noch nie auf Erden betreten war, der aber, wenn er in der That dem geahnten Ziele zuführen sollte, das gesammte Wissen der Menschheit, das ganze in Jahrhunderten und Jahrtausenden durch die Philosophie aufgehäufte Wissenscapital umgestalten, uns mit einem Wort in eine völlig neue Weltanschauung hineinversetzen müßte.

Von Erfüllung solch' frommer Wünsche sind wir allerdings jetzt, wo wir kaum am Eingangsthore der Forschung stehen, noch weit genug entfernt, indeß würde es sich jedenfalls verlohnen zu versuchen, ob der Eintritt überhaupt möglich sei.

Soll es in Frage kommen, ob die Psychologie einer naturwissenschaftlichen Behandlung fähig sei, um sich den Naturwissenschaften anzureihen, ob sie also der Methode der inductiven Behandlung unterworfen werden kann, so würde es zunächst einer Material-Ansammlung bedürfen, und es muß sich die Psychologie deshalb die Vorfrage stellen, ob auch für sie das Material realer Thatsachen in den Beobachtungen, wie es den übrigen Naturwissenschaften im reichen Maße zu Gebote steht, zu beschaffen sei, und woher dasselbe erwartet werden könne.

Die naturwissenschaftliche Behandlung, wie erwähnt, ist die der Induction und der Vergleichung, sie verlangt also als Vorbedingung Beschaffung von Material, da ohne solch' that-

sächliches Material die Induction weder bauen, noch die Comparation vergleichen kann. Es würde somit zu erörtern sein, woher vermag die Psychologie vergleichungsfähiges Material zu entnehmen? Das Wünschenswerthe solcher Vergleichungen ist schon mehrfach anerkannt, Philosophen, wie Beneke, Drobisch, Fries, Apelt u. A. haben auf eine naturwissenschaftliche Begründung der Psychologie hingearbeitet, und für die Induction sind die Beobachtungen am Seelenleben der Geisteskranken oder der Kinderseelen herbeigezogen. Die Resultate waren indeß keine reinen, da es sich um pathologische Degenerationen oder noch unentwickelte Productionen handelte, und deshalb kein directer Maßstab angelegt werden konnte.

Ein umfassendes Arbeitsfeld ist uns erst durch die Ethnologie gewährt worden, eine kaum geborene Wissenschaft, die aber rasch zur Mannheit heranzureifen verspricht und unerschöpfliche Fundgruben eröffnet. Durch sie ist unser bisher durch die Geschichtsspirale in einziger Cultur beschränkter Blick über den gesammten Erdball erweitert worden, und während bis dahin das Studium des Menschen in dem Horizont des westlichen Asien mit Europa eingeschlossen war, findet es jetzt den Menschen in seinen vielgestaltigen Repräsentationen auf den fünf Continenten. Hier liegt also ein reiches Material zur Vergleichung vor, und die Induction wird dadurch ermöglicht, weil sich die Untersuchung nicht, wie bisher, nur den höchst entwickelten Culturvölkern zuwendet, sondern den einfachen Gedankenorganismen der Naturstämme, bei denen die durchsichtige Einfachheit sich für die Erforschung der allgemein durchgehenden Gesetze ebenso nutzbar erweisen wird, wie das Studium der früher verachteten Kryptogamen neuerdings in der Pflanzenphysiologie. Das Material psychologischer Bausteine ist in den Elementar-Gedanken der menschlichen Gesellschaftskreise gegeben, wie sie, in den tausendfachen Wandlungen dieser auf den

Erdboden überall mit unabänderlicher Gleichartigkeit hervortreten, nur durch die Besonderheiten der jedesmaligen Umgebung specifisch gefärbt. Wir haben hier unter gesetzliche Normen emporwachsende Gedankenorganismen vor uns, welche jetzt nach naturwissenschaftlichen Principien studirt werden können, und tief in die Räthselfragen der Existenz, in das Werden und Sein, hineinzuführen versprechen.

Die Aufgabe wird also zunächst dahin gehen, eine Reihe von Grundgedanken aufzustellen, gleichsam die primitiven Gedankenelemente, die überall wiederkehren müssen, und ihrer Anlage nach auch in den höchsten und erhabendsten Denkschöpfungen vorhanden sein werden. Solche Primär-Gedanken sind nicht, wie man vormals wohl geglaubt hat, durch Selbstbeschauung oder mystische Versenkung zu gewinnen. Der Gedanke des Einzelnen ist ein secundäres Product, der primäre Gedanke ist der der Gesellschaft, da der Einzelne seine Erfüllung erst in der Gesellschaft findet. Es sind deshalb die Primär-Gedanken der menschlichen Gesellschaftskreise zu fixiren, und auf welchem Felde der Völkerpsychologie man nach ihnen sucht, ob auf dem politischen, dem socialen, dem künstlerischen, dem moralischen, dem mythologischen, überall wird man ihnen in unveränderter Gleichartigkeit begegnen, nur modificirt unter den Nüancirungen der geographischen Umgebung, die, wie alle ihre organischen Schöpfungen, wie die pflanzlichen und thierischen, so auch die ethnischen färbt. Betrachten wir die Culturen hochentwickelter Völker mit einander, so ist es die characteristische Verschiedenheit, die frappirt und die Betrachtung in Anspruch nimmt, immer aber führt die Analyse auf gleiche Grundgedanken, die auch das Gedankenleben des Naturmenschen durchwalten, wie es dieselbe Zelle ist, aus der sich die Palme oder Eiche aufbaut, dieselbe, die Moose und Flechten bildet.

Man hat nun bereits angefangen einige solcher Gedankenreihen aufzustellen, und es haben sich dadurch allmälig wunderbare Einblicke in das Geistesleben eröffnet. Indeß wird das bisher zusammengereihte Material noch unendlich vermehrt werden müssen, ehe es erlaubt sein kann, allgemein gültige Schlüsse zu ziehen, denn die Induction verlangt möglichste Vollständigkeit der Ueberschau, um nicht in die Gefahren einer unvollständigen Statistik zu gerathen.

Die unveränderliche Gleichartigkeit, mit der überall derselbe Gedanke beim Menschen hervorspringt, läßt sich am auffälligsten in der Mythologie verfolgen, bei den verschiedenen Cultusgegenständen, Feuer und Wasser, den Himmelsgestirnen, den Pflanzen und Thieren u. s. w. Außerdem auch in den Vorstellungen über die Seele, von denen hier einige Beispiele gegeben werden sollen.

Bei der Bezeichnung für die Seele zeigen sich verschiedene Vergleichungen verwendet. Sehr gewöhnlich findet sich die Auffassung als Athem, Niya bei den Dacota, Wang in Australien, Nava auf Java, Dusa der Slaven, anima, spiritus, pneuma u. s. w. Als im Blute liegend wurde die Seele angesehen bei den Caraiben, die so viele Seelen annahmen, als sich Pulse im Körper fühlten, bei den Mexicanern, die das Leben, den Californiern, die das Fortleben in das Herz setzten. Piat in Nordwestamerika ist Seele und Leben, Etisken (Knochen) die Seele der Irokesen, während (im Talmud) der Knochen Lus die Fortdauer gewährt, und Knochen-Reliquien überall wiederkehren (bei dem ihrer Heiligkeiten wegen nicht verwesenden Körpern, denen noch lebendige Kraft zu Heilungen und Segnungen inne wohnt). Schattenhaft schwebt die Seele (umbra) bei den Abiponern (als Loakal), bei den Arowaken (als Ueja), bei den Azteken (als Ehecatl), bei den Zulu (als Tunzi), und zwar kann dieser schon während des Lebens mit dem Körper verknüpfte Schatten am

Alt-Calabar auch während des Lebens schon verloren gehen, so daß dann ein Peter Schlemihl übrigbleibt. Geht ein Basuto unvorsichtigerweise zu nahe am Fluß hin, mag ein Crocodil seinen Schatten (Seriti oder Seele) erfassen, und mit ihm den Körper in's Wasser hinabziehen.

Die hier gegebenen Ausdrücke werden bei den verschiedenen Berichterstattern angetroffen, dürfen indeß nicht ohne Weiteres als direct den Begriff der Seele deckend hingenommen werden, indem hier weit minutiösere Verhältnisse vorliegen, als wir unter uns zu beachten gewohnt sind, so daß Reisenden, die sich nicht durch längere Beschäftigung in die Volksseele der Eingeborenen hineingelebt haben, die wechselnden Nüancirungen leicht entgehen.

Die Naturvölker haben im Durchschnitt eine äußerst complicirte Psychologie ausgebildet, und es tritt bei der Seelenlehre der eigenthümliche Fall ein, daß sich sagen läßt, sie sei bei den Naturstämmen sorgsamer entwickelt, als bei den Culturvölkern. Während sich die letztern mit ziemlich vagen Benennungen begnügen und die Scheidungen schon in Folge philosophischer Deutungen schwankend und unbestimmt werden, besitzen die Naturvölker eine fest umgränzte Bezeichnung für jede Modification und Erscheinungsweise der Seele.

Auch liegt die Erklärung hierfür nicht fern. Der Wilde lebt noch in ununterbrochener Wechselwirkung mit den in seiner Mitte Verstorbenen, in unmittelbarem Connex; die Geister der Abgeschiedenen weilen ihm unter den Zurückgebliebenen, beständig in die täglichen Lebensverhältnisse eingreifend, er erhält Rath und Hülfe von ihnen, so oft er deren bedarf, und er hat es noch nicht verstanden, sich ein mythologisches System aufzubauen, mit einem Himmel und Hölle, um dort die Seelen zu localisiren.

Ist dieses dagegen durch ein höher gebildetes Volk geschehen (wie stets im Fortgang der Cultur erfolgt), so tritt die gespenstige

Geisterwelt der Seelen in einen dunkleren Hintergrund zurück, man athmet freier auf, diese unheimlichen Gäste los zu sein, und kümmert sich fortan nicht viel mehr um dieselben, da es ohnedem für weiterhin im activen Leben, in der politischen Ausbildung des Staates, genugsam zu thun giebt (und nur etwa spiritische Träumer auf den Zustand der Naturvölker zurücksinken, der auch auf den Wegen der Mystik erreicht werden mag).

Während sich nun aber das Culturvolk den Horizont einer neuen Weltanschauung schafft, bleiben im Volksglauben aus den früher künstlich ausgearbeiteten Seelenvorstellungen allerlei Reste zurück, die, unter der Herrschaft einer veränderten Umgebung, weil daraus nicht länger verständlich, eine fremdartige Form annehmen, und sich so allmählig in ein wirres Knäuel abergläubischer Erdichtungen verwickeln, das wir erst dann richtig auseinanderzulösen im Stande sind, wenn wir uns, durch ein Studium der frühern und unteren Entwicklungsstadien, in den primitiven Gedankengang hineinversetzt haben, wie er im Leben der Naturvölker vorwaltet.

Das Bedingende des für den Naturmenschen characteristischen Gedankenganges liegt in der ihm eigenen Enge und Beschränktheit. Im Auge des Naturmenschen spiegelt sich die Welt, wie in dem Facettenauge des Insectes, seine Weltanschauung ist eine zerstückelte, er lebt in einer bunt zerrissenen Umgebungswelt. Seine Gedankenreihen erweisen sich dadurch als kurz und abrupt abgeschnitten, er vermag es nicht, den Faden eines ursächlichen Zusammenhanges festzuhalten. So mangelt ihm das Prinzip der Causalität, die einen tieferen Einblick in die Genesis der Erscheinungen und ihrer Verknüpfungen gewährt. Die Naturvölker zertheilen deshalb die Seele in eine Mehrheit von Seelen, ähnlich wie in unserer und Anderer Philosophie lange die verschiedenen Seelenvermögen spukten, und diese Mehrtheilung ist

bald eine doppelte, bald eine dreifache oder vierfache, kann sich aber auch auf sieben Seelen im Menschen, und mehr, fortschreitend steigern.

Indem die Naturvölker sich so die Seele aus mannigfachen Stücken zusammenstoppeln, ist es auch ganz consequent, daß sie die Seele vorkommenden Falles zu repariren vermögen, d. h. wenn ein Stück derselben verloren gehen sollte, es durch ein anderes zu ersetzen, wie Insulaner Gehirnverluste durch Einheilungen aus der Hirnsubstanz eines Schafes, die Chinesen eines Schweines zu heilen versuchten, und dann die entsprechenden Thiereigenschaften beobachtet haben wollen. Cranz, ein alter Missionär unter den Eskimo, erzählt, daß die Grönländer eine kranke Seele zu flicken verstünden, und er beschreibt umständlich die Ceremonien, wie dieses nach den Grundsätzen ihrer Therapeutiker am besten geschieht. Solches Kunststück ist aber nicht ein Vorrecht der grönländischen Zauberärzte oder Angekok allein, sondern man ist damit auch in vielen andern Theilen der Welt vertraut, auf Madagascar, in Sibirien, in Oregon, bei den Salish u. s. w., und überall werden bei den erforderlichen Operationen dieselben Handgriffe verwandt unter gleichen Formen.

Für all' die erwähnten Verhältnisse nun liegen die thatsächlichen Beweisstücke in weit größerer Zahl vor, als daß sie sich in kurzem Ueberblick erschöpfen ließen, und in der hier gebotenen Beschränkung können deshalb nur einzelne davon aufgeführt werden.

Die Doppeltheilung der Seele ist eine sehr verbreitete, und zunächst im Hinblick auf das Traumleben geschaffen. Jacet corpus dormientis ut mortui, viget autem et vivit animus (Cicero). So glaubt man im Schlafe die eine Seele vom Körper getrennt, während sich im Tode beide entfernen.

Die Ojibway nehmen zwei Seelen im Körper an, von denen die eine im Traum umherwandert, um das zu erfahren,

was im Erwachen aus dem Schlaf erinnert wird. In Birma fliegt diese Seele als Schmetterling (Leip=ya) von dem Schlafenden aus, und alles, was sie auf ihrem Fluge schaut, das träumt der Mensch. Mitunter geschieht es nun, daß sie einem Belu (einem Ungeheuer) begegnet, dann schrickt sie zusammen, und der Mensch fährt erschreckt vom Schlafe auf. Die Indianer vermeiden es deshalb auch, einen Schlafenden plötzlich zu erwecken, denn die Seele könnte dann keine Zeit haben zurückzukommen, und der Mensch würde mit halber Seele zurückbleiben. Dasselbe wäre möglich, nach Ansicht der Tagalen, wenn man einen Schlafenden umdreht, da die Seele dann den geraden Rückweg verfehlt.

Tritt bei den Karen ein solcher Unglücksfall ein, hat sich seine La auf der Traumwanderung verirrt, und erwacht der Schläfer deshalb verstörten Geistes, so kennen die Wih oder Zauberpriester die angemessenen Operationen, um die verlorene Hälfte der Seele durch magische Beschwörungen zurückzurufen. Sie vermögen auch die beschädigte Seele ihres Patienten dadurch zu repariren, daß sie dem Seelenganzen eines andern Menschen, (der dann dadurch freilich seinerseits krank wird), seine La entziehen. In Madagascar entnimmt man für dieses Seelenflickwerk das benöthigte Stück aus dem Grab eines jüngst Verstorbenen, indem man die an der Grabesöffnung ein- und aushuschende Seele in einer, auch den Chinesen bekannten (und einem Exemplare nach im Ethnologischen Museum Berlin's aufbewahrten) Zaubermütze zu haschen sucht und diese dann dem Leidenden auf den Kopf stülpt. In Oregon wird durch taktmäßiges Klopfen des Schädels der Einfügung nachgeholfen. Bei den Sioux wird in jedem Sarg eine Oeffnung gelassen, und aus gleichem Zweck mögen sich die runden Löcher erklären, die man an den Steinplatten der Dolmen in Indien, Gallien, im Kaukasus u. s. w. findet. Die Tscherkessen führten acht Tage nach dem Begräbniß das

aufgezäumte Schlachtroß des Verstorbenen vor seinen Grabeseingang, um ihn noch einmal im Verwandtenkreise zu Gast zu laden.

Wie die Seele des Aristeas als Rabe, geht die Seele eines Durstigen (nach deutschem Volksglauben) als Maus aus dem Munde (so in Jauerig), auch als Eidechse hat man sie hervorgehen sehen, und in Indien die des Bala-Rama als Schlange. So sieht der Knappe des longobardischen Königs die Seele desselben als Schlängelein den Schlafenden verlassen, und als derselben sein Schwert zur Ueberschreitung eines Baches hingelegt wird, erzählt der König beim Erwachen, daß er im Traum über eine eiserne Brücke gewandert sei.

Für prophetische Gesichter fährt die Seele aus, — die der Angekok um mit den dämonischen Mächten unter Torngarsuk's weiblicher Energie zu kämpfen, ebenso die des Schamanen, der mit Hülfe der herbeigerufenen Ahnengeister die Pforten der Hölle erbricht, dann die der Seher und Propheten in allen Theilen der Welt, und der Körper bleibt dann kürzere oder längere Zeit leblos liegen, wie der der Finnen, die von Ingimund in ein Haus eingeschlossen, ihm von ihrer Seelenreise die Beschreibung Vatindael's in Irland zurückbrachten. Als Hermotimos Körper auf Anstiften böser Freunde durch seine Gattin verbrannt war (s. Lucian), sah sich seine Seele bei der Rückkehr ihrer Behausung beraubt, und dasselbe kann den in der Kunst des Seelenausziehens bewanderten Siamesen passiren, wie mancherlei Fälle aus dem Mährchenschatze beweisen. So oft der Prophet seine Offenbarung empfing, schien es, daß seine Seele von ihm genommen war, erzählt Zaid von Mohamed.

Im ergänzenden Gegensatz zu diesem Seelenausfahren steht nun das Einfahren einer fremden (oder auch dämonischen) Seele, wie es in der Besessenheit statt hat, und um das Gleichgewicht herzustellen, Anlaß zu den Exorcisationen giebt, die gleichfalls

bei allen Stämmen der Erde in ziemlich identischer Weise geübt werden.

Wie sich psychische Acrobaten auf solche Proceduren, in deren Leitung Gaßner Meister war, einüben mögen, bis sie die Fertigkeit einer Katharine von Emmerich oder Louise Lateau erlangen, so werden auch bei sibirischen Schamanen ihre Zöglinge durch methodischen Cursus angelernt, und ähnlich überall die zur Inspiration eines Bete (auf Fiji) Fähigen.

Zu Piacen oder Zauberpropheten bestimmte Knaben werden nach ihren natürlichen Anlagen und Auffassungsgaben auserwählt, für 10 bis 12 Jahre an einem abgelegenen Orte, wo sie mit ihrem Lehrer allein wohnen, unterrichtet, und sind dort für zwei Jahre harten Entbehrungen unterworfen, auf vegetabilische Diät und Wasser beschränkt, von dem Genuß des Fleisches und alles Lebendigen ausgeschlossen, sowie von geschlechtlichem Verkehr. Weder Verwandte noch Freunde dürfen sie sehen, und nur bei Nacht werden sie von dem, in Cueba als Tequina oder (in Oviedo's Uebersetzung) Maestro, bezeichneten Meister besucht, der sie in die Schwarzkunst einweiht (auf dem Isthmus).

Die Vorstellungen schwarzer und weißer Magie laufen je nach dem Standpunct in einander über, und wie die „stigmata dominicae passionis“ bei Stina von Hamm (nach Rolewinck) oder andern der Stigmatisirten, deren letzte, seit Sixtus IV. den Anfang gemacht, in Veronica Giuliani († 1727) canonisirt wurde, zur Zeit der Hexenprozesse von Hopkins und seinen Collegen als Teufelsmale gesucht wurden, so begreift sich indisch mit suncharu die Besessenheit in beiderlei Form, die dämonische und die göttliche. Daß die deisidaimonia besonders vom weiblichen Geschlecht ausgeht (nach Strabo), zeigen die Epidemien in den Nonnenklöstern, wie in Loudon, wo Pater Surin mit den aus der Priorin ausfahrenden Teufeln (1635) harte Kämpfe zu bestehen hatte.

Als sie von einem Teufel der Wollust, einem des Zornes, einem des Hochmuthes, einem der Possen besessen, zu seinen Füßen niederstürzte, erschien dagegen wieder auf ihrer Stirn ein Kreuz, aus dem Blut hervordrang, und blutige Schrift auf der Hand. Der Dämon Asmodi gab dem Gesicht der Schwester Agnes ein verzogenes, der Dämon Behert ein lächelndes Ansehen. Oftmals wurden die besessenen Nonnen nach allen Richtungen umhergezerrt, ihre Beine nach rückwärts schlagend, den Kopf auf Schulter und Brust. In Malabar werden die der Heilung bedürftigen Frauen für die Festhandlung aufgestellt und wenn dann Siwa der Reihe nach in sie einfährt, schlagen sie nach allen Seiten aus, den Kopf nach vorn und hinten bewegend, bis sie niederstürzen (1865).

Gesetzt, daß die Körperverdrehungen des bezauberten Bauernmädchens Elisabeth Lohmann in Kemberg wahr wären, „so kann man solches weder für etwas wundersames (mirabile seu mirum), noch viel weniger für etwas wunderbares oder wunderthätiges (miraculosum) ausgeben, sonst wären die Seiltänzer und andere dergleichen Tausendkünstler die größten Hexenmeister und Besessenen oder Wunderthäter“ (1760). „Es fehlt ihr weiter nichts als ein tüchtiger Mann und ein Buckel voll Prügel.“

„Eine bei den Epileptikern nicht seltene Besonderheit ist die Steigerung ihrer religiösen Gefühle, so daß sie selbst Visionen haben mögen und diese als von Oben erhalten ankündigen. Wie Swedenborg werden sie in den Himmel verzückt, mit Fleisch und Bein, und dort unterreden sie sich mit den Engeln, mit dem Propheten oder mit dem Höchsten selbst. Auch mögen sie, gleich Mahomet, durch Engel besucht werden, welche sie mit dem Amte des Prophetenthums beauftragen“ (s. Maudsley). Mohamet's Gesicht wurde während der Inspirationen mit einem Schleier bedeckt, um die Entstellungen desselben den Anwesenden zu ent-

ziehen, und so bleiben auch bei den Naturstämmen die Seher mit verhülltem Körper auf der Erde liegen, so lange ihre Seele schauend umherwandelt.

Die wahren Inspirations-Gemeinden in Amana führen die Erleuchtung bis auf Bruder Johann Friedrich Rock zurück (1719) und leiten dann die Reihe der Propheten durch Michael Krausert, Philipp Mörschel, Christian Metz und andere Werkzeuge bis auf Barbara Heynemann hinab, „eine arme ganz ungelehrte Dienstmagd“ (s. Nordhoff). Als Anna Lee im Gefängniß ihre Offenbarung empfangen, wurde sie von den Shakers „acknowledged as mother in Christ and by them was called Mother Ann“ (1770). Der Gründer der Aurora-Gemeinde (in Oregon) lehrte anfangs aus einem mit Menschenblut geschriebenen Buche, gab sich aber dann, nach Verbrennen desselben, für einen der Zeugen in der Offenbarung aus und beanspruchte Verehrung.

Eine Dreitheilung der Seele findet sich (wie bei Psyche, Pneuma, Nous u. s. w.), z. B. im San Hwan der Chinesen, die eine Seele im Grabe, die zweite in der Ahnentafel, die dritte in der Geisterwelt weilen lassen. Die Eskimo unterscheiden in der Seele Schatten und Athem, die Patagonier verwandeln die Seele (An) in ein Gespenst (An guena), die Huronen ließen von der Seele (Eskenn) einen Theil in Vögel übergehen, einen andern am Grabe bis zur Wiedergeburt verweilen, und das Leben selbst verschwindet vielfach in der Luft (Rivotra oder Wind auf Madagascar), als der Hauch oder Spiritus einer anima vitalis (wie auch bei Stahl). Im pantheistischen Sinne heißt es bei Giordano Bruno: „Die Weltseele erfüllt und erleuchtet das ganze Weltall und unterweiset die Natur, die Gattungen und Arten der Dinge, wie es sein soll, hervorzubringen“, und wie das individuelle Lebensprincip beim Tode in den allgemeinen Mutterschoß der Natur zurückkehrt, so sind auch Uebertragungen oder Ersetzungen denkbar. Die das All durchwaltende Seele heißt Varua in Polynesien und begreift

in der complicirt zusammengesetzten Seele der Karen den als Kelah bezeichneten Theil, welches Kelah nicht nur dem Menschen, sondern allen Dingen zukommt, so daß z. B. beim Säen des Reis die Kelah der Kornfrucht herbeigerufen wird, um reiche Ernte zu sichern. Daraus entwickeln sich jene grausigen Menschenopfer, wie bis in die neueste Zeit beim Meriah der Khond geübt, indem ein menschliches Wesen jugendlichen Alters bei lebendigem Leibe zerrissen wird, damit ein Jeder der Dorfbewohner Stücke des noch zuckenden Fleisches auf seinen Acker trage, um ihn mit dem Blut, in dem das Leben wohnt, zu düngen. Von den Sioux wird in ähnlicher Weise das Opfer eines Pawnie-Mädchen berichtet, und manche der in Mysterien geheiligten Symbole deuten in ihrer Verbindung mit den Feldfesten auf blutige Gebräuche barbarischer Vorzeit, die unter dem Aufblühen der Civilisation durch allegorische Deutungen ihre Milderung empfingen. In Mexico wurde das Opfer am Fest des Tezcatlipoca mit den Emblemen des Gottes bekleidet und unter den Chibchas fand im Tempel die Auferziehung des Guesa genannten Opferkindes statt, das (wie bei den Jagas in Cassange) von vier erblich verpflichteten Familien eines bestimmten Dorfes zu liefern war.

Als viergetheilte Seele erscheint die der Dacotah, indem beim Begräbniß eine Seele neben der Leiche verweilt, eine andere nach dem Dorf des Abgeschiedenen zurückkehrt, die dritte in der Luft verschwindet und die vierte in das Geisterreich aufgenommen wird. So auch bei den Gondh. Die eine Seele bleibt beim Körper, um allmählig mit ihm zu verwesen, die zweite kehrt zum Dorf zurück, um in der Familie wiedergeboren zu werden (z. B. den Großvater im Enkel verjüngend), die dritte schweift ruhelos umher, und sucht irgendwo einzufahren, z. B. in einen Tiger (den dortigen Wehrwolf), die vierte geht ein in Bura's Himmel.

Eine Seele, die in den Himmel heimkehrt, muß auch daher stammen, etwa aus der Seelenheimath oder Nodsie, aus welcher

(bei den Eweern) die Gottheit Mawu die Seele Dsogbe herabsendet, die sich jetzt als Luwo (Schatten) mit dem Körper vereint und ihn zugleich als Schutzgeist (Aklama) begleitet, während beim Tode der nicht als Noali oder Gespenst beim Körper, weil irdisch verunreinigt, zurückbleibende Theil nach Nodsie zurückkehrt. Die als Schutzgeist zum Guten oder Bösen rathende Seele entspricht dem Dämon, ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων (b. Heraklit), und redet (wie bei Socrates) als innere Stimme oder Gbesi bei den Odschi, deren als Sasuma oder Spiegelreflex (spectral) im Menschen waltende Seele (Kla) bei dem Tode theils in der gespenstigen Gestalt der Sisa, als Geist (ghost), fortspukt, theils wiedergeboren wird (als Bla) und vielleicht bereits durch allerlei Anzeichen in dem nächsten Neugeborenen erkannt werden kann, weshalb uns auch an der afrikanischen Westküste über nie-sterbende oder immer-fortlebende Kinder berichtet wird, welche tibetische Theorien der Chutukten illustriren. In Florida pflegten schwangere Frauen zur raschen Beseelung ihres Embryo sich einem Todeslager zu nähern oder an einem frischen Grabe vorüberzugehen, und während es in Rom dem nächsten Verwandten zukam excipere animam, kennt in Oregon der Medicinmann einen magischen Wurf, um die Seele dem richtigen Erben zukommen zu lassen. Von der Seele der Madagesen (s. Ellis) wird Saina (beim Tode) Levona (unsichtbar), Aina zu Rivotra (Wind), während Fanahy (der Geist) übrigbleibt und Matoatoa als Gespenst umherspukt.

Im lebenden Menschen regulirt die vom Himmel stammende Seele die Pluralität der irdischen, und bei Aristoteles tritt zu der mit dem Körper verbundenen Psyche von Außen her der Nous, (als bewegender und agirender Mens). Auf Tahiti belebte der Schöpfer alle Wesen durch Einfügung von Feuer, die Seele des Menschen aber zog er aus seinem göttlichen Haupte. Auf dem Scheitel des Hauptes thront bei den Karen der Tso und hält in dem durch die, Kelah genannte, Seele belebten Leib

die als moralisches Princip (Thlah) gefaßte Seele in Ordnung mit einer Siebenheit thierischer Seelen, die als schlechte Neigungen in ihm wühlen (und auch den Chinesen sind diese sieben Sonder-Existenzen der Seelen bekannt). So lange der Tso seinen erhabenen Sitz in Zufriedenheit bewahrt, ist Alles in bester Ordnung, wenn er dagegen gestört wird, sei es durch fremde Berührung des Kopfes, sei es durch Unterstellung unter einen Niedrigeren oder sonst, so fühlt sich die Gesundheit zerrüttet. In Hinterindien werden deshalb nur einstöckige Häuser bewohnt, damit Niemand über den Kopf hingehe, und das Kopfwaschen ist eine umständliche Ceremonie, die nur mit bestimmten Feierlichkeiten vorgenommen werden darf, etwa einmal in der Woche, einmal im Monat oder nur im Vierteljahr. Das in diesen langen Intervallen nicht immer ganz abweisbare Kratzen des Kopfes wird, in gebührender Höflichkeit für den Haargeist, nicht mit den bloßen Händen zu verüben sein, sondern mit einem zierlich beschnitzten Lausestock. Es bekundet sich deshalb ein bequemer Fortschritt, wenn der Genius oder (persische) Feruer frei über dem Kopfe schwebt, ohne an die Haut desselben gefesselt zu sein. Wenn er sich dann zu weit entfernt, wie es bei unerfahrenen Kindern vorkommen kann und sich in ihren Krämpfen zeigt, so verstehen ihn die Siamesen wieder zurück zu rufen, durch die Riök Khuan, das Rufen des Scheitelgeistes (Khuan oder Scheitel), genannten Weiheformeln. Solche sind auch mongolischen Schamanen bekannt, um entflohene Seelen zurückzubannen, und sie verstehen es außerdem, eine Seele in Deposit zu nehmen, so daß der Eigner derselben jetzt ungescheut in den Kampf ziehen mag, unverwundbar oder doch untödtbar, so lange seine Seele in sicherem Gewahrsam bleibt und nicht etwa durch die wieder seitens seines Gegners verwandten Schwarzkünste im Versteck ergriffen und erstickt ist. Wer sich von seiner Seele nicht trennen will, sondern sie mitzuführen wünscht, muß sich wenigstens priesterliche Information

darüber erkaufen, in welchem Gliede seine Seele an dem entscheidenden Schlachttage, den astrologischen Constellationen gemäß, verweilen wird, denn nur dort würde eine Verwundung gefährlich ausfallen. Nur wenn der Lebensgeist (Ruh) in einem Körpertheile vorhanden ist, wird bei Verwundung desselben Schmerz gefühlt (nach Ghazzaly). Bei dem symbolisch mit dem Wachsthum eines Baumes (wie bei den Dualla) verknüpften Leben der Seele (für deren Gedeihen die Kaffer auf das Grab eines aus einem Zwillingspaare Verstorbenen einen Strauch pflanzen) wird die Verletzung jenes diese tödten, wie die des Meleager zu Grunde ging, als der von den Parzen für ihn gefeite Feuerbrand wieder angezündet wurde. Wird der armen Seele, die im Baume lebt, vor dem Fällen nicht Abbitte gethan, muß sie leiden und im Baumstrunke fortleben (Peter) in Oesterreichisch-Schlesien (zu Wigstad), und Cato hat die römischen Formeln erhalten, die vor dem Umhauen eines Baumes gesprochen werden mußten, wie auch bei den Griechen die Dryaden Vorsichtsmaßregeln verlangten.

Der höhere Seelengeist kann auch im Auge erkannt werden, und auf Tahiti wurde das Auge des Feindes gefressen, um seine Seele zu verschlingen, während indische Kalatier und amerikanische Geschmacksgenossen ihre Verwandten, Leib und Seele, aus Liebe aßen. Der Körper, meinten die Guianesen (s. Bernau), mag zerfallen, aber der Mensch im Auge lebt fort, und die Maori sehen in den Sternen die Augen ihrer (wie Odhin) einäugigen Häuptlingsgeister, die mit schützenden Argusaugen das Thun und Treiben auf der Erde, wie der als Himmel gebreitete Num (der Samojeden) bewachten. Bei den Hottentotten wird dem Todten bei dem Begegniß mit der, ihr schreiendes Kind tragenden, Altfrau auf dem Seelenwege eins seiner Augen ausgestoßen (und ähnlich bei den Araucanern).

Nach den Thai ist der Mensch von vier Seelen belebt,

den Chatura-Bhut, die in den beiden Daumen und auch (wie die Daktylen in den Fußzehen des Ida) in den großen Zehen wohnen. Wenn ihnen die Lust ankommt, Nachts zu lustwandeln als Phi-But-tang-si und sie dann nachher von ihren Abentheuern erzählen, so meint der Mensch dies Alles im Traum erlebt zu haben.

Obwohl die buddhistische Philosophie in dem nur lose aus fünf Bündel (Kandha) zusammengeknoteten Menschen, keine eigentliche Seele kennt, sondern etwa nur eine „dynamische Einheit der Elemente", worin Weiß das Wesen der Seele, oder das Bleibende in ihr, setzen will, läßt sich doch der Volksglaube seine Seele nicht nehmen, hält die „Annahme einer selbstständigen Seele" (wie Ruete) „empirisch gerechtfertigt" und auch nach Lerch „muß man an der Seele als Substanz festhalten" (1871). Nach dem Tode verwandelt sich die Seele in einen Phi oder Dämon (in Siam).

Wenn das Feuer des Scheiterhaufens die Leiche berührt, treten die vier Seelengeister der Kham Bhut aus den Daumen und den Großzehen hervor, und da ihnen jetzt ihre bisherige Behausung verloren gehen wird, suchen sie eine neue zu gewinnen. Da ihnen das Leichenhaus noch in frischester Erinnerung ist, laufen sie um die Wette dorthin zurück, und die zuerst anlangende Seele quartirt sich dort ein, als Phi Rua oder Hausgeist, mit den Functionen eines Kobold oder Klabastermännchen. Den andern drei Seelen kommt darauf das Kloster in's Gedächtniß, wo der fromme Verehrer manche Stunden zu verbringen pflegte, und jede bemüht sich nun, als Erste, sich in dieses warme Plätzchen zu installiren, als Phi Phasa. Dadurch bleiben zwei arme Seelen übrig, die jetzt mit aller Macht zum Walde rennen, wo aber ebenfalls nur eine zugelassen wird, als Phi Pha oder Waldgeist. Die letzte Seele bleibt nun verdammt ruhelos umherzuschweifen, da sie nirgends hat, wohin ihr Haupt zu legen.

Diese indochinesische Seelenvorstellung erhält nun aber durch die politischen Verhältnisse der Halbinsel ihre besondere Färbung. Durch die erobernd aus den Hochländern eingedrungenen Stämme, die (wie die Singpho) auf goldener Leiter vom Himmel herabgestiegen waren, wurden die eingeborenen Kinder des Bodens in eine verachtete Stellung hinabgedrückt, und da sie gleich den Pflanzen und Sträuchern aus dem Erdboden hervorgewachsen sein sollten, sprach man ihnen eigentlich eine Seele ab, außer etwa der mit dem Körper allmählig (früher oder später) verwesenden, ähnlich wie in Polynesien das gemeine Volk (in China das Frauenzimmer) für seelenlos galt oder doch nur mit derjenigen Seele besessen, die beim Tode vom Atua, dem Gotte, gefressen würde, d. h. das in die allgemeine Weltseele absorbirte Lebensprincip, ohne persönliche Fortdauer.

Solche vindicirte sich dagegen (nach einem für Fichte vertrauten Gedankengang) der Adel, in Polynesien sowohl, wie in Hinterindien. Wie die Vornehmen Tonga's von den gefallenen Göttern Bolotu's stammten, so tragen die Birmanen in ihrem Namen noch die Herkunft aus dem Brahmanenhimmel Abhassara zur Schau, bis zu dessen Terrasse bei der Weltzerstörung die Wasserfluthen hineinreichten, und aus dem dann bei dem Anbruch der neuen Schöpfungsepoche göttliche Wesen auf den in Jugendfrische entfalteten Planeten herabflogen, um freilich, da sie der Versuchung nicht widerstanden, nach dem Kosten irdischer Nahrung ihrer ätherischen Natur verlustig zu gehen und an die Erde gefesselt zu bleiben, wenigstens für die Dauer des einmaligen Lebens. Ist dessen Kreisbahn abgelaufen, so mag der entfesselte Geist, wenn genügende Verdienste aufgehäuft waren, nach der brahmanischen Heimath zurückkehren, oder in einen andern aus den 27 Himmeln der Buddhisten einziehen, vielleicht in den Indra's, der gleich nordischer Walhalla im Waffenschmucke funkelt und den ritterlichen Zechern Festgelage bereitet. Von dort kann

nun der deificirte Heldengeist auf die Erde zurückkehren, um (wie die Theparak der Plebs) seinen patricischen Verwandten Rath und Beistand zu gewähren, und nach der Apotheose wird ihm, als Halbgott, eine Capelle gebaut, wie einem Heros (Chao).

Der bei diesen Verhältnissen leicht verständliche Causalnexus kann uns die Handhabe abgeben, um mancherlei disjecta membra zu verknüpfen, die aus antiquirtem Volksglauben in römischer und griechischer Mythologie zerstreut lagen, und bei dem Versuche, ihre relative Werthbezeichnung zu fixiren, mißverständlichen Auslegungen ausgesetzt waren (wie die classischen Citate beweisen), wenn nicht überhaupt unverständlich. So sind trotz gelehrter Arbeiten, wie die Uckert's, Gerhard's u. a. m. die Wechselbeziehungen zwischen Penaten, Manen, Lemuren, Larven, Laren, Genien, Dämonen, Heroen u. s. w. schwankende geblieben.

Die den lebenden Körper als Genius (oder als Dämon mit weiblicher Wandlung in Tyche, wie Ling, der ätherische Theil der weiblichen Kraft, in China, dem männlichen Hwan zur Seite steht) berathende Seele, auch als animus neben anima, nimmt nach dem Tode eine dämonische Form an, die eines Phi oder (der orthodoxen Schriftsprache gemäßer) eines Bhut. Mit den Penaten, die Charondas als δαίμονας ἑστιούχους zu verehren empfahl, waltet in der Wohnung der Geist der chinesischen Ahnentafel, der Hauskobold oder Phi Rua, während ein anderer Theil der Seele in den Lemuren umgeht, und bei den Manen (den Divi Manes) später eine moralische Scheidung zwischen Superi und Inferi hinzukam. Die als Heros zum Halbgott aufsteigende Seele mag auch als Lar schätzbare Dienste leisten, und bei der zugehörig weiblichen Hälfte, der Larva, bleibt ein Argwohn über ihre harmlose Natur, wie bei Eskimo, Congesen, Indern u. s. w. das Weibliche als feindlich böse Aeußerung des Göttlichen hervortritt, und auch sonst schädliche Wesen mit weiblicher Physiognomie erscheinen (außer etwa die Nixen, indem

bei dem bereits an sich tückischen Element des Wassers, und also seines männlichen Vertreters, jetzt der erforderliche Gegensatz das weibliche Seitenstück verschönert).

Neben dem Lar familiaris in der Hauscapelle (wie der chinesische Küchengott auf dem Heerde, um dem man in der Mark zum Festbannen die Dienstboten jagt) kommen noch die Lares viales vor, ähnlich wie der Kaiser China's die Seelen seiner verstorbenen Mandarinen als Schutzgeister über Provinzen oder Wege einsetzen kann.

Solche zum Himmel emporgestiegene Ahnengeister mögen nun droben consultirt werden, wie die weisen (und dicken) Angekok Poglit von der zu ihnen hinauffahrenden Seele des Angekok, oder sie können auch den Weg von Oben nach Unten zurückdurchmessen, wenn es etwa materielle Hülfe zu leisten giebt, und handfeste Prügel auszutheilen gilt, wie es die Seele St. Martins und anderer Heiligen manchem Sünder schmerzlich fühlbar gemacht. Die deificirten Seelen sah man im Hause des Kriwe in sichtlicher Gestalt zum Himmel fahren, gleich der des Romulus, oder (nach dem Zeugniß des heiligen Collegen) der des heiligen Antonius, während andere Seelen vor den Augen der Menschen in Ketten zum Aetna geschleppt wurden, so die Dagobert's I., die kaum noch Rettung fand.

Bei den Amakosa sind die Geister der Abgeschiedenen ihren zurückbleibenden Verwandten stets nahe, und sie erscheinen ihnen auch (nach Art des Genius loci) in Schlangengestalt, wobei das auf Berührung durch einen Stock erfolgende Zischen (ein Todtengezwitscher der Unterwelt, wo die Seelen blaß und schwammig, gleich denen der Grönländer, wanken, wenn nicht durch Blut erwärmt) von einer gewöhnlichen Schlange unterscheidet. Bei Formirung einer Heeresordnung blieb die erste Zuglinie frei, damit dort die Itongo oder Ahnengeister eintreten konnten, um im Streit voranzuziehen, und so ließen die Lokrer in ihren Schlachtreihen ein Glied

frei für den jüngeren Ajax, der den Verwegenen, der einst dort einzudringen suchte, durch göttlichen Speer mit unheilbarer Verwundung schlug (wie den Krotoniaten Leonymos oder Autoleon). Die Wanika wenden sich an den Koma oder Schatten des Verstorbenen zur Vermittlung mit Mulungu (Himmel) oder Gott (s. Krapf). Dem Himmel geweiht war die Seele des vom Blitz Erschlagenen, der weder im Kaukasus noch in Culiacan berührt oder begraben werden durfte, und auch in Abbeokuta gehörte dem Donnerer, oder doch seinen Priestern, Alles, was von seinem Strahl getroffen war.

Die Fravashi entsprechen (nach Spiegel) den Clangottheiten oder vithibis bagaibis (von Darius in der Inschrift erwähnt) und diese wiederum den *θεοί πατρῷοι* der Alten. Die Fravashis der Frommen, die vor dem Gesetze lebten (die Paoiryctkaeshas) und die Fravashis der Wesen, die noch erscheinen sollen, galten für mächtiger als die der übrigen Menschen, mächtiger als die der Lebenden und mächtiger als die der Todten (bei den Parsis). Wie der Feruer dem Heere voranschwebt, war der Isländer von seinem Vorläufer als Schutzgeist begleitet, den der Indianer im Medicinsack mit sich trägt, nachdem er ihn im Norden durch einsame Kasteiungen erlangt hat, im Süden auch in der Begeisterung des Rausches, der Zoroasters Bekenner zur Erleuchtung führen mochte.

Nach den Lautern Brüdern ist die Seele dem Wesen nach Eine, hat jedoch nach ihren Wirkungen verschiedene Namen, indem sie, wenn einem Körper Ernährung schaffend, Pflanzenseele, wenn sinnliche Wahrnehmung, Bewegung, Wandel bewirkend, Thierseele, wenn Ueberlegung und Unterscheidung schaffend, Verstandesseele heißt. Die jedem Glied speciell zukommende Seelenkraft bildet die Specialseele des Gliedes, wie die Sehkraft die Seele des Auges, die Hörkraft Seele des Ohres, die Schmeckkraft Seele der Zunge, die Riechkraft Seele der Nase, u. s. w., dabei

werden der Arten, die sich wieder in unzählige Unterarten theilen, dreiundzwanzig unterschieden, als Wärme, Kälte, Feuchte, Trockniß-, Begehr-, Zornes-, Verstandes-, Hör-, Seh-, Schmeck-, Riech-, Tast-, Vorstellungs-, Denk-, Bewahr-, Anzieh-, Halt-, Reifungs-, Scheide-, Nähr-, Wachs-, Form-, Gebär-Kraft (s. Dieterici).

Nach den Commentatoren des Koran werden die Seelen der Propheten sogleich in das Paradies aufgenommen, die der Märtyrer dagegen weilen im Kropfe grüner Vögel, die von den Früchten des Paradieses essen und sein Wasser trinken, die der sonst Abgeschiedenen halten sich in der Nähe der Gräber auf, während sie sonst in der Nachbarschaft des Brunnen Zemzem gedacht, auch mit Adam in den untersten Himmel gesetzt werden, dann wieder sich in der großen Trompete verbergen, die der Erzengel am Auferstehungstage zu blasen hat oder, von Anderen, weiße Vögel unter dem Throne Gottes zur Behausung erhalten. Die Seelen der Schlechten werden in einem Zwinger, unterhalb eines grünen Felsen eingeschlossen, oder nach einer von Mohamed hergeleiteten Tradition zwischen die Kinnbacken des Teufels verwiesen, um dort gequält zu werden. Ein Theil des Körpers, das Steißbein, wird bewahrt, um als Grundlage für den neuen Körper zu dienen. Aus den Gräbern werden die Todten in drei Abtheilungen erscheinen, Einige zu Fuß, Andere reitend, und Andere wieder mit dem Gesicht am Boden, indem Jedem nach Verdiensten ausgetheilt wird (s. Arnold).

Der Fravashi (oder Frohar) ist der vermittelnde Theil zwischen Seele und Körper, aber als eine selbstständige und namentlich vom Körper unabhängige Persönlichkeit gedacht. Daneben kennt der Sadder Bundehesh noch auch andere Seelenkräfte, die Lebenskraft (jan), das Gewissen (akho), die Seele (revan), das Bewußtsein (bo). Von diesen ist die Lebenskraft mit dem Körper auf das innigste geeinigt, so zwar, daß der Körper ohne

dieselbe nicht bestehen kann und der Vernichtung anheimfällt, sobald die Lebenskraft ihm entschwunden ist. In einem der Vernichtung preisgegebenen Körper können aber auch die übrigen Seelenkräfte nicht länger verweilen, sie gehen heraus, und zwar das Gewissen geradezu in den Himmel, da es nichts Böses gethan hat, dagegen bleiben Seele, Bewußtsein und Fravashi zusammen, sie müssen die Rechenschaft für die Thaten des Menschen ablegen und empfangen Lohn oder Strafe (s. Spiegel).

Labeon lehrte die Ceremonien, um Götter zu machen, damit die Seele des Verstorbenen ihren Platz einnähme unter den dii animales. Cäsar wurde erst inschriftlich für einen Halbgott, und dann für einen Gott erklärt, um als Jupiter Julius einen Tempel zu erhalten (wo Antonius als Priester fungirte). Sextus Pompejus erklärte sich nach seinen Seesiegen zum Sohne Neptuns und Antonius wurde als Bacchus in Griechenland gefeiert. In Pergamus und Nicomedien wurden Tempel für Augustus und die Göttin Roma gebaut, in Tarragona ein Altar.

Die Bewohner der Tonga-Inseln stammten von den göttlichen Wesen, die von Bolutu herbeigeschifft waren, als jedoch Sterbliche dorthin verschlagen, das Geisterreich betreten hatten, wurden sie zwar aus seinen Bereich zurückgewiesen, aber dann bald der Erde entrückt. Die bei den Bactriern zum Gefressenwerden durch Hunde Ausgesetzte, wurden, wenn sie der Krankheit entgehend, zurückkehrten, als noch dem Unterirdischen angehörig geflohen, bis durch den Magier zu neuem Leben gereinigt (s. Agathias).

Je nachdem die schreckende Gestaltung der körperlosen Seele vorwaltet, oder eine trauliche Hinneigung zu derselben, ergaben sich Reihen verschiedener Vorstellungen aus in einander verketteten Gliedern. Schon die Bestattungsweise ist dadurch bedingt. Glaubt man die Seele aus jenseitiger Heimath stammend, wohin sie beim Tode zurückkehren kann, so mag sie mit dem Verbrennen

des Körpers sogleich in Freiheit gesetzt werden, um unter dem Bilde eines Vogels (wie bei der Apotheose der Kaiser in Rom) zum Himmel emporzufliegen (unter Sprechen heiliger Mantra auf Bali, wo der nicht verbrannte Todte als Poussa unstät umherschweift). Auch im böhmischen Liede eilt die Seele als Vogel aus dem Gefallenen hervor, und so erscheint der mexicanische Krieger als Colibri, wie auch bei den Isanna (bei denen die Seelen der Feiglinge dagegen in Reptilien übergehen). In Australien begeben sich die Seelen auf die Wipfel der höchsten Bäume, um dann zum Wolkenlande fortzuflattern. Wie dort wird auch bei den Sioux der Todte auf einem Gerüst beigesetzt, damit er nicht in die Macht des gefürchteten Erdgeistes falle, wogegen die in den eleusinischen Mysterien Wiedergeborenen nicht verbrannt, sondern begraben wurden, um als Demetrioi wieder hervorzusprießen, nach dem Bilde des Samenkornes (das im Gespräch zwischen Baker und dem Negerfürst zur Parallele diente). Die Alfuren setzten früher die in Rinde gewickelte Leiche auf Baumzweigen bei, ehe sie dieselbe in sitzender Form begruben, damit die Seele sich mit Dewata Sanghiang vereinige. Die bei den Battaern fortdauernde Sitte, die Todten im Körper der eigenen Verwandten zu begraben, wurde schon vor Darius als das ehrenvollste Begräbniß erklärt, und auch am Orinoco glaubte man den Todten zu begünstigen, wenn man ihn aus Liebe selbst auffraß (oder in zerriebenen Knochen trank), statt ihn von den Würmern fressen zu lassen. Ibn Fozlan hörte die Russen über die Beisetzungsweise der Australier spotten, die den Todten dem Würmerfraß übergäben, statt die Seele durch rasches Verbrennen sogleich zu befreien. Bei den Mongolen muß der Lama den Jahreszeiten gemäß die Bestattungsweise nach seinen Ritualbüchern angeben, und um keine Elemente zu verunreinigen, überließen die Bactrier die Leiche den wilden Thieren (wenn nicht den Hunden), sowie die Perser den Vögeln, durch welche auch

der seelische Antheil nach allen Richtungen getragen und in die Winde zerstreut wurde.

So lange die Seele, wie bei der Aussicht auf leibliche Fortdauer, an den Körper gebunden gedacht ist, wird am Begraben festgehalten, mit dem sich dann vorwiegend ein wüster und unheimlicher Gespensterglaube verknüpft. Obwohl man das Entweichen der Seele erleichtert haben mag, indem man in der Sterbesstunde ein Fenster öffnete oder das Dach abhob, obwohl versucht ist, sie über die Richtung zu täuschen, indem man die Leiche nicht durch die Thür, sondern durch eine besonders gebrochene Oeffnung austrug oder indem man mit der Bahre dreimal um das Haus herumlief, so fürchtet man doch das Zurückkommen des Todten und bestrebt sich nun, dasselbe in jeder Weise zu hindern, sei es, daß man den Weg zum Grabe mit Dornen bestreut, wie in Afrika, sei es, daß man, wie bei den Masuren, auf halbem Wege ein Strohbündel hinlegt, damit beim dortigen Ausruhen das Weitergehen vergessen werde. Wenn Jemand zu Pferde dem Leichenzug begegnet, mag er die hinten aufhockende Seele in das Dorf zurücknehmen, (s. Töppen) und so tödteten die Mongolen alle Begegnenden. Die Tschuwaschen warfen der ausgetragenen Leiche einen heißen Stein nach, um ihr den Weg abzuschneiden, die Eskimo schwenken einen Feuerbrand hinterher, anderswo wird über den Zug zum Vorwärtsscheuchen gewedelt, oder gießt man einen Eimer Wasser dahinter aus, da das Wasser (das auch die Unterirdischen nur auf einem von Menschen gemietheten Bote passiren können) ein besonders wirksames Scheidungsmittel gegen die Geisterwelt bietet, so daß man diese gerne durch einen Styx umgränzt oder die Todten in Armorika nach Britannien überfahren ließ.

Die Dayak umzäunen das Grab mit spitzigen Hecken, damit der Todte nicht übersteigen kann, und damit nicht levis sit terra thürmt man auf das Grab (wie Arnhel über das seines Vaters)

einen mächtigen Hügel auf. Macht ihn hoch und stark, ruft Antons Mutter im arabischen Liede, damit der gewaltige Geist meines Sohnes nicht hindurchbreche. Geschieht dies dennoch oder saugt der Todte am Leichentuch, um andere Verwandte, wie in Australien der erste Mensch seine Hinterlassenen, nach sich zu ziehen, wüthet dann das Sterben unter der Nachkommenschaft, so schlägt man dem Vampyr einen Pfahl durch's Herz, ein *ἐπενεγκειν δορυ* (oder hasta transfigere). Ein anderer Ausweg bleibt, daß man das Sterbehaus niederreißt (gleich den Jakuten) oder, wie bei den Karen, nach einem Todesfall das ganze Dorf verläßt, um sich anderswo anzusiedeln.

Am meisten bleiben die nächsten Verwandten gespenstischen Nachstellungen ausgesetzt, und wenn sich die Wittwen nicht, wie in Indien und einst bei den Slaven, mit ihrem Gatten verbrennen, werden sie, wie in Oregon und anderswo, oft für Jahre belästigenden Entbehrungen ausgesetzt, um ihre Schuld abzutragen. In Matamba müssen sie im Wasser untertauchen, um den auf ihrem Rücken haftenden Geist los zu werden, in Schottland durften sie nicht von ihrem verstorbenen Gatten reden, wie es überhaupt in Sibirien sowohl wie in Australien verboten ist, damit der Verstorbene nicht erscheine, seinen Namen auszusprechen (wenigstens nicht dreimal in Schlesien), oder selbst ähnlich klingende Laute, so daß nach dem Heimgang angesehener Persönlichkeiten oft bestimmte Worte in der Sprache zu ändern waren. Schweigend geht man an den Grabhügeln der Vazimba in Madagascar, sowie an denen der Jaga in Congo vorüber, um nicht den Todten zu erwecken, der darunter ruht, und in Ceylon schwieg die Heeresmusik, wenn der König an dem Monument des Eroberers Elu vorüberzog. In gesitteten Zuständen mahnt man dagegen durch Aufschrift der an die Straßen gestellten Gräbern, daß des Verstorbenen gedacht werde, um ein Gebet für ihn zu sprechen.

Um dem Todten Ruhe zu geben, wird die Blutrache zur

heiligen Pflicht, der Mörder muß sich, wie bei den Hellenen, umständlicher Reinigungsceremonien unterziehen, in Australien haut er seinem Opfer den Daumen ab, damit der Geist nicht den Bumerang gegen ihn zu führen vermöge, und ähnliches Verstümmeln an Händen und Füßen ist aus classischer Zeit überliefert. Der Beduine läßt sich lieber pfählen, als erhängen, weil im letzteren Falle die Seele durch den Anus auszufahren habe und beschmutzt im Gericht erscheinen würde, der Chinese zieht die grausește Todesart dem Köpfen vor, und ein westindischer Pflanzer schnitt eine Selbstmordepidemie unter seinen Sklaven, die nach Afrika zurückzukehren meinten, durch Enthaupten der Leichen ab, das sie jetzt der letzten Hoffnung beraubte. Auch nach den Indianern hat der Atahchuk (Schatten) eine der Oeffnungen des Körpers (die in Birma bei Exorcisationen verstopft werden) zum Ausfahren zu wählen. In verschiedenen Arten von Gottesgerichten suchen die zurückgebliebenen Verwandten der Rache zu genügen, um den Thäter des Sterbefalles ausfindig zu machen, die Hexenriecher spüren in Südafrica dem Fetissero nach und in Australien überläßt man dem Todten selbst die Entscheidung, indem man die Richtung beobachtet, welches ein aus dem Grabe hervorkriechendes Insect nimmt, und darnach die Verfolgung anstellt. Auch mag, wie das in Syrien auf einer Bahre getragene Götterbild, die Leiche auf der Bahre die Träger derselben influenciren, die dann im Taumel gefaßt (in Westafrica, in Birma u. s. w.) dahin schwanken, wo der feindliche Zauberer schwarze Hexenkünste treibt. Im Barrecht wartet man auf das Bluten der Leiche, wenn ihr der Mörder zugeführt wurde, sonst auf eine Bewegung derselben, wenn vor ihr der richtige Namen ausgesprochen wurde.

Wenn spätere geordnete Gesellschaftsverhältnisse stete Störung derselben durch die Verfolgung der Bluträcher ausschließen mußten, griffen jene umständlichen Reinigungsceremonien Platz, wie aus griechischer Heroenzeit bekannt und auch vielfach sonst. Wer unter

den Pima einen Apache getödtet hat, muß gereinigt werden, für 16 Tage, während welcher er, einsam in den Wäldern lebend, weder flackerndes Feuer anschauen, noch mit Fremden umgehen darf, und dabei sind strenge Fasten einzuhalten, die nur jeden vierten Tag mit etwas Pinole unterbrochen werden dürfen. Am 15. Tage wird nahe dem Dorfe ein Platz frei gemacht, in dessen Mitte ein Feuer brennt. Die Männer schließen um dies Feuer einen Kreis, und außerhalb desselben sitzen, ein Jeder in kleiner Aushöhlung, diejenigen, die sich gereinigt haben. Einige der Alten ergreifen denn die Waffen der Gereinigten und tanzen mit denselben in der Runde umher, dafür erhalten sie Geschenke und von dann ab werden der Mörder und seine Waffen als rein betrachtet, aber es müssen noch zwei Tage vergehen, ehe der Mann zu seiner Familie zurückkehren kann (ein auf die mythische Persönlichkeit Szeukha zurückgeführter Brauch).

Damit dem Todten jeder Anlaß genommen werde, nachträgliche Ansprüche an seine Verwandten zu erheben, giebt man ihm überall sein Eigenthum in das Grab mit, meist zerbrochen, indem nach der auf den Fiji herrschenden Ansicht, auch leblose Dinge im Jenseits ihr Dasein fortsetzen, während die Chinesen papierene Repräsentanten der den Geistern zugedachten Reichthümer verbrennen (wie die alten Gallier Briefe an dieselben). Den Weg in die Unterwelt zu erleichtern, werden Mocassin in das Grab gelegt oder (in Schwaben) Schuhe, sowie der Schädel eines Hundes, der die Richtung weise bei den Eskimo. Zum Kampf gegen den Seelentödter Samu (auf der Straße zu Ndengei's Sitz) erhielt der Fijier seine Keule, und anderswo dürfen Steinwaffen nicht fehlen.

In Athen wurde es selbst den Siegern in der Seeschlacht als todeswürdiges Verbrechen angerechnet, die Leichen unbegraben liegen gelassen zu haben, und wenn man nicht, wie im Mittelalter, wenigstens den Kopf in die Heimath zurückzubringen ver-

mag, baut man für die ψυχαγωγια das (leere) Ktenotaphium, wie (nach Sibree) auch auf Madagascar, während in China durch den an hoher Stange emporgehobenen Stock der Geist mit tauistischen Zaubersprüchen aus der Fremde zurückgelockt wird. Hat er in der Hauscapelle seinen Sitz genommen, erhält er die täglichen Spenden, die sich mit der Entfernung der Ascendenten vermindern, und in Congo wird das Sterbehaus für ein Jahr hindurch nicht gefegt, damit nicht der Staub den empfindlichen Geisterleib verletze. Caligula's Seele spukte bis der Körper wieder ausgegraben und rechtmäßig beigesetzt war (nach Sueton). In Borneo weilt der Geist vier Tage im Haus und erhält Reis gestreut (die Lemuren schwarze Bohnen), wird dann aber ausgefegt mit Zerbrechen eines Gefäßes. Auf den Mariannen setzte man neben das Kopfkissen des Sterbenden einen Topf, damit in demselben die ausfahrende Seele sogleich eine neue Wohnung aufschlüge, im thüringischen Volksglauben dagegen wurden absichtlich, sobald der letzte Athemzug geschehen war, alle Töpfe im Hause zertrümmert, um es eben zu vermeiden, damit sich nicht in einem derselben der gespenstige Gast für weiteres Verweilen niederlassen möchte. Bei den Feriae denicales wurde ein von der Leiche abgeschnittener Daumen oder anderes Glied begraben oder vom Scheiterhaufen ein Bein mit nach Hause genommen (Richter). Häufig findet sich das Reinigen der wieder ausgegrabenen Knochen oder ihr periodisches Zusammentragen in eine Familiengruft (wie bei den Karen).

In Bonny (und an vielen andern Orten der Erde) unterzieht man sich täglicher Speisung des Abgeschiedenen, indem am Kopfende des Grabes eine Oeffnung bleibt, durch welche täglich Speise und Trank hinabgeschüttet werde, wogegen man die Vornehmen noch mit ihren Frauen und Dienerschaft in geräumige Gruben beisetzt, oder mit solchen Schätzen, daß das Grab, wenn nicht (gleich dem des Alarich verbor-

gen angelegt) durch bewaffnete Macht zu hüten ist, wie bei den Zulu.

Die tägliche Speisung, placandis manibus in dadsisas (s. Eckhart), reducirt sich dann bald auf nur jährlich einmalige am Allerseelentage, die nicht verabsäumt werden darf, damit nicht, wie in Rom, die Manen klagend hervorschwärmen. Die Litthauer warfen Speisebrocken unter den Tisch und baten die Todten dorthin zu gehen, wohin sie das Schicksal rufe, die Tscheremissen legten Speise auf das Grab, die Tschuwaschen schütteten sie durch die am Jubnich-Fest gemachte Oeffnung hinab, die Preußen ersuchten die geliebten Todten, denen auch ein Handtuch zum Abwischen hinzugefügt wurde, sich nach dem Todtenmahle zu entfernen, um die Lebenden nicht weiter zu beunruhigen (wie auch in Esthland). Im Alpachthal in Tyrol wird am Abend des Allerheiligentages ein Seelenlichtlein auf dem Heerde angezündet, dann kommen die armen Seelen aus dem Fegefeuer und bestreichen sich ihre Brandwunden mit geschmolzenem Fett (s. Wuttke). Den unter den Hausgöttern dienenden Seelen errichteten die Lovanger kleine Kapellen unter dem Hausdach für Speise und Trank (Dapper). In Tonkin wird beim Todtenfest der Weg vom Grabe zur Wohnung mit kleinen Lichtern erhellt, das Volk vermeidet es aber seine gemeinen Seelen an demselben Tage einzuladen, wie die Fürsten die Ihrigen, weil sonst die letzteren jenen die erhaltenen Geschenke zum Forttragen aufbürden würden. So besuchen bei den Parsen die Seelen der Verdammten (aus der Hölle oder Duzakh) ihre Verwandten an den fünf Schalttagen, die auf die Besuchstage der Seeligen folgen. Die Dahomeer feiern das „Fest des Tischdeckens“ für die Vorfahren, deren Gebeine (bei den Ashantee) mit Menschenblut gewaschen werden.

Trotz all' der zu Gebote stehenden Mittel, um die Geisterseelen fernzuhalten, wird es doch den Hinterbliebenen oft ängstlich

zu Muthe, ob sich nicht die Luft allzu sehr mit Dämonen anfülle, da ja das Sterben beständig fortgeht, und es sich bei mangelnder Statistik nicht entscheiden läßt, ob auch im richtigen Gleichgewicht, alle abgeschiedenen Seelen wieder neue Behausungen in den zur Welt gekommenen Geburten gefunden. So bleibt eine Generalwäsche rathsam, ein allgemeines Reinigungsfest, wenigstens einmal im Jahr.

Oft verknüpft sich dies mit der allgemeinen Feuerlöschung und der Erneuerung, wie sie in gleichartiger Gestalt wiederkehrt aus den alten Zeiten Griechenlands (in Delos) und aus Alt-Mexico bis auf jetzige Fortübung in Sibirien, Arabien u. s. w.

Die einfachste Art der Seelenverscheuchung besteht darin, daß man (in Australien) die Luft durch ein mit schwirrendem Ton an einer Schnur umhergewirbeltes Brett reinigt, dasselbe Geräth, das in allen Zauberoperationen der Naturvölker als Rassel oder Rattel wiederkehrt, das sich in symbolischer Form noch als Sistrum in der Hand der Isis findet und bei den Buddhisten in der Verfeinerung zum Gebetrad benutzt wird. In Queensland sucht man durch Geschrei den Geist zu schrecken und zu verjagen (wie anderswo durch Glockengeläute), in Hinterindien durch trommelnden Lärm von allen Theilen des Hauses aus. In der Oberpfalz wird solcher Lärm durch Pfannen und Sensen hervorgebracht. In der Mark schlägt man Feuer mit Stahl und Stein.

Eine künstlichere Form dieser Purification zeigt sich darin, daß man die unstät in der Luft (die Hexen überall in den Wirbelwinden) umhertreibenden Geister vorher an bestimmte Plätze versammelt, um sie dann gleich en masse zu emittiren.

Auf den Fiji wurde von der Ansiedlung bis zum Meere eine Allee niedriger Pflöcke aufgestellt, und diese mit Talismanen behängt, welche weihekräftig waren, um die Geisterseelen anzuziehen und zu dortiger Niederlassung zu bewegen. War dies nun innerhalb einiger Tage geschehen und glaubte man die ganze Sipp-

schaft dort beisammen, so stürzte auf bestimmtes Signal die gesammte Bevölkerung mit gellendem Geschrei aus dem Versteck ihrer Wohnungen hervor und trieb, die Waffen in der Luft schwenkend, die überfallenen Gespenster vor sich her und in das Meer hinaus. In ganz gleicher Weise wurde am Calabar gehandelt, wo man zwei Reihen Stangen aufstellte, die mit Fetischen aufgeputzt waren, und nun einige Zeit wartete, bis diese Lockmittel ihre Schuldigkeit gethan und die neugierigen Geister angezogen hatten. Wo möglich jagte man sie dann in den Fluß, um mit dem Wasser weggespült zu werden. Weiter im Binnenlande bot diese Teufelsaustreibung dagegen mitunter einige Schwierigkeiten, weil die angrenzenden Stämme sich für die ungebetenen Gäste bedankten, und die Qua z. B. feierten ihr Reinigungsfest um einen Tag später, als ihre Nachbarn, damit sie die ihnen zugedachten Teufel wieder zurückjagen konnten. Auf den Nyas-Inseln werden die Bechu oder bösen Geister unter periodischer Wiederholung mit Lärm zum Hause hinausgejagt.

Wie in Roms Reinigungsmonat, wenn februatur populus (Varro) die Luperei, liefen am peruanischen Fest Citua Raymi Jünglinge durch die Straßen der Incastadt Cuzco, Fackeln in der Luft schwenkend und diese dadurch reinigend. In Bangkok der Hauptstadt Siams, beginnt am Seelentage das Gebet, im Pallast, dem Mittelpunkt der Stadt. Von dort schreiten die Mönche dann durch die Straßen die bannenden Gebetsformeln im Gesange sprechend, und vor ihnen flieht die Geisterschaar, von heilsamer Furcht gepackt, den Thoren zu. Sind sie durch ein paar geschickte Evolutionen glücklich hinausgebracht, so werden die Böller gelöst, um sie mit deren Schüssen auch aus der nächsten Umgebung zu entfernen und bis zum Walde zurückzuscheuchen. Die gesammte Stadtmauer wird dann aber rasch mit einem heiligen Weihefaden umzogen, und so lange die Kraft desselben währt, kann nichts Feindliches in die Stadt wieder eintreten. In

der Walpurgisnacht pflegte man durch brennende, an hohe Stangen gebundene Strohwische, brennende Besen u. dgl. m. zu verhindern, daß die auf dem Blocksberg reitenden Hexen Menschen und Thieren Schaden zufügen könnten (s. F. Hahn). Die seeligen Menschen glänzen (nach den Indern) in Sternengestalt, während anderswo die Gespenster als Irrwische spuken.

Ohne diese periodische Lustrationen würde sich die Geisterwelt in unheimlicher Beengung vermehren, denn in Westphalen ist es bekanntlich mit Seelen so überfüllt, daß man sich hüten muß, eine Thür rasch zuzuwerfen, weil dadurch ein Geisterlein eingeklemmt werden möchte, wie auch der Fellah in Aegypten nur vorsichtig das Wasser vor der Thür ausgießt, um nicht etwa einen Efrit zu benetzen und dadurch dessen Zorn auf sich zu ziehen. Nach Paracelsus ist die Luft voller von Teufeln, als im Sommer mit Fliegen.

Die Athener ließen Ferkel umhertragen, als *Καϑαρσια* (s. Suidas) und die Feierlichkeiten der Februationes, an denen die vor dem Tempel des capitolinischen Jupiter sitzenden Decemvirn die zur Vertreibung der bösen Geister erforderlichen Dinge mit sich führten und zum Ausräuchern Schwefel und Harz nebst Pechfackeln unter das Volk vertheilen ließen, schlossen mit dem Festtage der Todtenopfer, als Feralia (quod tum epulas ad sepulcra amicorum ferebant).

Als ruhelose, und deshalb gefährliche Gespenster gelten besonders die der am Orte der Unthat umherspukenden Ermordeten, die Geister Solcher, denen die Parze den Lebensfaden gewaltsam abgeschnitten hat, die Phi-Thai-Hong oder Seelen Gehängter (in Siam), wie Wodan auch, der drei Nächte am einsamen Baume gehangen, mit dem wilden Heer durch die Luft wüthet. So wurden die Lemurien auf Remurien zurückgeführt, um die Seele des im Brudermord getödteten Remus zu sühnen.

Hier ist nun, wie überall, für die specielle Auffassungsweise

der Volksgeist bedingend, und finden wir eine erläuternde Parallele auf zwei nahe zusammenliegenden Localitäten, auf den Mariannen-Inseln und Sumatra. Das friedliche Völklein der ersteren fürchtete die Seelen der durch Verbrecherthat dem Leben plötzlich Entrückten und verwies sie in die Unterwelt, wo ein fester Zwinger für sie gebaut war unter Bewachung des starken Chaysi, der keine von ihnen ausließ, damit die Lebenden nicht beunruhigt würden. Glücklich dagegen und schon auf Erden seelig wurden diejenigen geschätzt, die im friedlichen Familienkreise ein hohes Alter erlangten, und solch' weise Greise galten im Leben bereits als in Gemeinschaft mit den Göttern lebend, in deren Regionen ihr durch vielfache Erfahrungen geläuterter, in langen Erinnerungen ausgedehnter Geist hineinreichte, so daß sie von ihrer Umgebung eine Verehrung gleich den Aniti empfingen, als Vorgeschmack der ihnen später als Ahnen (oder Manen) gezollten.

Dem gegenüber betrachteten es die kriegerischen Batta als das schwerste Unglück, wenn der Mensch auf dem Krankenlager dahinsiechen sollte, oder erst durch langes Greisenalter ausgemergelt, seinen der Natur schließlich nicht mehr zu weigernden Zoll zahlen. Er hatte sich dann auf Erden schon völlig erschöpft, seine Seele war, Haut und Haar, vom Begu gefressen und beim Tode konnte nichts von ihm übrig bleiben, als höchstens jenes bleiche und wesenlose Schattengebilde, das im Norden auf der grausigen Hel freudelosen Asphodeloswiese (b. Homer) dahinwankte. Herrlich und glänzend dagegen erschien das Loos derjenigen, die in Jugendkraft die Norne gerafft, die im muthigen und feurigen Kampfe auf dem Felde der Schlachten gefallen, und deren in Jugendfrische noch strahlender Geist jetzt aufstieg zum Olymp, zu dem auf Bergeshöhen gelagerten Semangkot, geschmückt mit allen Reizen jenes Paradieses, das für Allah's Kämpfer bereit steht. Auch das Eroberungsvolk der Azteken kannte eine solche Walhalla im Hause des leuchtenden Sonnengottes, und neben

den Geistern der Helden wurden dort nur diejenigen Frauen aufgenommen, die im Kindbette gestorben waren, die sich also dem Vaterlande durch Darbringung eines Weltbürgers geopfert. War die ihnen dort zugemessene Zeit abgelaufen, so körperten sie sich in buntgefiederte, den Blüthenstaub saugende Vögelchen ein, um dem irdischen Leben wieder näher zu sein, für künftige Wiedergeburt. So auch regelt sich in buddhistischer Metempsychose der Aufenthalt in jedesmal erlangter Himmelskammer nach der Reichlichkeit des in Tugenden angehäuften Verdienstes (umgekehrt der in den verschiedenen Höllen nach der Schwere der Strafe), und die unablässig in die Menschenwelt zurückführende Seelenwanderung gelangt zu ihrem Ziele erst dann, wenn sie schließlich den geschlossenen Kreislauf der Nidana durchbricht und im Nirwana verschwindet, wenn sie die täuschende Maya in ihrer Nichtigkeit erkennend, in die reale Existenz des Transcendentalen eintritt, um von dort aus zur gesetzlichen Erhaltung des Seins im Werden durch die moralischen Kräfte des Buddha beizutragen. Nach den Dacota wurden die Seelen ihrer Medicinmänner als geflügelte Saamen bei den Göttern umhergetrieben, bis sie (nach dreimaligen Sterben und Wiedergeborensein) verschwinden, und daß die Ulme als Baum der Träume galt, wird (s. Friedreich) aus der Natur ihr Saamen erklärt.

Bei dem Einfluß, den nicht nur die Constitution der Seele, sondern vorwiegend auch ihre besondere Disposition in der Todesstunde auf das fernere Schicksal auszuüben vermag, ließ sich dieselbe für Modellirung der in Dienstbarkeit zu schmiedenden Seelen (wie bei den Dayak derer, die im Köpfeschnellen als Sklaven in's Jenseits vorausgeschickt werden) benutzen. Oftmals bedarf es der Boten, um mit dem Jenseits zu communiciren, die Dahomeer und Ashantier schicken solche bei ihrem Ahnenfeste, um die dahingeschiedenen Könige durch eine Gesandtschaft zu begrüßen, die Scythen spießten einen Sklaven, um Zamolxis von ihren An-

gelegenheiten zu unterrichten, und oftmals wird auch den natürlich Sterbenden ein Auftrag in's Ohr geflüstert, der im Jenseits zu überbringen sei.

Auch bei den auf Erden in dämonische Dienstlichkeit zu bannenden Seelen mag die so im Todesmomente beherrschende Stimmung benutzt werden, um sie für ihre weitere Aufgabe geschickt zu machen. Der bei dem Krönungsfest der Kimbunda geopferte Kriegsgefangene wird in Unkenntniß erhalten über das bevorstehende Geschick und erhält seinen Todesstreich im Taumel fröhlichen Tanzes, wenn sich seine Seele im Lustgefühl berauscht, damit sie in Fixirung dieser, zu liebevoller Hingabe neigenden, Freudenstimmung jetzt fortan als anhänglicher Schutzgeist den Fürsten umschwebe. Anders dagegen, wenn es bei den Alfuren eines Festungswächters bedarf, der sich wild und unerbittlich zeige gegen seine Widersacher und das seiner Hut anvertraute Thor, wenn von Feinden angegriffen, mit äußerster Verzweiflung vertheidige. Die Priester graben deshalb den für solche Pflicht ausersehenen Knaben bis zum Kinn in Sand ein, und während er in tropischer Sonnenhitze mit lechzender Zunge schmachtet, füllen sie ihm noch den Mund mit Pfeffer und Salz, so daß seine Seele jetzt in höchster Wutherregung ausfährt, und so als gefährlichster Dämon über diejenigen herfällt, auf welche er durch magische Sprüche gehetzt wird.

Solche Schildwachen hat man nun an den verschiedensten Theilen der Erde versucht, sich zu verschaffen. Daß die Mauern syrischer Städte durch Menschenopfer gefestigt seien, erzählt Malala, und Merlin, daß König Vortigern seine Burg auf einem mit Menschenblut benetzten Boden gründete. In dem Wall von Kopenhagen sollte ein unschuldiges Mädchen eingemauert sein, und so erzählt die Sage von Einmauerung eines Kindes in den Ringmauern des Schlosses Reichenfels, bei der Burg Liebenstein, und vielen anderen Orten, wo in späterer Gesittung die Menschen-

opfer symbolisch durch leere Särge ersetzt wurden. Bei den Basuto verlangte der Priester des Häuptlings Voleo, um dessen Stadt zu befestigen, den Kopf eines Menschen (Endemann), und auch in Rom fand sich im Capitol ein begrabenes Haupt, obwohl Numa einen Zwiebelkopf zu substituiren gesucht hatte. Als die Slaven ihre Stadt an der Donau bauten, konnte sie erst dann Festigkeit erhalten, als bei Wiederbeginn der Arbeiten der zuerst vorübergehende Knabe ergriffen und eingeschlossen wurde. So ist es auch bedenklich zuerst in einem neuen Hause die Nacht zu verbringen, weil jede Wohnung einer dort waltenden Seele bedarf, und deshalb muß bei den Negern zuerst ein Priester in der neuerbauten Hütte schlafen (bei den Jakuten zuerst aus einem Quell trinken). Bei Eintritt in eine neu eröffnete Kirche ist oft der Letzte dem Teufel verschrieben, wenn es nicht gelingt, ihn unter Einschmuggelung eines Thieres durch dessen Seele zu täuschen. Bei den Serben reißt die Vila den Wall Scutari's beständig nieder, bis ihr ein gleichnamiges Geschwisterpaar gebracht sei, und zum Ersatz wird des Königs jüngste Gattin eingemauert. Der Begründer Abomey's stellte seinen Thron über den aufgeschnittenen Bauch des Königs Da in Dahomey, und die peguanischen Geschichtsbücher erzählen, wie bei der Erbauung Motama's durch Phaya Fa Rua die Hora die Constellationen der günstigen Stunde für Festigung des Palastes beobachteten und eine gerade dort vorübergehende Frau in vorgerückter Schwangerschaft unter dem Grundpfeiler einstampfen ließen. Einige Jahre nach der Anlage Mandalay's, der neuen Hauptstadt Birma's, wohin nach Verlassen des goldenen Ava der Königssitz von Amarapura verlegt wurde, gingen dort noch grausige Gerüchte von Mund zu Mund über die blutigen Riten, deren es beim Aufrichten der Thürme in der Stadtmauer bedurft hätte. Die Späher des Königs, hieß es (wie mir flüsternd erzählt wurde), standen an den Thoren, um gewisse Namen auszurufen, die von den Astrologen

als glückverheißende bezeichnet worden. Verrieth sich dann Jemand durch Umwenden und Lauschen als Träger eines solchen Namens, ging man ihm heimlich nach, um seine Wohnung zu notiren, und ihn dann bei erster Gelegenheit auf die Seite zu schaffen, um sein Blut für das Ziegelkneten zu verwenden. Schon kurz vorher in Rangun war Anlaß geboten worden, das Leben der Volksseele zu beobachten. Während meines dortigen Aufenthaltes wurden in dieser Stadt von Europäern die ersten Reismühlen erbaut, die mit Dampfkraft betrieben wurden. Die nur an Handarbeiten gewöhnten Eingeborenen blickten argwöhnisch und ängstlich auf dieses mächtige Gebäude, und als es der Vollendung nahe war, durchlief die Kunde das Land, daß die Maschinerien nur dann in's Werk gesetzt werden könnten, wenn durch eine Menschenseele belebt. Für mehrere Tage war der Markt wie verödet, da die Landleute, gefürchteter Nachstellungen wegen, sich scheuten, dorthin zu kommen, und erst als zufällig ein Arbeiter vom Gerüst fiel und umkam, glaubte man den Bann gebrochen. Ganz Aehnliches war mir einige Jahre vorher aufgestoßen, als ich längere Zeit in Jauja verweilte, einer Stadt im Innern Peru's. In der Nähe derselben braust der Rio Grande hin, einer der Quellflüsse des Marañon, und der Uebergang über denselben war zur Zeit des Hochwassers oft schwierig, da eine in der Inca-Zeit erbaute Brücke in Trümmer lag. Aus den durch vermeintlichen Goldreichthum Peru's, oder vielmehr durch vermeintliche Leichtigkeit der Ausbeute, angezogenen Diggers Californien's und Australien's hatte sich nach Fehlschlagen ihrer Arbeiten ein Yankee nach Jauja verirrt, der sich den Titel eines Ingenieurs beilegte, wahrscheinlich aber in seiner Heimath nur ein ehrsamer Tischlergeselle gewesen war. Einem auf der andern Seite des Flusses lebenden Pfarrer, der oftmals die Stadt zu besuchen hatte, schien dieß eine gute Gelegenheit, sich eine Fähre bauen zu lassen und gegen anständiger Vorausbezahlung war der Americaner auch gern

bereit, den Auftrag zu unternehmen. Da ich seinen mir ausgesprochenen Wunsch, ihn über die Principien des Schiffbaues zu unterrichten, nicht erfüllen konnte, sah er sich auf sein eigenes Gehirn hingewiesen, dieselben zu construiren, und legte unverzagt Hand an's Werk. Mit den ihm gelieferten Arbeitern zimmerte er einen großen Kasten zusammen, der mehr einem Sarcophage als einem Boote glich und mit Recht das allgemeine Erstaunen des ganzen Bezirkes erregte. Als dieses wunderliche Meisterwerk sich seiner Vollendung näherte, wurden beunruhigende Zweifel laut, ob solch sonderbares Ding auch würde gehen können, und plötzlich durchlief das Gerücht die Stadt und Umgebung, es würde nie in Bewegung gesetzt werden können, wenn nicht vorher eine Menschenseele dafür gewonnen wäre. Niemand wagte es jetzt an dem Bauplatz vorüberzugehen, und die sonst alltäglich von der andern Seite des Flusses auf den Markt gelieferten Producte blieben aus. Auch bestätigte sich die Volksansicht vollkommen, denn das seiner Seele beraubte Ungeheuer ging wirklich nicht, sondern wurde bei der ersten Hochfluth nach einer Sandbank fortgerissen, wo der am selbigen Tage aus Jauja verschwundene Ingenieur vorzog, es sitzen zu lassen. Analogien hierzu ließen sich in jeder gewünschten Menge finden, auch aus Europa und in neuester Zeit. So erzählt z. B. J. Grimm in seiner Mythologie (1843), daß im vorigen Jahre bei dem Bau einer Brücke in Halle der Volksglaube geherrscht habe, sie würde nicht stehen können, wenn nicht durch ein Menschenopfer gestützt. In der Oberpfalz vermeidet man es über eine verrufene Brücke zu gehen, und wie die Saale verlangt die Pleiße im vernehmlichen Ruf ihr jährliches Opfer.

Wie das künftige Geschick der Seelen erhält auch ihre Herkunft mehrfache Behandlung, und bald finden wir, neben Prae-Köencianer, (in der Schule des Averroës bekämpfte) Creatinisten, Thoede Seele neu geschaffen werden lassen, bald Traducianer,

welche sie von Eltern auf Kinder übertragen. Am vollständigsten geschah das letztere in Tahiti, wo der Vater bei Geburt eines Sohnes sein besseres Selbst dahin übergegangen glaubte, und als König deshalb abdankte, dem Säugling huldigend, wenn er auch bis zur Mannbarkeit desselben die Regierung fortführte. Hierher gehören auch die curios absonderlichen Gebräuche der sog. Couvade, die, da sie sich trotz ihrer, nach jetziger Vorstellungsweise, barocken Excentricität, mit unabänderlicher Gleichartigkeit auf den verschiedensten Theilen des Globus, auf Entfernungen, die jede Möglichkeit der Uebertragung ausschließen, wiederholen, eine psychologisch gesetzliche Grundlage des Gedankenganges bekunden, die in der Logik der Naturvölker denn auch ihre entsprechende Erklärung findet.

Was uns die alten Schriftsteller über diese absonderliche Sitte überliefert hatten, war allerdings längst bekannt gewesen, stand aber in solch' grellem Gegensatz zur naturgemäßen Auffassung und schien in seiner Vereinzelung aller Vernünftigkeit so sehr Hohn zu sprechen, daß es sich eher um eine Mystification oder doch um Mißverständnisse zu handeln schien. Erst als anderthalb Jahrtausende später mit dem Aufschluß fremder Erdtheile im Zeitalter der Entdeckungen das Gedankenleben der Naturvölker zugänglich wurde, kamen collaterale Bestätigungen, und jetzt zwar von allen Seiten und in solcher Menge, daß sich in dieser scheinbaren Absurdität eine nothwendige Causalität der Denkschöpfungen ergab. Auch hier war der venetianische Reisende der Vorläufer der Spanier und Portugiesen, die durch seine Berichte über den Osten nach Westen geführt waren. Marco Polo brachte Kunde über das Bestehen der Couvade aus einer von Europäern vorher unbetretenen Provinz an der chinesischen Grenze, und bald folgten, unabhängig von einander, aber in gegenseitiger Bestätigung, Berichte darüber durch die Missionäre am Orinoco, in Californien, in Congo und verschiedenen andern

Punkten. Als Grundgedanke zieht sich die auch in andern Formen des Aberglaubens wiederklingende Ansicht hindurch, daß das Kind von den Eltern abhängig sei, körperlich von der Mutter (wie im vermeintlichen Versehen der Schwangern), geistig vom Vater, dessen Seele deshalb nach der Geburt eine gleichmäßig ungetrübte Fassung zu bewahren hat, damit die des Kindes beim Heranreifen zum Bewußtsein ohne Störung ihre Gesundheit bewahre. Erst in dieser directen Uebertragung der Elternseele auf das Kind bewahrt sich eine gegenseitige Verantwortlichkeit, die dem Ausspruch, daß die Sünden der Eltern bis in das dritte Glied gestraft werden sollten, seine ungerechte Härte nimmt. So liegt in der talmudischen Lehre über Gilgul oder das Rollen der Seelen (neben Ibbur) die psychologische Rechtfertigung der Erbsünde, und in dem großen Kirchenstreit zwischen Pelagius und dem heiligen Augustin kämpfte, den Creatinisten gegenüber, auf der Seite der Traducianer: maxima pars occidentalium. Im Westen Europa's war es aber, wo sich die Couvade als rudimentäres Ueberbleibsel aus prähistorischer Zeit bis in die höhere Civilisation forterhielt, denn aus Navarra ist sie uns noch bis in das IX. Jahrhundert p. d. bezeugt, wie sie auch bereits von römisch-griechischen Schriftstellern den Iberen der Halbinsel zugeschrieben war.

Die Wiedergeburt in der Seelenwanderung oder Metempsychose hat einen freieren Spielraum der Transmigrationen, ohne an das Eltern und Kinder einigende Band geknüpft zu sein, obwohl sich auf den Mittelgliedern der Zwischenstadien dieses oftmals noch erkennen läßt. Der weiteste Umfang der Wiedergeburten ist der Seele im buddhistischen System gewährt, das in seinem Aufbau von der untersten Avichi-Hölle mit den Leitersprossen der Preta-, Thier- und Menschenwelten bis zum höchsten Arupa-Himmel hinaufführend, für alle seelischen Wandlungsformen vorgesorgt hat. Einfachere Vorstufen finden sich aber bereits bei manchen Naturstämmen, und die in der weißen

Rasse anerkannte Superiorität läßt dann ihre Repräsentanten (im indischen Archipelago) als Deva erscheinen oder, in Australien, als wiedererstandene Schwarze.

Aus dieser Gleichartigkeit der Vorstellungen ergiebt sich, daß auch auf psychischem Gebiete ein Zusammenhang eiserner Nothwendigkeit Ursache und Wirkung verbindet, und daß im Denken ebenso unabänderlich feste Gesetze walten, wie in jedem körperlichen Organismus. Wir werden also bei genügender Ueberschau des Materials auch unsre höchsten und erhabendsten Ideen in ihrem naturgemäßen Emporwachsen aus primitiven Keimen verfolgen können, und damit dann zugleich ein gesichertes Urtheil darüber fällen können, ob sie im Zustande der Gesundheit als richtige anzuerkennen sind, oder ob sie zu pathologischer Wucherung abgelenkt worden sind. Die Wurzeln des Denkens liegen in der Außenwelt, aus der die Ernährung eingesogen wird, und so muß die geistige Schöpfung die Physiognomie ihrer geographischen Umgebung spiegeln, aber dennoch überall von einem unabänderlich gleichartigen Wachsthumsgesetz getragen werden (gleichsam im Uebergang des Instinctes auf geistiges Gebiet, wodurch aber jener dann sich zur Freiheit des Denkens entwickelt, obwohl im Einklang allgemeiner Harmonie).

Die Weltanschauung jedes Gesellschaftskreises wächst organisch hervor aus dem Volksgeist, als ein Gedanken-Organismus, in welchem unter gesetzlichen Normen die Theile zur Einheit verbunden sind. Aus einem Theile eines mythologischen Systems läßt sich deshalb oft schon das Ganze construiren wie aus einem Zahn durch den kundigen Zoologen das Thier.

Um die vollendet höheren Schöpfungen zu analysiren, bedarf es vor Allem einer genauen Kenntniß der Elementarstoffe, (ihrer Eigenschaften und Reactionen) und diese werden psychologisch von den Elementar-Gedanken der Naturvölker gewährt. Um den Durchschnittsmenschen zu verstehen, muß der Mensch in allen

seinen Wandlungen und Phasen auf der Erdoberfläche erfaßt sein, müssen die Normal-Gedanken gesammelt werden, wie sie überall mit zwingender Gesetzlichkeit hervortreten, wie sie aber jetzt bei dem raschen Verschwinden der Naturvölker einem sicheren Untergang geweiht sein werden, wenn wir nicht den eben noch geeigneten Moment benutzen, diese flüchtigen Gedankenschattirungen zu erhaschen, und sie für ein späteres Studium der Menschheitsgeschichte zu erhalten. Sonst wird uns ein wichtigstes Stück aus dieser späterhin für immer verloren sein, und die Schuld fällt dann auf die heutige Generation, der die Gelegenheit zwar geboten war, aber das Verständniß fehlte, sie genügend auszunutzen.

Gerade die jetzt von deutschen Reisenden betretene Loango-Küste verspricht, wie in anderen Wissenszweigen, eine reiche Ernte, besonders auch auf dem psychologischen Gebiete der Ethnologie, und in Aussicht auf die großen Erfolge, die zu erwarten stehen, möge die bisher bewiesene Theilnahme auch ferner bewahrt bleiben.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Jeanne d'Arc.

Ein Vortrag gehalten im Tübinger Museum

von

Karl
Dr. C. Hirzel,
weiland Gymnasialrektor und Professor in Tübingen.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Zu der ansehnlichen Zahl hervorragender Frauen, welche auf die Geschichte und den Sittenzustand der Nationen einen entscheidenden Einfluß geübt haben, liefert die französische Geschichte von den Zeiten der Fredegunde bis zur Exkaiserin Eugenie herab ein bedeutendes Kontingent, ein Kontingent, für welches sich in der Geschichte anderer Völker — etwa die römische Kaiserzeit ausgenommen — kaum entsprechende Analogien auffinden lassen.

Leider ist der Ruf dieser Frauen in ihrer großen Mehrzahl nicht eben der feinste. Ob es den Schönfärbern, welche unsere Zeit auf dem Gebiete der Geschichte aufweist, gelingen wird, sie von ihrem Schmutze zu reinigen, wie dies bei einer Cleopatra und Livia, bei einem Tiberius und Domitian versucht wird, weiß ich nicht. Ich hätte mit einer dieser verrufenen Damen Ihnen nicht unter die Augen treten mögen. Ich will Ihnen vielmehr die Gestalt einer Frau vorführen, die zwar auch übel berufen ist als Hexe und als solche verbrannt wurde, aber vor dem Richterstuhl der Geschichte eher im Glanze einer Heiligen leuchtet und zum Schutzengel ihres Landes geworden ist.

Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orléans, ist jedenfalls eine der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte aller Zeiten und Völker.

Sie ist dies nicht sowohl wegen des Umschwungs der geschichtlichen Ereignisse, welcher ihr Auftreten herbeigeführt hat, sondern vielmehr, weil ihre Persönlichkeit, psychologisch betrachtet, die Mischung einer wunderbar gesteigerten geistigen und sittlichen Potenz mit menschlicher Schwäche und Unvollkommenheit aufweist. Dazu kommt, daß sie durch objectiv vorliegende unverwerfliche Urkunden — die Akten ihres Prozesses und ihrer Rehabilitation — dem Gebiete der Sage und Legende ganz entrückt werden kann.

Versetzen wir uns zuerst in die Zeit und auf den Schauplatz der Ereignisse. Wir befinden uns im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts, einer in hohem Grade religiös erregten Zeit. Im Osten pochen die Osmanen immer vernehmlicher an die Thore von Constantinopel, das sie nach einigen Jahrzehnten eroberten, immer lauter und dringender wird der Hilferuf der byzantinischen Christen im Abendland. Hier aber überall das Verlangen nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern; Conzilien waren versammelt, um die Spaltung der Kirche beizulegen; aber die Verbrennung Hussens hatte die Hussitenkriege hervorgerufen, in denen Ströme deutschen Blutes vergossen wurden, die religiöse Aufregung aber den höchsten Grad erreichte. Strenge Bußübungen waren an der Tagesordnung, Weissagungen waren im Umlauf, Propheten und Prophetinnen erstanden und Volksredner zogen von Land zu Land. In Frankreich führten damals die Engländer Krieg, deren Könige Ansprüche auf die französiche Krone zu haben glaubten. In der Mitte des 14. Jahrhunderts hatten sie nach glücklichen Schlachten und nachdem sie den französichen König gefangen genommen im S. W. von Frankreich festen Fuß gefaßt und in einem Friedensschluß etwa ebenso viel Gebiet daselbst gewonnen als im letzten Kriege im N. O. von Frankreich von den deutschen Heeren besetzt war. Die Engländer behaupteten jedoch dieses Gebiet nicht. Am Ende des 14. Jahrhunderts finden wir nur noch einige Haupt-

plätze, Bayonne, Bordeaux, Calais in ihren Händen. Häusliche Angelegenheiten, die am Ende eine neue Dynastie, das Haus Lancaster auf den Thron brachten, hinderten das Volk sich nach Außen zu wenden, obgleich Frankreich zerrissen durch die wilden Parteikämpfe der Orleanisten und Burgunder, die nicht nur in Bürgerkriegen, sondern auch durch Meineid, Giftmischerei und Meuchelmord gegen einander wütheten, dem äußeren Feind lockende Aussichten eröffnete. Erst der Zweite aus dem Hause Lancaster, der aus Shakespeare mit seinem Cumpan Falstaff wohlbekannte Prinz Heinz, Heinrich V., benutzte diese Spaltungen, fiel in Frankreich ein, schlug die Franzosen 1415 bei Azincourt, nahm den Herzog von Orléans gefangen, besetzte Rouen und schloß dann 1420 mit den Burgundern und der Königin Isabeau, einem herrschsüchtigen Intriguanten und liederlichen Weibe, die sich mit den Orléans verworfen hatte, einen Vertrag zu Troyes, der die Zustimmung des kranken und wahnsinnigen Königs, sowie der Reichsstände erhielt; hiernach sollte Heinrich V. die Tochter des französischen Königs, Catharina, heirathen, als Mitgift die Krone Frankreichs, einstweilen aber bis zum Tode des Königs die Regentschaft erhalten. Am 1. Dez. 1420 war Heinrich V. unter dem Jubel des Volks in Paris eingezogen. Der rechtmäßige Thronerbe, der Dauphin Carl, war dadurch vom Throne ausgeschlossen.

Indessen starb Heinrich V. am 31. August 1422 in der Blüthe seiner Jahre und hinterließ einen neun Monat alten Thronfolger Heinrich VI. Zwei Monate später am 2. October folgte der französische König Carl VI. ihm im Tode und während Heinrich VI. als König von Frankreich ausgerufen wurde, ließ sich der Dauphin als Carl VII. in Poitiers ausrufen.

So empfindlich der Stoß war, den die englische Herrschaft durch den Tod des Königs erlitten zu haben schien, so gewann dieselbe doch immer mehr Bestand durch zwei große Siege, welche

1423 und 1424 (bei Crevant und Verneveille) über die französischen Heere erfochten wurden. Der schwache und unselbständige König aber, das Werkzeug von Weibern und Günstlingen, die an seinem Hofe sich um den Einfluß stritten und alle Einheit der Regierung und Kriegführung lähmten, ließ 1425 bis 1427 Waffenerfolge tüchtiger Genossen und günstige Gelegenheiten, die Burgunder von den Engländern abzuziehen, unbenutzt.

So erschienen denn die Engländer im October 1428 vor dem letzten Bollwerke des südlichen Frankreichs, dem Schlüssel zu den Südprovinzen, vor der Stadt Orléans. Einer der tüchtigsten englischen Heerführer, der Graf von Salisbury, befehligte das Belagerungsheer. Die Stadt zum energischen Widerstand entschlossen, mit Vorräthen versehen und durch eine starke Besatzung vertheidigt, wurde übrigens, ungeachtet der Graf von Salisbury bald von einer Kugel getroffen fiel, von allen Seiten eingeschlossen, der Brückenkopf und die Vorstadt auf dem linken Loireufer eingenommen, auf der rechten Seite aber ein Kranz von Belagerungswerken gegen die Stadt errichtet, die Stadt gerieth im Januar und Februar 1429 in immer größere Bedrängniß. Die Noth erreichte den höchsten Gipfel, die Zuversicht der Tapfersten schien gebrochen. Am Hoflager des Königs zu Chinon (Städtchen an der Vienne Departement Indre et Loire) verzweifelte man an der Rettung der Stadt und des Reichs. Der König rathlos, ohne Heer, ohne Geldmittel, überließ sich den trübsten Gedanken. Zweifel an der Echtheit seiner Geburt und Abstammung befielen ihn und er begann zu glauben, es sei der Wille Gottes, die Krone des Reiches seinem Namen zu entziehen. Ernstlich dachte er daran nach Schottland oder Spanien sich zurückzuziehen, um der Gefangenschaft oder dem Tode zu entgehen. Da erschien plötzlich Hilfe, von wo Niemand sie erwartet hatte, nicht aus der Nähe, nicht von dem

starken Geschlechte, nicht aus den Kreisen der Mächtigen, der Kriegs- und Staatsmänner.

Eine Weissagung war damals in Frankreich im Umlauf, ein Weib werde das Land zu Grunde richten und eine Jungfrau dasselbe wiederum erretten. Das „Weib" war nicht schwer zu deuten. Es war die Königin Isabeau. Der zweite Theil des Orakels sollte sich jetzt erfüllen.

In den ersten Tagen des März 1429 hatte sich nämlich in der Umgegend von Orléans und in der Stadt selbst das Gerücht verbreitet, ein Mädchen sei erschienen, das gekommen sei, um Orléans zu retten und den König nach Rheims zur Krönung zu führen. Dieses Mädchen, das wirklich in einem 6 Meilen von Chinon, dem Hoflager des Königs entfernten Dorfe (Fiersbois) eingetroffen war und sich dem König durch ein Schreiben bereits angekündigt hatte, war Jeanne d'Arc, die damals etwa 18jährige Tochter eines Landmannes in Domremy, einem Dorfe an der obern Maas zunächst der lothring'schen Grenze, welches zu dem unmittelbaren Hausgut der französischen Krone gehörte.

Mit mehreren Geschwistern ohne allen Schulunterricht, wie sie denn niemals lesen und schreiben gelernt hat, ganz einfach erzogen in den gewöhnlichen Beschäftigungen der Landwirthschaft und des Hauswesens, gesund an Leib und Seele, als sie heranwuchs ein Muster jeder christlichen Tugend, so daß nach dem Urtheil des Pfarrers ihres Gleichen nicht in der ganzen Gemeinde war, war sie getragen und erfüllt von tiefer Religiösität ohne alle Schwärmerei innerhalb der Formen des katholischen Glaubens; ihr Christenthum trug ganz das Gepräge mittelalterlicher Frömmigkeit, deren Uebungen sie mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit erfüllte.

Johannas frommer Sinn nahm frühzeitig eine patriotische Richtung. Schon in jungen Jahren vernahm sie den Nothschrei des Vaterlandes, obwohl lange dem Schauplatz der Begebenheiten

entrückt. Die Parteiwuth war so tief in alle Schichten des Volks eingedrungen, daß sie sogar die Kinder in feindselige Kreise spaltete. Johanna stand mit ganzem Herzen auf ihres Königs Seite. Erst vom Sommer 1424 an drangen die Burgunder in dem oberen Maasthal vor und im Jahre 1427 und 1428 war auch Domremy so bedrängt, daß Johannas Eltern mit ihr thalaufwärts in das benachbarte Neufchateau sich flüchteten, wo sie sich 14 Tage aufhielten.

Seit dieser Zeit hatte Johanna Visionen, die erste, wie sie selbst im Proceßprotokoll erzählt, im Sommer 1428. Gegen die Mittagsstunde vernahm sie im Garten ihres Vaters von der Kirche her eine Stimme. Ein heller Glanz traf ihr Auge. Zuerst hatte sie große Furcht und Zweifel. Erst nachdem sie die Stimme dreimal gehört, erkannte sie, daß es die Stimme eines Engels und zwar des Erzengels Michael war. Der sagte ihr, sie solle ein gutes Mädchen sein, fleißig in die Kirche gehen, sich gut aufführen; Gott würde ihr beistehen. Er sprach von dem großen Unglück, das in Frankreich herrsche, und offenbarte ihr auch, daß sie ihrem König zu Hilfe kommen müsse. Er kündigte ihr ferner an, die heil. Katharina und Margareta würden ihr auch erscheinen und seien verordnet, sie zu führen und ihr zu rathen. So erscheinen ihr denn auch der Engel Gabriel und die heilige Katharina und Margareta. Im Anfange seltener, im Laufe der Zeit aber nahmen die Stimmen in dem Verhältniß zu, in welchem ihr Antheil an den Ereignissen bedeutender und verhängnißvoller wurde. In der letzten Zeit ihres Aufenthalts in Domremy hörte sie zwei bis dreimal in der Woche den mahnenden Ruf, nach Frankreich aufzubrechen und die Belagerung von Orléans aufzuheben. Sie solle sich nach Vaucouleurs begeben zu dem königlichen Hauptmann des Platzes Robert von Baudricourt, der werde sie zwar zweimal abweisen, zuletzt aber sich bereit finden lassen, ihr Leute mitzugeben auf den

Weg nach Frankreich. Johanna machte Gegenvorstellungen. Ich bin, sagte sie, nur ein armes Mädchen und verstehe nicht zu reiten, geschweige Krieg zu führen. Später hat sie aber die Aufgabe, vor der sie Anfangs zurückschreckte, aus freien Stücken von den Heiligen erbeten. Alles nun, was die Stimmen ihr befohlen, erfüllt sie nach bestem Wissen und mit allen Kräften, sich sicher erkennend als Werkzeug des göttlichen Willens.

In diesem felsenfesten Glauben verläßt sie denn, durch eine List ihre Eltern täuschend, ihr Dorf, gewinnt einen Oheim durch die freudige Zuversicht, womit sie ihm ihre Mission kund thut, und begiebt sich von diesem geleitet zu dem Commandanten nach Vaucouleurs. Dieser rieth zuerst, das Mädchen mit ein paar Ohrfeigen wieder nach Hause zu schicken, und erklärte auch, nachdem er sich herbeigelassen mit ihr zu reden, ihre Visionen und Verheißungen für thörichte Einbildungen eines einfältigen Mädchens. Als sie aber zum zweitenmal in Vaucouleurs erschien, erregte sie durch ihre Frömmigkeit, tiefe Andacht und begeisterte Ueberzeugung, daß sie zum König müsse und ihn retten, und wenn sie auf den Knieen hingehen sollte, allgemeines Interesse. Zwei angesehene Männer, Johann von Metz und Bertrand von Poulengy, erboten sich sie zum Könige zu geleiten, der Geistliche des Orts besprach sich mit ihr, und Baudricourt gab endlich seinen Widerstand auf, indem er einwilligte, Johanna mit einem Schreiben zum König zu entsenden, vielleicht zuletzt bewogen noch durch die Nachricht von einer neuen Niederlage, welche die Franzosen vor Orléans erlitten hatten und durch die verzweifelte Lage in Orléans und Chinon.

Jetzt wurde Johanna von den Bewohnern ausgerüstet, erhielt ein Pferd und legte die Reitertracht an. Baudricourt gab ihr sein Schwert und so machte sie sich mit 6 Begleitern den 23. Februar auf den Weg voll Zuversicht mitten durch eine Gegend, in der überall Räuber und Freibeuter umherstreiften. Verborgene Wege

aufsuchend und die Nacht vielfach zur Reise benutzend gelangten sie über Auxerre, Gien, nach dem oben erwähnten Dorfe Fiersbois, von wo sie dem noch 6 Stunden entfernten König in Chinon ihre Ankunft zu wissen thaten und um Audienz baten. Diese Reise hatte vom 23. Februar bis 5. März, 10 Tage, gedauert, um eine Strecke von circa 120 Stunden zurückzulegen.

Ehe wir nun den Faden der Erzählung fortspinnen, mag hier etwas über das Aeußere der Jungfrau vorausgeschickt werden. Sie hat sich zwar niemals malen lassen, ist aber gewiß oft und viel gemalt worden.

Johanna war schön von Gestalt, wohl gebildet, schlank und voll, ziemlich groß für ihr Geschlecht, von seltner Körperstärke und Ausdauer; das Gesicht frisch und rund. Die Stirne mittlerer Höhe, Augen groß, zwischen grün und hellbraun, der Blick schwermüthig und von unbeschreiblicher Lieblichkeit, die Augenbrauen fein gezeichnet, mit leichter Biegung in der Mitte, die Nase gerade und wohlgebaut, der Mund, sehr klein, mit feinen rothen Lippen, das Kinn klein, etwas spitzig, die Farbe des Gesichts gleichmäßig und sehr weiß; die schön kastanienbraunen Haare über die Schläfe zurückgestrichen fielen in reicher Fülle über den weißen Hals, waren aber nach Kriegssitte kurz geschnitten, so daß sie über die Schultern reichten. Offenherzigkeit, Unschuld, ein Anstrich von Tiefsinn und Traurigkeit drückten sich in ihrem Antlitz ab. Ihre Stimme war sanft, voll weiblicher Anmuth, ihre Sprache ein Spiegel edler Sitte, hoher Würde, durchdringenden Verstandes. Wortkarg im gewöhnlichen Leben war sie beredt, wenn es galt, von ihrer göttlichen Sendung zu reden. Obwohl sie sonst frei war von der physischen Schwäche der weiblichen Natur, verrieth sie doch durch große Geneigtheit zum Weinen auch im Kriege die Weichheit ihres Geschlechts.

Nach reiflicher Ueberlegung und eingehender Prüfung der Jungfrau nach ihrem intellectuellen und sittlichen Zustand, empfing sie der

König am 9. März feierlich in Gegenwart der höchsten Würdenträger der Krone und Kirche. Obwohl sie hier großen Eindruck machte durch das offene und entschiedene Bekenntniß, daß sie von Gott gesandt sei, das bedrängte Orléans zu befreien, den Dauphin in Rheims zur Krönung zu führen, die Engländer zu vertreiben, und besonders dadurch, daß sie die geheimen Herzensgedanken des Königs errieth, die ihn grade damals bewegten, so nahm er sie doch noch mit sich nach Poitiers, dem Sitz des französischen Parlaments und der Universität. Dort ließ er sie noch 3 Wochen lang durch die höchsten Autoritäten in Staat, Kirche und Wissenschaft, Männer und Frauen, unter welchen seine eigene Schwiegermutter, die Königin von Sicilien, nach allen Richtungen in Beziehung auf ihre Geburt, ihre Sitten, ihr Vorhaben öffentlich und insgeheim prüfen. Das Gutachten, welches die zur Prüfung Verordneten vorlegten, lautete: Man hat an der Jungfrau nichts Böses, nichts dem katholischen Glauben Widersprechendes wahrgenommen, sondern eitel Gutes, Demuth, Ehrbarkeit, Frömmigkeit, Einfalt. Man hat ein Zeichen von ihr gefordert. Sie hat aber geantwortet, vor Orléans wolle sie das Zeichen geben. Der König solle in Betracht alles dessen und des allgemeinen Nothstandes ihre Dienste annehmen und sie mit Mannschaft nach Orléans entsenden. So faßte der König in großer Rathssitzung den Beschluß, Johanna zunächst mit 2 Convois von Lebensmitteln und deren Bedeckung nach Orléans zu entsenden, und kehrte darauf Anfang Aprils 1429 mit ihr nach Chinon zurück.

Die Jungfrau erhielt sofort eine kriegerische Ausstattung. Eine Fahne mit dem Bilde des Erlösers auf einer, der Jungfrau Maria auf der andern Seite ließ sie sich von einem Maler anfertigen, nach der von der heil. Catharina und Margareta ihr eingegebenen Vorschrift. Nachdem man Truppen und Vorräthe gesammelt, setzte sich das französische Heer etwa 3000 Mann am 27. April von Blois aus in Bewegung. Eine bestimmte Stellung als Ober-

haupt oder Befehlshaber hatte sie nicht inne, wohl aber hatte der König den Generalen befohlen, den Anordnungen der Jungfrau Folge zu leisten und nichts ohne ihren Rath zu unternehmen. In der That kam mit ihrem Auftreten nicht nur eine gewaltige religiöse Begeisterung über Heer und Volk, gepflanzt theils durch ihr Beispiel, ihre ungeheuchelte Frömmigkeit und die von ihr eingeführte Kriegsordnung, wobei sie dem ganzen Kriegszug das Gepräge einer christlichen Heerfahrt zu geben wußte, sondern es hörte auch sofort die Unordnung, der Mangel an Zucht, die Zersplitterung der Kräfte, das Handeln auf eigene Faust auf, und an deren Stelle trat eine Gleichmäßigkeit, eine Thatkraft und Raschheit des Handelns, die man bisher nicht gekannt hatte. Mit dem unwiderstehlichen Gottesmuth, den sie dem Heere einhaucht, weist sie alle Kräfte in ihre Bahnen hinein und mit genialem Adlerblick erkennt sie bald die Mittel, die einen Erfolg sicherten. So bringt sie am 4. Mai das entsetzende Heer sammt allen Vorräthen auf dem von ihr angegebenen Wege nach Orléans. Die englischen Heerführer, wie gelähmt oder gebannt, sehen unthätig zu und gestatten ihr freien Spielraum, darauf erobert sie, überall an der Spitze der Truppen und beim Sturm auf einer Schanze selbst am Halse von einem Pfeil verwundet, in wenigen Tagen und zum Theil im Widerspruch mit den widerstrebenden französischen Befehlshabern eine Schanze der Engländer nach der andern, am 8. Mai zog die englische Belagerungsarmee nach verschiedenen Seiten ab und das seit dem 12. October 1428 belagerte, aufs Aeußerste bedrängte und von dem König und seinen Räthen aufgegebene Orléans war befreit.

Der erste Theil ihrer Mission war erfüllt; als sie den König am 11. Mai in Tours begrüßte, fiel sie ihm sofort mit den Worten zu Füßen: Edler Herr, ziehet nach Rheims, eure Salbung zu empfangen, habt deß keine Zweifel, daß ihr in dieser Stadt die Sal-

bung erhalten werdet, die euch gebührt. — Nach langem Zögern und mancherlei Berathungen gab der König, endlich ergriffen von der Zuversicht der Jungfrau, die nicht aufhörte ihn zu bestürmen, seine Einwilligung zu dem Zuge, doch konnte derselbe nicht sogleich angetreten werden. Um sich den Rücken zu sichern, säuberte man vorerst das Gebiet der Loire von den Engländern. In den nächsten 4 Wochen wurden die östlich und westlich von Orléans gelegenen festen Städte, die auch in dem neuesten Kriege oft genannt worden sind, Jargeau, Meue, Beaugency erobert, die Engländer bei Patay gänzlich vernichtet und einer ihrer tüchtigsten Führer Talbot gefangen genommen. Paris zitterte und schickte sich zur Vertheidigung, niemand zweifelte, daß der kleine „König von Bourges“, wie man Carl VII. spottweise nannte, allernächst vor den Thoren erscheinen werde.

Alles dies war im Laufe von etwa 5 Wochen geschehen, nicht nur auf den Rath und unter dem unermüdlichen Treiben und Drängen der Jungfrau, sondern auch unter ihrer Leitung, und das 18jährige Bauernmädchen von Domremy entwickelte bei diesen militärischen Operationen eine Unerschrockenheit, eine Sicherheit des Urtheils, einen Scharfblick und nicht minder eine Geschicklichkeit in Aufstellung und Führung der Heere, eine Gewandtheit im Gebrauche der Waffen, und besonders eine Gabe, das Geschütz zu ordnen und zu verwenden, wie man sie nur von vollendeten Feldherrn zu erwarten gewohnt war.

Kein Wunder, daß sich schnell überall der Glaube festsetzte, man habe es hier mit einer übersinnlichen Macht zu thun, welche die Franzosen ebenso von Gott, wie die Engländer vom Teufel ableiteten.

In einer religiös in solchem Grade erregten Zeit beschäftigte sich bereits schon vor der Krönung des Königs in Rheims das gebildete Abendland mit der Frage, die sie wie die Juden gegenüber Christus

aufwarfen: aus wessen Macht thuest du das? Enthusiastische Verehrer der Jungfrau aus der unmittelbaren Nähe des Königs schilderten sie in schwungvollen Reden und Briefen; umkleiden ihr Auftreten auch bereits mit legendenartigen Zügen. Gelehrte theologische Autoritäten, wie der kurz darauf verstorbene Kanzler Gerson und der Erzbischof Geln von Embrun erweisen ihre göttliche Mission und erinnern an die Worte Christi: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Deutsche Gelehrte und Priester erörtern die doketische Frage, ob sie eine Jungfrau von wirklichem Fleisch und Blut sei oder nur einen Scheinleib angenommen habe (eine effigies phantastica), stellen sie zusammen mit Deborah, Esther und Judith und nennen sie eine Sybilla Francica, eine Prophetin, welche den Willen Gottes den Menschen offenbare. Der Schwerpunkt der Beweise aber liegt überall in dem christlichen Leben der Jungfrau, welche, eine Tochter Gottes, nur denke was Gott wohlgefällig sei. Auch sonst sei durch viele Prophetinnen wie Brigitta, Hildegarde, Ludwigis den Ländern Friede, Heil und Einigkeit geworden.

Doch verfolgen wir die Jungfrau weiter auf ihrer Bahn. Nach mancherlei Verzögerungen, welche herbeigeführt wurden durch die Unentschlossenheit und Schwäche des Königs, insbesondere aber durch die selbstsüchtigen und ehrgeizigen Ränke seiner pharisäischen Umgebung, aber überwunden wurden durch die entschiedene Glaubenszuversicht der Jungfrau, wurde am 27. Juni der Zug nach dem etwa 100 Stunden entfernten Rheims mit 12000 Kriegsleuten, die von allen Seiten zur heiligen Heerfahrt herbeigeströmt waren, unternommen. Unter fortwährendem Zulauf bewaffneter Schaaren gelangte man über das burgundische Auxerre, das sich zum Gehorsam verpflichtete, am 5. Juli vor Troyes, eine wohlbefestigte von einer ansehnlichen Besatzung vertheidigte Stadt, die zur Vertheidigung entschlossen schien. Als aber die Bürger den Ernst sahen, womit die Jungfrau, wiederum im Widerspruch mit der Um-

gebung des übel berathenen Königs, welche zum schleunigen Rückzug rieth, Anstalten zum Sturme traf, ließen sie den König ein, der nach Johannas Voraussetzung Sonntag 10. Juli mit dem Heere in die Stadt einzog. Durch das Beispiel von Troyes entmuthigt öffnete am 14. Juli die Stadt Chalons dem Könige die Thore, wo Johanna die Freude hatte, einige Landsleute aus Domremy zu begrüßen, die herbeigeeilt waren, um die Jungfrau im Glanze ihrer Siegesherrlichkeit zu schauen. Als nun der König am 15. Juli von Chalons nach Rheims aufbrach und 2 Stunden vor der Stadt Halt machte, händigten ihm Gesandte am 16. Juli Morgens die Schlüssel der Krönungsstadt ein, in welche der König noch denselben Tag Abends an der Seite der Jungfrau seinen feierlichen Einzug hielt. Gleich am folgenden Tag Morgens 9 Uhr fand die Krönungsfeier statt. Der Erzbischof ertheilte Carl VII. die Salbung mit dem heil. Oel, welches nach der Legende einst eine weiße Taube zur Taufe Chlodwigs in einem geweihten Gefäß vom Himmel gebracht hatte. Ein erhebendes Schauspiel: alle geistliche und weltliche Große umgaben den König; dicht an seiner Seite stand während der ganzen Handlung die Jungfrau, die Fahne in der Hand. Es war der Höhepunkt ihres Lebens. Der zweite und nach ihrer Idee wichtigste Theil ihres Berufes war vollbracht. Ungeheuer aber war der moralische Eindruck, welchen die vollendete Thatsache der Krönung auf Freund und Feind ausübte.

Im Bewußtsein ihrer Mission unaufhaltsam weiter drängend mahnte die Jungfrau noch am Krönungstage zum schleunigen Aufbruch nach Paris und Volk und Heer jauchzte ihr entgegen. In der That war Paris in diesen Tagen nicht im Stande, dem Angriff eines gewaltigen Heeres Trotz zu bieten. Ein rascher Marsch ohne unnöthigen Aufenthalt, und die Reichshauptstadt war gewonnen. Allein dazu fehlte es dem König an Entschlossenheit, seinen ehrgeizigen, auf Johanna eifersüchtigen, vielleicht verrätherischen Rath-

gebern am guten Willen. Am 21. Juli brach man erst auf; während eine Reihe von Städten Laon, Chateau Thierry, Soissons, Senlis dem Könige die Thore öffneten oder unterworfen wurden, blieb man 5 Tage müßig in Soissons und vollbrachte fast den ganzen Monat August mit blutigen Plänkeleien in der Gegend zwischen der Marne und Oise. Die ganze Zeit über aber unterhandelte der König ohne Vorwissen der Jungfrau mit Burgund, welcher dadurch Zeit gewann, Paris in Vertheidigungszustand zu setzen. Endlich am 23. August brach die Jungfrau, in der Hoffnung, der König, der unthätig in Compiègne lag, würde ihr folgen, allein gegen Paris auf und setzte sich in St. Denys fest. Mit fieberhafter Spannung und Ungeduld wartete sie auf den König. Wie eine junge Löwin einen Schafstall umkreiste sie Paris. Boten auf Boten gingen an den König ab. Endlich am 7. September, nach 14 Tagen, erschien der König auch in St. Denys. Allein der Sturm am folgenden Tage, Mariä Geburt, wurde abgeschlagen, die Jungfrau, mit einem Pfeile am Beine verwundet, mußte auf Befehl des Königs wider ihren Willen — denn sie wollte durchaus den Kampf erneuern — sich zurückziehen und die Feinde im Feld und im Rath wußten das erste Fehlschlagen einer Unternehmung, welche die Jungfrau geleitet, gehörig auszubeuten.

Am 17. September zog sich sodann der König ebenfalls im entschiedenen Widerspruch gegen die Jungfrau an die Loire zurück, wo er den ganzen Winter über in Gien, Berry, Bourges verweilte.

Während im Osten von Paris und in der Normandie ein kleiner Krieg, in Mord, Brand und Plünderung ausartend, fortdauerte, wurden an der Loire noch einige Plätze erobert, ein Sturm aber, den die Jungfrau im November gegen die Stadt Charité unternahm, mißlang wiederum. Bei allem dem unterhielt das Volk ihr unverändert seinen unbedingten Glauben und seine An-

hänglichkeit, wie auch der König, in dessen Nähe sie den Winter über blieb, ihr seine Gnade dadurch zu erkennen gab, daß er sie mit ihrer ganzen Familie in den Adelstand erhob.

Endlich aber von Ungeduld übermannt verließ sie Ende März 1430 auf eigene Faust das Hoflager in Sully an der Loire und eilte über Melun und Sogey nach Compiegne, der Stadt zu helfen, die von den Burgundern belagert wurde. Es gelang ihr auch in der Nacht vom 22.—23. Mai mit einigen 100 Kriegsleuten sich in die Stadt zu werfen. Als sie aber an demselben Tage gleich Abends einen Ausfall wagte und unaufhaltsam gegen die feindlichen Schaaren losstürmte, warfen sich Burgunder zwischen sie und die Stadt; der anfangs geordnete, von ihr mit Kaltblütigkeit geleitete Rückzug artete unter den fortgesetzten Angriffen der Feinde bald in wilde Flucht aus, so daß der Befehlshaber der Stadt, da die Feinde mit den Freunden in die Stadt einzudringen anfingen, die Zugbrücken aufziehen und das Thor schließen ließ. Die Jungfrau aber, wie die erste im Angriff, so die letzte auf dem Rückzug, sah sich zuletzt von allen Seiten von den Burgundern umzingelt. Sie ergriffen die Zügel ihres Streitrosses; ein pikardischer Bogenschütze aber faßte sie von der Seite an ihrem goldgestickten Sammtüberwurf und riß sie mit starker Faust vom Pferde herab. So fiel sie am 23. Mai Abends 6 Uhr bei der Brücke von Compiègne in die Hände der Burgunder. Die Bahn ihrer Thaten war durchlaufen. Die Zeit ihrer Leiden begann.

Der Herzog, in dessen Hände die Jungfrau gefallen war, schlug zwar das sofort (26. Mai) an ihn gerichtete Begehren der Universität und der Inquisition in Paris ab, die Gefangene als des Verbrechens der Ketzerei verdächtig vor die Inquisition und Universität Paris zu stellen, verkaufte sie aber nach langen Verhandlungen um die Summe von 10000 Frcs. an die Engländer, welchen sie übrigens erst im Monat November ausgeliefert wurde.

Den Engländern nämlich lag alles daran die Leitung des Prozeßverfahrens gegen sie in der Hand zu behalten, obwohl sie das Gehässige desselben dadurch von sich abzuwenden suchten, daß die Gefangene wegen Vergehungen gegen die Kirche von einer kirchlichen Behörde gerichtet werden sollte. Ihr Werkzeug dabei war der vertriebene Bischof von Beauvais, Peter Cauchon. Johanna aber, für die kein Mund derer sich aufthat, keine Hand derer sich rührte, die ihr so viel zu verdanken hatten, welche von Frankreich und seinem Könige der Willkür der Feinde schutzlos preisgegeben wurde, wurde von den Burgundern in dem Schlosse Beaulieu, das dem Grafen v. Luxemburg gehörte, festgehalten. Dort machte sie Fluchtversuche. Sie wurde deshalb in ein entferntes Schloß des Grafen gebracht und in einem gegen 70 Fuß hohen Thurme bewacht, übrigens von den beiden Edelfrauen, wie sie selbst versicherte, mit rücksichtsvoller Zartheit und aufrichtigem Wohlwollen behandelt. Hier kam sie, als sie vollends hörte, sie sei den Engländern verkauft, zu dem ungeheueren Entschluß, von der Höhe des Thurms herabzuspringen. Im Gebete warnte sie, wie sie selbst aussagte, die heil. Catharina: Springe nicht herab, Gott wird Dir helfen. Sie sprang herab in die schauerliche Tiefe. Man fand sie am Fuße des Thurmes in einer tiefen Ohnmacht. Ausgenommen eine gegewaltige Erschütterung ihrer Nerven hatte sie keinen Schaden genommen. Sie erholte sich bald und that Gott und den Heiligen Abbitte wegen der Sünde ihres Sprunges. Sie wurde nun den Engländern am 21. November ausgeliefert und auf einem weiten, öfters durch längern Aufenthalt unterbrochenen Umweg gegen das Ende des Jahres ca. 28. Dezember nach Rouen gebracht. Unterwegs noch wurde die Jungfrau durch die Freudenbotschaft von dem Entsatz ihrer theueren Stadt Compiègne und den erneuten Fortschritten der königlichen Waffen gegen die Burgunder erquickt. In Rouen befand sie sich in einem Zimmer des Schlosses, bewacht

von 5 Engländern Tag und Nacht, deren Zudringlichkeiten und Hohn sie ausgesetzt war, während sie selbst an den Beinen eiserne Fesseln trug, die bei Nacht mit einer Kette an einem Holzblock von 5—6 Fuß Höhe befestigt waren.

Durch ein Schreiben des Königs von England vom 30. Januar 1431 wurde Cauchon, Bischof von Beauvais, beauftragt, gegen die Jungfrau in gerichtlicher Weise vorzuschreiten, weil sie wider das göttliche Gesetz (5 Mos. 22, 5) Männerkleider angelegt und mit den Waffen in der Hand Menschenmord verübt, weil sie dem einfältigen Volke gesagt, sie sei von Gott gesandt und in die göttlichen Geheimnisse eingeweiht, weil sie noch anderer Vergehen und Verbrechen gegen die göttliche Majestät und den katholischen Glauben verdächtig sei. Das Gericht, durch den genannten Bischof gebildet, bestand aus etwa 100 Beisitzern, lauter Notabilitäten aus dem Stande der Geistlichkeit und Universitätslehrern, auch etliche Mediziner waren dabei. Alle aber, Richter, Ankläger, Beisitzer, Gerichtsschreiber und Gerichtsboten, waren durch ihre politische Stellung Gegner der Jungfrau. Die Verhöre wurden in französischer Sprache niedergeschrieben, nach einiger Zeit in's Lateinische übersetzt, redigirt und beglaubigt. Von diesen Urkunden sind 3 Abschriften in Paris; auch die französische Urschrift ist vom sechsten Verhör an erhalten. Der Hauptprotokollführer Manchon aber wird als ein durchaus zuverlässiger, grundehrlicher Mann geschildert. Ganz abgesehen davon aber erweist sich die Aechtheit der Protokolle aus deren Inhalt hinreichend.

In 15 Verhören vom 21. Februar bis 17. März — manchmal 2 an einem Tage — hatte die Jungfrau, die man noch durch die verwerflichste Belauschung auszuforschen suchte und der man allen Trost der Kirche versagte, die spitzfindigen und verwickelten Fragen gelehrter Theologen und Juristen zu beantworten, die alle Schliche und Kniffe anwendeten, um sie in ihren eigenen Angaben

zu fangen und der Ketzerei zu überführen. Die Fragen bezogen sich auf 3 Punkte: 1) ihre Mission, 2) ihr Leben und Wirken, 3) ihr Verhältniß zur Kirche.

So arglistig und verfänglich die Fragen waren, die man ihr vorlegte, schlau berechnet, ihr Aeußerungen zu entlocken, welche sie in den Augen des voreingenommenen Glaubensgerichts in's Verderben stürzen mußten, so tumultuarisch in der Form war das Verfahren selbst, besonders in den ersten Sitzungen. Die Jungfrau erscheint dabei in wunderbarer Hoheit; wie die Glocke eines ruhig über dem Geschrei der Parteien waltenden Präsidenten, tönt ihre helle Stimme hinein in den Wirrwarr und Scandal der Sitzungen. Fast bei jedem Worte wurde sie unterbrochen, als sie von den Erscheinungen der Engel und Heiligen sprach; die Fragen folgten einander Schlag auf Schlag, oft war sie mit der Antwort nicht zu Ende, als man schon eine andere begehrte. „Schöne Herren", rief sie dann, „machts einer nach dem andern." „Laßt mich hübsch mit einem oder zweien fertig werden." Wunderbar ist die Spannkraft und Gegenwart ihres Geistes, ihre Schlagfertigkeit und Energie, der Schwung ihrer Phantasie, die Schärfe des Verstandes, womit sie den weisen Herrn die verborgensten Hintergedanken aus der Seele liest und die Fallstricke der verfänglichsten Fragen durchschneidet, dabei verschiebt oder verschmäht sie äußerst behutsam die Antwort, wenn sie fürchtet, die heil. Stimmen, mit denen sie verkehrte, oder den König ihren Herren bloß zu stellen. Ja sie scheute sich nicht, öfters in solchen Fällen mit der vollen Wahrheit zurückzuhalten und sich in einer gewissen Halbheit und Einseitigkeit zu bewegen oder selbst die Richter zu mystificiren. Nicht selten spielt ein Zug feiner Ironie um ihre Lippen, der sich zuweilen zum Ausdruck der Verachtung steigert. Daneben tritt ihre Einfalt, ihr Mangel an allen positiven Kenntnissen in manchen Thatsachen hervor. Während man sie über ihr Verhältniß zur Kirche und ihre Un-

terwerfung unter dieselbe fragt, ergibt sich, daß sie den Begriff Kirche gar nicht kennt. Man bemüht sich ihr denselben klar zu machen und sie besonders über den Unterschied der streitenden und triumphirenden Kirche zu verständigen. Ebenso verhält es sich mit dem Begriff der Conzilien. Eben damals trat das Basler Conzil zusammen. Als man ihr die Sache erklärt, ergreift sie mit Wärme den Vorschlag, ihre Sache dem Conzil zu unterstellen, weil in demselben nicht nur ihre Feinde, sondern auch ihre Freunde, die Leute ihrer politischen Partei vertreten seien. Ja sie verlangt vor den Papst geführt zu werden. Als man ihr aber wieder die Frage stellte, ob sie sich der Entscheidung dieser Behörden unbedingt unterwerfen würde, da wird sie stutzig und antwortet, daß sie dies thun würde, sofern sie von ihr nichts Unmögliches verlangen d. h. nicht etwas, was im Widerstreit stehe mit den Erscheinungen, die sie gesehen, und den Stimmen, die sie gehört. Eine menschliche Unfehlbarkeit erkennt sie eigentlich nirgends an. Was Gott sie geheißen, unterliegt nur Gottes Urtheil. Nur Gott ist Richter über sein Werk. Man sieht, sie befindet sich hier, freilich unbewußt, in derselben Stellung zu menschlichen Autoritäten in Glaubenssachen, wie alle auf persönliche Erweckung sich stützenden Sekten, wie insbesondere die Hussiten, ihre Zeitgenossen, gegen welche sie unter andern ein fulminantes und drohendes Schreiben erlassen hat.

Aus den Ergebnissen dieser Verhöre und aus den Erkundigungen, die man sonst über das Leben der Jungfrau eingezogen haben wollte, wurden 70 Klageartikel zusammengestellt, welche der Jungfrau vom 26—31. März, in der Karwoche, vorgelesen wurden.

Sie berief sich auf ihre früheren Aussagen, läugnete die meisten Klagepunkte kurzweg und würdigte nur wenige einer eingehenden Gegenerklärung. Aus diesen 70 wurde dann ein Auszug von 12 Artikeln gemacht, welche, ohne viele greifbare Unwahrheiten zu enthalten, eine schlaue Zusammenstellung waren, um das Bild der

gottbegeisterten Heldin zur Mißgestalt einer Ketzerin zu verzerren. Ueber diese Artikel wurden 59 Gutachten der gelehrtesten Theologen und Juristen, insbesondere der pariser Universität, eingezogen, welche alle, zum Theil, wie die pariser Universität, in den stärksten Ausdrücken, die Jungfrau verdammten. Nachdem sie eine 14 tägige Krankheit überstanden, wurde sie zuerst am 18. April privatim vor wenigen Zeugen durch den Bischof ermahnt, zu gestehen und zu widerrufen. Diese Ermahnung wiederholte sich noch dreimal in großer feierlicher Versammlung, unter Androhung der Folter und des Feuertodes, umsonst. „Stünde ich vor Gericht und sähe das Feuer brennen, den Holzstoß fertig und den Henker bereit ihn in Brand zu stecken, ja stünde ich im Feuer, doch würde ich nichts anderes sagen, sondern was ich im Prozeß gesagt habe, darauf würde ich bis in den Tod gehen." (Der ehrliche Protokollführer schreibt hiebei auf den Rand: stolze Antwort!)

Jetzt wurde aber von dem Vorsitzenden, der durchaus wollte, Johanna solle sich selbst verdammen, sich moralisch vernichten, die Sache Frankreichs und ihres Königs brandmarken, von dem Bischof auf das ohnehin abgehetzte und zermarterte Mädchen ein letzter Sturm mit Aufwand aller Schreckmittel gemacht, denen sie unterlag. Die schauerliche Wahl zwischen Feuertod und Leben sollte in ihrer unmittelbarsten Furchtbarkeit an sie herantreten. Am 24. Mai mußte sie auf einem hohen Gerüst in den Räumen des Kirchhofes der Abtei von St. Ouen in Rouen, umgeben von dem Gericht, englischen Truppen und einer unabsehbaren Masse von Zuschauern, die Predigt eines der gelehrtesten und begabtesten Redner über Joh. 15, 4 (wie die Rebe kann keine Frucht bringen von ihr selber, sie bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn an mir) anhören, nachdem man ihr zuvor im Gefängniß auf das heftigste zugesetzt hatte. Mit steigender Energie und zermalmender Wucht wandte der Redner sich an Johanna. Geduldig hörte

sie zu, bis er den König als einen Abtrünnigen und Irrgläubigen bezeichnete. Da brach sie ihr Schweigen, nannte den König den edelsten Christen und rief: sprecht nicht von dem König, sondern von mir. Als sie auf diese Predigt und die folgende Ermahnung des Bischofs, sich dem Gerichte und der Kirche zu unterwerfen, standhaft blieb, da las ihr der Bischof die Formel des verdammenden Rechtsspruchs langsam und in Pausen vor, während welcher von allen Seiten mit Ernst und Mitleid, mit Bitten und Drohen ihr zugesetzt wurde. Als der Bischof mit den Worten: Ketzerin und Ausgeschlossene, von der Kirche abgeschnittenes, von dem Aussatz der Ketzerei angestecktes Glied des Satan, langsam und feierlich geendet, da erbebte sie im innersten Grunde ihres Wesens, ein Angstschrei drängte sich aus ihrer Brust, ihre Kraft brach zusammen und mit beklommener Stimme sprach sie zum Bischof: Ich will alles halten, was die Richter und die Kirche sagen und entscheiden werden, ich will in allem ihrem Befehl und Willen gehorchen. Die natürliche Folge war der Widerruf, das Abschwören ihrer Mission. Das Abschwören, das Johanna zuerst nicht verstanden, wurde nun feierlich vor der ganzen Menschenmasse vollzogen. Die Formel, in lateinischer und französischer Sprache vorhanden, enthält ein Bekenntniß zu dem Inhalt der Anklageakte und den 12 Artikeln. Sie ist mit dem Zeichen der Jungfrau unterschrieben (ein Kreis oder Null). Sie hatte sich zuletzt noch bemüht, ihren Namen (Jehanne) malen zu lernen. Darauf wurde das Urtheil der Gnade verkündigt, wonach Johanna von den Banden der Excommunication befreit, aber weil sie gegen die Kirche freventlich gesündigt, zu immerwährendem Gefängniß beim Brote der Schmerzen und Wasser der Trübsal verurtheilt wird. Unter dem Hohn der Wächter und Kriegsknechte und den Glückwünschen der Richter ins Gefängniß zurückgeführt, legte sie sofort Weiberkleider an und ließ sich das Haar scheeren.

Aber man hatte sich verrechnet. Was sie gesprochen, als man ihr mit der Folter drohte, traf ein: „ihr sollt mir die Glieder von einander reißen und die Seele aus dem Körper treiben, ich werde euch doch nichts anderes sagen, und wenn ich auch etwas anderes sagte, so würde ich hintendrein stets behaupten, daß ihr mich mit Gewalt dazu gezwungen.“ Schon 3 Tage nach der Abschwörung gelangte die Meldung an den Bischof, Johanna sei rückfällig geworden und habe ihre Mannestracht wieder angelegt. Das letztere hinderten die wachehaltenden Engländer nicht, weil sie wüthend waren über den Widerruf der Jungfrau, wodurch ihnen der Genuß entgieng, sie verbrennen zu sehen; ja sie legten es ihr nahe und nöthigten sie dazu durch ihre schamlosen Zudringlichkeiten, so daß Johanna ein erträgliches Gefängniß und eine Frau zu ihrer Umgebung verlangte. Außerdem aber erklärte sie, als der Bischof am 28. mit Gerichtsbeisitzern in den Kerker kam, um sie zu verhören, daß sie wieder die Stimmen der h. Catharina und Margareta gehört, welche ihr sagten, daß sie eine große Sünde begangen, indem sie die Abschwörung und den Widerruf that, um ihr Leben zu retten. „Es ist wahr, sagte sie, daß Gott mich gesandt hat. Was ich gethan, ist aus Furcht vor dem Feuer geschehen. Nichts habe ich widerrufen, was ich nicht gegen die Wahrheit widerrufen hätte.“ Zu diesen Worten macht der Protokollist die Randbemerkung: todtbringende Antwort. Capta est, rief der Bischof den Engländern zu, die ihre teuflische Freude, daß ihnen nun das Opfer nicht entgehen sollte, nicht verbergen konnten. Das Gericht erklärte sie sofort für rückfällig und irrgläubig. Danach wäre sie der weltlichen Obrigkeit zu überlassen mit der Bitte, mild gegen sie zu verfahren; das war die heuchlerische Phrase, sie dem Feuertode zu übergeben.

Ungeachtet sie genau wußte, was ihr bevorstand, entrang sich doch ihrer Brust ein jammervoller Schmerzensruf, als man ihr

das Urtheil am 30. Mai verkündete. Wehe, wehe! rief sie, daß man mich so entsetzlich grausam behandelt. Lieber wollte ich siebenmal enthauptet als so verbrannt werden. Bald aber faßt sie sich, sie beruft sich auf Gott, den großen Richter aller Ungerechtigkeit. Mit Gottes Hilfe, rief sie, werde ich im Paradiese sein, verlangte die Beichte und die h. Communion, was ihr auch bewilligt wurde. Unter Strömen von Thränen, sagt ihr Beichtvater, und mit einer Demuth und Andacht, die ich nicht zu schildern vermag, nahm sie den Leib Christi. In der Frühe des 30. Mai wurde sie auf einem von einer sehr wohlbewehrten Kriegerschaar umgebenen Karren, auf dem ihr Beichtvater und der Gerichtsbote saßen, nach dem Altmarkt, der Gerichtsstätte geführt. Schon auf dem Wege dahin wurden alle, die sie sehen und hören konnten, durch ihre Klagen und Thränen und durch ihr brünstiges Beten tief erschüttert und gerührt. Auf dem Richtplatze waren drei Gerüste für die geistlichen und weltlichen Richter und für die Prälaten errichtet. Dabei war auf einem weiteren Gerüste der Holzstoß aufgeschichtet. Eine Tafel an demselben trug die Inschrift: Johanna, welche sich hat die Jungfrau nennen lassen, Lügnerin, Verderberin, Verführerin des Volkes, Wahrsagerin, abergläubisch, Gotteslästerin, hoffärtig, irrgläubig, Prahlerin, Götzendienerin, grausam, liederlich (dissolue), Anruferin von Teufeln, abtrünnig, schismatisch und ketzerisch. Eine unabsehbare Zuschauermasse umgab den Richtplatz. Hier mußte sie zuerst eine Predigt anhören über den Text 1 Cor. 12, 26: wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder. Dann als sie abermals zur Buße ermahnt war, las der Bischof das Endurtheil, von dessen fanatischem und heuchlerischem Inhalt ich nur die Worte anführe: „Wir glaubten, du hättest aufrichtig widerrufen, aber dein Herz ist abermal verführt worden von dem Fürsten der Lüge, du bist zurückgefallen in dieselben Irrthümer, wie ein Hund zu seinem eigenen Gespei zurückkommt." Worte, die man wohl

nicht bloß im bildlichen, sondern im eigentlichen Sinn wird wahrhaft cynisch nennen dürfen.

Mit ruhiger Fassung hörte Johanna alles dies an; dann warf sie sich auf die Knie und ergoß ihre Empfindungen in einem lauten, bußfertigen Gebet aus der Tiefe ihres Herzens. Sie gedachte darin besonders noch mit Liebe und Ehrerbietung ihres Königs und mit tiefem Schmerz ihrer verblendeten Landsleute: Rouen, Rouen, rief sie aus. werde ich hier sterben? O Rouen ich fürchte sehr, du wirst für meinen Tod zu leiden haben. — Es war ein erschütternder Moment. Wenige Herzen blieben ungerührt, fast kein Auge thränenleer. Manche eilten jetzt weg von der Schauerstätte; und viele ihrer Feinde ehrten sich durch das offene Bekenntniß, sie sei ein edles Weib gewesen.

Zwei bewaffnete Schergen führten sie nun vor das Todesgerüst. Als sie den Scheiterhaufen bestiegen, wurde sie an den Pfahl gebunden, der den Holzstoß überragte. Mit ihr stiegen zwei Priester hinan, ihr geistlichen Trost spendend. Sie hielten so lange an ihrer Seite aus, bis Johanna sie selbst bat hinabzusteigen. Ueber den Gluthen, als bereits die Flammen an dem Pfahle hinaufzüngelten, rief sie laut: ich bin keine Ketzerin, keine Abtrünnige. Meine Offenbarungen sind aus Gott, auf Gottesbefehl habe ich gethan, was ich gethan. Laut schrie sie zum Erzengel Michael, zu den Heiligen, zur Jungfrau Maria, zu ihrem Herrn und Heiland Jesus Christus. Indem sie den Geist aufgab und ihr Haupt neigte, rief sie den Namen Jesu. Ihr halb versengter Leichnam wurde dem Volk noch gezeigt, damit man sich von ihrem wirklichen Tode überzeuge; dann vollendes verbrannt und ihre Asche in die Seine geworfen.

Aber ihr Tod war ein Sieg, der Sieg ihrer Feinde war deren Tod. Der Eindruck ihres Todes war ein überwältigender. Sie erschien als eine Märtyrerin, die für ihren rechtmäßigen Herrn

gestorben. Die öffentliche Meinung brandmarkte das ganze Verfahren, die Theilhaber derselben wurden von der Volksstimme geächtet, wo einem derselben ein Unfall traf, erkannte das Volk darin ein Strafgericht und man ließ es sich nicht ausreden, daß alle am Tode der Jungfrau Schuldigen auf schimpfliche Weise um's Leben gekommen seien.

Wenn aber der zweite Theil ihrer Mission, den Herzog von Orleans zu befreien und die Engländer aus Frankreich zu vertreiben, auch nicht, wie sie selbst vielleicht sich es dachte, durch ihre persönliche und unmittelbare Mitwirkung zur Vollziehung gelangte, so bleibt es doch wahr, daß mit ihrem Auftreten das seiner Auflösung nahe gebrachte französische Volk sich wieder aufraffte und um seinen angestammten König scharte, daß dieser König selbst und sein Hof, zuvor kleinmüthiger Verzweiflung hingegeben und durch ränkevolles Treiben gelähmt, jetzt anfing sich wieder zu ermannen, die Kräfte der Nation zusammenzufassen und das von Niemand anders als von der Jungfrau aufgesteckte, leuchtende Ziel, die Vertreibung der Engländer, nun unbeirrt zu verfolgen. Ja, der König selbst persönlich erscheint in den letzten 25 Jahren seiner Regierung in einem weit vortheilhafteren Lichte. Dieselbe ist in der französischen Geschichte bezeichnet durch kräftige und nachhaltige Maßregeln zum Schutze des Reichs nach außen, zur Ordnung des Staatshaushalts und zur Befestigung der Königsmacht, welche nunmehr über den Parteien eine dem Bürger- und Bauernstand schützende Stellung gegenüber von dem wilden und trotzigen Treiben des Adels einnahm.

Aber auch die Ehrenrettung der Jungfrau selbst, in aller Form Rechtens, nachdem während des Prozesses und in der nächsten Zeit nachher für sie nichts geschehen war, hat der König später als seine heilige Pflicht erkannt. Ein Befehl des Königs vom Jahre 1450 und ein päpstliches Breve von 1455 ordneten ein Verfahren zur Un-

tersuchung des Prozesses der Jungfrau an, mit dem Auftrag, dann das Urtheil nach Recht und Gerechtigkeit ohne Berufung zu sprechen. Das zu diesem Behuf am 7. November 1454 in Rouen zusammengetretene Gericht, welches die ganze Untersuchung und das Verfahren dabei wieder aufnahm, gab denn auch nach siebenmonatlicher Thätigkeit im Juli 1456 seine Entscheidung dahin:

daß jene 12 Artikel der Anklage als falsch, verleumderisch, trügerisch und den Geständnissen nicht entsprechend für ungiltig erklärt werden, und vernichtet, cassirt, von Gerichtswegen zerrissen werden solle,

ferner, daß der ganze Prozeß und seine Urtheile als Betrug, Verleumdung, Bosheit, Widerspruch, offenbaren Irrthum im Rechte und in der Sache enthaltend, mit der Abschwörung und allen seinen Folgen null und nichtig sind, keine Kraft und Giltigkeit gehabt haben und noch haben. Wir erklären somit, heißt es weiter, die Johanna und ihre Verwandten als gereinigt und frei von allem Schimpf und jedem Flecken.

Zuletzt wird die feierliche Verkündigung dieses Urtheils in Rouen und anderen Orten des Königreichs, so wie die Errichtung eines ehrenden Kreuzes an der Stätte, wo Johanna grausam verbrannt und erstickt war, angeordnet. Denkmäler zu ihrem Andenken, zum Theil aus der neuesten Zeit, bestehen in Orleans (Reiterstatue), Rouen (Brunnen und Standbild), in Domremy (Brustbild von Alabaster). Ebendaselbst wurde 1820 durch Ludwig XVIII. an der Stelle, wo das Elternhaus der Jungfrau gestanden, eine Freischule für Mädchen errichtet. Die Familie selbst ist im 17. Jahrhundert in männlicher Linie ausgestorben.

Die angeführten Thatsachen sind alle historisch beglaubigt und das Mythische und Legendenartige, was sich an die Person und Schicksale der Jungfrau noch zu ihren Lebzeiten angehängt hat, ist dabei abgestreift. Hiernach ist es für die Geschichtschreibung

unserer Zeit zur Unmöglichkeit geworden, sich in Beziehung auf die Persönlichkeit der pucelle auf den Standpunkt eines Shakespeare oder Voltaire zu stellen. Sie für eine Dirne oder für eine Betrügerin erklären heißt geradezu der Wahrheit in's Angesicht schlagen. Ja, ich wage die Behauptung, daß das Ketzergericht in Rouen auf seinem Standpunkt noch bessere Gründe hatte für die Verurtheilung der Jungfrau wegen Ketzerei, als Shakespeare und Voltaire zu dem sittlichen Verwerfungsurtheil, das sie über dieselbe aussprachen. Aber nur um so dringender tritt die Frage an uns heran: wie ist dieses Thun zu erklären, wo liegen die Quellen und Voraussetzungen dazu, wie kann man das Wahre auch wahrscheinlich machen? Befinden wir uns vielleicht in einer Region der Wunder?

Wir stellen zuerst fest, daß sie keine Wunderthäterin ist und legen daher kein Gewicht auf das, was ein übernatürliches Wissen oder als eine Weissagung aufzufassen wäre, daß sie z. B. den Commandanten Baudricourt in Vaucouleurs, ferner den König sofort erkennt, obgleich sie dieselben nie gesehen hat, auch kein äußeres Zeichen sie erkenntlich macht, daß sie des Köngs geheimste Gedanken weiß und ihn dadurch in's höchste Erstaunen versetzt, daß sie ihre Verwundung, ihre Gefangenschaft voraussagt, ebenso den Tod eines englischen Führers, die Aufhebung der Belagerung von Orléans in 5 Tagen, den Einzug in Troyes, die Krönung zu Rheims, daß sie von ihrem eigenen Wirken angibt, es würde nur etwas über ein Jahr dauern, daß sie ihre Befreiung aus dem Kerker, welche freilich eine Befreiung in anderem Sinne wurde, als sie sich gedacht, fast auf den Tag hin bestimmt. Es läuft neben allem diesem ebenso viel Täuschung her. Sie hält sich für berufen, den Herzog von Orléans zu befreien und die Engländer aus Frankreich zu vertreiben. Sie glaubt an ihre Befreiung aus dem Kerker bis zu ihrem Ende, sie sagt den Fall von Paris un-

richtig voraus, sie meint irrigerweise befreit zu werden, wenn sie den König von England gesehen, sie merkt nicht, daß sie auf dem linken, statt auf dem rechten Ufer der Loire gegen Orléans geführt wird, bis sie die Stadt selbst ansichtig wird, sie springt vom Thurm in Beaurevoir in der falschen Hoffnung sich zu retten.

Die Beschränktheit ihrer Intelligenz ergiebt sich ferner aus ihrem Strafbrief an die Hussiten, denen sie Krieg androht, aus der Nothwendigkeit ihr ein Licht aufzustecken über das Wesen der katholischen Kirche und den Conzilien.

Wir legen also auf dieses Wissen und Vorauswissen von Dingen, die ein gewöhnliches Menschenkind nicht wissen kann, kein Gewicht. Ohnehin sind alle Nachrichten darüber auch nicht so ganz gesichert und übereinstimmend, daß man nicht manche dieser Angaben auch als Erzeugnisse der Mythenbildung um ihre Person ansehen könnte. Zu beachten ist vielmehr, daß sie selbst alles Zeichen- und Wunderthun von sich gewiesen hat. Sie glaubt nicht an Feen und Zauberei. Sie will nichts hören von Weihen der Fahnen und Kerzen, Rosenkränzen, Amuletten, vom Besprechen der Wunden, vom Auffangen der Kugeln, Festmachen der Soldaten, Heilung von Krankheiten durch Bauchreden, von dem weit verbreiteten Glauben an die Heilkraft der Ringe; das alles verwirft sie als Aberglauben, sie kann es nicht leiden, daß die Leute ihre Hände, Kleider, Waffen küßten. Ein, wie es schien, dem Tode verfallenes Kind wird auf ihr brünstiges Gebet hin besser und scheint sich zu beleben, stirbt aber bald darauf. Sie entlarvt falsche Propheten und Prophetinnen, die sich ihr an die Seite drängen. Als man ein Zeichen von ihr verlangte bei der Untersuchung in Poitiers, verweigert sie dies; in Orléans, erklärt sie, werde sie ein Zeichen thun.

Aber sehen wir, was nach allem diesem die historische Kritik doch stehen lassen muß. Ein achtzehnjähriges Bauernmädchen, ohne alle Schulbildung, aber von tiefer Religiosität und inniger Anhäng-

lichkeit an den König und sein Recht, völlig unbekannt mit dem Kriegswesen, mit Geschütz und Waffen, mit Führung und Aufstellung der Heerhaufen fühlt sich unwiderstehlich berufen, den König und das Land zu retten, an die Spitze von kriegerischen Unternehmungen zu treten, die Erbfeinde des Landes zu vertreiben und ihren Herrn und König nach Rheims zur Krönung zu führen. Nichts, keine Schwierigkeit hält sie zurück, sie muß zum König, und wenn sie auf den Knieen zu ihm rutschen müßte; sie reißt sich los von Eltern und Heimat; siegreich überwindet sie den so natürlichen Unglauben und das Mißtrauen, das man in ihre Aussagen setzt, in Vaucouleurs an dem Hofe des Königs. Sie setzt sich zu Roß, das sie lenkt, wie der erfahrenste Reiter, sie entsetzt in 5 Tagen unter blutiger von ihr im Widerspruch mit anderen Heerführern erzwungenen Kämpfen die aufs äußerste bedrängte Stadt Orléans, sie mischt sich in das dichteste Handgemenge, beim gefährlichsten Stürmen trägt sie, Verwundung nicht scheuend, die Fahne hoch, sie erobert die festen Plätze um Orléans und schlägt die Engländer in offener Feldschlacht, reißt den König und sein ungläubiges Gefolge mit sich fort vor die von den Burgundern besetzten Städte, welche ihr die Thore öffnen und führt in einem siegreichen Marsch, auf welchem ihr das Kriegsvolk von allen Seiten zuströmt, in etwa 3 Wochen den König von der Loire zur Krönung nach Rheims. Zwar mißlingt ihr nachher manches, gehemmt durch die zweideutige Politik und die Unentschlossenheit des Königs und die Perfidie seiner Umgebung. Vergeblich stürmt sie Paris und andere feste Städte, sie wird endlich gefangen, prozessirt und erleidet den Feuertod. Aber der Umschwung der kriegerischen Erfolge, den sie und nur sie allein im Kampfe mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten herbeigeführt, das nationale Selbgefühl, der feurige Patriotismus des Volkes, den sie und nur sie allein geweckt, bleibt, die Waffen des Königs machen unaufhaltsam Fortschritte, die Engländer werden

aus einer Stadt nach der andern verdrängt. Aus ihrer Asche entsteigt das freie, von der Fremdherrschaft erlöste Frankreich. Wo finden wir denn etwas ähnliches in der Geschichte? Wohl haben geniale Feldherrn, erleuchtete Staatsmänner durch List und Gewalt ihr am Rande des Verderbens stehendes Vaterland gerettet. Aber wo ist es denn geschehen, daß eine solche Rettung von einem schlichten, mit den Geschäften des Kriegs und der Staatskunst völlig unbekannten 18jährigen Bauernmädchen zu Stande gekommen wäre?

Denken wir uns, ein junger Mensch hätte bisher fern von aller Musik und musikalischen Anregung gelebt. Auf einmal fühlt er einen unwiderstehlichen Drang in die Hauptstadt zu gehen und dort bei Hof ein Konzert zu geben. Man sucht ihn auf jede Weise von dem abenteuerlichen Gedanken abzubringen; umsonst. Man gibt ihm endlich eine Harfe und er eilt in die Residenz; dort entlockt er den Saiten die wundervollsten Töne, die schönsten Melodien, die prächtigsten Accorde. Die ganze Stadt ist von ihm bezaubert, er wird in den Adelstand erhoben, alles drängt sich um ihn und es ergreift ein musikalischer Enthusiasmus die ganze Einwohnerschaft.

Es wäre dies kaum wunderbarer als was wir von dem Mädchen von Domremy erleben. Wohl schlägt zuweilen wie ein Blitz ein genialer Gedanke in die Seele, erleuchtet den ganzen Menschen und gibt ihm eine neue bisher unerkannte Richtung.

> „Jede irdische Schönheit ist wie die erste des Himmels
> eine dunkle Geburt, aus dem unendlichen Meer“
> „Wie die erste Minerva so steigt mit der Aegis gerüstet
> aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.“

Schlummernde Kräfte können plötzlich erwachen und mit großer Energie hervortreten. Aber so groß und unberechenbar die Macht des Genies ist, gewisse Leistungen setzen doch eine mechanische

Uebung, eine angelernte Kunstfertigkeit voraus, die erst erworben werden muß, der genialste Musiker muß eben gewisse mechanische Manipulationen sich aneigenen, er muß die Instrumente kennen lernen, er muß die Natur und Wahlverwandtschaft der Töne und Akkorde studiren. Man könnte aber versucht sein, auf die Jungfrau den Mythus des Orpheus anzuwenden, der durch die Macht seiner Töne Felsen und Bäume in Bewegung setzte; Ströme in ihrem Laufe aufhielt, wilde Thiere zähmte und bändigte. Das Mädchen von Orléans wirft den Hirtenstab weg, ergreift das Schwert, steigt zu Roß, zieht unangefochten mitten durch Feindesland, verkündet ihre Berufung, setzt muthlose steinerne und ungläubige Herzen in Bewegung, hemmt den Siegeslauf der Feinde und zähmt die wilden Kriegshorden, daß sie ihr folgen, wie einst das Lamm auf der Weide. — Sie weiß die richtige Straße nach Orléans von Tours besser als die Kriegskundigen, die sie täuschen wollen, sie bezeichnet und stürmt die Schanzen, die man für uneinnehmbar hält, sie ordnet die Heerhaufen, stellt die Geschütze, erobert und gewinnt die Städte — ja sie erzwingt dies alles im Kampfe mit widerwilligen Höflingen und einem unentschlossenen Fürsten. Sie entflammt das ganze Volk zu einem edlen Selbstgefühl und setzt dem noch eben verlassenen und verzweifelnden Fürsten nach einem kurzen Feldzug von zwei Monaten die Krone seiner Väter aufs Haupt. Wo sind hier die vermittelnden Ursachen zwischen dem Bauernhaus in Domremy und der Cathedrale zu Rheims?

Wir wissen nichts davon, daß die Jungfrau Uebungen im Reiten, im Gebrauch der Waffen angestellt, daß sie militärische oder Terrainstudien gemacht oder sich unterrichtet hätte, wie man Schanzen stürmen, Geschütze aufpflanzen, Heerhaufen aufstellen müsse. Auch wäre die dazu ihr gegebene Zeit, die uns auf den Tag hin bekannt ist, in Chinon und in Tours viel zu kurz gewe-

sen, auch wenn wir die eminenteste Begabung und Empfänglichkeit bei ihr voraussetzen.

Sie hatte unmittelbare göttliche Offenbarungen, sie kommt von Gott und thut die Werke Gottes. So lautet ihr Bekenntniß, das sie überall offen und mit freudiger Zuversicht vor Freund und Feind ausgesprochen hat und dem sie nur einmal in einer schwachen Stunde, wie sie auch ernste und kräftige Männer gehabt, Petrus, Galilei, Hieronymus von Prag, überwältigt von der entsetzlichsten Seelentortur, untreu geworden, welches sie aber sofort wieder aufgenommen und unter den Flammen des Scheiterhaufens behauptet hat. Sie steht im Verkehr mit der übersinnlichen Welt, sie hört Stimmen, sieht Gestalten von Engeln und Heiligen. Was sie thut, thut sie auf die Mahnung dieser Stimmen und wo sie diese nicht befragt oder nicht befolgt, trifft sie Unglück. Lassen sie uns diese Erscheinungen, an der Hand ihrer eigenen Angaben in den Prozeßakten, etwas näher betrachten.

Es ist schon oben gezeigt worden, wie sie angibt, in ihrem 13. Jahre das erstemal in dem Garten ihrer Eltern eine solche Offenbarung gehabt zu haben, wie diese Offenbarungen sich später immer häufiger wiederholt haben und auch während ihrer Leidenstage ihr stets und zwar in steigendem Maße zu Theil geworden sind. Es erscheint ihr der Erzengel Michael, Gabriel und viele andere Engel, die heil. Catharina und Margareta; sie sieht sie mit ihren leiblichen Augen und unterscheidet sie von einander, ebenso hört sie ihre Stimmen. Sie ist so überzeugt davon, daß es die Engel, die Heiligen sind, wie sie überzeugt ist, daß es einen Gott giebt und daß der Herr Jesus für uns in den Tod gegangen ist. Neugierige Fragen über die Gestalt des Michael, Größe, Gliedmaßen, Haare, Augen, Krone, ob er Flügel habe u. s. w., weist sie zum Theil mit Verachtung zurück. Von den andern Engeln sagt sie, einige haben Flügel, andere Kronen. Sie begrüßt sie,

wenn sie erscheinen, indem sie sich verneigt und die Kniee beugt. Manchmal macht sie auch das Zeichen des Kreuzes. Die h. Catharina und Margareta hat sie mit ihren Armen umfaßt und dabei eine gewisse Wärme empfunden, auch gieng ein Wohlgeruch von ihnen aus. Wenn die Geister sich entfernen, hat sie Heimweh, sie weint, sie küßt die Erde, über die sie hingegangen sind, sie wünscht, sie hätten sie mit sich genommen. Ihre Stimme, an welcher sie sie auch unterscheidet, ist schön, sanft und demüthig. Sie sprechen vortrefflich und zwar französisch, weil sie auf Seiten der Franzosen stehen. Johanna versteht sie sehr gut. Schöne, überaus kostbare Kronen glänzen auf den Häuptern der Heiligen. Sie vernimmt sie überall, besonders ist das Geläute der Glocken der Wahrnehmung der Stimmen förderlich. Zuerst kamen sie in längeren Zwischenräumen 2—3 mal in der Woche, bald öfter, insbesondere erklärt sie, über alle Kriegsunternehmungen Kundgebungen von oben erhalten zu haben. In dem qualvollen Zwischenraume von der Gefangennehmung bis zum Tode erhält sie täglich, manchmal öfter im Tag, Rath, Trost, Stärkung, Anweisung, was sie antworten, was sie verschweigen soll. Sogar die Beichte nehmen die Heiligen ihr ab, welche die Richter ihr versagen. Die Heiligen kommen theils von selbst; Johanna bittet sie Gottes Rath einzuholen; die Heiligen tragen Gott die Bitte vor und ertheilen dann der Jungfrau Antwort. Ein andermal bittet Johanna Gott und die Jungfrau Maria die Heiligen zu senden. Alsbald nach dem Gebet erscheinen die Heiligen und verkünden Gottes Willen. Etwas Schriftliches hat sie nie von ihnen erhalten, sondern stets mündlich mit ihnen verkehrt. Was die Stimmen ihr je befohlen haben, hat sie nach Kräften gethan. Die Stimmen gebieten nichts, was nicht Gottes Wille ist. Den Stimmen gehorchen heißt also Gott gehorchen. Denn die Engel und Heiligen lieben, was Gott liebt, und hassen, was Gott haßt. So kann sie von sich sagen, daß sie nur thut,

was Gott will, daß sie von Gott gesandt ist. Auf Gottes Befehl ist sie nach Frankreich gegangen und hätte sich nicht zurückhalten lassen, und wenn sie 100 Väter und Mütter gehabt hätte. Denn in allen Stücken ist es besser Gott gehorchen, als den Menschen.

Man sieht einerseits die kindlichen und sinnlichen Anschauungen, welche diesen Gesichten zu Grunde liegen, andererseits die unumstößliche Festigkeit der Ueberzeugung, den felsenfesten Glauben an ihre Wesenheit. Die Heiligen kommen theils von selbst, theils gerufen, sie hören die Anliegen der Jungfrau, sie gehen zu Gott und bringen Gottes Bescheid; sie werden mit den Sinnen wahrgenommen, mit dem Gesicht, Gehör, Geruch und Gefühl. Das Gehör aber ist vorherrschend; dessen Offenbarungen sind die klarsten; über die Wahrnehmung des Gesichts gefragt, spricht sie zwar von Kronen und Flügeln, aber sie weist doch nähere Angaben zum Theil unwillig zurück. Die Gesichtsbilder haben ihr offenbar etwas Verschwommenes, wie es auch dem gewöhnlichen Menschen mit den Gestalten der Einbildungskraft geht, die auf den Gesichtssinn sich gründen. Man kann sie nicht festhalten und sie trotzen einer analytischen Beschreibung. Auch an Traumbilder erinnern jene Erscheinungen, wie denn die Jungfrau sie auch manchmal an den Zustand des Schlafes anknüpft, wenn sie durch dieselben geweckt wird, so daß sie fast als Fortsetzung des Traumzustandes erscheinen, freilich mit dem Unterschied, daß an die Stelle des Schlafes jetzt das Wachen getreten ist. So viel oder so wenig sie aber von jenen Erscheinungen durch das Gesicht festgehalten hat, so ist doch das, was sie festgehalten hat, ganz aus der Welt ihrer irdischen Anschauungen entnommen. Die Kronen und Flügel, der Strahlenglanz, den sie an den Heiligen wahrnimmt, die vielen kleinen Engel, die sie gesehen haben will, sind ganz nach Analogie der in den Kirchen befindlichen Gemälde und Statuen gebildet. Daher kann sie auch auf die Frage, woran sie den

Erzengel Michael erkannt habe, ehe er sich selbst zu erkennen gegeben, die naive Antwortgeben; „weil ich ihn mit leiblichen Augen gesehen.“ Ja sie kann auch sagen, sie habe ihn an der Sprache erkannt. Wahrscheinlich hatte das fromme Kind viele Legenden von Engeln und Heiligen gehört, in welchen dieselben redend eingeführt wurden, nach dem Vorgange der h. Schrift, und zwar vielleicht jeder in einer ihm eigenthümlichen Redeweise und bestimmten Wortformen.

Daß nun diese Erscheinungen und Stimmen nicht etwa Täuschungen oder aus ihr selbst erzeugte Gebilde seien, sondern wesenhaft, so wesenhaft, wie jeder andere außerhalb ihrer Person stehende Gegenstand, den sie sieht oder hört, das steht ihr so unerschütterlich fest, daß ihr ganzes Leben und Thun von denselben beherrscht wird. Und zwar geschieht dies nicht nur so, wie ein charakterfester und besonnener Mensch, der weiß, was er thut, und thut, was er weiß, sein Leben und Thun von gewissen Grundsätzen leiten läßt, von denen er nicht abweicht, sondern ihr Leben und Thun wird unter dem leitenden Einfluß dieser Stimmen zu einem ganz neuen und außerordentlichen, zu dessen Erklärung alle und jede äußeren Voraussetzungen und vermittelnden Motive zu fehlen scheinen.

Wir haben das Räthsel dargelegt, wie wollen wir es lösen? Werden wir den Glauben der Jungfrau an das Wesenhafte und Reale ihrer Erscheinungen theilen und in ihr übernatürliche Kräfte, eine Gesandtin Gottes erkennen? Es ist leicht, unter Berufung auf das aufgeklärte Zeitalter, in dem wir leben, solche Vorstellungen einfach als Ausgeburten einer verschollenen Zeit, die Gottlob hinter uns liege, zu betrachten und solchen Glauben als Aberglauben zu brandmarken. Allein mit dieser Phrase ist wenig ausgerichtet. Unsere Zeit ist allerdings gegenüber den früheren Jahrhunderten humaner und aufgeklärter. Aber sie ist gerade so auf-

geklärt, um zu wissen, daß eben so vieles und gerade auf dem Gebiete, auf dem wir uns hier befinden, wo es sich handelt, um das Leben der menschlichen Seele und ihre Berührungen mit der diesseitigen und jenseitigen Welt, noch gar nicht aufgeklärt ist. Unsere Zeit ist so aufgeklärt, um unumstößliche Thatsachen, die nun einmal historisch beglaubigt sind, nicht sofort zu verwerfen, weil sie dieselben noch nicht zu erklären vermag. Diese Aufklärung unserer Zeit untersucht zwar das Geschichtliche mit aller Gründlichkeit, aber sie respectirt das Erhabene, macht vor demselben Halt und hält es fest, sollte die Ergründung des Wie? Warum? auch erst späteren Geschlechtern vorbehalten bleiben. Zu dieser Aufklärung bekenne ich mich von ganzem Herzen. Mit diesem Respect stehe ich auch vor den erhobenen geschichtlichen Thatsachen über das Leben und Thun der Jungfrau von Orléans.

Ich will aber meine Anschauungen über das, was den geheimnißvollen Hintergrund dieses Lebens bildet, über die Erscheinungen und Stimmen nicht zurückhalten. Von einer objectiven Realität derselben kann natürlich nicht die Rede sein. Abgesehen von der sehr problematischen Existenz der Wesen, welche sie gesehen und gehört, von welchen sie sogar einen Duft, eine Wärme empfunden haben will, zeigt sich der rein subjective, ihrer Person allein anhaftende Charakter derselben darin, daß sie nur sie allein und sonst Niemand sich von der Realität dieser Erscheinungen überzeugt hat. Wenn etwas bloß meinen Sinnen so oder so erscheint, während die andern Menschen, die mit denselben Sinnen ausgerüstet sind, gar nichts davon oder etwas ganz anderes übereinstimmend wahrnehmen, habe ich allen Grund, ein Mißtrauen in die Realität meiner Anschauung zu setzen gegenüber von der Anschauung der übrigen Menschen. Die Stimmen und Erscheinungen hat Niemand wahrgenommen als Johanna allein. Es wird nirgends etwas davon berichtet, daß auch andere sie gesehen

oder gehört hätten. Sie hatte ja auch im Kerker fast täglich Erscheinungen und Stimmen, während immer 5 Soldaten bei ihr waren, die nichts davon hörten und sahen. Außerdem sind die Formen und Attribute, unter denen sie erscheinen und sich hören lassen, der Lichtglanz, die Kronen, die Flügel, die Sprache und Stimmen, wie schon oben bemerkt, ganz dem engen Kreise entnommen, in welchem sich Johanna bewegt. Die Malereien und Statuen der Kirchen und Kapellen, die Geschichten und Legenden der Propheten, der Apostel und Heiligen und Engel erfüllten von Kind auf die Seele des frommen Mädchens, das die Einsamkeit liebte und sich an heiligen Stätten und in andächtigen Stunden wohl auch in einem Zwiegespräch mit den Gegenständen ihrer Andacht erbaut haben mag. Man belausche Kinder, besonders Mädchen, bei ihren Spielen, wenn sie sich selbst überlassen sind. Welch belebte Szenen, wie reich bewegte Handlungen schafft ihre fruchtbare Phantasie. Wie verlieren sie sich ganz in die Gegenstände und Situationen der von ihnen selbst geschaffenen kleinen Welt. Wie ungern reißen sie sich davon los! Wie tragen sie die Auftritte und Worte nicht blos in ihre Träume, sondern auch in das wirkliche Leben über, so daß Kinder, welchen viel Raum gestattet wird zu solchen Spielen der Phantasie, auch im wirklichen Leben etwas Aufgeregtes, Gesteigertes, auch Gehobenes, Ideales davontragen. Die Bilder und Gedanken und Worte aber, die die feurige Seele des Kindes bewegten, projizirten sich gleichsam, stellten sich ihr gegenüber als verkörperte reale Wesen, traten als Stimmen und Gefühle aus dem Paradies ihr vor die äußeren Sinne. Sie verkehrt im Geiste mit Heiligen und Engeln, bald hört und sieht sie dieselben, und der Wachenden widerfährt, was sonst nur Träumenden geschieht.

Läßt sich das alles aus der tiefen, in sich gekehrten und innigen Frömmigkeit, in der das Mädchen aufwuchs und lebte, ab-

leiten, so müssen wir den Grund, warum der Verkehr mit den Engeln und Heiligen gerade diese bestimmte Richtung nahm auf die Rettung des Vaterlandes, in dem patriotischen Sinne des Mädchens suchen, der nicht minder als die Religiosität ein wesentliches Moment in ihrem Leben bildet. Die Kunde von dem Unglück des königlichen Hauses, von dem Wahnsinn des Vaters, von der Enterbung und Verstoßung des Sohnes, von der Invasion der Fremden und dem Bunde des Burgunders mit diesen war auch in die stillen Hütten des entlegenen Dörfchens gelangt und dort mit um so größerer Theilnahme vernommen worden, als die einfachen Landleute gewohnt waren, biedere Treue und Anhänglichkeit ihrem Schutz- und Schirmherren zu widmen, dem sie, als zu dessen Kammergut gehörig, sich besonders verpflichtet erachteten. Das Königthum aber erschien damals dem armen gedrückten Volke keineswegs als eine überflüssige Institution, oder als eine schwere, möglichst bald abzulösende Last, sondern als ein theurer und wirksamer Schutz gegen die Willkür und Uebergriffe des ihm zunächst auf dem Nacken sitzenden Adels. Das ganze Dorf war daher eifrig königlich, während die Umgegend auch burgundisch gesinnte Gemeinden in sich schloß. Auch die Jugend war von diesen Parteikämpfen aufs lebhafteste ergriffen und es wird erzählt, daß auch die Kinder ihre Kräfte in handgreiflichen Kämpfen mit einander gemessen haben. Natürlich nahm Johanna um so lebendigeren Antheil an dieser Richtung ihrer Landsleute, je aufgeregter ihr Naturell war, je mehr sie selbst dem König, ihrem Grundherrn, eine religiöse Verehrung widmete, als dem irdischen Stellvertreter des höchsten Herrn und Königs der Könige im Himmel. Nun denke man sich ihr Gemüth ganz erfüllt von Mitleid, von Liebe, Ehrfurcht und Sympathie für ihren König und ebenso von Antipathie gegen die fremden Eindringlinge, gegen die Engländer, stets beherrscht von dem Gedanken an das

Unglück des Vaterlandes und des angestammten Herrschers, dabei in fortwährendem Verkehr mit Engeln und Heiligen, denen sie ihre innersten Herzensangelegenheiten vorträgt. Wie oft mag der Wunsch und die Frage ihrer gepreßten Brust entstiegen sein: O daß Rettung käme! von wem wird doch Hilfe kommen? Immer heißer und dringender wird ihr Ringen und Flehen und siehe da, in einer Stunde hehrer Stimmung und heiliger Hingebung fällt es wie Schuppen von ihren Augen, es wird ihr klar: Du sollst deinem König helfen, du sollst dein Vaterland retten. In diesem Moment sieht sie den Engel. Die Zweifel, die in ihrer Brust aufsteigen gegen diese Stimme werden zu einem Zwiegespräch mit dem Engel, der sie beruhigt, sie auf weitere Offenbarungen, Hilfe und Leitung hinweist, deren sie natürlich bedarf.

Ich bin mir wohl bewußt, daß auch so immer eine Kluft bleibt zwischen den menschlichen Gedanken und der sinnlichen Gestalt, in welche sie sich verkörpern, und daß ich Ihnen die Brücke nicht zeigen kann, auf welcher die Gedanken aus dem Reiche der Geister hinüberwandeln in die Körperwelt und Fleisch und Blut annehmen. Aber die Thatsache steht fest, daß es Visionen gibt, Gemüthszustände, in welchen Gestalten gesehen und Stimmen gehört werden, denen eine sichtbare und hörbare Existenz abgeht, die aber nichts anderes sind als Projektionen der Gedanken und Stimmungen, von denen die Seele erfüllt ist.

Die Schwierigkeit liegt auch nicht auf dieser Seite, wenn wir das Thun und Leben der Jungfrau zu verstehen trachten. In so weit fehlt es nicht an psychologischen Analogien. Das Räthselhafte liegt vielmehr darin, wie es geschehen konnte, daß diese Visionen, wenn sie denn doch keine Realität, sondern ihren Ursprung im Geiste der Jungfrau haben, sie mit der Kraft zu den ganz außerordentlichen Thaten ausrüsten konnten, welche sie verrichtet hat.

Will man Johanna kurzweg als Schwärmerin bezeichnen, so ist damit nicht viel ausgerichtet; auch hier stellt da, wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit ein Wort sich ein. Man denkt bei dem Worte Schwärmerei an ein Abirren von der correkten Richtung, an ein Ausschwärmen und Abschweifen auf regellose Bahnen, an unklare, nebelhafte Vorstellungen, an ein unpraktisches Treiben, an ein Schwelgen in Idealen und höheren Sphären. Aber die Jungfrau ist eine kerngesunde, klare und besonnene Natur, eine ganz correkte Tochter der katholischen Kirche, welche ihre Sache ganz zu der ihrigen gemacht, ihre Verurtheilung für null und nichtig erklärt hat, in welcher sogar Stimmen lautgeworden sind, welche sie den Heiligen beigezählt wissen wollen. Sicher und fest hat sie ihr Ziel im Auge und sie verfolgt dasselbe als eine durch und durch praktische Natur. Sie begnügt sich nicht damit, für ihren König und sein Recht, für das Vaterland und seine Befreiung zu glühen, begeistert zu sein, dabei aber im Gedanken an ihre Unmacht zu resigniren und in stillem Weh oder Unmuth ihren Schmerz zu tragen. Nein, sie legt Hand ans Werk, ihre Idee in die Wirklichkeit umzusetzen. Allein, ohne alle Mittel, als die in ihrem Glauben liegen, tritt sie einer Welt gegenüber, die ihr nur Unglauben, Hohn und Verachtung entgegenbringt. Sie unterwirft sich einer mehrwöchigen Prüfung. Ein unentschlossener Fürst, eine perfide Camarilla legt ihr fortwährend Hindernisse in den Weg. Durch ungemein praktische Mittel macht sie die Zweifel und Bedenklichkeiten, die ihr entgegenstehen, zu Schanden. Unbeirrt verfolgt sie ihr Ziel. Energisch erzwingt sie die Befolgung ihres Willens. Da sie in Orléans zum Sturm gegen eine Schanze der Engländer auszieht, hat der Commandant das Thor besetzt und will sie nicht durchlassen. Mit Gewalt öffnet sie sich den Weg und erstürmt die Schanze. Zum Zug nach Rheims reißt sie den König fort, der ihr zu folgen zögert, indem

sie zuerst allein abzieht. Vor Troyes erzwingt sie die Vorbereitung zum Sturm, und die Stadt ergibt sich, während der Hof sich feige zurückziehen will. Von Rheims aus sucht sie den Ueberfall von Paris zu erzwingen, der gelingen mußte. Aber freilich läßt der König 14 Tage auf sich warten, und so mißlingt der Sturm. Wohl schwärmt sie in höheren Sphären, da sie mit Engeln und Heiligen verkehrt, aber sie verliert den irdischen Boden nicht unter ihren Füßen und alles, was sie thut, trägt einen Charakter der Sicherheit, Klarheit und der Ueberlegung, einer Raschheit und Entschlossenheit der Ausführung, wie man sie selten in höherem Grade findet. Ja wohl, Volk und Heer schwärmte für sie und für die Idee, welche sie in ihre Mitte geworfen; aber sie waltet ruhig und fest und entschlossen über dem Feuer, das sie entflammt. So schwärmten die Muhamedaner für den Islam, die Kreuzfahrer für das heilige Land, die Hussiten für ihr Recht und ihren Glauben, aber über ihnen walteten ihre Führer, leiteten mit Klugheit und Festigkeit das Ganze und sicherten so die Erfolge. Die Ausdrücke Schwärmerei, Ekstase, Verzückung, Enthusiasmus mögen auf manche Gemüthszustände der Jungfrau passen, aber sie sind weit nicht genügend, um ihr Wesen und ihre Thaten zu erklären. Immer kehrt uns die Frage wieder, der wir nicht ausweichen können, wie denn diese Erscheinungen der Jungfrau, wenn sie denn doch keine Realität außer ihr, sondern ihren Ursprung im Geiste der Jungfrau hatten, sie mit der Kraft zu den ganz außerordentlichen Thaten ausrüsten konnten, die sie verrichtet hat. Hier ist nun zuerst der Satz voranzustellen, daß es für die Wirkung völlig gleichgültig ist, ob wir es mit einer realen Erscheinung oder mit einer blos aus dem menschlichen Geist hervorgegangenen Vision zu thun haben. Die letztere kann zu derselben Stärke der Ueberzeugung in dem Menschen erwachsen, wie die erstere, sie kann also auf die Handlungen des Menschen dieselbe Wirkung aus-

üben wie die erstere, während sie doch eine vernünftige, den Gesetzen der Natur entsprechende Erklärung leichter zuläßt als die erstere. Ich bin in dem letzteren Fall nicht genöthigt, den Glauben an die Existenz geflügelter, mit Kronen geschmückter, französisch redender, geschlechtlich verschiedener Engel und Heiligen mit in den Kauf zu nehmen. Es ist bekannt, daß gewisse Zustände, Bilder, Stimmen im Traum und im Fieber entsprechende Thätigkeiten hervorrufen, obgleich niemand behaupten wird, daß diese Bilder, Stimmen rc. eine Realität haben. Das Gleiche ist der Fall bei Geisteskranken. Daß es Verzückungen und Visionen aber auch bei völlig gesunden Menschen gibt, bezeugen die Aerzte. Ein gesteigertes Nervenleben wird dabei immer vorausgesetzt werden müssen. Es liegt hier allerdings faktisch eine Täuschung vor. Der Mensch hält etwas für real, was nicht real ist, für objectiv, was nur subjectiv ist. Aber er weiß nichts von dieser Täuschung, und so hat sie ganz dieselbe Wirkung, wie wenn sie Realität wäre. Er glaubt steif und fest daran und spricht und handelt in diesem Glauben. Von einer Unlauterkeit oder einem Betrug kann aber hier nicht die Rede sein. Es fehlt dazu nicht nur die Absicht, sondern schon das Bewußtsein. Nicht einmal die Ausdrücke Selbsttäuschung oder gar Selbstbetrug können hier eine Anwendung finden, da man diese Ausdrücke dann zu gebrauchen pflegt, wenn jemand, ohne genau zu untersuchen, wie es sich mit solchen Vorstellungen verhält, sich denselben gerne und geflissentlich hingibt, wie denn mancher in einer solchen Selbsttäuschung sich befindet oder in einen Selbstbetrug sich wiegen kann, über die Liebe eines Mädchens oder über seine eigene Befähigung, seine Tugend, seine Kenntnisse, seine Frömmigkeit. Also möchte ich in diesem Sinne und in diesen Ausdrücken nicht von den Visionen der Johanna sprechen, obwohl es wahr ist, daß diese Vorstellungen mit ihrem Leben und Wirken, mit ihrem Thun und Leiden aufs innigste,

und wie sie selbst sagt, so innig, wie ihr Glaube an Gott und den Erlöser, verflochten waren.

Erlauben Sie mir noch auf ein biblisches Beispiel hinzuweisen: Ich habe in der Geschichte nichts gefunden, was sich so natürlich in Parallele setzen ließe mit den Offenbarungen, welche die Jungfrau erhielt, als die Erzählung von der Bekehrung des Apostels Paulus. Mit derselben wird bei ihm eine seinem bisherigen Leben ebenso diametral entgegengesetzte Veränderung hervorgerufen, als bei der Jungfrau. Die gewöhnliche Anschauung, welche auch die des Apostels selbst gewesen ist, ist die: Christus sei ihm selbst erschienen. Es umgibt ihn ein blendender Lichtglanz, er hört eine Stimme, die ihm Weisung gibt und der er antwortet. Apstg. 9, 1—9. 22, 1 fg. Es wird aber zu allen Zeiten Leser und Erklärer der h. Schrift geben, welche darin eine Vision sehen, um so mehr, da der Apostel selbst von öfteren Visionen (ὀπτασίαν) und Verzückungen (ἀποκαλύψεις) schreibt, die er gehabt und wobei er selbst nicht weiß, ob er in oder außer seinem Leibe (2. Cor. 12, 1—4.) gewesen, aber in das Paradies (ἡρπάγη) entzückt wurde und unaussprechliche Worte hörte, die kein Mensch sagen kann. Die Wirkung der Erscheinung wird in keiner Weise alterirt, ob sie eine objektive und reale oder eine subjektive Vision gewesen ist. Derjenige, der sie hat, ist so wie so von deren Wirkung durchdrungen und umgewandelt. Erscheint das ganze Ereigniß mit allem, was daran hängt, als ein in den Plan der Weltgeschichte eingeordnetes Glied, so wird derselbe Zweck erreicht, ob eine reale Erscheinung den Sinnen des Menschen gegenübertritt oder ob seine Seele in eine Sphäre gehoben wird, in welcher ihr ihre eigenen Gedanken in Erscheinungen außer ihr sich projiziren. Unermeßlich in ihren Wirkungen für die Geschichte der Menschheit und der Kultur ist allerdings jene Bekehrung des Apostels Paulus geworden, obwohl auch er mensch-

lichen Schwächen und Unvollkommenheiten unterworfen bleibt. Dagegen in einem viel beschränkteren Kreise, nur für die Geschichte des französischen Volkes entscheidend, sind jene Offenbarungen der Jungfrau. Aber auch in ihr vermögen wir kein der menschlichen Unvollkommenheit entrücktes Wesen zu erkennen.

Was aber die Frage nach der Leistungsfähigkeit des menschlichen Geistes betrifft, oder die Frage, wie sie uns auf unserem Gebiete hier bestimmter entgegentritt, wie viel der menschliche Geist unter der Einwirkung solcher Erscheinungen oder Visionen zu erreichen vermöge, so steht vorerst fest, daß diese Leistungsfähigkeit bei der organischen Verbindung, welche derselbe mit einem individuellen Körper eingegangen hat, eine beschränkte sein muß. Wenn aber auf der andern Seite der Geist eine divina particula aurae, ein Ausfluß der Gottheit, um einen biblischen Ausdruck zu gebrauchen, das Ebenbild Gottes ist, so ist es doch ein schwer zu lösendes, jedenfalls bis jetzt nicht gelöstes Problem, die Grenze zu bestimmen, bis zu welcher sich seine Leistungen erstrecken können. Die neueste Zeit hat auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der vergleichenden Sprachwissenschaft Resultate gesehen, von denen ein Aristoteles keine Vorstellung haben konnte. So halte ich mich denn auch für berechtigt, auszusprechen, daß man selbst von Vorstellungen, die in Beziehung auf ihren Ursprung auf einer Täuschung beruhen, die Wirkung auf die Potenz des Geistes nicht ermessen kann, sofern nur jene Vorstellungen mit großer Gewalt sich der Seele bemeistern, so daß der ganze volle Mensch, durch keinen Zweifel, durch keine Gewissensscrupel beirrt dazu steht. Ich kann mir denken, daß durch solche Vorstellungen schlummernde Kräfte geweckt, bereits thätige zu einer beschleunigten Entwicklung geführt, der Gesichtskreis auf einmal erweitert, der Blick in die Ferne und an das Ziel der Dinge geschärft wird, daß die Fähigkeit sich auf unbekannten und neuen Gebieten zurechtzufinden und

zu bewegen sich schnell in einem Maße ausbildet, wie dies unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht vorkommt. Es geschehen keine Wunder, magische, zauberhafte Wirkungen werden dadurch nicht erzielt, die Naturgesetze werden nicht durchbrochen. Aber es können in einer geordneten Entwicklungsreihe Mittelglieder übersprungen werden, die nicht zu schätzende Spannkraft und Elastizität des Geistes kann auf eine ungewöhnliche Höhe gesteigert, aus unergründlicher Tiefe können Schätze hervorgezogen werden, von deren Vorhandensein man keinen Begriff hatte. Mit allem diesem wird das der menschlichen Entwicklung gesetzte Ziel nicht überschritten. Ja neben diesen staunenerregenden Erscheinungen wird immer noch der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit ihr Tribut entrichtet.

Und so erkenne ich denn in der Jungfrau eine Persönlichkeit, welche einerseits entblößt ist von all den positiven Kenntnissen und Fertigkeiten, welche durch Lernen und Uebung gewonnen werden und gerade für ihren Beruf als eine nothwendige Voraussetzung erschienen, welche der menschlichen Schwachheit, dem Irrthum, der Täuschung, dem Fall und der Reue unterliegt; aber ich erkenne in ihr auch eine kerngesunde, äußerst glücklich organisirte, mit den edelsten Anlagen ausgerüstete Natur, welche sich rein erhalten hat von dem Schmutze der Sinnlichkeit und der Selbstsucht, ein Gemüth kindlich versenkt in jene schwärmerische Religiosität, für welche der Vorhang gehoben ist, der die diesseitige und jenseitige Welt scheidet, ein Gemüth, welches, ohne nach rechts oder links zu schauen, ganz aufgeht in dem einen großen Gedanken, das Recht ihres Königs und die Freiheit ihres Vaterlandes herzustellen.

So tritt sie heraus aus dem engen Kreise ihrer Heimat in die große Welt, mitten hinein in die Schwere, in das Dunkel, in die Alltäglichkeit und Jämmerlichkeit des Lebens. Aber sie hält sich hoch über den trüben Gewässern des irdischen Daseins.

Leicht schwebt sie dahin, wo andere sich vergeblich abmühen, sie verbreitet Licht, wo andere von Dunkel umhüllt sind, sie rettet sich Schwung und Lebensmuth, wo andere der Verzweiflung anheimfallen, sie bringt große und gewaltige Wirkung hervor, wo andere muthlos die Hände sinken lassen, ja sie athmet in der Kerkerluft jene Freiheit, in deren Hochgefühl sie unser großer nationaler Dichter aus der Welt scheiden läßt.

Als eine solche Gestalt muß ich die Jungfrau von Orléans betrachten, so lange die historische Forschung nicht andere Quellen eröffnet zur Beurtheilung dieser in der profanen Geschichte einzig dastehenden Persönlichkeit.

(894)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

(10)

Die

Tropfsteingrotten in Krain

und

die denselben eigenthümliche Thierwelt.

Von

Dr. Gustav Joseph,
Docent an der Universität Breslau.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Die landschaftlichen Scenerien, für deren Schilderung ich mir erlaube das Interesse der geehrten Leser zu beanspruchen, gehören nicht zu den gewöhnlichen Reisezielen. Der Reize, welche die Gebirgswelt oder das unendliche Meer, dort durch die Gestalt der Berge, durch die Farbenpracht der Pflanzendecke, hier durch die mannigfaltigen Wirkungen der Sonnenbeleuchtung auf das empfängliche Auge auszuüben vermag, gänzlich entbehrend, sind meine Landschaften nur von dem Zauber des Geheimnißvollen umflossen, für den nicht jedes Gemüth zugänglich ist. Dies, sowie die Schwierigkeit der Bereisung, welche Selbstverleugnung, Entbehrungen mannigfacher Art, körperliche Rüstigkeit und Zähigkeit voraussetzt, endlich die Gefahren, welche hier und dort drohen, erklären hinlänglich die Scheu, welche von dem Besuche derselben abhält. Gleichwohl bietet die Unterwelt eine Fülle ergreifender, unvergeßlicher Scenen, obgleich sie dem gewöhnlichen Geschmacke nicht entsprechen dürften.

Wenn ich nun trotz dieser Bedenken mir erlaube Sie zu bitten, mich in Gedanken nach den ewig finsteren Räumen zu begleiten, so darf ich wohl vorausschicken, daß ich seit zwei Jahrzehnten jene, von der Oberwelt abgeschiedenen, Gefilde häufig besucht habe und

mehr als hundert Grotten genau kenne, so daß Sie sich mir, als zuverlässigem Führer, anvertrauen können.

Ehe wir jedoch das nächtliche Reich Proserpinas betreten, sei es gestattet, noch einige Augenblicke auf der Oberwelt jenes Landes zu verweilen, um dann auf kurze Zeit von ihr Abschied zu nehmen.

Krain ist ein Land, voll von Eigenthümlichkeiten und schroffen Gegensätzen. Seitdem das Land von der Eisenbahn durchzogen wird, bleiben freilich die meisten derselben den Reisenden unbekannt. Sie lernen fast nur den Strich des Gebiets kennen, welcher zu den unfruchtbaren Einöden gehört. In der That entbehrt in der gewöhnlichen Reisezeit des Sommers fast die ganze Gegend längs der Eisenbahn, besonders der Karst von Adelsberg bis Triest aller Reize der Vegetation. Von fern winkt der höchste Berg dieses Gebiets, der bewaldete Nanos, von Horaz der ungastliche genannt. Das Gebiet des Birnbaumer Waldes ausgenommen, sind fast alle übrigen Berge und Hügel des Waldschmuckes beraubt, kahl und grau. Meilenweite Strecken sind mit düstern Kalksteinfelsen bedeckt, die an manchen Orten wie Leichensteine aus der Erde ragen und zwischen denen eine ärmliche Pflanzenwelt ihr kärgliches Dasein fristet. Alles ist dürr, keine Quelle labt den durstigen Wanderer, kein Vogel belebt die Stille der unheimlichen Gegend. Wenn nun das Auge von dem Einerlei des düstern Eindrucks ermüdet im Begriffe ist, sich davon abzuwenden, da ändert sich die Scene, wie mit einem Zauberschlage, um von einem andern Bilde erfüllt zu werden. Vor dem erstaunten Auge breitet sich plötzlich wie ein endloser Teppich der blaue Spiegel des adriatischen Meeres aus, wie eine **Fata morgana** vor dem Wanderer in der Wüste. Die Bahn hat eine von üppigem Pflanzenwuchs bedeckte, Gegend

erreicht. Wir befinden uns am Rande einer zum Meeresgestade schroff abfallenden herrlichen Lehne und sehen zu unsern Füßen weiß schimmernde Städte (Triest, Capo d'Istria ꝛc.). Die Eisenbahn muß, um von der Höhe des Karstes allmählig zum Meere hinabzugelangen, eine Zeitlang längs der Küste sich hinziehn und führt dem Beschauer eine Reihe entzückender landschaftlichen unvergeßlichen Scenerien vor, die zu den düstern Bildern des Karstes in größtem Contraste stehen. Welch' schroffer Gegensatz, oben Dürre, Wasserlosigkeit, unheimliche Stille, hier unten südliche Vegetation, Wasserfülle und buntes Geräusch des Lebens. Wir stehen an der Schwelle Italiens.

Andere Eigenthümlichkeiten — die zahlreichen größeren und kleineren muldenförmigen Vertiefungen abgerechnet, welche auch vom Wagen aus häufig erblickt werden — wird nur der Wanderer kennen lernen, welcher den Schienenweg verläßt. Dazu gehört vor Allem das plötzliche Auftreten oder Verschwinden der Flüsse.

Wir wandern einem Flusse entlang, welcher von Fahrzeugen belebt ist, doch vermögen wir nicht, seinen Lauf weit zu verfolgen; er bricht plötzlich ab, um in der Erde zu verschwinden. Ein anderer Wanderer verfolgt einen Fluß stromaufwärts. Vergebens sucht er den Ort, wo derselbe entspringen soll. Statt an eine Quelle gewöhnlicher Art gelangt er an die Spalte einer Felswand, aus welcher der Fluß in bereits beträchtlicher Mächtigkeit hervorbricht. Wir hören ferner von Ueberschwemmungen ganzer Thäler, welche wir selbst durchwandert und in denen wir nirgends einen Bach oder eine Quelle bemerkt hatten.

Noch auffallendere Eigenthümlichkeiten bietet der Zirknitzer See. Schon seine Umgebung, die Gestalt der ihn umrahmenden Höhenzüge, der zahlreichen Vorsprünge und Buchten verleiht der

Landschaft eine ungewöhnliche Physiognomie. Ein Maler, der dieselbe im Frühlinge treu skizzirt hat und nach einigen Monaten wieder in die Gegend kommt, um seine Skizze zu vervollständigen, wird zu seinem Erstaunen finden, daß seine Zeichnung nicht mehr dem Bilde der Oertlichkeit entspricht. Er hat Vorsprünge am Ufer gezeichnet, die nunmehr mehrere Hundert Fuß weit entfernt sind, Buchten angegeben, die er nicht mehr sieht. Kehrt er vielleicht nach mehreren Wochen nochmals zurück, so wird er sich nach seiner Zeichnung nicht mehr orientiren können. Der See scheint verschwunden zu sein. Eine Wiese mit üppigem Grase und Kräutern füllt die muldenförmige Vertiefung aus. Wo einst Fischer ihre Netze ausspannten, ertönt jetzt das Hüfthorn und knallt die Büchse des Jägers.

Was ist die Ursache dieser räthselhaften Erscheinungen? Wer die geheimnißvolle Wunderwelt des Krainer Landes begreifen will, der darf sich nicht mit Wanderungen durch die Oberwelt begnügen; er muß in die Unterwelt hinabsteigen. Hier lösen sich die Räthsel. Betrachten wir die Schwelle dazu, das Gestein, auf welchem wir stehen und blicken wir mit dem Auge des Geologen in längst verklungene Zeiten zurück. Die Versteinerungen von Seethieren, welche der Krainer Kalkfels enthält, beweisen, daß die ganze Gegend einst Meeresboden gewesen ist. Das Meer hat sich später zurückgezogen und sein ehemaliger Grund liegt seit grauer Vorzeit trocken. Später folgt eine Epoche, in welcher Flüsse Dammerde auf der Oberfläche des Gesteins absetzen und noch später ist das ganze Gebiet mit dichtem Walde bedeckt, in denen eine Reihe vorweltlicher Thiere, Mammuthselephanten, Nashörner, große Carnivoren, die Zeitgenossen des urweltlichen Menschen, hausten. Der Wald ist gegenwärtig fast überall verschwunden. An der Boden-

fläche, welche fast nur in den Vertiefungen (Dolinen) mit Dammerde bedeckt ist, findet seitdem sichtbar ein fortwährender Verwitterungsproceß statt. Aber auch im Innern der Kalkfelsen bis in unergründliche Tiefen hinab arbeitet es rastlos, fortwährend zerstörend und schaffend zugleich. Der Krainer Kalkfels, aus nahezu 95 pCt. kohlensaurer Kalkerde bestehend, ist im Innern von kleinen Hohlräumen durchsetzt, die häufig mit Ritzen, Spalten und Vertiefungen an der Oberfläche zusammenhängen und durch sehr einfache Vorgänge zur Entstehung von großen unterirdischen Hohlräumen geführt haben. Das tellurische Wasser, das Ergebniß der atmosphärischen Niederschläge, nimmt aus dem Erdreich, das es durchzieht, die darin enthaltene Kohlensäure an sich. Durch die Spalten und Risse dringt es in die Hohlräume der Kalkfelsen und übt auf deren Wandungen eine erweiternde Wirkung aus. Einerseits löst es Theile derselben auf — das kohlensäurehaltige Wasser ist im Stande kohlensauren Kalk zu lösen — andrerseits reißt es auch andere Theilchen mechanisch mit sich fort, indem es, dem Gesetze der Schwere folgend, immer tiefere Stellen einzunehmen bestrebt ist. Durch diese Vorgänge der Auflösung, Auswaschung und Benagung der Wandungen gewinnen jene Hohlräume immer mehr an Umfang. Sie werden allmählig zu größern Behältern, Canälen und Rinnsalen, um endlich unterirdische Flußbette darzustellen. In der Regel entspricht der Lauf desselben der Richtung des Streichens der Gesteinsschichten. Verschiebungen in letzteren, veränderte Dichtigkeitszunahme der Gesteine bedingt die Mannigfaltigkeit in der Gestaltung der Behälter und Flußbetten, welche zuweilen Stockwerke bilden und etagenweise in die Tiefe steigen. Der Seitendruck kann besonders bei Hochwässern eine Stärke erreichen, daß entgegenstehende Wände, welche der Schichtung nicht

entsprechen, durchbrochen werden. So entstanden in grauer Vorzeit und entstehen noch heut Höhlensysteme mit Hauptcanälen und labyrinthischen, seitswärts oder abwärts führenden, Verzweigungen. Dieselben sind nicht zu allen Jahreszeiten gleichmäßig mit Wasser gefüllt. Reicht das tiefere Stockwerk für die circulirende Wassermenge stets aus und sind neue Communicationen mit den oberflächlichen Wasserbehältern entstanden, so können Hohlräume außer dem Bereiche der Circulation gesetzt, vom Wasser verlassen und nur durch das durch die Decke sickernde Wasser feucht erhalten werden. Bei manchen Hohlräumen findet dies nur in der trocknen Jahreszeit statt, während sie zur Zeit der Hochwässer vom Wasser mehr oder minder erfüllt sind.

Zuweilen findet der Durchbruch nach außen, nach einem Thale statt. Dann tritt der bisher unterirdische Fluß plötzlich zu Tage, um als gewöhnlicher oberweltlicher Fluß weiter zu fließen. Die portalähnliche Mündung der Höhle liegt dann meist in gleicher Höhe mit der Thalsohle. Wo die Höhlenmündung höher liegt als letztere, können wir mit Bestimmtheit schließen, daß die Thalsohle einst höher gelegen war, Höhlen, deren Boden tiefer als die Sohle des angrenzenden Thales liegt, sind sehr häufig die einzigen Wasserbehälter der Gegend, (wie die Höhlen von Podpèc, Cumpole in Dürrenkrain u. a. Höhlen des Guttenberger Thales,) und trocknen selten ganz aus. Bisweilen stürzt sich in derartige Höhlen ein bisher oberweltlich strömender Fluß, um seinen Lauf unterirdisch fortzusetzen. In vielen Thalkesseln ist in der trocknen Jahreszeit nirgends ein Bächlein oder ein Tropfen Wasser am Boden zu entdecken; und doch können sie zur Zeit der Hochwässer durch Wassermassen, die aus Höhlenöffnungen hervorstürzen, überschwemmt werden. (Thal und Höhle von Potiskavez.) Das Ni-

veau des Wasserspiegels in der Höhle wird dann genau dem des Wasserspiegels im Thale entsprechen. Der höhere oder tiefere Stand des Wassers in den unterirdischen Wasserbehältern und letzterer Communication mit dem angrenzenden Thalkessel ist auch die Ursache des verschiedenen Standes des Wasserspiegels und Umfanges des Zirknitzer See's, sowie seines zuweilen gänzlichen Verschwindens. Auch in den Thalkesseln, in welchen gegenwärtig keine Ueberschwemmungen mehr stattfinden, werden wir in den portalähnlichen Höhlenmündungen in den Felswänden der Thalseiten die Durchbruchstellen der einst in den Höhlen angesammelten Gewässer und ehemaliger Quellen erkennen. Das Entstehen der Höhlen als ursprüngliche unterirdische Wasserbehälter und Flußbette hat demnach die größte Aehnlichkeit mit der Entstehung der Bäche, Flüsse, Thäler und Thalkessel auf der Erdoberfläche, welche ebenfalls durch die auswaschende, benagende und zerklüftende Thätigkeit des Wassers, aber an der Oberfläche des Gesteins, zu Stande gekommen sein müssen.

Dagegen sind die Dolinen und schachtartigen Vertiefungen durch Einsturz der Decken der Hohlräume entstanden, die durch Erosionen an der Unterfläche und Verwitterungen an der Oberfläche allzusehr verdünnt, dem Drucke des darauf lastenden Erdreiches nicht ferner Widerstand leisten konnten.

Aus Vorhergesagtem leuchtet ein, daß nächst der Breite und Höhe auch die Länge der Höhlen eine sehr verschiedene sein kann. Sie kann hier kaum einen Meter betragen und dort nach Meilen messen. Beispiele von sehr großen Längendimensionen giebt die Adelsberger Grotte, das alte Flußbett des Poik (4650 Meter), die mittlere Grotte von Luëg, (Innerkrain) das alte Flußbett der Lokwa (1650 Meter), der Poik-Canal der Planinagrotte (6305

Meter,) der unterirdische Lauf der Recca von S. Canzian bei Mataun bis Duino (mehr als 70000 Meter).

Eine Höhle, welche gänzlich oder größtentheils von Wasser verlassen ist, heißt Grotte, slovenisch jama. Zeigen ihre Wände einen Ueberzug von Kalksinter oder Tropfstein, so stellt sie eine Tropfsteingrotte vor. Wie entstand und entsteht diese Bekleidung ihrer Wände?

Wie die Entstehung der Höhlen von der zerstörenden Wirkung des Wassers Kunde giebt, so zeugt die Tropfsteinbildung von der schaffenden, aufbauenden Wirkung desselben. Die Uebersinterungen und Tropfsteinbildungen verdanken ihr Entstehen dem durch die Decke der Grotten durchsickernden Wasser und sind größtentheils Sedimente desselben. Sie bestehen, wie die Felsen aus kohlensaurem Kalk, der entweder rein und wasserhell oder von Beimengungen von Metalloxyden, am häufigsten Eisen, gefärbt erscheint. Wir haben erwähnt, daß das durch die Grottendecke oder Wände durchsickernde kohlensäure-haltige Wasser auf seinem Wege durch das Gestein aus demselben kohlensauren Kalk auflöst. So lange derselbe als doppeltkohlensaurer Kalk im Wasser enthalten ist, bleibt er gelöst, aber das an der Grottendecke frei vortretende Wasser verdunstet und läßt Kohlensäure entweichen. Dann sind Quantitäten der Lösung nicht mehr als löslicher doppeltkohlensaurer Kalk, sondern als einfacher kohlensaurer Kalk in der Lösung enthalten und bilden eine Trübung in derselben, welche alsbald zu einem Niederschlage von kohlensaurem Kalke führt. Erfolgt derselbe aus großen Wassermengen, so erscheint er als schwammartige Sintermasse. Erfolgt derselbe aus geringen Wassermengen, aus Tropfen, so entsteht der Tropfstein und zwar auf folgende Weise. Sobald der durch das Gestein der Decke durchsickernde Tropfen an

der freien Oberfläche der Grottendecke erscheint, beginnt die Oberfläche des Tropfens, ehe er zu Boden fällt, zu verdunsten und einen Theil der Kohlensäure entweichen zu lassen. Das nunmehr entstehende Quantum von einfach kohlensaurem Kalke an der zuerst verdunstenden Peripherie des Tropfens schlägt sich als höchst zarter nnd kleiner Ring nieder, während der übrige innere Theil des Tropfens zu Boden fällt. Aus dem kreisförmigen Umfange des an derselben Stelle nachfolgenden zweiten Tropfens, der an jenem zarten Ringe hängt, bildet sich wieder ein ebenso geformter Niederschlag, der den Ring nach abwärts verlängert. Die nachfolgenden Niederschläge verlängern ihn cylinderförmig in der Richtung des Tropfenfalles und so entsteht eine haarfeine, abwärts hängende Nadel, die im Innern einen äußerst dünnen Canal birgt. Es kann nun der Tropfenfall an dieser Stelle abgeschlossen sein und die haarfeine Nadel ihre Gestalt stets beibehalten. Dagegen führt Durchsickerung an der Peripherie der Basis der Nadel zu Ueberrieselung und schalenartigem Belage als Verdickung derselben. Dabei ist klar, daß an der Basis des nunmehr gebildeten dickeren Röhrchens die bespülende Wassermasse bedeutender und der Niederschlag stärker sein muß, als entfernt davon und am schwächsten an der Spitze. Aus der cylindrischen Nadel wird dann ein kegelförmig zugespitztes Röhrchen und zwar in Form eines den Verhältnissen der langsameren oder rascheren Ueberrieselung entsprechenden, länger oder kürzer gestreckten kegelförmigen Zapfens, der einem Eiszapfen ähnlich ist. Je gleichmäßiger der Tropfenfall und der Niederschlag, desto regelmäßiger wird der Tropfstein. Die unregelmäßigen Gestalten der Oberfläche, Unebenheiten und Höcker, die oft zu wunderlichen Gestalten führen, haben in unregelmäßiger oder zuweilen unterbrochener Bespülung oder in Erschütterungen der Decke

ihren Grund. Der Querschnitt der Zapfen zeigt deutlich ihre schalige Zusammensetzung. Da der einzelne schalige Niederschlag äußerst dünn ist, so ist es klar, daß die Tropfsteinbildung ungemein langsam vor sich geht und daß zur Bildung großer Tropfsteine unermeßlich große Zeiträume gehört haben müssen.

Ist der sich niederschlagende kohlensaure Kalk rein, so erscheinen die geschilderten Gebilde zart, wasserhell und zeigen beim Kerzenscheine, bei auffallendem Lichte, Strahlenbrechung und Reflexe wie Brillanten, in den herrlichsten Regenbogenfarben schimmernd. Der Beschauer kann von ihrer Schönheit geblendet werden. Große Zapfen erscheinen fast nie rein wasserhell und durchsichtig, sondern trübweiß und durchscheinend. Der Tropfenfall findet nämlich häufig ungleichmäßig und nicht allezeit ununterbrochen statt. In der Zeit der Unterbrechung verwittert die Oberfläche des Zapfens und wird matt und weiß. Und wenn selbst die nachfolgenden schalenartigen Ablagerungen wasserhell sind, wird doch die Durchsichtigkeit durch die trüb gewordene frühere Schale beeinträchtigt.

Enthält das Sediment Beimengungen von Metalloxyden (Eisen), so erscheinen die Gebilde gefärbt. Die schönsten Farben sind ochergelb, braunroth, zinnoberroth, carminartig, rosenroth, fleischfarben und pfirsichblüthroth. Wenn der rosig angehauchte Untergrund an der Decke oder an einem Zapfen mit wasserhellen feinen Nadeln wie übersäet ist, welche beim Fackelschein in den herrlichsten Regenbogenfarben, wie ein Meer von Brillanten schimmern, so ist dies ein wahrhaft bezaubernder Anblick. Die Fabeln von unterirdischen Schätzen scheinen dann erklärt.

Die von der Grottendecke oder ihren Wänden herabhängenden zapfenartigen Gebilde heißen Stalaktiten.

Wir haben den durch die Grottendecke durchsickernden Tropfen

bis zu dem Zeitpunkte verfolgt, wo er, dem Gesetze der Schwere gehorchend, zu Boden fällt. Die fernere Verdunstung seines Wassers und Entweichung der Kohlensäure führt zu neuen Niederschlägen, die einestheils sich auf dem Boden verbreiten (Tropfsteingletscher), anderntheils aber senkrecht unter dem dazu gehörigen Stalaktiten den Aufbau eines mit der abgestumpften Spitze nach oben gerichteten Kegels bewirken. Gewöhnlich zeigt die stumpfe Spitze eine napfförmige, mit Wasser erfüllte, Vertiefung, in welche der Tropfen von der Spitze des Stalaktiten herabfällt, Uebertritt des Wassers über die Ränder der Vertiefung und Ueberrieselung der Oberfläche des Kegels herbeiführt. Durch die flächenhafte Ausbreitung des Wassers entsteht eine neue Verdunstung und neuer glasartiger Niederschlag auf Spitze und Mantel des Kegels, der sich auf diese Weise sowohl im Längen- als auch im Breitendurchmesser vergrößert und so dem ihm zugehörigen Stalaktiten entgegenwächst. Dieser Kegel heißt Stalagmit.

Erreicht ein solcher Stalagmit den ihm zugehörigen Stalaktiten, so verschmilzt er mit demselben und es entsteht eine Säule. Je nach der Entfernung der Grottendecke vom Grottenboden und je nach der Häufigkeit des Tropfenfalles werden die zur Bildung der Säulen nöthigen Zeiträume verschieden sein. Die mehrere oder viele Meter hohen und fast meterdicken Säulen erforderten zu ihrem Aufbau unermeßlich große Zeiträume.

Durch Zufall (Erschütterung) kann der Stalaktik herabstürzen, von Hochwässern weggeschwemmt werden und nur der Stalagmit übrig bleiben, der dann ebenfalls durch den Tropfenfall von der Decke, gewöhnlich von einer größern Fläche aus, bespült und vergrößert wird. Der Stalagmit wird dann als Säule mit freiem, umfangreichen Capitale emporstreben. (Planinagrotte.)

Die Draperien an den Wänden entstehen durch Niederschläge aus flächenhaften Ueberrieselungen. Die Faltenwürfe erfordern außerdem an ihrer Ausgangstelle eine im Zickzack vorstehende schiefe Felsenkante, an welcher das Wasser, ehe es zu Boden fällt, schief und langsam herabrieselt. Erreicht das durch Wand oder Decke der Grotte durchsickernde Wasser eisenhaltige Stellen im Gestein, so nimmt es daraus Farbstoff auf, um denselben bei der Verdunstung wieder abzusetzen. Auf diese Weise entstehen die gefärbten bandartigen Streifen und Säume an den Faltenwürfen, die den Eindruck machen, als wären sie von Künstlerhand gebildet worden. Durch Verengerung oder theilweise Verstopfung der Sickerwege, zeitweise andauernde, zufällige Einflüsse können, wie bei der Bildung der Stalaktiten, endlos mannigfaltige Modificationen des an sich so einfachen Vorganges herbeigeführt werden.

Je nach den, in den verschiedenen Grotten differenten, örtlichen Verhältnissen wird außerdem der Charakter der Tropfsteinbildungen ein veränderter sein. Stets steht die Stärke der Tropfsteinbildung zur Stärke des Tropfenfalles in geradem, zur Mächtigkeit der Grottendecke aber in umgekehrtem Verhältnisse.

Entsteht außer dem etwa bereits vorhandenen Eingang zur Grotte durch partiellen Einsturz an der Grottendecke oder durch Auswaschung eine zweite Communication mit der Atmosphäre und dadurch ein Luftzug durch die Grotte, so kann dadurch die Verdunstung und der Niederschlag beschleunigt werden, so daß der Tropfen an der Wanddecke ganz verdunstet und nicht zu Boden fällt. In diesem Falle entstehen nicht längliche Zapfen, sondern korallenartige rundliche Stalaktiken.

So verdanken in der unterirdischen Werkstatt der das All erfüllenden bildenden Kraft die wundervollen Prachtwerke einem

durchaus einfachen, aber unendlich modificirten, Bildungsvorgange ihre Entstehung. Die Schöpferin hat an die ewigen Naturgesetze der Schwere, der Cohäsion, Adhäsion und der chemischen Affinitäten gebunden, mit den kleinsten Mitteln, aber nach Aeonen von Jahren, Staunenwerthes geleistet. Die Grotten, in denen uns gestattet ist sie in ihrer einerseits zerstörenden, andrerseits schaffenden Thätigkeit zu belauschen, führen uns dies zum klaren Bewußtsein.

Nur wenige Grotten sind leicht zugänglich. Außer der Adelsberger Grotte, zu deren merkwürdigsten Partien vortrefflich gebahnte Wege führen und denjenigen Grotten, welche in früherer Zeit bewohnt wurden oder mit bewohnten Räumen zusammenhängen, ist das Betreten oder Durchwandern dieser ewig finstern Räume mehr oder minder beschwerlich. Abgerechnet die Unebenheiten am Boden, welche durch hervorragende Stalagmiten gebildet werden und den vielen lehmigen, schlüpfrigen Stellen, weicht die Richtung des Bodens fortwährend von der horizontalen ab und reicht die Grottendecke zuweilen so tief herab, daß man nur kriechend weiter kommen kann. Eine Anzahl von Grotten öffnet sich auf der Sohle eines senkrechten, zuweilen viele Fuß tiefen, Schachtes, in den man sich mit Hilfe eines Seiles herablassen kann, oder an einer steilen hohen Felswand, an der das Herabklimmen mühe- und gefahrvoll ist. In den Eingängen und vordern Räumen vieler Grotten finden sich Trümmerberge, an welchen man hinauf- und hinabklettern muß, wenn man weiter dringen will. Dieselben sind durch Herabsturz von Felsen oder Stalaktitmassen von der Decke entstanden und hier aus früherer Zeit herrührend, durch Uebersinterung fest an den Grottenboden geheftet, dort noch gegenwärtig durch lose liegende Trümmer weiter vergrößert. Manche Grotten sind in

den vorderen Räumen durch tiefe Wasserbassins geschlossen, die man durch Hindurchwaten oder auf einem Floß oder Kahn passiren muß. (Cumpole.) Die herrliche Grotte von Planina ist zum größten Theil nur mittelst eines Kahnes zu bereisen.

Offenbar hat in grauer Vorzeit ein viel häufigeres Herabstürzen von Felsen in Grotten stattgefunden, als in der Gegenwart, wo die Decken durch den Tropfsteinbelag kuppelförmig gewölbt und der architektonisch merkwürdige Bau noch durch die strebepfeilerartig wirkenden Säulen gestützt und in seiner Unversehrtheit erhalten wird.

Obwohl ich seit zwei Jahrzehnten mehr als hundert Grotten durchforscht habe, so bin ich doch nur einmal im Hochsommer — das häufigste Herabstürzen dürfte im ersten Frühlinge stattfinden, — in der Grotte Volcja jama am Nanos durch Herabstürzen eines riesigen Felsen erschreckt worden. Zur Angabe der deshalb und aus mannigfach andern Gründen gebotenen Vorsichtsmaßregeln beim Wandern durch selten betretene Grotten dürfte hier nicht der geeignete Ort sein.

In fast allen Districten von Krain sind Grotten vorhanden; die zahlreichsten, größten und interessantesten jedoch in Innerkrain und Unterkrain. In den oft betretenen, leichter zugänglichen Grotten wird man selten Tropfsteinbildungen in ursprünglicher Herrlichkeit antreffen, wohl aber in schwer zugänglichen, selten besuchten. Da selbst die kürzeste Charakteristik der von mir besuchten Grotten den mir zugemessenen Raum überschreiten würde, so will ich mich hier auf wenige beschränken.

Die am häufigsten besuchte ist die Adelsberger Grotte, deren interessanteste Partien bekannt sind. Die unweit Adelsberg gelegene, einst schöne Magdalenengrotte ist längst ihres Schmuckes be-

raubt und nur noch deshalb erwähnenswerth, weil der Hauptgang in sich zurückkehrt. Die mit spitzbogenartigem Deckengewölbe versehene, leicht zugängliche Grotte von Nußdorf enthält keinen einzigen unversehrten Tropfstein mehr. In dem Höhlensysteme von Luëg (Predjama) in Innerkrain liegen fünf Grotten stockwerkartig übereinander und münden an einer steil aufsteigenden grauen Felswand, in welcher das alte Schloß Luëg wie ein Schwalbennest hängt. Die Grotte von Corgnale, in deren Nähe ich zehn kleinere, darunter mehrere bisher unbetretene, Grotten, besuchte, zeichnet sich durch einen stockwerkartigen Bau mit herrlichen domartigen Kuppeln aus. Die große Grotte Merzla jama im Kreuzberge unweit des Städtchens Laas kenntzeichnet sich durch ausgedehnte domartige Erweiterungen im Innern, wird in der Tiefe von einem Flüßchen durchströmt und enthält einen kleinen See. Die Poikhöhle (Piuka jama) und die Grotte von S. Canzian bei Mataun öffnen sich am Boden eines tiefen und geräumigen Schachtes und zugleich setzen von da aus Flüsse (Poik, Recca) ihren unterirdischen Lauf fort.

Zu den interessantesten Grotten gehört die Planimahöhle, auf deren etwas eingehendere Schilderung ich mich beschränke. In einer schönen, mit einer grünen Wiese geschmückten, Schlucht, deren Hintergrund der grüne Wasserspiegel eines Teiches so sehr erfüllt, daß an den ihn umrahmenden schroffen Felswänden kaum ein Fuß breiter Raum zu einem Wege übrig bleibt, wird der Hintergrund durch eine imposante, steil aufsteigende, Felswand geschlossen. An ihrem Fuße öffnet sich, 20 Meter hoch und gegen 30 Meter breit, das finstere Portal einer Höhle, aus welcher ein Fluß herausströmt, um alsbald den vorerwähnten Teich zu bilden. Nur am linken Ufer kann man zu Fuße zur Höhle gelangen und in ihrer Mündung über Gerölle links weiter vordringen. Die Höhle er-

weitert sich alsbald zu einem schönen Dom, an dessen gelblichgrauen, stellenweise mit grünlichem Sinter übertünchten Wänden Uebersinterungen eigenthümlicher Form auftreten. Das Wasser fließt ruhig und man steigt mit einem, mit den Ortsverhältnissen vertrauten, Begleiter in einen, zur Fahrt bereitstehenden Kahn. Von links ertönt Rauschen aus dem Dunkel. Der Dom biegt nach einem Verlaufe von etwa 300 Metern in gerader Richtung nach links, um noch etwa 100 Meter weiter sich zu erstrecken. Die Höhle schließt sich jetzt bis auf ein, etwa 15 Meter hohes Thor, aus welchem der Fluß hervorbraust und durch welches man nur mit Mühe der Strömung entgegen weiter vordringen kann. Man steigt aus dem Kahne, klimmt über einen Trümmerhaufen und steht vor einem, mit undurchdringlichem Dunkel erfüllten, sehr großen Raum (Chorinsky-Dom), aus dessen Grunde das Tosen des Flusses heraufbraust. Mit Mühe kommt man rechts, längs der Lehne eines riesigen Trümmerberges weiter gegen das Ende des Doms und steigt zum Flusse hinab. An einem gewaltigen Felsblock ladet ein zweiter Kahn zur Weiterfahrt ein, die ebenfalls stromaufwärts geschehen muß. Dieselbe erfordert die größte Vorsicht. Man muß mit großer Anstrengung der Strömung entgegen arbeiten und dabei sich hüten, an die seitlich oder unter Wasser befindlichen Felsen anzuprallen. Ein schmales, etwa 20 Meter hohes, Thor öffnet sich jetzt am Hintergrunde des Doms, aus welchem der Fluß herausströmt. Nach innen zu erweitert und erhöht sich dasselbe. An der linken Seite tritt dann eine Sintermasse gespensterhaft aus einer Kluft heraus; weiterhin erscheinen noch mehrere solcher Sintermassen und man kommt dem Tosen eines Wasserfalles immer näher. Die Wände des Thores treten endlich ganz auseinander und man befindet sich auf einem See.

Der Eindruck ist ein gewaltiger. Das Bild der erhabenen, tief ernsten Scene prägt sich dem Gemüthe unverlöschlich tief ein. Unwillkürlich tritt beim Anblick des schwarz aussehenden See's, in welchem der Schein der Fackel sich eigenthümlich abspiegelt, die Vorstellung der Alten vom Styx, von dem Nachen und dem Fährmann vor die Seele. Die Wände des See's — nacktes Gestein — steigen überall schroff aus dem Wasser hervor. Durch die nächtliche Einsamkeit tönt das Tosen des Wasserfalles um so schauriger, je näher man kommt. Der See wird aus dem Zusammenströmen von zwei Flüssen gebildet, einem zur Rechten und einem zur Linken. In letzterem befindet sich der Wasserfall. Der Canal zur Rechten ist Anfangs breit, verengt sich aber immer mehr. Zur Seite sieht man bunte Sintermassen und einen weißen länglichen Stalagmiten (Isissäule). Man steigt bei einem Trümmerberge aus, um den weitern Weg zu Fuß zurückzulegen, bis zu einer Stelle, wo man wiederum nur zu Wasser weiterkommen kann und zu Seitengängen gelangt, welche die herrlichsten Tropfsteingebilde enthalten. Man kehrt zum See zurück, um den Wasserfall im linken Flusse zu besuchen und hält sich an der linken Höhlenwand. Man gelangt in eine Bucht, die bald zum Wasserfall führt, der vier Meter hoch über Felsen in milchweißem Schaume herabstürzt. Der fernere Theil dieses linken Armes, den man nach der Besteigung eines Trümmerhügels wieder nur zu Wasser besichtigen kann, ist mit noch großartigeren Tropfsteinbildungen geziert als der rechte Arm.

Zu den interessantesten, vom Wasser völlig verlassenen, Grotten gehört die Volcja jama am Nanos, deren Besuch aber wegen des zeitweiligen Herabstürzens riesiger Felsen und Stalaktiten von der Decke ebenso lebensgefährlich erscheint als das Be-

treten der von der Gurk durchrauschten Höhle von Obergurk, slovenisch Kerka, in Unterkrain, deren letzteren Oeffnung ein über zehn Meter breiter und nur 1,6 Meter hoher, also sehr flacher, Rundbogen begrenzt. Die Grotte God jama bei Oberskril in Unterkrain, dicht an der croatischen Grenze, ist ebenfalls nur mit Lebensgefahr zu besuchen, da ihr Eingang an der senkrechten Wand eines ungeheuren Abgrundes sich öffnet. Das Guttenberger Thal, das Gebiet der südlichen Gurk, von Treffen und Gotschee und viele andere Districte in Unterkrain sind durch einen ungeheuren Reichthum, zum Theil sehr interessanter, Grotten ausgezeichnet.

Obgleich die Grotten als Fundstätte von Ueberresten ausgestorbener Thiere, den Zeitgenossen urweltlicher Menschen, eine große Wichtigkeit erlangt haben, so ist doch auch damit das Interesse, welches die Naturforschung an ihnen nimmt, noch nicht erschöpft. Auch in der gegenwärtigen Erdepoche sind jene ewig finstern Gefilde Krains nicht unbewohnt. Gleichwohl nehmen nicht alle Bewohner derselben in gleicher Weise unser Interesse in Anspruch. Die vordern Räume der Grotten, in denen es nicht ganz finster ist, sondern besonders in der Mittagszeit noch eine Art von Dämmerung bleibt, werden von mehreren Arten von Fledermäusen aufgesucht, von denen einige bei eintretendem Froste sogar sich in die innersten Räume zurückziehen, um da in den Winterschlaf zu verfallen. Sie haben hier für uns nur untergeordnetes Interesse. Dasselbe gilt von den in der feuchten, mit reichlichen thierischen Ueberresten gemengten, Erde lebenden Repräsentanten der niedersten Thierwelt aus den Gruppen der Amöben, Rhizopoden, Infusorien und Räderthiere. Sie beweisen, daß die bis vor kurzer Zeit giltige Annahme, jene Wesen wären nur ausschließliche Wasserbewohner, unrichtig ist. Mit wenigen Ausnahmen schließen sie sich

in Gestalt den Arten an, die in reichlich gedüngter Ackererde, fruchtbarer Gartenerde u. s. w. vorkommen.

Dagegen treten in den Tiefen der Grotten, in welchen ewige Finsterniß herrscht, Thiere auf, welche den Grotten eigenthümlich sind. Vor Allem sei der, zu den mit Kiemen und Lungen athmenden Amphibien gehörige, in manchen Grottenwässern häufige, Olm, Proteus od. Hypochthon, von welchem bis jetzt 7 Arten bekannt sind, erwähnt. Durch die Gewalt der Hochwässer wird derselbe zuweilen mit fortgerissen und durch diesen Zufall in oberweltliche Gewässer verschlagen. Daran reihen sich Repräsentanten aus fast allen Ordnungen der Gliederthiere, besonders der Arthropoden (Gliederfüßler). Die Classe der Insecten ist in fast allen Abtheilungen vertreten. Darin nehmen die Käfer, sowohl hinsichtlich der Zahl der Arten, als auch der Individuen, die erste Stelle ein. Die Lebensweise der Insecten der übrigen Abtheilungen z. B. der Dipteren, Orthopteren, Hymenopteren entspricht so wenig den in den Grotten herrschenden Ernährungsverhältnissen, daß hiervon nur sehr spärliche Vertreter bestehen können. Doch treten einige Gattungen der Springschwänze (Poduriden) hier in Arten auf, welche sich durch große Zahl der Individuen auszeichnen (Anurophorus, Troglopedetes, Troglodromicus). Besser entsprechen die den Grottenverhältnissen eignen Lebensbedingungen der Lebensweise der spinnenartigen Thiere, welche in ausgezeichneten Formen (Stalita, Blothrus, Eschatocephalus) hier vorkommen. Dasselbe gilt von den Tausendfüßen und Asseln, (Brachydesmus, Monolistra, Trachysphaera, Titanethes, Typhloniscus). Daran reihen sich aus der Classe der Mollusken eine Anzahl von Zwergformen von Schnecken, welche eine besondere Gattung (Zospeum) bilden und sich einer andern, aus oberwelt-

lichen Arten bestehenden, Gattung (Carychium) anschließen. Die Thiere der bisher genannten Arthropodengruppen und die Schnecken leben an den feuchten Wänden, den aus dem Boden emporragenden Stalagmiten, am Boden selbst und hier entweder an der Oberfläche oder in der feuchten Erde. Aber auch die in den Grotten befindlichen Wasserbassins und die Bäche sind bewohnt. Mehrere zu den Strudelwürmern und Annulaten gehörige Würmer und Krebse aus den Ordnungen der Copepoden, Gammarinen und Dekapoden (Cyclops, Niphargus, Troglocaris) bilden die Beute der verschiedenen Olmarten.

Von den genannten Thiergruppen sind mehrere auf Nahrung aus Pflanzenstoffen, die meisten aber auf thierische Nahrung angewiesen. Wir sehen deshalb den Kampf auf Leben und Tod, welchen die Thierwelt der Oberwelt fortwährend kämpft, auch in der Unterwelt fortgesetzt.

Der Mannigfaltigkeit der Fauna gegenüber erscheinen die Repräsentanten der Pflanzenwelt im dürftigsten, ärmlichsten Kleide. Es zeigt sich hier auffallend, daß die Bedingungen des Bestehens und Gedeihens des Thiers weit weniger an das Licht geknüpft sind, als die der Pflanze. Während in der ewigen Nacht der Grotten eine ansehnliche Zahl mannigfaltiger Thierarten, selbst ein hoch organisirtes Thier, ein Wirbelthier, der Olm, leben und gedeihen kann, verkümmern daselbst selbst diejenigen Pflanzen, die Pilze, welche auf der Oberwelt am wenigsten des Lichtes bedürfen.

Den Krainer Grotten schließen sich in Bezug auf das Bewohntsein von eigenthümlichen Thieren in Europa die Grotten in Montenegro, Ungarn, Croatien, Dalmatien und den Pyreneen an; ebenso die Kentucky-Grotte in Amerika. Es scheint, daß diese Ei-

genschaft der Grotten über einen gewissen Breitegrad hinaus nach Norden sich nicht fortsetzt. Wir finden nämlich, daß die Grotten nördlicher liegender Länder, Belgiens, Deutschlands (wie die herrlichen Grotten Westfalens, Thüringens), bis auf einzelne Vertreter einer eigentlichen Grottenfauna entbehren. Dagegen ist es interessant in der Grottenfauna bestättigt zu finden, daß analoge Oertlichkeiten von analogen Faunen (vicariirenden Formen) bewohnt werden. Dies gilt nicht nur von den europäischen Grotten, sondern bis ins Einzelne auch von der Kentucky-Höhle.

Wie jede durch hervorstechende Charaktere scharf markirte Oertlichkeit den sie bewohnenden Lebensformen ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt, so zeichnen sich alle eigentlichen Grottenthiere durch eine Anzahl auffallender Eigenschaften aus, von denen einige hier erwähnt werden sollen. Unter diesen steht die Verkümmerung oder der gänzliche Mangel der Augen oben an. Dabei finden wir, daß die gradweise Reduction des Sehorgans fast stets der Oertlichkeit, welche dem Thiere zum hauptsächlichen Aufenthalte angewiesen ist und seiner Lebensweise angepaßt erscheint. Die Olmarten leben zwar vorzugsweise in Bassins und Bächen der stets finstern Bezirke der Grotten, allein sie verfolgen oft ihre, sehr schnell entfliehende, Beute bis in die erhellten Räume und würden, durch Hochwässer aus den Grotten herausgeschwemmt, nicht leicht wieder ihren Weg dahin finden, wenn sie blind wären. Alle Olme haben deshalb zwar kleine, aber normal entwickelte Sehorgane. Ihr Augapfel zeigt eine durchsichtige Hornhaut und lichtbrechende Medien. Ihre sehr empfindliche Netzhaut ist die Fortsetzung eines ansehnlichen Sehnerven. Daß manchen Beobachtern das Dasein der Sehorgane entgehen konnte, ist durch den Umstand bewirkt worden, daß die Augen von der durchsichtigen

Körperhaut überzogen sind. Findet man in den absolut finstern Räumen noch andere Thiere mit deutlich ausgebildeten Augen, so kann man sicher sein, daß dieselben nur zufällig, etwa von Feinden verfolgt oder selbst ihre Beute verfolgend sich dahin verirrt haben und in viel größerer Individuenzahl in den vordern erhellten Räumen anzutreffen sein werden. Thiere dagegen, welche stets nur in den ewig finstern Bezirken der Grotten zu finden sind, entbehren wenigstens im ausgebildeten Zustande gänzlich des Sehvermögens.

Die Erklärung der Ursache der Augenlosigkeit hat eine ansehnliche Anzahl von Forschern beschäftigt. Alle sehen darin das Resultat eines Rückbildungsvorganges und nehmen an, die blinden Grottenthiere seien aus oberweltlichen, mit sehenden Augen begabten Thieren hervorgegangen. Von der großen Zahl von Individuen, welche durch Wasserfluthen und Erdstürze oder auf der Flucht vor Raubthieren in die Grotten gelangt waren, ohne den Rückgang auf die Oberwelt wieder zu finden, sollen sich einige Pärchen den neuen Lebensbedingungen der Oertlichkeit angepaßt haben. Von ihren Nachkommen sollen spätere Generationen des ihnen entbehrlichen Sehorgans durch Nichtgebrauch allmälig verlustig gegangen sein und die Augenlosigkeit auf ihre noch spätere und gegenwärtige Nachkommenschaft vererbt haben. Obgleich es feststeht, daß Nichtgebrauch zu verminderter Leistungsfähigkeit führt und die functionelle Reduction allmählich auch eine morphologische zur Folge hat — die Erscheinungen in der Entwickelungsgeschichte der in der Jugend frei und in späteren Lebensperioden parasitisch lebenden Thiere beweisen dies unwiderleglich — so müssen wir doch bei der Erklärung der Augenlosigkeit noch andere Momente in Erwägung ziehen.

Vor Allem ist zu erwähnen, daß fast sämmtliche Grottenbewohner Thiergruppen angehören, welche auch auf der Oberwelt sehr verborgen leben und lichtscheu sind. Ferner kommt die Eigenschaft der Augenlosigkeit den Grottenthieren nicht ausschließlich zu. Abgesehen von der großen Menge, in entwickeltem Zustande parasitisch lebender, Wesen entbehren auch andere oberweltliche Thiere der Augen. So sind die Larven vieler Gliederthiere blind. Sie besitzen keine äußerlich wahrnehmbaren Augen und die Sehnerven erscheinen nur als kurze Stummel am obern Schlundnervenknoten neben dem Ursprunge der Fühlernerven. Erst in dem Zeitraume zwischen der drittletzten und vorletzten Häutung haben sich jene Keime zu eigentlichen Nerven verlängert und mit Endapparaten in Verbindung gesetzt, welche in dem Integument entstanden sind. Sind dergleichen Larven oberweltlicher Thiere nach den finstern Räumen der Grotten verschlagen worden und haben den neuen Lebensbedingungen sich angepaßt, so würde die Augenlosigkeit der aus ihnen hervorgegangenen vollkommenen Thiere nicht als Rückbildung, sondern als Hemmung, als Stehenbleiben der Anlage auf dem Zustande des Larvenlebens aufgefaßt werden müssen. Das Wesen der Augenlosigkeit der Grottenthiere würde dann dieser Auffassung gemäß nicht unvermittelt dastehen, sondern sich Zuständen oberweltlicher Thiere anschließen. Diese Erklärung des Mangels des Sehvermögens wird wahrscheinlich bei sehr vielen blinden Arten von Gliederthieren zutreffen, welche im entwickelten Zustande keine Spur jenes Sinnesapparats im Integument und in früheren Entwickelungsstufen nur einen verkümmerten Sehnervenkeim aufweisen. Und Geschöpfe dieser Art sind nicht nur im Innern der Grotten zu finden, sondern eine Anzahl von Arten bewohnen Oertlichkeiten der Oberwelt, welche vom Lichte nicht er-

reicht werden. In Ameisenhaufen werden mehrere augenlose Käferarten (Amaurops, Bythinus, Claviger) als Gäste gehegt und bewirthet, die weder als entwickelte Thiere, noch als Larven eine Spur eines Sehorgans oder eines Sehnerven besitzen. Ebenso kommen in den unterirdischen Nestern von gewissen Nagern, ferner unter großen Steinen in Südeuropa und Nordafrica, im Mulme hohler Bäume und an Baumwurzeln zahlreiche Arten augenloser Gliederthiere vor, die eine ansehnliche blinde Fauna zusammensetzen. Dieselbe ist auch in unsern tiefen Brunnen und im Grundwasser durch mehrere blinde Krebse (z. B. Gammarus puteanus und Cyclops coecus) vertreten. Außerdem ergeben die Resultate paläontologischer Forschungen, daß die Oertlichkeiten, welche Repräsentanten dieser blinden Fauna beherbergten, in der Urwelt noch viel mannigfaltigere waren, als in der gegenwärtigen Erdepoche. Unter Moosen und Rinden der Bäume, an Baumwurzeln, unter abgefallenem Laube haben damals viel zahlreichere Arten blinder Gliederthiere gewohnt, deren wohlerhaltene Reste als Einschlüsse in Copal, Bernstein und tertiären Steinformationen uns aufbewahrt sind. Es ergiebt sich daraus, daß die jetzige blinde Grottenfauna und unterirdische Fauna nur ein, in die gegenwärtige Schöpfung hineinragender, Rest einer weit größeren und mannigfaltigeren blinden Fauna ist, deren Glieder im Kampfe um das Dasein gegen die mit Augen ansgestatteten Mitgeschöpfe überall da unterlägen und vertilgt wnrden, wo der Besitz des Sehvermögens von entschiedenerem Vortheil war und nur da sich erhielten, wo — wie in der ewigen Nacht der Grotten — auf dem Besitze der Augen die Entscheidung jenes Kampfes weder basirt war, noch ist.

Haben wir nun in der Blindheit aller dieser Geschöpfe eine Bildungshemmung vor uns, so drängt die Art des Unterganges

des Sehvermögens bei dem in den Grottenwässern von Cumpole vorkommenden blinden garneelenartigen Krebses (Tryglocaris Schmidtii D.) dazu, hier eine wirkliche Rückbildung durch Nichtgebrauch anzunehmen. Das in Rede stehende Thier gleicht seinen oberweltlichen Verwandten (Cariden) auch in Bezug auf die äußere Form der Augäpfel. Aber die Hornhaut an denselben ist undurchsichtig und im Innern findet sich keine Spur eines lichtbrechenden Medium, sondern nur fettreiches Bindegewebe. Und statt des Sehnerven zieht sich von dem obern Schlundnervenknoten ein bindegewebiger Strang bis in den Augenstiel und durch diesen hindurch bis in den Augapfel. Die Erscheinung eines Sinnesorgans in äußerer Form ohne innern Gehalt, ohne Ausstattung mit der Möglichkeit der Ausübung der Sinnesfunction würde vollkommen widersinnig sein, wenn wir nicht annehmen wollten, daß die Vorfahren dieses Thieres mit normal construirten und normal thätigen Augäpfeln ausgestattet gewesen seien. Zu dieser Annahme drängt auch meine Entdeckung, daß der Embryo des in Rede stehenden Thieres noch kurze Zeit vor dem Ausschlüpfen aus dem Ei Augäpfel besitzt, mit lichtbrechenden Medien ausgestattet und mit einem normalen Sehnerven verbunden. Die heutige Entwickelungsgeschichte jedes Individuum dieses Thieres wiederholt also in Kürze auffallend treu das Schicksal der Art in der Vorzeit.

Daß zur Compensation des Mangels des Sehvermögens andere Sinne, wie die Tast- und Geruchsempfindung einen intensiveren Grad der Ausbildung erlangen, will ich hier nur andeuten. Auch will ich mich in Bezug auf eine andere Eigenschaft der eigentlichen Grottenthiere, den Mangel an auffallenden Farben, kurz fassen. Während die oberweltlichen nahen Verwandten derselben in manchen Arten mit herrlichen, bunten, metallischen Farben ge-

schmückt erscheinen, sind die Bewohner der Unterwelt meist Albinos, weiß oder gelblich weiß. Es besteht aber auch darin zwischen den Bewohnern der Grotten und denen der Oberwelt eine überbrückte Kluft. Die erwähnte albinotische Färbung zeigen nämlich auch die aus der Puppe ausgeschlüpften Individuen der meisten oberweltlichen Insectenordnungen und die übrigen Arthropodenklassen nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei und nach fast jeder Häutung auf kurze Zeit, ehe die ihnen eigenthümlichen bunten und metallischen Farben an ihnen erscheinen. Bei den Grottenthieren aber dauert dieser albinotische Zustand viel länger, bei vielen das ganze Leben hindurch an. Daß dieser Erscheinung der Mangel der Lichteinwirkung zu Grunde liegt, ist klar. Bei manchen Arten (Leptodirus Hohenwarthii, Glyptomerus cavicola, Troglorrhynchus anophthalmus etc.) wird die Wirkung des chemischen Processes, welcher durch das Licht erregt wird und in dem Integument jene Farben zur Entfaltung bringt, zum kleinen Theile durch bedeutenderes Alter der Thiere ersetzt. Alte Individuen jener Arten, solche z. B., welche überwinfert haben, zeigen statt der erwähnten blassen Farben ein dunkles Braungelb, Rothgelb, oder Braun, selbst Schwarzbraun. Da die Temperaturverhältnisse der Grotten, besonders deren hinteren Räume in allen Jahreszeiten sich fast gleich bleiben, die Wärme im Winter nicht unter 4° R. sinkt, im Sommer nicht über 7° R. steigt, so dürften die Jahreszeiten keineu erheblichen Einfluß auf die Färbung ausüben.

Doch nicht bloß die Verschiedenheit der Jahreszeiten, wie sie auf der Oberwelt herrschen, hat ihren Einfluß auf den Kreislauf des in der Unterwelt pulsirenden Lebens zum Theil eingebüßt, auch die Tageszeiten gehen hier ohne Einwirkung vorüber.

Auf der Oberwelt sind wir gewöhnt alles Leben von dem regelmäßigen Wechsel von Tag und Nacht abhängig zu denken. Jetzt erkennen wir, daß die uns so geläufige Zusammenfassung „von Licht und Leben" nicht die ganze Thätigkeit der das All erfüllenden bildenden Kraft umfaßt und daß dieselbe selbst bei steter Abwesenheit des Lichts, selbst in der ewigen Finsterniß für die Entwickelung und das Bestehen organischer Wesen keine Grenze findet. Ueberblicken wir die mannigfaltigen Thiergestalten, denen wir hier begegnet sind und vergegenwärtigen wir uns außerdem, wie in jenen nächtlichen Gefilden, welche wir hier in Gedanken durchwandert haben, Zerstörung und Schaffen sich die Hände reichen, so werden wir von den Grotten mit dem Gedanken scheiden:

„Ewige Nacht und dennoch Leben."



Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.

Die

Homerische Dichtung.

Von

Franz Eyssenhardt.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

Als Agamemnon und Menelaos mit ihrem Heere vor Troja lagen, läßt der Dichter die Wunden der Griechischen Krieger von zwei Aerzten heilen, die Söhne des Asklepios waren: auf Trojanischer Seite dagegen wird nie ein Arzt erwähnt. Podaleirios und Machaon waren aus Trikka, einer Thessalischen Stadt mit einem berühmten Asklepiostempel, mit vierzig schwarzen Schiffen nach Troja gekommen, obgleich Trikka so tief im Binnenlande liegt als es in Griechenland überhaupt möglich ist. Es ist klar, daß hiermit nichts weiter gemeint ist, als daß die Aerzte, die Homer kannte, sämmtlich Asklepiaden waren, und dies ist der Grund, warum die Trojaner ihre Wunden nicht von Aerzten heilen lassen: andere Aerzte als solche kannte der Dichter nicht, was aber zu seiner Zeit in Griechenland als feste Sitte bestand, hat er sich, in diesem Punkte wenigstens, gescheut auf Troja, eine rein ideale Schöpfung seiner Phantasie, zu übertragen.

Die Heilkunst ist in Griechenland bis in späte Zeiten von Familien ausgeübt worden, die eine lebendige Tradition von Vater zu Sohn vererbten und deswegen auch, in älterer Zeit wenigstens,

schriftlicher Aufzeichnungen nicht bedurften; im Hause des Vaters lernte der Sohn zugleich mit Lesen und Schreiben auch Seziren: erst in späterer Zeit fing man an nicht zur Familie gehörigen Personen von seiner ererbten Kenntniß mitzutheilen.[1]) Ja noch in unseren Tagen sollen am Fuße des Pindus einige Dörfer existiren, deren Einwohner sämmtlich Chirurgen oder Aerzte werden: jede Familie, wird erzählt, hat ihre Spezialität und Familientradition, die Söhne erben die Kenntnisse ihrer Väter und nur wenn kein männlicher Erbe vorhanden ist, nimmt man Fremde oder entfernte Verwandte in die Familie auf und läßt sie am Besitze derselben theilnehmen.[2])

Diese Ausübung einer Kunst oder eines Gewerbes in Familien, deren sämmtliche Mitglieder ihre Lebensbestimmung durch die Geburt empfangen, ist etwas unserer Zeit schrankenloser individueller Freiheit so vollständig fremdes, daß man Mühe hat sich Zustände zu vergegenwärtigen, in welchen die erbliche Sitte mit solchem Zwange herrschte. Aber unverdächtige historische Zeugnisse sind dafür vorhanden, daß wie die Arzneikunst, so die Skulptur, die Weissagekunst, die Musik und andere Beschäftigungen in Familien betrieben wurden und sich durch viele Generationen bis in historische Zeiten fortsetzten.[3]) Freilich während der Blüthe Griechischer Kunst und Wissenschaft sind nur noch Anklänge an diese Zustände vorhanden und Sokrates z. B., der zu einer Bildhauerfamilie gehörte, ließ sich von seiner Neigung zur philosophischen Spekulation nicht durch die Fesseln ererbter Kunstübung abhalten: merkwürdig genug freilich ist es, daß der Mann, welcher mit allem Ererbten und Ueberlieferten im Reiche des Gedankens brach, als Künstler sich auf die Beibehaltung eines wahrscheinlich in seiner Familie erblichen uralten Typus[4]) beschränkt hatte.

Das Wesen eines solchen Geschlechtes ist jedoch nichts den Formen widersprechendes, in welchen sich das Griechische und Römische Alterthum überhaupt bewegte. Denn wie wenig wir auch von den Zuständen in einer Familie von Asklepiaden wissen mögen, eins ist allen derartigen Familien gemeinsam: der Glaube an einen Stammvater in grauem Alterthum: wie die Asklepiaden vom Gotte Asklepios, so stammten die Jamiden von Jamos, dem Sohne Apollon's und der Euadne, ab, und verehrten ihn als ihren leiblichen Vorvater eben so wohl wie als Stifter ihrer Familie und Erfinder ihrer Kunst. Ferner wirkte dieselbe Fiction täglich fort: denn eben so wohl wie man den Vorvater fingirte, setzte man die Familie fortwährend durch Zulassung fremder in Emangelung eigner Mitglieder, wie Galenos in der obenangeführten Stelle ausdrücklich bezeugt, auch in historischer Zeit fort. Am stärksten und merkwürdigsten tritt dieser Trieb hervor in dem von den Römern erfundenen Rechtsinstitut der Adoption, einer Fiction, die, wie so viele im Römischen Leben, ebenso feierlich als grotesk war. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß dies Institut viel dazu beigetragen hat die eiserne Festigkeit der Römischen Staatsverfassung zu bewahren, und wer wollte den Römern verargen, daß sie sich gewöhnten an den uralten Bestand ihrer Patrizierfamilien zu glauben und an die Möglichkeit durch Adoption unter feierlichen Gebräuchen und Uebernahme der Familienopfer leiblich und geistig [5]) in eine solche Familie überzugehen, wenn dieser feste Familienzusammenhang das Bestehen Rom's verbürgte? [6]) Sonderbar genug freilich nimmt sich in unserer Zeit die Beibehaltung desselben Institutes unter gänzlich veränderten sozialen und staatlichen Verhältnissen aus.

Aber auch in Griechenland ist der Einfluß dieses System's, wenn man es so nennen darf, nicht gering anzuschlagen, denn

man wird schwerlich irren, wenn man die hohe Vollendung der Griechischen Kunst in ihrer Blüthezeit zum Theil zurückführt auf die Sicherheit und Continuität der handwerksmäßigen Vorbildung in den Künstlerfamilien. Doch hierüber kann man nur Vermuthungen haben: sicher ist eins, daß man stets einen Vorvater oder Stifter haben mußte, und ihn, je nach Bedürfniß, auch erfand. Man könnte einwenden, daß diese Erfindung überflüssig war, da ja doch wirklich einmal ein Vorvater da sein mußte. Jedoch bildete eine solche Familie nothwendig ihre Kunstübung erst allmälig und von kleinen Anfängen aus: erst wenn man darin zu einer gewissen Bedeutung gekommen war, machte die gefundene Anerkennung auf die eigene Wichtigkeit aufmerksam, die Familie bildete sich und der Vorvater wurde, wenn er noch nicht in der Tradition existirte, erfunden. Sehr merkwürdig und in gewissem Sinne dem analog ist die Geschichte des Julischen Kaiserhauses. Die Julier stammten in früherer Zeit von ihrem Julius ab, wie jede Römische gens von ihrem Eponymus; aber als die Cäsaren im Begriffe waren, in ihrem Hause die Herrschaft der Welt erblich zu machen, da brauchten sie einen erlauchteren, aus dem Gewöhnlichen hervoragenden Stammvater, und sogleich entstand die Fiction ihrer Abstammung von Julus, dem Sohne des Aineias. Wenn dies in der gebildetesten Zeit des Römischen Alterthum's, zur Zeit der größten Aufklärung, geschah, so kann man leicht denken, wie schnell man mit ähnlichen Fictionen in den Zeiten Griechenlands bereit war, die noch ganz unter der Herrschaft des Mythos standen. So stammte denn des Sokrates Familie von Daidalos ab, ein Name der nichts bedeutet als kunstreich. Nun gab es aber in Griechenland viele Familien, welche sich Homeriden nannten, deren Beschäftigung es war, die Gedichte ihres Stammvater's

Homeros zu singen und aufzubewahren. Ebenso historisch also wie die Existenz der Homeriden ist — denn daß sie in einer nicht geringen Anzahl Griechischer Städte existirten, steht durch die vollgültigsten historischen Zeugnisse fest — ebenso absolut fingirt ist ihr Stammvater Homeros: denn es ist auch nicht die kleinste historische Thatsache über ihn bezeugt, außer daß er der Stammvater der Homeriden war: seine Existenz steht also vollständig auf gleicher Stufe mit der des Asklepios Jamos oder Daidalos. Wie weit das Bedürfniß der Fiction eines Stammvater's in solchen Geschlechtern ging, sieht man recht deutlich aus der Notiz Strabo's,[7]) nach welcher es in Parion in Kleinasien ein Geschlecht gab, die Ophiogeneis, welche sich durch ihre Geschicklichkeit im Heilen von Schlangenbissen auszeichneten, und deren Stammvater eine in einen Menschen verwandelte Schlange war! — Welche von diesen Homeriden die ältesten waren, wissen wir nicht, es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß diejenigen, von welchen die andern gleichnamigen Gemeinschaften später die Kenntnisse der Homerischen Gedichte empfingen, auf einer Insel des Aegäischen Meeres ihren Sitz hatten.

Wie nun in einer solchen Gemeinschaft die Homerischen Gedichte entstehen konnten, wird selbstverständlich stets ein Geheimniß bleiben: daß ihre Entstehung auf diese Weise einzig allein in der Geschichte der Literatur dasteht, ist freilich richtig, spricht aber keineswegs dagegen. Denn die Homerischen Gedichte sind auch in vielen anderen Beziehungen etwas von jeder Analogie mit andern sonst verwandten Erscheinungen himmelweit entferntes. Die Kritik hat unwidersprechlich bewiesen, daß Ilias und Odyssee so viele innere Widersprüche haben, daß es unmöglich ist sie sich als nach der Art anderer Gedichte aus dem Plane und der Arbeit eines Dichters entstanden zu denken. Sowie sie aber in ihre angeblich gefundenen

Bestandtheile zerlegt werden, springt mit so zwingender Gewalt der Geist der Einheit und Zusammengehörigkeit in die Augen, daß die Ergebnisse der Forschung wiederum ernstlich in Frage gestellt scheinen und man mit dem Dichter ausrufen möchte:

Wie kommt es, daß du deinen Schatten noch
im Licht der Sonne wirfst, als wärst du nicht
schon eingegangen in des Todes Netz? —

Die Schwierigkeiten beider Erklärungen ihrer Entstehung aber verschwinden, sobald man sie als in einer Dichtergemeinschaft im Laufe von Jahrhunderten entstanden denkt, welche durch feste Lebensgewohnheiten verbunden, durch lebendig wirkende Tradition in denselben Anschauungen und Kenntnissen festgehalten und an die nämliche Kunstübung gewöhnt worden waren.

Schon im Alterthum muß es eine weitverbreitete Ansicht gewesen sein, daß Homer seine Gedichte nicht aufgeschrieben habe. In neuerer Zeit wurde diese Ansicht jedoch erst wissenschaftlich begründet, und unwidersprechlich bewiesen, daß der Gebrauch der Schrift in Griechenland bedeutend jünger sei als Homer. Für viele jedoch folgte aus dieser Thatsache noch nicht unmittelbar, daß Ilias und Odyssee oder eins von beiden Gedichten nicht von einem Dichter herrühren könnten. Man hat viele Beispiele außerordentlicher Gedächtnißkraft zitirt, aber dabei zum Theil denn doch vergessen, daß es etwas ganz anderes ist ein Gedicht wie die Ilias oder Dante's göttliche Comödie auswendig zu kennen, wenn es fertig vorliegt, und es bloß mit Hülfe des Gedächtnisses zu dichten. Denn das eine Beispiel, welches oft angeführt ist, Wolfram's von Eschenbach Parcival, trifft gar nicht zu. Freilich sagt Wolfram selbst „ine kan decheinen buochstap“, aber dafür lebte er in einer Zeit, in

der sehr viele Leute schreiben konnten, und es macht doch wirklich keinen Unterschied, ob er das Gedicht selber schrieb oder seine vielen Tausend Verse[8]) einem andern dictirte. Ja noch mehr, Wolfram stellt sich „das sinnige Weib“ seines Herzens vor als eine, „diu diz maere geschriben siht“.

Viel stärker als dieser äußere Grund sind die inneren aus der Composition, besonders der Ilias hergenommenen. Trotz aller Versuche zu Vertheidigung und Beschönigung ist nicht zu leugnen, daß die Ilias keinen einheitlichen Plan hat, an vielen Widersprüchen leidet und ihre einzelnen Theile in einem sehr losen oder überhaupt nur in einem scheinbaren Zusammenhange stehen. Der Hauptheld, Achilleus, verschwindet während ganzer langer Bücher, ein anderer Kämpfer wird in einer Stelle getödtet und erscheint später wieder lebend; mitten unter langen Stücken, in welchen sich der ganze Kampf um Behauptung, resp. Einnahme des von den Griechen erbauten Walles dreht, sind andere, die keine Kenntniß eines solchen Walles verrathen. Dies alles und vieles andere hat die neuere Kritik mit glänzendem Scharfsinne hervorgehoben und mit Recht daraus den Schluß gezogen, es sei unmöglich sich ein solches Gedicht als das Werk eines Dichters vorzustellen. Es würde zu weit führen hier auf diese Resultate der Forschung oder auf die Bemühungen einzugehen ihre Beweiskraft abzuschwächen; nur ein origineller Versuch sei erwähnt, die Selbstwidersprüche bei Homer durch Vergleiche mit andern Schriftstellern als nichts ungewöhnliches zu erweisen. Ein Englischer Literarhistoriker[9]) hat ähnliche Versehen aus modernen Schriftstellern gesammelt, aber wie gering an Zahl und materiell wie unbedeutend sind sie im Vergleich zu den Homerischen! In der langen Reihe von Bänden, die Sir Walter

Scott und zum Theil mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit geschrieben hat, findet sich kein einziger Selbstwiderspruch und nur zwei Versehen! Im Antiquary läßt der Verfasser die Sonne an der Ostküste von Schottland Abends in's Meer sinken, aber das ist ein Flüchtigkeitsfehler in einem Werke, welches viel länger ist als die Ilias! Dieser Vergleich beweist also grade das Gegentheil und ebenso wenig, wie der Homerische Dichter sich so gröblich je irren würde, darf man ihm eine Planlosigkeit und Vergeßlichkeit ohne Gleichen zutrauen.

Diese Schwierigkeit schien gehoben, wenn man die Homerischen Gesänge auffaßte als eine spätere Sammlung und Ueberarbeitung früher unabhängiger Volkslieder, die aus dem Bewußtsein eines Griechischen Stammes, wenn nicht gar des ganzen Volkes zu der Zeit hervorgewachsen seien, wo die mächtige Erinnerung an ein historisches Ereigniß von überwältigender Wichtigkeit Helden aus den verschiedensten Sagenkreisen gewissermaßen um den Fall Troja's conzentrirte und damit entweder unmittelbar oder durch Abstammung in Verbindung brachte. Diese Ansicht leidet an zwei großen Schwierigkeiten, erstens an der gänzlichen Abwesenheit epischer Volkspoesie bei den Griechen und zweitens an dem von derartiger Poesie weit entfernten Charakter der Homerischen Gedichte. Was den ersten Punkt anbetrifft, so ist es allgemein zugegeben, daß es eigentliche Volkslieder in Griechenland kaum gegeben hat. Während beispielsweise in Deutschland jedes bedeutende historische Ereigniß seine Spuren in zahllosen epischen Liedern hinterlassen hat, finden wir bei den Griechen keine Nachricht von etwas ähnlichem. Der Geist der Perserkriege weht in Aischylos' Persern, aber keine Ballade verherrlichte, wenigstens so viel wir wissen, die Tage von Marathon und Salamis.

Es ist aber kaum anzunehmen, daß bei den zahlreichen Notizen über Griechische Literatur, die in den Schriftstellern zerstreut auf uns gekommen sind, ein so wichtiger und interessanter Theil gänzlich unerwähnt geblieben wäre. Hierzu kommt, daß wir andere kleine Volkslieder in nicht unerheblicher Zahl besitzen, deren Charakter sich von dem Epischen durchaus fern hält. Die Poesie war eben so wie sie sich über kleine Erzeugnisse des Augenblickes einigermaßen erhob, in Griechenland durchaus kunstmäßig.

Ein noch viel stärkerer Beweis gegen die Möglichkeit, epische Volkslieder als Grundbestandtheile der Homerischen Gedichte anzunehmen, liegt jedoch in ihrem poetischen Charakter selbst. Alles an Homer trägt den Charakter der Kunstpoesie. Homer ist, so seltsam es klingt, trotz seiner theils nur scheinbaren theils wirklichen Realität, der von der Wirklichkeit in der Hauptsache am weitesten entfernte aller Dichter. Es ist nöthig diesen idealen Charakter seiner Poesie in einigen Punkten zu verfolgen.

Kein Ort ist so genau und mit so vielen Einzelheiten bei Homer beschrieben als die Insel Ithaka, der Königssitz des Odysseus, und doch hat sich gefunden, daß diese ganze Beschreibung vollständig erfunden, und von der Beschaffenheit des wirklichen Ithaka himmelweit entfernt ist. [10]) Bei Homer ist Ithaka fruchtbar, in Wahrheit kann es noch nicht die Hälfte seines Bedarfs an Getreide selbst produziren; der Dichter läßt Ithaka durch starken Regen befruchten, während es in Wahrheit ein ungewöhnlich trockenes Klima hat; er spricht von Brunnen, während die Einwohner nur auf Cisternen angewiesen sind; ja die ganze Lage der Insel ist so verschieden von der Homerischen Beschreibung, daß Strabo meinte, ein Erdbeben müsse die Insel seit Odysseus' Zeiten umgestaltet haben. Ithaka hat einen tiefen

Hafen, und Homer giebt ihm eine sandige Rhede, denn seine Ithakesier schieben Schiffe in's Meer und an's Land. Kurz die Homerische Beschreibung Ithaka's ist nichts anders als die Beschreibung einer Insel und als solche von der erstaunlichsten Objectivität und Lebendigkeit, aber der Name Ithaka ist dieser Insel nur aus irgend einem nicht mehr erkennbaren Grunde gegeben, denn das wirkliche Ithaka konnte und wollte der Dichter nicht beschreiben.

Ebenso weit ist Homer von der Wirklichkeit entfernt in seiner Beschreibung der Ebene von Troja. Schon von vornherein ist es auffallend, daß bei so vielfacher Erwähnung dieser Oertlichkeit nur eine außerordentlich kleine Zahl localer Einzelheiten angegeben ist. Einer dieser wenigen örtlichen Züge sind die Quellen des Skamandros, eine warme und eine kalte, welche nach Homer ziemlich nahe vor dem Skaischen Thore Troja's lagen. Ein neuerer Reisender behauptet nun, daß wirklich der heutige Fluß Bunarbaschi-Tschai aus einer warmen und einer kalten Quelle entspringt, und in dieser Gegend würde man also Troja zu suchen haben. Dann aber muß man die ganze Ebene von Troja aufgeben: denn wenn auch auf dem Hügel bei jenen Quellen die alte Stadt gelegen hat, so ist in ihrer Nähe, wie ein Blick auf die Sprattsche Karte zeigt, kein Raum vorhanden, auf dem das reisige Kriegsvolk der Griechen deployiren, oder gar Achilleus auf seinem Streitwagen mit Hektor's Leichnam um die Mauern der Stadt hätte jagen können. Aber noch mehr: die Trojaner, welche vor der Stadt campiren, sind fünfzig Tausend, ungerechnet die Bundesgenossen:[11]) eine solche Heeresmacht setzt eine sehr große Stadt voraus: und für eine solche Stadt ist auch entfernt nicht Raum an den Quellen jenes Flusses vorhanden.

Wenn ich von der Einwohnerzahl Troja's gesprochen habe, oder der Möglichkeit, sich da oder dort die heilige Stadt liegend vorzustellen, so geschah es nur, um zu zeigen, daß selbst eine derartige Behandlung Homer's als einer historischen Quelle zu nichts führt. In Wahrheit ist die Lage an jenem Flusse nur eine Vermuthung, denn andere Reisende stellen die Existenz der beiden Quellen in Abrede. Damit würde der einzige topographische Zug verschwinden. Die Wahrheit ist, daß es ebenso unmöglich ist, aus den nur poetischen Zahlen — tausend Wachtfeuer mit je fünfzig Kriegern — auf die Bevölkerung Troja's schließen, wie diese rein ideale Schöpfung des Dichters an eine bestimmte Localität binden zu wollen. Was der Dichter aber von der heiligen Ilios und ihrer Ebene gehalten wissen will, giebt er selbst klar genug an.

Troja wird von Homer als eine mächtige, reiche und große Stadt schon deswegen dargestellt, weil eine so große Armee [12]) zehn Jahre lang vergeblich die Stadt belagerte. Nun haben die alten Kritiker [13]) mit Recht bemerkt, daß Homer wo er „pylai" der Stadt erwähnt, einem andern Sprachgebrauch als die späteren Schriftsteller folgt und damit die beiden Thorflügel, also nur ein Thor meint. Als der greise Priamos auf der Mauer dem Kampf zuschaut, heißt er die Wächter das „Thor offen" halten, damit die Flüchtlinge sich in die Stadt retten könnten. [14]) Nur Antenor [15]) wartet an die Buche gelehnt des Achilleus, und dicht dabei, vor dem Skaiischen Thore wartet auch Hektor. [16]) Hieraus geht mit Evidenz hervor, daß „das Thor" nichts anderes ist als das Skaiische. Dieses Thor ist aber wiederum, wie auch schon von den Alten [17]) bemerkt ist, dasselbe wie das Dardanische, denn wo das Dardanische erwähnt wird, ist es auch dicht an der oft er-

wähnten, nicht weit von der Stadtmauer stehenden Buche. Kann man demnach schon mit Rücksicht auf diese Stellen nicht mehr zweifeln, daß Homer der heiligen Ilios nur ein Thor giebt, so ist ein klarerer Beweis dafür in der Erzählung vom letzten Kampf Hektor's mit Achilleus zu finden. Hektor wird vom Peliden um die Stadt herum verfolgt, so oft er sich aber dem Dardanischen Thore nähert, hindert ihn Achilleus sich unter die Mauer oder in die Stadt zu flüchten.[18]) So konnte selbstverständlich nur gesprochen werden, wenn Troja nur ein einziges Thor hatte.

So wie man mit dieser idealen Auffassung Trojas die gemeine Wirklichkeit vergleicht, kommt man zu Absurditäten. Es ist klar, daß eine große Stadt mehr als ein Thor haben muß, aber es ist eben so klar, daß ein Dichter, der nur eine Stadt und einen Kampfplatz vor der Stadt braucht, um seine Helden kämpfen zu lassen, es nicht nöthig hat sich auf detaillirte Schilderungen von Dingen einzulassen, die mit seiner Dichtung in keinem nothwendigen Zusammenhang stehen. Eben so selbstverständlich ist es aber auch, daß eine so ideale Behandlung dieser Stadt unmöglich angenommen werden kann als ausgehend von verschiedenen volksmäßigen Dichtern, aus deren Gedichten später die Ilias zusammengesetzt wäre. Sie ist vielmehr nur erklärlich aus der lange geübten und befestigten Praxis einer Dichterschule, deren ganzer Geist von einem Copiren topographischer oder historischer Wirklichkeit weit entfernt war, und deren Einbildungskraft am glänzendsten grade da sich entfaltete, wo jede Unterlage in der Wirklichkeit fehlte. So fehlt denn im ganzen Homer jede Beschreibung von irgend etwas in späterer Zeit wirklich in Griechenland bestehenden. Mykenai mit dem Löwenthor und dem Schatzhaus heißt ihm nur die goldreiche oder die Stadt mit breiten

Straßen, Beiwörter die nur sein Wesen als Stadt bezeichnen sollen; Troja nennt er heilig, wohlgegründet, lieblich, windig, steil, wohlbewohnt, auf einem Hügel gelegen, weit, fruchtbar, hoch, breit, gottgegründet, weitstraßig, hochthürmig und mit schönen Mauern versehen — alles ganz allgemeine Beiwörter fast einer jeden Griechischen Stadt. Es wäre thöricht glauben zu wollen, Homer habe derartige Beschreibungen aus Unfähigkeit vermieden; ein Dichter, der so unendliche Phantasie und Beschreibungskunst hat, von dessen Schlachtenschilderungen man mit Recht sagen kann:

> die Todten sah ich todt, Lebend'ge lebend,
> nicht anders schaut als ich, gebeugten Ganges,
> wer lebend selbst die Kämpfer schaute lebend,

hat Schilderungen der Wirklichkeit in ihrer Einzelheit vermieden, um der Welt jene viel höher stehenden Schilderungen zu geben, die an keine irdische Wirklichkeit gebunden, weil sie rein ideal sind. Der Dichter vermeidet zum Beispiel durchaus nicht Naturschilderungen, aber er schildert nie eine einzelne Gegend sondern Berg und Thal, Fluß und Meer in ihrer Allgemeinheit und ohne Rücksicht auf örtliche Besonderheiten.

Daher ist jede Schilderung von etwas wirklich Existirendem vermieden, und während von Troja, welches sich der Dichter jedenfalls als in Wahrheit einmal bestehend und erobert vorstellte, keine Details gegeben werden, wird Ithaka, das für den Dichter nur ein Name für eine entfernte und unbekannte Insel[19]) ist, mit allen möglichen topographischen Einzelheiten ausgestattet: vom Königshause des Priamos erfahren wir wenig, aber Odysseus' Palast ist mit großer Ausführlichkeit geschildert. Noch genauer wird die Schilderung da, wo jede Unterlage der Wirklichkeit auch im Namen fehlt: ein wie anderes Bild giebt der Dichter von

Scheria als von Troja! Die Stadt der Phaiaken, das heißt das Griechische Schlaraffenland, ist die einzige, wirklich genau beschriebene Stadt im Homer.

Wie die Beschreibung Troja's und der Trojanischen Ebene aufzufassen ist, sieht man auf das Deutlichste aus einer schon von den Alten bemerkten Eigenthümlichkeit. Homer läßt die Griechen zum Schutze ihres Schiffslagers einen Wall mit einem Graben anlegen. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß es unmöglich ist für diese Befestigungswerke irgend eine Stelle in der Ebene zu finden, die von Querthälern durchschnitten ist, welche vom Ida nach dem Meere grade so streichen, daß sie jene Befestigungen überall durchschneiden müßten. Da nun selbstverständlich in Homerischer Zeit keine Spuren solcher Werke vorhanden waren, so läßt sie der Dichter nach dem Abzuge der Griechen von Apollon und Poseidon zerstören.[20]) Es ist also offenbar, daß er die Befestigungen nur erfand, um seinen Schlachtbeschreibungen Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit zu geben, weil er keine wirkliche topographische Kenntniß von der Ebene hatte und nach dem ganzen Charakter seiner Poesie haben wollte — und daß er sie zerstörte, damit sie Niemand später suchen sollte.[21]) Von diesem Gesichtspunkte aus versteht man überhaupt erst den ganzen Bau. Es ist schon oft bemerkt worden, daß die Griechen diese Werke gar nicht brauchten, da sie, als sie den Gedanken sie zu bauen faßten,[22]) überall siegreich waren. Ja die Zerstörung der Werke durch Götterhand schien den ausgezeichnetsten alten Kritikern[23]) so sonderbar, daß sie die betreffenden drei Verse als späteren, unhomerischen Zusatz verdammten. Auf die sonderbarste Erklärung für den Bau aber kam Thukydides[24]) Da er sich gar keinen andern Grund denken konnte, so verfiel er auf den Ge-

danken, die Griechische Armee habe sich theilen müssen und eine Hälfte sei nach dem Thrakischen Chersonnes übergesetzt, um dort das Land zu bebauen und so der andern Hälfte Brod zu schaffen. Die Zurückbleibenden nun, zu schwach sich allein gegen die Trojaner zu vertheidigen, hätten sich gegen sie durch Wall und Graben schützen müssen. Hierin hat der große Historiker die Schwierigkeit einen Grund für den Bau zu finden, mit der andern combinirt, auf die vor ihm schon der Dichter Antimachos[25]) aufmerksam geworden war: wie man sich nämlich die Verpflegung einer so großen Armee möglich denken sollte. Deswegen hatte Antimachos die eine Hälfte zum Getreidebau abgeschickt. Es ist klar, daß solche und viele andere seltsame Schwierigkeiten entstehen müssen, sobald man einen nur mit idealen Größen rechnenden Dichter behandelt wie eine historische Quelle.

Genau ebenso verfährt der Dichter mit der Geschichte und Geographie. Wir haben oben gesehen, daß er den Asklepiaden Podaleirios und Machaon das Königthum von Trikka, eines weit vom Meere entfernten Ortes, nur deshalb giebt, weil es eines der vornehmsten Asklepiosheiligthümer in Griechenland besaß. Wie sie zu ihren vierzig schwarzen Schiffen kommen, kümmert den Dichter selbstverständlich nicht. Die beiden andern Städte, die er ihnen noch giebt, Ithome und Oichalia, scheinen nur gewählt, weil sie ziemlich häufige Städtenamen waren; es gab mehrere Ithome und fünf Oichalia in Griechenland. Aehnlich verhält es sich mit den sieben Städten,[26]) die Agamemnon seiner Tochter als Mitgift bestimmt, wenn Achilleus sie heirathen will: sie alle liegen nahe an der See und grenzen an das sandige Pylos. Die alten Erklärer und Geographen haben sich bemüht diese Städte in ihrer Zeit zu finden, und zu erklären, wie Aga-

memnon Städte vergeben konnte, die gar nicht in seinem Reiche, sondern in dem Nestor's oder seines Bruder's Menelaos lagen. Für den zweiten Punkt giebt es eben keine andere Erklärung, als die von jeder geographischen Realität entfernte Art der Dichtung. Aehnlich steht es mit dem ersten Punkt. Vier dieser Städte haben so allgemein klingende Namen, daß es uns höchst seltsam vorkommt, wenn Strabo und Pausanias[27]) berichten, wie sie zu ihrer Zeit heißen: denn da man Hire, Aipeia, Antheia und Enope nirgens mehr vorfand, so sagte man den gelehrten Reisenden — ohne jedoch über die Veränderung der Namen einer Meinung zu sein — Heiligstadt, Hochstadt, Blumberg und Wartenburg (um ähnliche Deutsche Namen zu setzen) hießen jetzt anders. Der fünfte Name Pedasos oder Pedason ist ein mehrfach[28]) vorkommender Stadtname, und nur Kardamyle und Pherai scheinen wirklich in Messenien existirt zu haben: diese beiden Städte liegen allerdings an der See, aber weit von Pylos entfernt.

Aehnlich, das heißt mit absoluter und unbegränzter Freiheit, verfährt die Homerische Dichtung mit den ihr zu Grunde liegenden historischen Ereignissen. Die Colonisirung der Ostküste Kleinasien's, die selbstverständlich Jahrhunderte dauern mußte, wird ihr zur Eroberung einer Stadt, die lange Jahre dauernden Züge aus den verschiedensten Griechischen Städten und Landschaften ballen sich in ihr gewissermaßen zusammen zu einem großen Völkerkriege unter Anführung des Königs der Könige; die mannigfaltigen Ursachen der Auswanderung und der neuen Städtegründung verwandeln sich in die eine Ursache des Raubes der schönsten Frau Griechenland's und der Schätze ihres Gemahl's. So vollständig in poetische Ferne gerückt ist die Wirklichkeit jener Zeiten in der Dichtung,

daß das Herz des Dichters offenbar auf Seite derer steht, die doch in Wirklichkeit Barbaren waren und von des Dichter's Landsleuten bekämpft und besiegt wurden. Kein Griechischer Held reicht an die selbstlose Vaterlandsliebe Hektor's oder an die edle Einfalt des Glaukos, keine Frau auf Griechischer Seite ist mit solcher Liebe gezeichnet wie Andromache, kein Kind wird mit so zärtlicher Trauer erwähnt wie Hektor's Sohn Astyanax. So sind in Wahrheit die Kämpfer der Ilias nicht Eroberer, sondern Colonisten: denn fast nie erinnert sich ein Griechischer Held seiner Heimath: nur Agamemnon spricht einmal von seiner Gemahlin Klytaimnestra, aber nur um zu behaupten, daß sie einer kriegsgefangenen Sklavin weit nachstehe. In der Odyssee dagegen giebt es keine rührenderen Stellen, als die, wo der verschlagene Odysseus sich der Treue seines Weibes erinnert oder den Rauch seines Hauses auf dem wogenumrauschten Eiland Ithaka zu sehen wünscht, um das Leid der Verbannung zu mildern. Eben so wie der Kriegszug gegen Troja nur die poetische Form ist für die Schilderung von Kriegsthaten, denen die Colonisirung der Küste Kleinasien's zu Grunde liegt, eben so ist die Episode aus der Heimkehr der Griechenfürsten, welche den Stoff der Odyssee bildet, nur der Rahmen, in welchem der Dichter die Abenteuer der kühnen Seefahrer vorführt, deren so viele zu seiner Zeit „feuchte Pfade" fuhren, Jahrelang in der Ferne herumschweiften, und beladen mit Beute sowie voll von Schiffermährchen endlich nach Hause gelangten, aber freilich auch die Wahrheit des Dichterwortes erfuhren

> erproben sollst du, wie geschenktes Brod
> stets salzig schmeckt, und wie so schwer man steigt
> die Stiege auf und ab im fremden Haus,

und statt einer Penelope mit Telemachos nur zu oft eine Klytaimnestra mit Aigisthos vorfanden.

In keinem Punkte zeigt sich die poetische Schöpferkraft so großartig als in der Behandlung der Sagen von den Göttern, welche das Menschengeschlecht und seine Geschicke beherrschen. Wir haben zwar theils gar keine, theils sehr unvollkommene Nachrichten von den Culten der einzelnen Götter vor Homer, aber das kann man getrost behaupten, daß Herodot Recht hat, wenn er meint, daß Homer und Hesiod den Griechen die Abstammung ihrer Götter gradezu „gemacht" haben. Von Hesiod kann dies allerdings nur mit großen Einschränkungen gelten, aber wer sähe nicht, daß die Charakteristik der ganzen Griechischen Götterwelt auf Homer zurückgeht? Am stärksten zeigt sich dies in der Kunst, denn die rohen alten Götteridole haben unter dem allerdirektesten Einfluß der Homerischen Dichtung allmälig ihre menschliche Gestalt angenommen. Freilich ist das Streben der Menschheit seine Gottheiten sich unter der zunächst liegenden menschlichen Gestalt darzustellen ganz allgemein, und der Philosoph hat Recht, wenn er sagt:

> hätten nur Hände zum Zeichnen der Stier, das Roß und der Löwe
> wahrlich sie zeichneten sich Gestalt und Bilder der Götter
> ähnlich der eignen Gestalt, und der Löwe betet zum Löwen,

aber eigenthümlich der Homerischen Poesie ist die Energie, womit jede menschliche Leidenschaft ihren typischen Ausdruck in einem göttlichen Wesen fand, welches unter den Händen des Dichters aus einer Personification einer Naturkraft sich verwandelte in ein Bild höherer Menschlichkeit.

Wenn so auf der einen Seite die unendliche Phantasie des Dichters in einer Erweiterung des Stoffes in das Ueberirdische

hinein thätig ist, zeigt sie sich nach einer andern Richtung hin in einer gewissen Beschränkung nicht minder mächtig. Es ist bekannt, daß bei Homer nie geritten, sondern nur gefahren wird. [29]) Die gewöhnliche Ansicht — welche schon die alten Kritiker aufstellten — scheint zu sein, daß der Dichter zwar den Gebrauch des Pferdes zum Reiten kannte, aber seine Helden nur aus Noth auf Pferde setzt. Es muß zugegeben werden, daß Homer durch Hörensagen vom Reiten etwas gewußt hat; sonst wäre die Stelle, wo er den Odysseus auf einem Balken wie auf einem Rennpferde sitzend aus dem Schiffbruche sich retten läßt, nicht zu erklären. Die andere Stelle dagegen, die man gewöhnlich anführt, beweist nichts: denn der Mann, der mit vier Pferden nach der Stadt jagt, und von einem zum andern springt, kann sie vor einen Wagen gespannt haben: die Worte des Dichters lassen beide Erklärungen zu. Einen unwiderleglichen Beweis jedoch gegen eine eigentliche Kenntniß des Reiters liefert uns die Erzählung von Odysseus und Diomedes in der Doloneia. Die beiden Helden wollen die Pferde des von ihnen getödteten Thrakerkönig's Rhesos in's Griechische Lager bringen. Sie können dieselben jedoch nicht vor einen Wagen spannen, und so „stieg Diomedes schnell auf die Pferde, Odysseus aber schlug sie". Als sie zur der Stelle gekommen sind, wo Diomedes den Trojanischen Späher Dolon getödtet hatte, „hielt Odysseus die schnellen Pferde an, der Tydide aber sprang herab, legte die Waffen in die Hände des Odysseus und stieg auf die Pferde. Er peitschte aber die Pferde" u. s. w. Es ist klar, daß hier der Ausdruck die Pferde, wie auch sonst unzählige Male bei Homer gradezu für Wagen gebraucht ist, denn es ist unmöglich, daß ein Dichter, der die Kunst des Reitens aus eigener Anschauung kannte, einen Reiter statt auf

sein Pferd und von seinem Pferde, vielmehr auf zwei und von zweien, sein eigenes und das seines Gefährten, steigen, oder gar den einen Reiter beide Pferde schlagen läßt. Euripides umgeht in seiner Tragödie Rhesos die Schwierigkeit dadurch, daß er die beiden Griechischen Helden nicht die Pferde sondern „das Fuhrwerk" stehlen läßt. Wenn man übrigens der Ansicht einiger alten Kritiker ist, daß die Doloneia erst später der Ilias eingefügt sei, so verschwindet die letzte Spur einer wenigstens scheinbaren Kenntniß des Reitens. Mir scheint allerdings die Art, wie das Reiten in dem erwähnten Buche verhandelt wird, vielmehr ein Beweis dafür zu sein, daß es in der Homeridenschule gedichtet ist: ein späterer nicht zur Schule gehöriger Dichter würde schwerlich so wenig Kenntniß vom Reiten gehabt oder mit so viel Selbstverleugnung diese Kenntniß versteckt haben. Andrerseits muß zugegeben werden, daß der Dichter jedenfalls nicht zu den besten Homeriden gehört.

Eben so auffallend aber als der offenbare Mangel einer Kenntniß des Reitens ist die eng damit zusammenhängende Kampfesweise der Homerischen Helden. Das gewöhnliche Volk kämpft zu Fuß, die Könige dagegen, wenigstens großen Theils, zu Wagen. Man kann getrost behaupten, daß eine solche Art zu kämpfen, niemals in Wirklichkeit bestanden hat. In historischer Zeit wußten die Griechen nur von Barbaren, die von Streitwagen kämpften. Die ältesten Griechischen Dichter nach Homer erwähnen nie eine solche Art zu kämpfen. Tyrtaios, ein Schlachtendichter von größter Anschaulichkeit und Naturwahrheit erwähnt nur die beiden Theile Griechischer Heere in historischer Zeit, Leicht- und Schwerbewaffnete und spricht von Lanze, Schwert und Steinen als Waffen, Niemand aber kämpft bei ihm zu

Wagen. Der Elegiker Kallinos spricht ebenfalls nur von Lanze und Schild. Archilochos sagt von einem Kampfe auf Euboia, daß Bogen und Schleudern nicht helfen würden, sondern nur das Schwert. Mimnermos rühmt den Kampf seiner Vorfahren im Hermischen Gefilde gegen die reisigen Lydier, wo er unter den Vorkämpfern von den Speeren der Feinde bedrängt wurde: wiederum kein Wort von Wagen. In der einzigen Schlacht vor den Perserkriegen, von der wir überhaupt etwas Genaueres wissen, der zwischen Eretriern und Chalkidiern, welche Thukydides für die bedeutendste dieser ganzen Periode hält, ist nur von Fußvolk und Reiterei die Rede, so sehr auch in dieser Gegend die Pferdezucht blühte.

Steht demnach Homer vereinzelt mit dem Gebrauche von Streitwagen bei den Griechen da, so verwickelt sich die ganze Frage dadurch, daß sie keineswegs, wie gewöhnlich angenommen zu werden scheint, bei ihm überhaupt und allgemein gebräuchlich sind. Sie sind vielmehr der Ebene von Troja eigenthümlich: als Odysseus die Stadt der Kikonen einnimmt, haben weder er noch seine Gegner Wagen; als die Ithakesier ihm entgegenziehen, gehen sie zu Fuß. Dieser Behauptung widerspricht nicht, daß Wagen in den der Ilias eingeflochtenen Episoden (wenigstens einmal) erwähnt werden, denn diese sind natürlich mit denselben poetischen Eigenthümlichkeiten gedichtet wie die Haupterzählung. Wenn man will, so kann man auch den Umstand anführen, daß auf den Schiffen nie Wagen erwähnt werden, sondern immer nur gesagt wird, es seien so oder so viel Ruderer darin.

Die Streitwagen bilden übrigens bei Homer nicht einen Theil des Heeres wie in historischer Zeit bei Barbaren, sondern werden nur einzelnen Helden gegeben, um Leben und Mannig-

faltigkeit in die Beschreibung der Kämpfe zu bringen. Daher kommt es, daß ihr Erscheinen und Verschwinden nur mit dem poetischen Bedürfniß geordnet ist und nie besonders motivirt wird. Bei Patroklos' Auszug zum Beispiel sind sie da; in der ganzen folgenden Schlacht aber werden sie nicht erwähnt. In manchen Schlachten dagegen kommen gar keine Wagen vor. Ferner werden zwar die reisigen Kämpfer und ihr Gefährt nicht selten als Theil des Heeres angeführt, aber die Zahl der Kämpfer, die mit Namen als von Wagen kämpfend genannt werden, ist viel kleiner als gewöhnlich angenommen zu werden scheint. Von den vierzig im Katalog genannten Griechenfürsten kämpfen nämlich zu Wagen nur Agamemnon, Diomedes, Menestheus, Nestor, Menelaos, Achilleus, Idomeneus und Meriones. Ganz anders ist es auf Trojanischer Seite. Dort kämpfen außer Aineias, Hektor und Sarpedon noch vierundzwanzig andere Helden zu Wagen. Zweierlei fällt bei einem Vergleiche dieser beiden Verzeichnisse auf. Erstens kämpft auf Griechischer Seite kein untergeordneter Mann zu Wagen sondern nur Fürsten, auf Trojanischer dagegen neben den Fürsten auch eine beträchtliche Anzahl namenloser, das heißt Männer die nur Namen vom Dichter erhalten, weil er nie Jemand nennt ohne ihm einen Namen zu geben, die aber weder in der Sage noch vorher existirten, noch in der Entwickelung der Dichtung eine Rolle spielen. Hiermit hängt die Zahl zusammen: auf Griechischer Seite neun, auf Trojanischer siebenundzwanzig. Zweitens fällt auf, daß drei der am häufigsten in der Ilias erwähnten Helden niemals zu Wagen kämpfen: die beiden Aias und Odysseus. Aias des Oileus Sohn freilich ist ein Bogenschütze und vielleicht deswegen nicht so ausgerüstet wie die übrigen Helden, die etwa die Rolle der späteren

Hopliten spielen; wunderbarer ist es bei Aias dem Sohne Telamon's und bei Odysseus. Von Odysseus' bergiger Insel und ihrer Ungeeignetheit zur Pferdezucht konnte freilich der Dichter bei seiner gänzlichen Unkenntniß derselben nichts wissen; aber nahe liegt die Vermuthung, daß er, weil selbst Bewohner einer Insel, den beiden Inselkönigen eben so wenig Rosse und Wagen gab als er dieselben in seiner Heimath erblickte. Von diesem Gesichtspunkte aus hat der alte Erklärer Recht, wenn er zur Doloneia in Bezug auf Odysseus als Pferderäuber bemerkt: er ist zwar ein Inselbewohner, aber an Erfahrung steht er keinem nach.

Die Art von Schüchternheit nun, mit welcher der Dichter unter den Griechen eine dreifach kleinere Zahl mit Wagen ausstattet, und die Thatsache, daß auf Trojanischer Seite auch unbedeutende Kämpfer sich ihrer bedienen, läßt die Vermuthung entstehen, daß Homer die ganze Sitte so zu kämpfen nicht von einer zu seiner Zeit in Griechenland bestehenden Gewohnheit hergenommen, sondern daß er sie vielmehr als etwas Barbaren eigenthümliches gekannt und deswegen den Trojanern gegeben habe. Dies stimmt auch insofern vollständig zum Charakter der Homerischen Poesie, als er die barbarische Kampfweise so für die Dichtung zurecht macht, wie sie am wirksamsten die Lebendigkeit der Erzählung erhöhen konnte. Denn mit einer Beschreibung der wirklichen Art Streitwagen zu gebrauchen, das heißt in selbständigen Truppenkörpern, wäre der Dichtung nicht gedient gewesen. Die vollständig und allein dichterische Art so zu kämpfen stimmt auch mit dem sonstigen idealen Charakter der heiligen Ilios, die für ihr großes Heer nur ein Thor hat, mit der Ebene, die vor den Mauern der Stadt liegt und durch kein topographisches Detail in die gemeine Wirklichkeit versetzt wird, und mit

Wall und Graben der Griechen, die aus rein poetischer Nothwendigkeit entstanden, nachdem sie ihre poetische Pflicht erfüllt haben, durch Götterhand vernichtet werden. Wie stark übrigens Homer betont, daß den Trojanern und ihren Verbündeten die Streitwagen und die Rossezucht eigenthümlich sind, sieht man auch aus der Stelle, wo Pandaros erklärt warum er ohne Rosse, „nur auf seinen Bogen vertrauend" nach Troja gezogen sei. Eine derartige Entschuldigung kommt bei einem Griechischen Helden nicht vor, sondern der Dichter muß es bei seinen Hörern als natürlich vorausgesetzt haben, daß sie sich über Odysseus und Aias als Fußkämpfer nicht wundern würden. Hiermit hängt zusammen, daß von den Griechen nur einzelne Helden, die Trojaner und Phrygier aber in ihrer Gesammtheit „Zähmer von Pferden" genannt werden.

Daß es heißt den ganzen Charakter der Homerischen Dichtung verkennen, wenn man in ihr irgend eine Andeutung über die wirkliche Lage eines einst eroberten Troja suchen wollte, sieht man auch daraus, daß Homer den Erichthonios dreitausend Stuten besitzen läßt: es kam ihm eben nur darauf an, eine weite Ebene vor der Stadt als Tummelplatz der Helden auf ihren Streitwagen zu schildern: ihre topographischen Einzelheiten kümmerten ihn nicht.

Kaum kann ein stärkeres Argument gegen die Möglichkeit eines Entstehens der Homerischen Gedichte aus nicht zusammenhängenden Volksliedern gefunden werden, als das gänzliche Verschweigen des Reitens und die vollständige Gleichmäßigkeit in dem Gebrauche der Streitwagen. Sehr wohl aber konnte sich hierin eine feste Praxis in der Homerischen Schule bilden. Denn nimmt man selbstständige Lieder an, so ist eine solche Ueber-

einstimmung völlig undenkbar: niemals hat es ein Volk geben können, welches das Pferd zwar vor Wagen spannt, sich seiner aber nicht zum Reiten bediente. Andrerseits konnte die Heimath der Homeriden eine Insel sein, auf der Wagen und Pferd unbekannt waren und deren Bewohner nur auf dem benachbarten Festlande dergleichen sehen konnten. Solche Einzelheiten und ihr treues Festhalten machen eben das Schulmäßige dieser Dichtung aus.

Nicht minder unerklärlich wäre die gleichmäßige Behandlung chirurgischer Fragen und die durch die ganze Ilias ebenmäßigen anatomischen Kenntnisse [30]) in einem aus verschiedenen Volksliedern zusammengesetzten Gedichte. Vielmehr setzt diese Gleichartigkeit und dies ganz bestimmte Maaß einer Kenntniß von Dingen, die schwerlich das Gemeingut aller gewesen sind, eine Ausbildung des einzelnen Dichters voraus, wie er sie nur in einer poetischen Gemeinschaft empfangen konnte. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Charakterschilderungen der Helden und mit unzähligen Einzelheiten, deren consequente Festhaltung und gleichmäßige Anwendung nicht anders als durch feste Schulüberlieferung erklärt werden kann.

Es war bei den Griechen eine weitverbreitete und besonders auf die Autorität des Aristoteles [31]) zurückgehende Ansicht, daß Homer der älteste Griechische Dichter sei. Was auch sonst von Dichternamen vor ihm erwähnt war, trägt den Stempel der Erdichtung deutlich auf der Stirn. Nun bedient sich Homer des Kunstvollsten aller Verse, des Hexameter's, eines Verses, der, obgleich nach Homer von zahllosen Griechischen und Lateinischen Dichtern angewendet, dennoch keine wesentliche Veränderung mehr erfahren hat: denn was besonders die Lateinischen Dichter an

Feinheit im Baue hinzugefügt haben, ist, wenn auch an sich nicht unbedeutend, dennoch ganz geringfügig, wenn man es mit der Schöpfung des Verses selbst vergleicht. Wie nun soll man diesen Vers, das erste ebensowohl wie das höchste und vollkommenste in seiner Art, entstanden denken? Setzt man einen Dichter als Verfasser von Ilias und Odyssee voraus, so ist es ebenso schwierig zu erklären, wo derselbe den Hexameter hergenommen hat als in ihm sich den Schöpfer des Verses vorzustellen. Denn das erste setzte die Existenz kunstmäßiger Dichtung vor Homer voraus, das zweite würde einem Manne ein Werk zutrauen, was wunderbarer wäre als die Dichtung von Ilias und Odyssee. Ein Vers von solcher Vollendung und Schwierigkeit im Bau setzt vielmehr eine jahrhundertelange Kunstübung, eine allmälige Ausbildung und eine ähnliche, langsame Entwickelung voraus, wie die war, mittelst welcher sich aus dem Hexameter die andern Kunstmetra der Griechen entwickelt haben. Diese Schwierigkeit verschwindet, sobald man sich den Hexameter in der Schule der Homeriden entstanden denkt. Dort, wo beständige Kunstübung herrschte, konnte ein solcher Vers im Laufe vieler Generationen entstehen, und nur so erklärt es sich, warum wir nichts weiter von seinen Anfängen und seiner allmäligen Ausbildung erfahren, sondern ihn erst kennen lernen, als er die relativ höchste Stufe der Vollendung erreichtet hatte. Völlig unmöglich aber ist es, einen solchen Vers sich ausgebildet zu denken von Volksdichtern, die durch keine gemeinsame Kunstübung verbunden waren: denn eine gleichmäßige Praxis in seinem Gebrauche in verschiedenen Theilen Griechenlands oder auch nur in verschiedenen Orten eines Sprachgebiets würde doch allermindestens eine viele Jahre dauernde ganz allgemeine Bekanntschaft mit

hexametrischer Poesie und also eine ausgebreitete Literatur voraussetzen.

Ebensoweit wie hierin die Homerische Poesie von der Einfachheit und Kunstlosigkeit der Rhythmen fahrender Sänger entfernt ist, ebenso hoch steht sie über der Wirklichkeit des gemeinen Lebens. Dies tritt am deutlichsten hervor, wenn man Homer's nächsten Nachfolger, Hesiod, liest. Hier zeigt sich die Noth des Lebens in unzähligen Einzelheiten: der Geringe und Schwache wird unterdrückt von dem Starken und Mächtigen, die Sorge um das tägliche Brod tritt an den Dichter als nagende Angst heran, er mißtraut Jedem, dem Freunde und Bruder, wie dem Fremden, alles ängstigt ihn und nichts mehr als das Reisen, besonders über's Meer. Von all diesem ist keine Rede bei Homer. Seine Helden sind ihrer selbst gewiß in Sturm und Noth wie in Kampf und Streit, in der Fremde wie in der Heimath, zu Wasser wie zu Lande. Keine Nahrungssorge tritt an sie heran, keine Angst vor der Zukunft, kein Mißtrauen gegen einander bewegt sie. So erscheinen sie denn dem spätern Geschlechte als übermenschliche Gestalten und Hesiod läßt „der heroischen Männer göttliches Geschlecht" als selige Halbgötter nach dem Tode auf den Inseln der Seligen am tiefen Okeanos wohnen. Wenn man sagen wollte, dieser Unterschied komme daher, daß Homer's Poesie sich mit Fürsten und Vornehmen beschäftigt, während Hesiod sich an Bauern und geringe Leute wendet, so ist dies keine Erklärung, denn auch bei Homer kommen geringe Leute in großer Zahl vor: ja zum Theil ist es nur poetische Form, wenn er seine Personen Herrscher nennt und vor Troja nur Könige namentlich als Kämpfer anführt. Vielmehr ist auch Homer's Sauhirt „göttlich", und kein Sklave leidet je

bei ihm Hunger. Niemand wird behaupten wollen, daß in der Heimath der Homerischen Dichter die Sorgen des täglichen Lebens unbekannt gewesen wären, aber die Dichterschule der Homeriden ließ als mächtige Gemeinschaft ihre Mitglieder das Leben anders ansehen als es ein allein stehender Dichter wie etwa Archilochos betrachtete. Das Selbstgefühl, welches ihre so dem täglichen Leben entrückte Stellung ihnen einflößte, gab ihrer Dichtung auch hierin den idealen Ton, welcher uns wie den Hesiod das Zeitalter des Hektor und Odysseus als das Jugendalter der Welt betrachten läßt. Hunger und Armuth, Mangel und Elend mußten eben so wohl zu der Zeit in Griechenland vorhanden sein, wo der König der Könige seine reisigen Schaaren gegen die heilige Stadt des Priamos führte, als zur Zeit wo Alkman Hunger und Entbehrung litt, aber so stark ist der Einfluß dieser unvergleichlichen Poesie noch heute auf uns, daß es uns unmöglich scheint, das Bild Helena's oder des göttlichen Peliden auf dem Hintergrunde der gemeinen Wirklichkeit sich abheben zu lassen.

Anmerkungen.

---

[1]) Galenos περὶ ἀνατομικῶν ἐγχειρήσεων II. 1. (zitirt von Daremberg, état de la médecine entre Homère et Hippocrate p. 59).

[2]) Bertrand, études de Mythologie et d'Archéologie Grecques. (zitirt von Daremberg.)

[3]) Siehe Böckh's ind. lect. Berlin, Sommer 1834.

[4]) Pausanias sah auf der Akropolis von Athen Statuen der Chariten, die Sokrates gemacht hatte. Sie waren von Kopf bis zu Fuß bekleidet, entgegen der Praxis anderer Bildhauer.

[5]) „Filios familias non solum natura uerum et adoptiones faciunt". Modestinus. (Dig. I. 7, 1.)

[6]) Von der Familie sagt Cicero: „Id autem principium urbis est et seminarium rei publicae". Und nachher „quae propagatio et suboles origo est rerum publicarum". de Off. I, 54.

[7]) p. 588 Cas.

[8]) Die Ilias besteht aus 15693, Parcival aus 24694 Versen, aber allerdings sind Wolfram's Verse viel kürzer als Homer's Hexameter.

[9]) Mure, history of Greek Literature Vol. I. p. 516.

[10]) Siehe Hercher im Hermes, I. S. 262 ff.

[11]) Wie der Scholiast zu Ilias VIII. 562 bemerkt.

[12]) Thukydides berechnete die ganze Armee nach dem Homerischen Katalog, einschließlich der Befehlshaber, auf 100839 Mann. Siehe Schol. L zu Ilias II. 488.

[13]) Schol. AV zu Ilias VIII. 58.

[14]) Ilias XXI. 531.

[15]) ebenda 549.

[16]) XXII. 6.

[17]) Schol. zu Ilias V. 789. VIIII. 354.

[18]) Ilias XXII. 194.

[19]) Siehe Hercher im Hermes I. S. 268.

[20]) Ilias VII. 461.

21) Fast dieselben Worte gebraucht ein alter Erklärer in den Scholien BL zur Ilias VII. 445.

22) „als ein Bolwerk für die Schiffe und für uns selbst“ Ilias VII. 338.

23) Zenodotos Aristophanes und Aristarchos im Schol. A zur Ilias VII. 443.

24) Thuc. I. 11.

25) Schol. zu Thucyd. I. 11.

26) Ilias VIIII. 150. 292.

27) Strabo p. 359. 360 Cas. Paus. III. 26, 8. IV. 25, 1.

28) Schol. zur Ilias VI. 35.

29) Die Nachweisungen zu den folgenden Auseinandersetzungen siehe in Fleckeisen's Jahrbüchern für Philologie 1874, S. 597 ff.

30) Daremberg, la médecine dans Homère p. 76. S'il me fallait apporter de nouveaux arguments en faveur de l'unité de composition de l'Iliade, je les trouverais dans l'unité des principes chirurgicaux et aussi dans les observations regulièrement suivies à travers plusieurs chants, comme sont par exemple ou celle d'Hector ou celle de Machaon.

31) Siehe Lobeck Aglaophamus, Vol. I. p. 350.

(456)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Der Torf.

Von

Dr. Jacob Nöggerath,
Berghauptmann a. D. und ord. Professor der Mineralogie und der Bergwerks-Wissenschaften
an der Königlichen Universität zu Bonn.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Die Tendenz dieser Blätter geht dahin, den Torf in seinen sämmtlichen Verhältnissen umrißlich zu schildern, doch soll dabei sein Vorkommen im deutschen Vaterlande in erster Linie ins Auge genommen werden. Zwei verschiedene Seiten sind es vorzüglich, welche sich dabei der Besprechung darbieten: die erste ist die naturwissenschaftliche, die Beschaffenheit, Entstehung und Fortbildung des Torfs; die andere greift in das Volkswirthschaftliche ein, nämlich die Nachtheile möglichst zu beseitigen, welche die Torfmoore dem Lande bringen, und gleichzeitig durch den Abbau und die Gewinnung des nutzbaren Stoffes den von ihm bedeckten Boden urbar und für den Ackerbau gedeihlich herzustellen. Besteht auch bereits eine umfassende Torfliteratur[1]), so dürfte doch dazu das Nachfolgende noch einiges Neue bringen, welches theils die jüngsten Forschungen auf diesem Gebiete ergeben haben, theils aber auch Bestrebungen der praktischen volksthümlichen Richtung der Neuzeit sind.

Der Torf ist eine schichtenbildende Gebirgsart, ebenso wie Kalkstein, Sandstein, Schiefer, Steinkohlen u. s. w., nämlich

ein Glied der unorganischen Massen, welche die Kruste unseres Planeten bilden. Er gehört freilich nur zu den jüngsten Gebirgsarten, welche die äußerste Oberfläche bedecken und sich noch immer fortbilden. Seine Genesis beruht auf einem Uebergang aus dem Organischen zum Unorganischen, vegetatives Leben und Absterben desselben treten dabei zugleich auf. Während dieselben Pflanzen an der Oberfläche des Wassers frisch fortwachsen, sterben sie unter dem Wasser nach und nach ab, und erzeugen durch Fäulniß, Zersetzung und chemische neue Verbindungen ihrer Elemente den Torf. Die Entstehung einer Gebirgsart aus Pflanzen nennt der Geologe die phytogene, welche ebenfalls für die Braun- und Steinkohlen, wenn auch nicht in ganz gleichartiger Weise, erkannt und angenommen ist. Torf, Braun- und Steinkohlen sind zugleich mineralische Brennstoffe, der Torf aber der jüngste nach der Zeit seiner Entstehung und ebenfalls der am wenigsten ausgebildete. In beider Beziehung stellt sich die Reihenfolge so: Torf, Braunkohlen, Steinkohlen.

Die Entstehung der Torfmoore wird durch besondere Relief-Verhältnisse des Landes, der Wasseransammlungen und des Klimas, so wie durch die damit verbundene Entwickelung einer eigenthümlichen Pflanzenwelt, welche das Material zum Torf liefert, und daher die Torfflora genannt wird, bedingt. Ausgedehnte Flächen mit muldenförmigen Einsenkungen, von nicht großer Tiefe, in welchen sich stehende oder langsam fließende Gewässer durch atmosphärische Niederschläge, durch aus dem Boden aufsteigende Quellen oder durch das Schmelzen des Eises in Eisfeldern bilden, sind vorzugsweise die Orte der Torfmoore. Sie verbreiten sich über dem Meere flach zu fallende breite Küstenstriche und erhabene Plateaus im Rücken oder umgeben von Gebirgen und hinter den Moränen von ehemaligen oder

noch bestehenden Gletschern und in breiten sumpfigen Thälern, von Flüssen und Landseen. Kühle, ziemlich gleichbleibende Temperaturen, Schnee, Regen, Nebel und Thau befördern die Torfbildung, daher dieselbe auch in dicht bewaldeten Gegenden vorkömmt.[2])

In den gemäßigten und kalten Zonen sind die Torfmoore bei weitem am häufigsten vorhanden, vorzüglich in Europa und in Nordamerika, in den heißen Zonen dagegen sparsam und meist nur unter dort sehr seltenen Verhältnissen, welche mit den europäischen ziemlich übereinkommen. Das Austrocknen der Sümpfe während der warmen Jahreszeiten in den heißen Zonen erklärt, daß sich dabei kein Torf bilden kann. Schon die pontinischen Sümpfe, die Marammen am Ausfluß des Arno, die Sümpfe von Mondego, des Vouga in Portugal haben deshalb keinen oder doch nur sehr unvollkommenen Torf.

Die Torfflora wird durch eine bedeutende Anzahl von Gattungen und Arten gebildet, es sind vorzüglich diejenigen Pflanzen, welche im Wasser leben oder besonders Feuchtigkeit zu ihrem Bestehen erfordern. In Mitteleuropa gehören dahin allein aus der Familie der Moose 35 Arten. Rechnet man hierzu die Lebermoose, Algen, Farren und Equiseten, so stellen sich mehr als 50 Arten Kryptogamen als Torfpflanzen heraus. Dagegen gehen von den Phanerogamen nur 36 Arten Monocotyledonen und 10 Arten krautartige Dicotyledonen in die Zusammensetzung des Torfes ein. Bei der Torfbildung betheiligen sich aber auch noch andere Pflanzen, welche nicht zur eigentlichen Torfflora gehören und mehr zufällig auf den Torfgebieten wachsen, und darunter auch Bäume und Sträucher der verschiedensten Art, zugleich mit ihrem Laubwerk, den Samen und Früchten. Hierunter ist aber die Flora des seltenen Algen- oder Meerestorfs

nicht begriffen, welcher vorwaltend aus Pflanzen besteht, die im Meere leben. Daß sich in heißen Klimaten die Torfflora anders zusammensetzt als in Europa, versteht sich von selbst. Nach Darwin geht in Südamerika gar keine Moosart in den Torf ein. Unter den vielen Pflanzen, welche ihn hier bilden, sind Astelia pumila und Zostera maritima besonders vorwaltend.

Der Torf kann auf jeder Art des unterliegenden Bodens gebildet werden, wenn derselbe nur das Wasser nicht durchläßt. Wir finden ihn auf den verschiedensten Gebirgsarten aufgelagert. In Norddeutschland ruht er meist auf Sandboden, aber dieser wechselt mit wasserdichten Thonlagern, und ebenfalls sind häufig die Zwischenräume des Sandes mit Thon oder Lehm erfüllt. Granit, Gneuß, Glimmerschiefer, Kalkstein und überhaupt jede Gebirgsart kann mit Torf bedeckt sein, wenn sie keine Klüfte hat, in welchen die Wasser in die Tiefe versinken. Letzteres trifft auch bei den Moränen der Gletscher zu, welche aus erdig zerriebenen und aufgelösten Gesteinen bestehen, die eine thonartige Masse bilden. Sogar in dem weiten runden Krater des erloschenen Vulkans vom Mosenberg in der Eifel (Regierungsbezirk Trier) befindet sich ein ausgebildetes Torfmoor. Die Natur der dem Torf unterlagerten Gebirgsarten übt keinen bemerkbaren Einfluß auf seine Beschaffenheit aus.

Die Bildung des Torfs aus abgestorbenen Pflanzen unter Wasser geschieht durch einen eigenthümlichen verzögerten Fäulniß- und Zersetzungsproceß. Die dabei einwirkenden chemischen Aktionen und neu entstehenden Verbindungen der Elementarstoffe sind anders geartet, wie bei der Veränderung der Pflanzen in der atmosphärischen Luft. Je nachdem die chemische Umwandlung kürzere oder längere Zeit gedauert hat, die dabei mitwirkenden äußeren Verhältnisse, Temperatur, Druck u. s. w. modificirt

waren und nach der Verschiedenheit der Pflanzen selbst und ihrer Bestandtheile, ist das Produkt, der Torf, mehr oder weniger ausgebildet, so daß sich derselbe in den Extremen in reifen oder unreifen Torf unterscheidet, wobei natürlich alle dazwischen liegenden Grade der Ausbildung ebenfalls vorkommen. Zu den leichten unreifern Torf-Varietäten gehören Moostorf, Gras- oder Wiesentorf, Haide- oder Hochmoortorf (Hagetorf), Blätter- oder Waldtorf, Algentorf (Meertorf); zu den schwerern und reifern: Staubtorf (Bank- oder Torferde, Schollerde z. Th.), Pechtorf (Stich- oder Specktorf), Schlamm-, Streich- oder Baggertorf, Torfkohle (selten), Vitrioltorf. Den Holztorf oder das Torfholz könnte man zwischen beide Reihen setzen.

Die chemischen Hergänge bei der Torfbildung hat Senft bis ins größte Detail geschildert, weshalb wir auf sein in den Anmerkungen angeführtes Buch verweisen. Gedrängt und wesentlich sind sie in folgenden Worten von Lasius zusammengefaßt: „Im Allgemeinen gehen bei der Verwesung oder vollständigen Zersetzung vegetabilischer Stoffe deren drei Bestandtheile, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, neue Verbindungen ein; es verbindet sich in der entstehenden Gährung ein großer Theil des Kohlenstoffs mit Sauerstoff und entweicht als Kohlensäure; Wasserstoff vereinigt sich mit dem Stickstoff der Atmosphäre zu Ammoniak; ein anderer Theil des Kohlenstoffes verbindet sich mit anderen Theilen Sauerstoff zu Humus; kurz es entstehen die gewöhnlichen Verwesungsprodukte. Werden aber Vegetabilien von Wasser bedeckt und in einer niedrigen Temperatur erhalten, so tritt statt jener Gährung eine Zersetzung anderer Art ein, bei welcher der Kohlenstoff fast vollständig erhalten bleibt, nur daß er mit gewissen Antheilen Wasserstoff und Sauerstoff neue Verbindungen eingeht, von denen einige als Wachs und Harz, die

beiden vorwaltenden aber, als Ulmin und Humin auftreten, welche letztern dann wieder mit der erforderlichen Menge Sauerstoff Ulminsäure und Humussäure bilden, und, mit Alkalien und Ammoniak verbunden, meistens als ulmin- und humussaure Salze erscheinen"[3]).

Die Torfablagerungen theilen sich gewöhnlich in drei Schichten von verschiedener Mächtigkeit, die sich durch den Grad der Ausbildung des Torfs unterscheiden, aber meist wenig scharf begrenzt sind. Gewöhnlich besteht die unterste Schicht aus schwarzem oder schwarzbraunem amorphen, mehr oder weniger reifem Torf; die mittlere ist hellbraun und besteht aus einem Gemenge von amorpher Torfmasse und wenig erkennbaren Pflanzenstengeln und Wurzeln; die oberste ist gelbbraun und von einem Filze gut erkennbarer Pflanzenreste gebildet. Die Verschiedenheit der Pflanzen charakterisirt ebenfalls die Schichten, z. B. ist die unterste Schicht aus vertorften Baumstämmen zusammengesetzt, während die obern Schichten blos Sumpf- und Wassergräser enthalten. In Seeland sind die Schichten durch Zwischenlager von Dünensand mehrmals abgetheilt, anderwärts kommen solche Zwischenlagen von Thon oder erdigem Kalktuff vor, in welchem oft zerdrückte Süßwasser-Conchylien enthalten sind (in Bayern Alm genannt). Am Ausfluß des Laacher Sees lagert mächtiger Torf, welcher mit Schichten von zahlreichen Schnecken und Muscheln, deren Arten auch noch im See leben, wechselt.

Ebenfalls ist die Ausbreitung der Moore, welche von den Oberflächen- und Wasserverhältnissen abhängt, sehr verschieden, in einigen Gegenden nehmen die Moore große Landestheile ein, z. B. schätzt man in Südbayern ihre Ausbreitung gegen 20 Quadratmeilen, im nordwestlichen Deutschland zu 120 bis 130 Quadratmeilen, und noch viel größer sind sie im uralischen Ruß-

land. Die Abflüsse größerer Moore bilden in mehreren Gegenden den Ursprung von Flüssen und Strömen.

Die Torfmoore werden im Allgemeinen in Deutschland mit verschiedenen Namen belegt, welche nach den Landestheilen meist von einander abweichen. Man nennt sie: Brüche, Broiche, Venn, Viehn, Wehr, Riede, Lohden, Möser, Luche, Ferchen, Filze. Nach ihrer Beschaffenheit lassen sie sich in vier Abtheilungen bringen.

1. Wiesen- oder Grönlandsmoore. Zu ihnen gehören auch viele sogenannte nasse saure Wiesen. Sie bilden sich in nicht sehr wasserreichen Sümpfen, vorherrschend an den Ufern und in der nächsten Umgebung von Gewässern, breiten Flußthälern und auch in Seebecken. Ihre Pflanzen sind vorwaltend verschiedene Cyperaceen, vorzüglich die sogenannten Riedgräser, unter diesen namentlich Carex stricta, paradoxa, capitata, weniger Eriophorum vaginatum, verschiedene Arten von Pedicularis, Scirpus und Juncus, Glyceria fluitans, Orchis palustris und Equisetum ramosum. Auch einige schilfartige Pflanzen kommen vor, besonders in den ersten Stadien der Entstehung der Wiesenmoore. Die Sphagnen fehlen ganz. Der Torf ist wenig mächtig, 3 bis 7 Fuß, selten 8 bis 10 Fuß.

2. Moos-, Haide- und Hochmoore. Zu ihnen gehören die meisten großen Moore, besonders in den Küstenländern. Hochmoore nennt man sie, weil sie sich meist an ihrer Oberfläche gewölbeartig erheben, nach der Mitte hin auf 16 bis 40 Fuß über ihre Umgebung. Diese Erscheinung wird durch die Capillarkraft der über ihre Oberfläche wachsenden Pflanzen und die Entwickelung von Gasen aus der unter der vegetirenden Decke befindlichen in der Zersetzung begriffenen Pflanzen hervorgebracht, das Wasser steigt dadurch über sein Niveau in die Höhe. Die ersten

Bilder dieser Moore sind die Wassermoose, namentlich Sphagnum capillifolium, cuspidatum, molluscum und subsecundum. Wenn sie eine schwammige Decke gebildet haben, erscheinen darüber die Haiden (Eriken), vor allen die Calluna mit ihren Gesellschaftern, der Moorhaide (Oxycoccos vulgaris), dem Sumpfpost (Ledum palustre), der Andromeda (Andromeda polifolia), der Rauchbeere (Empetrum nigrum), der Sumpfbeere (Vaccinium uliginosum) und den Wollgrasbüscheln (Eriophorum vaginatum) und vollenden mit jenen Moosen und verschiedenen Flechtarten das Moor. Der Torf der Hochmoore ist viel mächtiger, als derjenige der Wiesenmoore, 25 bis 40 Fuß Mächtigkeit ist nicht gerade selten.

3. Mischmoore. Sie vereinigen den Charakter der Wiesen- und Hochmoore in der Weise, daß mehr oder minder große Strecken oder Inseln der Flora der einen oder der andern jener Moore dabei vorkommen. Hochmoore umschließen Wiesenmoore oder umgekehrt. Sie lagern immer auf einem Terrain, welches mit Sand- und Lehmhügeln durchzogen ist.

4. Algen- oder Meermoore. Sie sind selten, und kommen nur an brakischen Küsten vor. Sie sind hauptsächlich aus Meerespflanzen gebildet. In der Vendée zwischen Chaume und Les Granches enthalten sie Fucus und Ulva, an der Küste von Mecklenburg auf der Halbinsel Oreland Seealgen in ganzen Schichten. Auf der Insel Alsen besteht der Torf aus Seegräsern. Mac-Culloch erwähnt einen Meertorf, welcher aus Glaux, Salicornia, verschiedenen Riedgräsern, Binsen und Zostera maritima zusammengesetzt ist.

In schichtenförmigen Lagern findet sich an vielen Orten ein nutzbares Eisenerz, Raseneisenstein, Sumpf- und Morast- oder Wiesenerz genannt, in Begleitung des Torfs, kömmt aber

auch für sich allein vor. Bald liegt es unten, bald zwischen und bald auf dem Torf in einer Mächtigkeit von einigen Zollen bis 4 und 5 Fuß. Diese Eisensteine sind braungelb bis schwarz von Farbe, dicht oder erdig, oft löcherich und wie zerbrochen aussehend, und bestehen aus einem phosphorsäurehaltigen Eisenoxydhydrat. Die Sumpferze entstehen aus der Wechselwirkung der in der Zersetzung begriffenen Torfpflanzen auf eisenhaltige unterliegende Gebirgsarten und auf die Wasser, welche den Eisengehalt denselben entziehen. Thierische organische Thätigkeit ist dabei mit im Spiele, indem der Eisenstein zum großen Theile aus den eisenhaltigen Panzern eines Infusionsthierchens — Gallionella feruginea — besteht, welches nicht dicker als ein Menschenhaar ist. Gleich wie der Torf bildet sich das Eisenerz noch immer fort, wo die Bedingungen dazu vorhanden sind. Eine besondere schlammige Abänderung desselben, Seeerz genannt, gewinnt man in Schweden mit dichten Netzen aus kleinen Seen. Die Eisenerze werden in vielen Eisenhütten verschmolzen, namentlich in der Rheinprovinz, in der Lausitz, in Schlesien, Pommern, Polen, Norwegen, Schweden, im nördlichen Rußland u. s. w. Das daraus erzeugte Eisen ist zwar, wegen seines Gehalts an Phosphorsäure, kaltbrüchig, erfüllt aber bei seiner Leichtflüssigkeit die Sormen gut, dünne und glattflächige Eisenwaaren werden dadurch erzielt. Zur Verarbeitung als Schmiedeeisen ist es weniger geeignet.

In untergeordneter Menge kommen im Torf an einigen Orten noch folgende mineralische Substanzen, meist Neubildungen, vor: Schwefelkies, Eisenvitriol und Schwefel, Gyps, schwefelsaurer Thon, Bittersalz, Kochsalz (letztes in Holland), Eisenblau oder Vivianit (phosphorsaures Eisenoxydul-Oxydhydrat) und noch einige mineralische Salze von sehr geringer Bedeutung.

Bernstein hat man nur selten im Torf der Mark Brandenburg gefunden.

Die gewölbten Hochmoore bieten einige erwähnungswerthe Erscheinungen dar. Bleibende Zerreißungen der Moordecke, welche sich strahlenförmig von ihrer Mitte ausdehnen, erzeugen die Moorbäche, welche von dem Höhenpunkt des Moores nach allen Seiten abfließen. Aber viel größere und von Zerstörungen begleitete Ereignisse sind die sogenannten Moordurchbrüche, welche insbesondere in dem moorigen Irland öfters vorkommen. Zerreißt nämlich die durch Gase und Wasser hochgespannte verfilzte Decke ausgedehnter Moore plötzlich, so stürzen mächtige Schlammströme hervor, und richten bedeutende Verheerungen an. Von vielen Beispielen dieser Art mag hier nur eines angeführt werden, um ein Bild der Großartigkeit solcher Ereignisse vorzuführen. Bei Talamore zeigte sich zuerst am 25. Juni 1821 eine starke Bewegung im Moor auf mehrere englische Meilen weit, in Begleitung eines heftigen donnerartigen Getöses. In der Gegend von Kinalady brach die Moordecke auf, und ein starker Moorstrom stürzte hervor. Alles auf seinem Wege, Häuser und Wälder wurden fortgerissen. Die Strommasse glich dem heftig gährenden Bier. Der Strom hatte theilweise eine Tiefe von 60 Fuß, 3000 Menschen waren beschäftigt einen 7 Fuß hohen Damm dem Strome entgegenzusetzen, aber fruchtlos, er brach durch, und über 5 engl. Quadratmeilen Landes blieben verwüstet.

Die sogenannten „schwebenden oder schwimmenden Inseln" sind größere Torfmassen, man könnte sagen größere Lappen von Torf, welche sich vom Lande aus an den Ufern der Landseen in dieselben verbreiteten und aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange losgerissen wurden, oder es sind Torfbildungen im Grunde der Seen selbst, welche aus diesen aufsteigen. Die geringe spe-

cifische Schwere erklärt das Schwimmen auf dem Wasser. Sogar können in solcher Weise Seen ganz mit Torf bedeckt und erfüllt werden; nach Ludwig gibt es im uralischen Rußland Seen, welche mit einer so starken Moordecke bekleidet sind, daß Fahrstraßen über sie hinführen. In Piemont sind alle Torfmoore von einiger Ausdehnung durch solche Seen entstanden. Man kennt schwimmende Inseln, welche zeitweise untersinken und wieder auftauchen. Geschieht dieses Untersinken im Herbst, so wird es wohl ähnlich hervorgebracht, wie bei den Algen und Wasserlinsen, daß sich bei der eintretenden verminderten Temperatur die Masse zusammenzieht und durch ihre Schwere untersinken muß; beim Wiederauftauchen im Sommer spielt dann auch die reichlichere Entwickelung von Gasen im Torf ihre Rolle. Diese Erscheinung zeigt sich z. B. im Beeler und Clevesetzer See in Holstein. Eine große backofenförmig aufgeblähete Torfmasse, welche durch Gase aus der Tiefe des Sees aufgetrieben wird, zerplatzt in der Mitte, so daß ihre ringsum aufstrebenden Stücke einen Kugelmantel bilden, welcher sich nach und nach wieder senkt. Dieser Hergang erinnert an die bereits geschilderten Moorausbrüche. Ein ausgezeichnetes Beispiel einer größeren schwimmenden Insel bot früher der Gerdauer See in Preußen dar. Auf ihr konnten hundert Stück Vieh weiden. Im Jahr 1767 wurde dieselbe aber in kleinere zerrissen und jetzt sind nur noch wenige Ueberreste davon erhalten. Unfern St. Omer befinden sich Torfinseln mit Pflanzen und Buschwerk, theils einige hundert Fuß lang, andere viel kleinere. Nicht überall konnte man darauf herumgehen, es war als trete man auf einen mit Wasser erfüllten Schwamm, und entstandene Löcher brachten öfters große Gefahr. Im Sommer trieben die Inseln nach den verschiedensten Richtungen. Im herannahenden Winter wurden sie aber gewöhnlich mit dem

darauf befindlichen Vieh an bestimmte Orte geführt. Ihre Zahl hat sich schon seit langen Jahren immer vermindert, sie wurden schwerer und sind jetzt mit dem Lande vereinigt. Eine der größeren schwimmenden Inseln befindet sich im Neusiedler See in Ungarn, sie hat einen Flächenraum von sechs Quadratmeilen. Berühmt sind die schwimmenden Inseln in Mexico durch ihre üppigen Gemüsegärten. Im uralischen Rußland und in China sind sie sehr zahlreich.

Mit den Torfmooren, welche Baumstämme enthalten, stehen die sogenannten „untermeerischen Wälder" in unmittelbarer Beziehung, die Bildungsursache ist wesentlich dieselbe. Sie finden sich im Meere in verschiedenen Gegenden von Großbritanien und von Nord-Frankreich. Es sind Anhäufungen von Bäumen und andern Pflanzen der heutigen Flora in Torf umgewandelt, welche unter dem Wasserstande der Meeresfluth lagern. An der Küste von Lincolnshire und von Firth of Foth in Schottland sind sie in besonderer Auszeichnung bekannt. Sie ruhen hier auf Thon, welcher zahlreiche Pflanzenwurzeln enthält. Darauf liegt der Torf, welcher die gewöhnlichen Moorpflanzen, vermengt mit Wurzeln, Blättern, Zweigen von Eichen, Erlen, Haseln u. s. w. enthält. Baumstubben erheben sich vertikal, wie sie gewachsen sind, an der Oberfläche, welche 4 bis 5 Fuß unter der Fluthmarke liegt. Aehnlich ist die Erscheinung an sehr vielen Punkten nachgewiesen. An der Küste von Nord-Frankreich hat Gillet-Laumont bei Morlaix im Finistère-Departement eine in das Meer sich verbreitende Torfablagerung auf sieben Stunden Länge verfolgt, welche einen niedergeworfenen Wald von Eichen, Buchen, Eiben und Weiden in sich schließt.

Man hat die Erscheinung dadurch zu erklären gesucht, daß Senkungen des festen Landes unter das Meeres-Niveau statt-

gefunden hätten. Diese Möglichkeit kann nicht verneint werden, besonders für solche untermeerische Wälder, welche sich in großer Verbreitung in das Meer erstrecken; aber es ist auch noch eine andere Erklärung, wenigstens bei Moorablagerungen von geringerem Umfange anzunehmen, nämlich daß sich hinter Sanddünen stagnirende süße Gewässer bildeten, deren Boden unter dem Meeresspiegel lag und in denen nach und nach Torf sich bildete. Die vorliegenden Dünen und Bänke brauchten nur zerstört, weggeschwemmt und die Verbindung der Torfablagerung mit dem Meere bewirkt zu sein. Für diese Erklärungsweise sprechen folgende Erscheinungen. Es haben nämlich die Torfmoore an verschiedenen Orten der Ostseeküsten bei Greifswalde, bei Gnageland auf der Südostseite des Haffs, bei Swinemünde, auf der Insel Usedom und in der Nähe von Colberg in ihrer Zusammensetzung eine große Aehnlichkeit mit den untermeerischen Wäldern. Die Unterlage derselben liegt an vielen Punkten 10 bis 12 Fuß unter dem Spiegel der Ostsee. Von dem Meere sind dieselben durch einen mehr oder weniger breiten Küstenstreif, durch Dünen und Sandbänke getrennt, unter welchem sie nicht fortsetzen. In dem Torfe finden sich keine Spuren von Meerpflanzen, sondern nur Land-, Sumpf- und Süßwasserpflanzen, ebenso die Samen derselben. Baumstämme mit ihren Wurzeln, Eichen und Fichten kommen darin vor. Die Wurzeln finden sich in ihrer natürlichen Lage, selbst mehrfach über einander, noch bis 5 Fuß unter dem jetzigen Meeresspiegel. Wenn bei diesem Vorkommen der schmale Küstenstreif von Dünen und Sandbänken weggeschwemmt würde, so hätten wir auch hier ein unverkennbares Beispiel von untermeerischen Wäldern.

Der Torf entsteht unter unsern Augen, die Zunahme der Dicke seiner Schichten, das sogenannte Nachwachsen, ist be-

greiflich von den mehr oder weniger dafür günstigen Verhältnissen abhängig. Ein bestimmtes Maaß für eine bestimmte Zeit läßt sich daher dafür nicht angeben. Lesquereux hat nachgewiesen, daß das Nachwachsen des Torfs im Jura nur selten weniger als zwei Fuß im Jahrhundert beträgt, aber auch wohl doppelt so viel betragen kann; er führt sogar ein Beispiel an, daß nach Gewinnung des Torfs die Neubildung in der alten Grube in 70 Jahren 6 Fuß, und in einem andern in 140 Jahren nur 4 Fuß betragen habe. Anderwärts hat man noch stärkere Nachwüchse beobachtet, selbst in 30 Jahren 4 bis 6 Fuß. Aus der genauen Lokalbeobachtung würde man selbst den Nachwuchs des Torfs, wie den der Wälder berechnen können. Ungeachtet dieser scheinbar günstigen Verhältnisse ist es doch nur bei vereinzelten Versuchen geblieben, die ausgenommenen Torfgruben wieder zur neuen Torferzeugung zu verwenden. Es dürfte unter allen Umständen ökonomisch vortheilhafter sein, den ausgetorften Boden für den Ackerbau herzustellen, als den Nachwuchs des Torfs zu cultiviren.

Sind die Verhältnisse nicht mehr vorhanden, über welchen sich Torf bilden kann, fehlt z. B. das Wasser, vertrocknet das Moor, so hört der Nachwuchs auf. Unbezweifelt hat in dieser Weise in vielen alten Mooren der Nachwuchs des Torfes schon in sehr alter Zeit aufgehört, in anderen kann er aber Jahrhunderte lang nur unterbrochen gewesen sein. So rechtfertigt sich der Ausspruch von Cuvier, daß die Torfablagerungen nicht zu einem Chronometer benutzt werden können, um das Alter des jetzigen Zustandes der Erdoberfläche zu bestimmen. Dabei fehlt es aber doch nicht an Beweismitteln, daß mancher Torf sehr alt ist. Selbst ohne bedeutende klimatische Veränderungen kann die Vegetation einer Oertlichkeit von einer andern eingenommen werden, Wälder

von einer bestimmmten Holzart können absterben und Bäume ganz anderer Art an ihre Stelle treten, wenn der Boden nicht mehr die nöthigen Nahrungsstoffe für die frühere Vegetation enthält. Ferner können Orkane ganze Wälder umwerfen und vernichten. Absichtliche Zerstörungen von großen Waldstrecken weist auch die Geschichte nach. Bei Ereignissen der einen oder der andern Art können sich später in solchen Gegenden Torfmoore gebildet haben, wobei das an Ort und Stelle verbliebene Holz bei seiner Fäulniß und Zersetzung den ersten Impuls zur Torfbildung abgab. De Luc erinnert hierbei an die Zerstörungen der Wälder in Deutschland auf Befehl von Severus und anderer römischer Kaiser. Man hat wirklich in verschiedenen Gegenden durchgesägte Bäume und solche mit Axthieben, selbst hölzerne, steinerne und eiserne Keile, die beiden letztern von antiker Art, im Torf gefunden. Jene verschiedene Zerstörungsweisen von Wäldern erklären nicht allein das häufige Vorkommen von Baumstämmen im Torf, sondern besonders auch, daß z. B. in Dänemark verschiedene Holzarten, jede in abgesonderter Schicht, über einander im Torfe abgelagert sind. In den Waldmooren jenes Landes erkennt man von unten nach oben drei Schichten von verschiedenen Baumarten mit Zwischenlagern von Moostorf. Es sind darin drei Perioden charakterisirt, die älteste ist die der Kiefer (Pinus sylvestris), die zweite ist die der Eiche, in der dritten, jüngsten, kömmt erst die warzige Birke (Betula verucosa) vor. Die Zitterpappel (Populus tremula) findet sich dagegen in allen Schichten vor. In der Kieferschicht liegen Werkzeuge von Feuerstein, dem prähistorischen Steinalter angehörig, und selbst wurden solche noch in der Schicht mit Eichen aufgefunden. In dieser aber allein die einer viel spätern Zeit angehörigen Geräthschaften von Bronze. Mehrere analoge Beispiele

der Uebereinanderlagerung verschiedener Baum-Vegetationen im Torf sind auch anderwärts bekannt.

Andere Torfmoore liefern sogar den Beweis, daß sie schon in der Eiszeit von Mitteleuropa entstanden sind. Dr. Alfred Nathorst hat im Jahr 1872 zum Zwecke der Erforschung des höchsten Alters der Torfmoore eine eigene Reise in Deutschland, der Schweiz und in England gemacht, und ihre Resultate mit andern fremden ähnlichen Ermittelungen zusammengestellt. Seine Beispiele sind umfassend und beziehen sich auf schwedische, dänische, mecklenburgische, bayerische, schweizerische und englische Lokalitäten. Ein Beispiel davon ergibt sich aus dem folgenden Profil einer Torfablagerung in Seeland (Dänemark).

Postglaciale Formation.	Torf mit	Quercus sessiliformis und robur
		Pinus sylvestris
		Populus tremula, nach unten Betula nana
	Thon mit	Betula nana, Salices, darunter Salix herbacea, Salix reticulata
		Dryas octopetala, Citheridea tortosa, Limnea limosa
		Salix polaris.
Eiszeit.		Eckige Gesteinsbrocken.
Interglaciale Formation.	Thon mit	Salix polaris, Dryas octopetala, Limnea torosa
Eiszeit.		Eckige Gesteinsbrocken.

Das Profil erklärt sich durch sich selbst. Die erkannten Pflanzen dieses Moors ordnen sich nach den Klimaten, welche sie im Leben erforderten, zu oberst die heutigen der Gegend bis

herab zu den arktischen oder zu denjenigen der Eiszeit. Die Thone bezeichnen Gletscherschutt und die zwei Schichten eckiger Gesteinsbrocken könnten sogar auf zwei getrennte Eiszeiten hindeuten.

Professor Zittel (Sitzungsberichte der mathemat. physikal. Klasse der k. B. Akademie der Wissenschaften. 1874, Heft III, S. 252 ff.) hat jüngst ausgezeichnete und ausgebreitete Gletscherspuren der Eiszeit in der bayerischen Hochebene nachgewiesen, deren Gebiet sich sogar bis in die Gegend von München erstreckt. In den alten Gletscherablagerungen fand sich in einer Torfschicht ein wundervoll erhaltenes Skelet von Rhinoceros tichorhinus, mit vier Backzähnen vom Mammuth, Knochen von Pferd, von Bos priscus (?), Edelhirsch und Geweihe-Stücke vom Rennthier. Aus den genauen Untersuchungen der Lagerungsverhältnisse hat sich folgendes Profil von unten nach oben ergeben:

A. Vor der Eiszeit.

Loses geschichtetes Diluvialgerölle oder feste Konglomerate aus kalkigen und krystallinischen Gesteinen.

B. Eiszeit.

Entweder deutliche Gletscherspuren, Kies mit geritzten Geschieben, Blocklehm, Grund- und Erdmoränen, geritzter Gletscherboden, Moränenlehm oder Löß und Lehm, alpine und noch jetzt in Südbayern lebende Conchylien, endlich auch Torf mit den vorangegebenen Thierresten.

C. Nach der Eiszeit.

Jüngerer geschichteter Kies, Torfmoore mit Betula nana, Salix herbacea und Dryas octopetala.

Hiernach hätten wir in diesem Gebiet Torf in und nach der Eiszeit.

An diese Beobachtungen reihen sich die Untersuchungen von

dem bekannten Reisenden im hohen Norden, Ch. Martins, über die lebende Flora in den Torfmooren des Neuenburger Jura und in der Gegend von Gais (Kanton Appenzell), welche über alten Gletscherschutt sich ausbreiten. Er sagt: „Als ich zum erstenmal im Jahr 1859 die Flora der Torfmoore im Thale des Ponts, in 1000 Meter Meereshöhe, im Neuenburger Jura erblickte, glaubte ich die Landschaft von Lappland vor mir zu haben, welche ich vor 20 Jahren untersucht hatte. Nicht allein die Arten von Pflanzen, sondern sogar die Varietäten waren dieselben.“ Aehnlich verhielt es sich überall im Jura und im Kanton Appenzell bei ungefähr gleicher Höhenlage der Torfmoore. Nach seiner genauen Untersuchung befaßt die lebende Flora dieser Punkte im Ganzen 180 phanerogame Pflanzenspezies, und darunter befinden sich 70, welche dem höchsten Norden, nämlich Spitzbergen, Nowaja Semlja und Grönland angehören. Die Ursache dieses Fortbestandes der lebenden Flora aus der Eiszeit liegt in dem kalten und feuchten Klima jener schweizerischen Gegenden, welches fast mit demjenigen von Lappland gleichkömmt. Aehnliche Beobachtungen sind auch von anderer Seite über die Flora auf den Torfmooren bei den Gletschern an den höchsten Gebirgspunkten der Vogesen gemacht worden.

Einen weitern schönen Beweis für das hohe Alter vom Torf verdanken wir dem ausgezeichneten Naturforscher Oscar Fraas durch seine Entdeckungen bei Schussenried in Oberschwaben. Hier fand man eine Ablagerung von Torf, unter dieser Kalktuff und darunter eine sogenannte Culturschicht, welche unmittelbar auf Kies ruhete. Dieser Kies weist auf alte Gletscher hin. Die Culturschicht, eine Schlammlage von bis 5 Fuß Mächtigkeit, enthielt sehr zahlreiche und überzeugende Kunde von Objecten, welche beweisen, daß sie von prähistorischen Menschen aus der

Rennthierzeit herrühren, und zuverlässig hinterlassene Küchen- und andere Abfälle sind. Man fand darin und zwar, wie es scheint in einer Vertiefung, von zoologischen Resten sehr viele Knochen von Rennthieren zusammen mit Knochen von nordischen Raubthieren, nämlich vom Vielfraß (Gulo spelaeus oder borealis), Goldfuchs, Eisfuchs, Bär (Ursus arctos), Wolf, einzelne Knochen vom Hasen, dann ferner von einem kleinen Ochsen und einer großkopfigen Pferdeart und endlich vom Singschwan (Cignus musicus), der im hohen Norden auf Spitzbergen und in Lappland brütet, von der Moorente (Fulgula, Spezies unbestimmt), Fröschen und einem großen Fisch. Keine Spur von Menschenknochen wurde gefunden, die man aber auch zwischen den weggeworfenen Abfällen nicht erwarten konnte. Ferner enthielt die Culturschicht viele verarbeitete und rohe Steine, Feuersteine in unbrauchbaren Splittern oder zu Pfeilen und Lanzenspitzen zugeschlagen, Sandsteine von hackemesserartiger Form, Rollkiesel aus den Gletschern herrührend, vielleicht zum Schleudern bestimmt, vom Feuer geschwärzte Schiefer- und Sandsteinplatten; endlich mannichfach bearbeitete Nadeln, Pfriemen und Angeln aus Bein und den Zinken der Rennthiergeweihe, andere aus Holz u. s. w., alles in sehr primitiver Darstellungsweise, das meiste schadhaft und offenbar zum Fortwerfen bestimmt. Für unsere Zwecke sind aber die in der Torfschicht gefundenen Moose wichtig. Nach der Untersuchung des ausgezeichneten Mooskenners, Prof. Schimper in Straßburg, waren es durchweg nordische und hochalpine Formen, nämlich vorherrschend Hypnum sarmentosum, Wahlenberg, dann auch Hypnum aduncum, Hedw., welche Schimper mit der Varietät Kneifflii groenlandicum vergleicht, und Hypnum fluctuans var. tenuissimum, welches heutzutage auf sumpfigen Wiesen innerhalb der Alpen und im arktischen

Amerika wächst. Also entstand der Schussenrieder Torf in einer Epoche, welche sehr nahe auf die europäische Eiszeit gefolgt ist.

Von dem großen gehörnten Ur (Bos primigenius), vielleicht dem Stammvater unseres Hausochsen, sind mehrmals Knochen im Torf gefunden worden, so u. a. ein ganzes Skelet bei Grevenbroich im Regierungsbezirk Düsseldorf, welches sich im Besitze des Gymnasiums zu Düsseldorf befindet. Ist es auch zweifelhaft, ob diese Ochsenart noch in der historischen Zeit lebte, so würde doch ihr Fund im Torfe für ein hohes Alter des letzteren sprechen.

Aehnliches läßt sich von zwei andern Säugethier-Species sagen, deren Skelete auch im Torf vorkommen, nämlich des Riesenhirsches oder des Riesenelenns (Cervus megacerus oder euricerus) und des großen Mastodont's (Mastodon giganteus).

Von dem erstern fand man im irländischen Torf ein Gerippe mit aufgerichteter Nase, das große schaufelförmige Geweihe auf den Schultern zurückgeworfen, als wären die Thiere in dem Moore versunken und erstickt. Ueber die Zeit, in welcher diese Thiere gelebt haben können, habe ich mich an einem andern Ort wie folgt geäußert: „Nees von Esenbeck hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß höchst wahrscheinlich in dem Jagdbilde der Nibelungen des Riesenelenns gedacht sei. Nach der Simrockschen Uebersetzung des Heldenbuchs heißt es nämlich:

„Darauf schlug er wieder einen Büffel und einen Elk
Vier starke Auer nieder und einen grimmen Schelk.“

Im Original steht „wisent“, „elch“ und „schelch“. Wisent (Büffel) und Ur (Auer) — Bison und Auerochse — zwei Arten oder Spielarten wilder Ochsen — sind sich erfahrungsmäßig so nahe verwandt, als es dem Klange nach Elk (Elch) und Schelk (Schelch) sind. Daß der Elch das noch lebend vorhandene Elenn

ist, dürfte als unzweifelhaft anzunehmen sein, Elch oder Elk ist die Benennung, welche das Elenn in der Mehrheit der Sprachen der nordischen Länder führte. Professor Bujack stellte die Ansicht auf, daß Elch das weibliche Thier, Schelch aber das männliche bezeichnet haben möge. Warum sollte aber der Name des weiblichen Thieres in der Sprache als Bezeichnung für beide Geschlechter geblieben sein, während der Name des männlichen Thieres untergegangen wäre. Das Umgekehrte hätte viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Näher liegt die Annahme, daß der Schelch ein dem Elch ähnliches, aber davon verschiedenes Thier gewesen ist. Für die Existenz des Schelchs der Nibelungen haben wir auch noch historische Beweise aus dem zehnten und eilften Jahrhundert. Es heißt nämlich in einer Urkunde Ottos des Großen, welche Baldrich, Bischof von Utrecht, im Jahr 943 von dem genannten Kaiser erwirkte, nach dem übersetzten Grundtext: Niemand soll sich ohne die Erlaubniß des Bischofs Baldrich herausnehmen in dem Drenter Forst — zwischen der Vechte und Ems — Hirsche, Bären, Rehe, Schweine und vorzüglich die Thiere zu jagen, welche im Deutschen Elo oder Schelo genannt worden. Eben diese Bestimmung findet sich in einer zweiten Urkunde Heinrichs II. vom Jahre 1025 für den Bischof Adelheid. Wenn es in diesen Urkunden heißt: „Elo oder Schelo", so kann mit den beiden Namen nicht ein und dasselbe Thier gemeint gewesen sein, denn das Nibelungenlied unterscheidet den Elch sehr bestimmt vom Schelch, und bezeichnet den letzten noch besonders dadurch, daß es ihn „den grimmen" nennt. Das fremde o am Ende der beiden Namen in jenen Urkunden mag durch Umwandlung des ch oder g in o, vielleicht blos beim Abschreiben entstanden sein." So wird es also sehr wahrscheinlich, daß das Riesenelenn, wovon man auch mehrere Exemplare in

Deutschland im aufgeschwemmten Lande aufgefunden hat, erst in späten historischen Zeiten ausgestorben ist. Immer wäre dies aber schon alt genug, um dem Torf ein hohes Datum zu geben.

Mit dem großen Mastodont (Mastodon giganteus) aus den Torfmooren von Virginien mag es sich ähnlich verhalten. Man hat dort sogar zwischen den Knochen des Riesenthieres noch den häutigen Sack des Magens gefunden, welcher erkennbare Pflanzenreste — die zermalmte Nahrung — enthielt.

Uebrigens liegt es nahe, daß Haus- und wilde Säugethiere leicht in den Torfmooren versinken und darin eingehüllt werden. So hat man denn auch an vielen Orten die Leichen gefunden, nämlich von Schafen, Ochsen, Pferden, Schweinen, Edelhirschen, Dammhirschen, Elenn- und Raubthieren, Bibern, Ottern und Bären. Reste von Vögeln sind selten. Auch Süßwasserschildkröten, Frösche, Fische, Insekten und Mollusken sind im Torf oft in Menge angetroffen worden, ebenso Infusorien in größern Zusammenhäufungen; es können die letztern nur bei der Bildung des Torfs in denselben entstanden sein.

Auch mehrere im Torf aufgefundene menschliche Leichen können ein hohes Alter desselben beweisen. In einem Torfmoor auf den Besitzungen des Grafen Moira in Irland wurde eine Leiche gefunden, eilf Fuß tief im Torf. Der Körper war mit einem härenen Gewande bedeckt (man vermuthet, daß es aus den Haaren des Riesenelenns gemacht sei). Das würde auf ein hohes Alterthum schließen. Im Jahr 1747 fand man auf der Insel Ayholm in Linkolnshire, sieben Fuß tief im Torfe eine weibliche Leiche mit antiken Sandalen an den Füßen. Nägel, Haare und Haut waren noch ganz frisch, die Haut weich und faltenlos und nur braun gefärbt. Im Jahr 1830 fand man in einem Torfmoor bei Haßleben in Thüringen zwei vollständige noch mit Fleisch

und Haaren versehene Leichen, welche nach ihrer Kleidung und den goldenen Spangen an den Händen und Füßen, aus der Zeit von Julius Cäsar oder Augustus herrühren sollen. Das antiquarische Museum zu Kopenhagen bewahrt eine mumienartige weibliche Leiche aus einem Torfmoore von Heraldskioer in Jütland, welche mit Haken an einem Pfahl befestigt war. Alterthumsforscher schlossen von den Resten ihrer Kleidung mit ziemlicher Gewißheit, daß sie aus der letzten Periode des Heidenthums herrühren, und Peterson hat zu beweisen gesucht, daß diese Mumie der Körper der Königin Gunehilde aus Norwegen sei, von der man weiß, daß sie König Harald Blaatand im Jahr 965 durch das Versprechen, sie zu heirathen, nach Dänemark lockte, und sie dann in ein Torfmoor versenken ließ. Jacob Grimm hat dargethan, daß das Versenken von Verbrechern in Sümpfen — man nannte es „den Gnabeldank geben" — bis zum zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch im Brauche war. — Noch viele andere Beispiele von im Torfe aufgefundenen menschlichen Leichen sind bekannt.

Die oft gute Erhaltung menschlicher und thierischer Körper im Torf ist der Humussäure und dem Gerbestoff desselben zuzuschreiben. Das Fleisch der Leichen ist oft dem Ansehen nach mit Talg verglichen worden, und dürfte in Fettwachs umgewandelt sein, welche Art der Umwandlung auch oft bei menschlichen Leichen von alten Kirchhöfen beobachtet worden ist.

Erzeugnisse des menschlichen Kunstfleißes aus den verschiedensten alten Zeiten trifft man in und unter dem Torf an: Steinäxte, Pfeilspitzen, Münzen, Ringe, Geschmeide und Gefäße von Bronze und Gold, Thongefäße, selbst nicht selten Kähne primitiver Art (sogenannte Einbäume). Man erinnere sich dabei der zahlreichen Funde im Torf bei den Pfahlbauten in der

Schweiz und in andern Ländern, so wie der Bronze- und Goldfunde aus demselben in Dänemark, welche in dem reichen Kopenhagener Alterthums-Museum aufbewahrt werden.

Hölzerne Straßendämme, römische gepflasterte Straßen, Zäune, selbst aus Holz gezimmerte Gebäude sind unter mächtiger Torfablagerung an mehreren Orten aufgefunden worden.

Auch die Ueberlagerungen des Torfs von andern Gebirgsmassen können Zeugniß von einem sehr hohen Alter desselben abgeben. Wenn z. B. bei vielen Mooren in den Küstenländern der Nord- und Ostsee die Torflager von diluvialen Schlamm- und Sandgebilden überdeckt sind, so gehören sie gewiß einer alten Zeit an, in welcher Meeresfluthen sie überschwemmt haben.

Sehr trockene Torfmoore gerathen nicht selten in heißen Sommern durch Selbstentzündung in Brand. In den Karpathen, wo sehr ausgebreitete Torfmoore vorkommen, brennen diese oft den ganzen Sommer hindurch, bis die regnigte Jahreszeit eintritt. Ebenfalls in der weiten Erstreckung des hohen Venns aus dem Regierungs-Bezirke Aachen bis weit in das belgische Gebiet hinein haben sich in sehr heißen Jahren, so 1684, 1800 und 1825, bedeutende Moorbrände ereignet, welche bis in den Winter andauerten, und wobei sich das Feuer 12 Fuß tief in die Torf-Lagerstätte erstreckte. Bei dem sogenannten Moorbrennen in den nordwest-deutschen Mooren (von diesen sogleich) verbreitet sich oft das Feuer zufällig über ausgedehnte Moorgebiete.

Der trockene Nebel, unter dem Namen Höhe- oder Heerrauch, auch wohl Haarrauch, Landrauch, Sonnenrauch, Moorrauch und Haiderauch bekannt, welcher sich aus den Moorgebieten des nordwestlichen Deutschlands selbst bis über die preußischen Rheinlande und Holland verbreitet, und nachtheilig sowohl auf die Vegetation als auf das thierische Leben einwirkt, ist das Pro-

duft des Torfbrandes, nicht der Selbstentzündung, sondern des sogenannten absichtlichen Moorbrennens, wodurch eine zeitweilige Cultur des Moorbodens erzielt wird. Der davon herrührende Nebel ist nicht mit dem gewöhnlichen Nebel atmosphärischen Ursprungs zu verwechseln. Der Höherauch gibt sich als ein übelriechender Nebel zu erkennen, der Himmel sieht schmutzig blau aus, in der Höhe von einigen Graden verliert sich plötzlich die blaue Farbe, und es erscheint rings um den Horizont ein an seinem obern Theile mehr oder weniger scharf begrenzter Ring von schmutzig rothbrauner Farbe, die Sonne hat einen matten Schein, und ihr Licht spielt mehr oder weniger ins Rothe. Vielfache Beobachtungen haben erwiesen, daß der Höherauch der Zeit nach mit dem Moorbrennen zusammenfällt, und daß er nur dann sich zeigt, wenn der Wind aus der Richtung herkömmt, wo das Moor brennt. Er erscheint meistens nach Gewittern — in irrthümlicher Deutung nennt das Volk ihn daher wohl ein zersetztes Gewitter — aber die Ursache liegt darin, daß die höhern Luftschichten sich dann tiefer herab zu senken anfangen, welche zugleich die beginnende Kälte bedingen; aus gleichen Ursachen ist er trocken; auch erscheint er nur bei heiterm Wetter, weil die stürmische Luftbewegung ihn zerstreuet, er weicht dem Regen, weil dieser ihn zum Niederschlag führt, und verschwindet oft plötzlich, wenn die über dem Erdboden erwärmten aufsteigenden Luftströme ihn mit sich den höhern Regionen weiter führen oder durch Verdünnung unbemerkbar machen.

Um die Moore zur Cultur vorzubreiten, wird die Oberfläche im Herbst umgehackt, damit die Schollen im Winter austrockenen können. Ist dann der Mai trocken, so werden sie im Mai angezündet. Auf dem rauchenden Acker befördert der Arbeiter mit Gabeln und andern Werkzeugen die Verbreitung des Feuers, unter-

drückt aber das hellauflodernde durch Ueberschüttung von unverbrannten Schollen, und sucht auf diese Weise ein blos rauchendes Schmölen zu bewirken. Durch das Moorbrennen wird der Kaligehalt der Haidekräuter aufgeschlossen. Ist derselbe von der Buchweizen-Cultur verbraucht, so hört die Körnerbildung auf, und erst wenn nach zwei bis drei Decennien das Haidekraut wieder aufgewachsen ist, kann die Wiederholung der Brandcultur eintreten. Fink, der vorzüglich die schädlichen Verhältnisse des Moorbrennes in das gehörige Licht gestellt hat, schätzte früher, daß die abgebrannte Oberfläche im nordwestlichen Deutschland jährlich 50,460 Morgen betrage und die Quantität verbrannter Produkte, welche dadurch in die Atmosphäre gelange, zu mehr als 1800 Millionen Pfunde. Nach dieser großen Menge fremdartiger Elemente in der Atmosphäre, welche den freien Durchgang des Sonnenlichts stören und nachtheilig auf dem Athmungsproceß der Thier- und Pflanzenwelt einwirken, ist die Schädlichkeit des Höherauchs nicht schwer zu erfassen.

Zur Unterdrückung des Moorbrennens als der Ursache des Höherauchs ist im Jahr 1870 in Bremen eine Anzahl patriotischer und sachkundiger Männer aus den verschiedenen Gegenden in der Nähe des nordwestlich-deutschen Moorgebiets zusammengetreten, und hat den „Verein gegen das Moorbrennen" gegründet. Mit großem Beifall wurde sogleich dieses Unternehmen sowohl im Lande, als auch in weiter Ferne aufgenommen, und es fehlte dem Verein nicht an freiwilligen Geldbeiträgen, um seine Absichten in's Werk setzen zu können; sogar aus dem entfernten Aachen erhielt er von der Aachen-Münchener Feuer-Societät eine namhafte Geldspende. Der Verein hat es auch an umsichtiger Thätigkeit seitdem nicht fehlen lassen, wie seine gedruckten Rechenschaftsberichte genügend ausweisen. Bis jetzt ist schon durch seine

Bestrebungen für den Zweck Erfreuliches erreicht worden. In einem der mächtigsten Moorgebiete, dem sogenannten Gifhorner, hat die Köngl. Finanz-Direction zu Hannover die abgelaufenen Pachtverträge für sogenanntes Brandland, d. h. für das Moorbrennen, nicht mehr erneuert, und ebenfalls der dort arbeitenden Gesellschaft Braunschweigischer Kapitalisten das Moorbrennen nicht mehr gestattet. Ferner hat das großherzoglich Oldenburgische Staatsministerium eine Verordnung erlassen, nach welcher das Moor- und Haidebrennen vom 1. Juni bis zum 1. September allgemein im Gebiete des Landes verboten ist. Wie es scheint haben diese Bestimmungen schon vortheilhaft bis in die Rheingegend gewirkt, da im Laufe dieses Sommers der Heerrauch schon fast gänzlich ausgeblieben ist. Indeß wird doch keiner bei dieser Angelegenheit interessirte Staat darauf eingehen können, das Moorbrennen gänzlich zu verbieten. Die Sorge für das Bestehen einer großen in den Moorgebieten befindlichen Bevölkerung, die ausschließlich vom Ertrage des Ackerbaues lebt, welcher lediglich durch das Moorbrennen möglich wird, würde eine solche Maaßregel nicht rechtfertigen können. Dieses hat auch der Verein selbst sehr richtig erkannt.

Die Sache mußte daher auch von einer andern Seite gleich von Anfang angegriffen werden, und zwar von einer solchen, welche neben dem beabsichtigten direkten Zweck, dem Lande noch bedeutenden Gewinn nachhaltig bringen würde. Nur Kanalbauten nach geregelten Plänen, mit den erforderlichen Schleusen, nämlich Kanäle, welche die Moor-Gegenden durchziehen, den Wasserstand reguliren und die Moore nach und nach trocken legen, um den Torf regelrecht auszugewinnen und den abgetrockneten Boden für den Acker- und Wiesenbau mit der nöthigen Düngung vorzubereiten und herzustellen, können das Uebel des

Moorbrennens nach und nach gänzlich beseitigen. Dabei müssen selbst größere schiffbare Kanäle angelegt werden, welche die Städte, Fabrikanlagen u. s. w. in der Umgebung des Moorgebietes nahe berühren und selbst mit dem Meere in Verbindung stehen, um der bedeutend vergrößerten Gewinnung von Torf den Absatz zu erleichtern und die Düngungsstoffe den abgetorften Moorflächen zuzuführen. Zugleich wären in den Torfgebieten selbst größere Colonien anzulegen, deren Bewohner bei allen diesen Arbeiten Beschäftigung und Geldverdienst fänden.

Auch in dieser Weise hat der Verein schon thatkräftig gewirkt, und noch vieles dieser Art für die nächste Zukunft in Plänen vorbereitet. So ist denn von der Durchführung dieser heilsamen Bestrebungen, welche freilich auch der thätigen Unterstützung und Beihülfe der betreffenden Regierungen bedürfen, zu erwarten, daß in nicht gar zu ferner Zukunft der breite moorige sterile Küstenstreif des Vaterlandes zum größten Theile in einen für den Acker- und Wiesenbau gedeihlichen Landesstrich umgewandelt sein wird.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der Torf in seiner Heizkraft derjenigen der leichten Hölzer entspreche. Karmarsch in Hannover hat bereits vor langer Zeit Untersuchungen über die Heizkraft vieler Hannoverscher Torfvarietäten angestellt. Aus ihnen geht hervor, daß ein Pfund Fichtenholz im Mittel 62,75 Loth Wasser, ein Pfund Buchenholz im Mittel 59,30 Loth, ein Pfund Holzkohle 118 Loth Wasser, ein Pfund weißer Torf 54,7 bis 61 Loth Wasser, ein Pfund brauner Torf 60,6 bis 62,2 Loth Wasser, ein Pfund scharzer Torf 64,1 bis 73,2 Loth Wasser verdampft hat. Hiernach wäre die Heizkraft des Torfs durchschnittlich noch größer als die des leichten Holzes. Aber um ökonomisch richtig zu rechnen, kömmt es auch auf die Zeit an,

welche die Verdampfung des Wassers erfordert hat. Zeit ist Geld, besonders beim Fabrikwesen. Eine solche gleichförmige und gesteigerte Hitze ist mit dem meist nur glimmenden Torf nicht zu bewirken wie beim flammenden Holz.

Die gehörige Trockenheit des Torfes ist nicht zu unterschätzen, die Heizkraft wird dadurch bedeutend gesteigert. Man hat daher den lufttrocknen Torf gedörrt. Es geschieht dieses in England und in Bayern in über der Erde gemauerten Kammern und Kanälen. In England wird das Dörren im Großen betrieben, indem man den Torf mit leichten Rollwagen auf gitterartigen Bodenplatten in die Kanäle führt, durch welche heiße Luft durchstreift. Der gedörrte Torf ist sehr hygroskopisch, daher ist es zu vermeiden, Vorräthe von Dörrtorf lange unbenutzt zu lassen.

Seit vielen Jahren hat man sich mit dem Pressen des Torfs vielfach beschäftigt, und sind dazu Pressen von sehr verschiedener Construktion angewendet und in England und Deutschland dafür Patente ertheilt worden. Es wäre für die Steigerung des Heizwerths des Torfs großes gewonnen, wenn es erreicht würde, in ökonomischer Weise den Torf so zu komprimiren, daß er im halben oder noch geringerm Volum dieselbe Quantität zum Brennen nutzbare Bestandtheile enthielte, als der blos lufttrockene oder gedörrte Torf. Nur faseriger Torf gibt ziemlich beim Pressen das Wasser von sich, bei kohligem Torf entweicht die Masse selbst mit dem Wasser, und höchstens verliert nur der äußere Theil der Torfziegel das Wasser, während es im Innern zurückbleibt. Dazu ist die Handarbeit bei den bisher angewendeten Maschinen zu kostbar. Der Bremer Verein gegen das Moorbrennen in Gemeinschaft mit dem Executiv-Comitée der internationalen landwirthschaftlichen Ausstellung zu Bremen hatte im Jahr 1874 drei Preise von 2000, 1000 und 500 Mark

ausgeschrieben für die beste Methode der Massenproduktion eines weithin transportfähigen Torfs, unter der Bedingung, daß die betreffenden Concurrenten ihre Maschinen am 4. Juni auf den Mooren bei Oldenburg praktisch in Thätigkeit zu setzen hätten. Außer einem Torfschiff für das Torfbaggern und einer Torfmischmaschine, wurden 7 Torfformmaschinen, nämlich 6 mit Dampfkraft und eine mit einem einpferdigen Göpel, vorgeführt. Der Preisrichter-Ausspruch erging aber dahin, daß zwar manches Zweckmäßige und Neue bei den meisten Maschinen anzuerkennen sei, daß aber keine derselben dem Wortlaut der Preisausschreibung entspräche, weshalb nur für das Torfschiff eine goldene und für die andern Maschinen eine silberne Medaille verliehen wurde. Das Problem des zweckmäßigen und ökonomischen Pressens des Torfs wäre also hiernach noch nicht völlig gelöst. Indeß wird doch schon auf einigen Torfstechereien das Material mit Maschinen gepreßt. Für Braunkohlen ist das Pressen besser geeignet, und dafür schon vielorts in Anwendung gebracht.

Koaks aus Torf sind zu locker, und schon deshalb zur hüttenmännischen Verwendung wenig geeignet, vor dem Gebläse sprühen die Torfkoaks stark und fliegen in Stücken oder Staub umher. Der meist sehr bedeutende Aschegehalt der Torfkohle, welcher 10, 15, 20 und mehr Procent beträgt, ist ein wesentlicher Nachtheil. Trockener Torf hinterläßt beim Verbrennen nur beiläufig 25 Procent Torfkohle, während Steinkohle ungefähr 75 Procent Koaks gibt. Dennoch hat man an verschiedenen Orten Koaks aus Torf dargestellt, oft nur versuchsweise.

Jeder Torf, blos mit Ausnahme einiger Varietäten, welche zu reich an Asche sind, kann im lufttrockenen oder gedörrten Zustande zu allen häuslichen und fabrikmäßigen Feuerungen gut ver-

wendet werden, selbst bei den Kesseln der Dampfmaschinen, und für die Lokomotiven der Eisenbahnen ist er in Bayern schon seit langen Jahren in Anwendung. Bei metallurgischen Hüttenprocessen, in welchen das Brennmaterial in unmittelbarer Verbindung mit den Erzen gebracht werden muß, ist der Torf dagegen wenig zu empfehlen, namentlich verschlechtert er die Qualität des Eisens. Man hat ihn allerdings bei einigen Hohöfen in Verbindung mit Holzkohlen angewendet, ob aber mit Vortheil, möchte sehr zweifelhaft sein. Torfkoaks würde sich besser zum Eisenschmelzen eignen als roher Torf, aber auch nur in der Voraussetzung, daß sie nicht zu locker und verdrückbar wären, welche Eigenschaft aber dabei kaum zu erlangen ist. Zum Puddeln des Eisens ist dagegen der rohe Torf recht gut zu verwenden, und dieses ist auch bereits in verschiedenen Gegenden praktisch geworden. Bei denjenigen Operationen des Eisenhüttenmannes, welche blos eines Glühfeuers zur Hervorbringung der Schweißhitze bedürfen, z. B. in Glüh- und Schweißöfen für Streck-, Zain-, Schaufel- und Kartätschenhämmer ist die Verwendung des Torfs ganz angebracht, nicht aber beim Frischen des Eisens nach alter Methode (Luppenfeuern). Ueberall darf man zur Bearbeitung des Eisens in irgend einer Art keinen vitriolhaltigen Torf benutzen, weil dadurch das Produkt rothbrüchig wird.

Neben der Benutzungsweise des Torfs als Brennmaterial sind seine übrigen praktischen Verwendungen meist sehr untergeordnet. Die sogenannten Moorbäder, welche in Marienbad und Franzensbad in Böhmen und auch in andern Bädern durch Zusatz von Torf zum Mineralwasser bereitet werden, so daß das Bad aus einem Torfbrei besteht, sollen sehr wirksam sein gegen gewisse Krankheitsformen. Der Vitrioltorf wird an einigen Orten z. B. zu Kamnig und Schmelzdorf bei Neiße in Schlesien, bei

Moschwig und Trossin unfern Eilenburg bei Helmstädt und früher auch zu Schwarzenbroich bei Düren, zur Darstellung von Eisenvitriol verwendet, indem man den Torf auslaugt und dann die Lauge einsiedet und krystallisiren läßt. In alter Zeit hat man in Holland aus dem gewöhnlichen Torf durch Auslaugen und Versieden Kochsalz dargestellt. Man hat aus dem Torf Paraffin fabrikmäßig gewonnen, doch wird angegeben, daß dieses kein rentables Geschäft sei, die Fabriken sollen wieder eingestellt sein. Man verwendet den Torf als Düngmittel, indem er entweder allein auf lockeren Sand- und Lehmboden gestreuet, oder mit animalischem Dünger oder Kalk vermischt wird. Auch die Torfasche wird als Wiesendünger benutzt, jedoch darf man die rothe eisen- und vitriolhaltige dazu nicht verwenden. Die Düngkraft des Torfs und seiner Asche dürfte aber eine sehr geringe sein.

Die Kohle von leichtem Torf soll, nach in England gemachten Versuchen, sich vorzüglich zur Fabrikation des Schießpulvers eigenen, selbst für diesen Zweck besser sein als Eichenholzkohle. Indeß möchte man daran doch zweifeln.

Man hat auch aus dem Torfe versuchsweise Leuchtgas, Erdöl, Gerbstoff gewonnen, welche Benutzungsweisen wohl kaum irgend lohnende Anwendung gefunden haben. Gleiches ist von der Papier-Fabrikation aus Torf zu sagen. Bei den neuen Methoden aus Holz, durch mechanische Zertheilung der Holzfaser oder ihrer Auflösung auf chemischem Wege, Papier zu fabriciren, welches im Großen bereits sehr praktisch geworden ist, wird wohl Niemand daran denken, den viel weniger dazu geeigneten Torf in gleicher Weise zu verwenden.

Auf den Hochebenen von Schottland bauen sich die Bauern Hütten von Torf. Man hat auch wohl die Fachwände von Holzbauten mit Torfziegeln ausgefüllt, was freilich, der Feuers-

gefahr wegen, nicht zu empfehlen ist. Auf Schonen werden Dächer mit Beihülfe von Rohr und Schilf mit Torf gedeckt. In Norwegen wird er zur Erbauung von Dämmen verwendet, indem man den Raum zwischen zwei Mauern mit Torfziegeln ausfüllt.

Viel Brauchbares aus dem Gebiete der Torftechnik, namentlich über die Gewinnung und Bereitung, Verkohlung, Destillation des Torfs und seine Verwendung als Brennmaterial enthält das zierliche Buch vom Professor Dr. August Vogel, dessen Titel in der umstehenden Literatur angegeben ist. Die ausgeführten und schönen, dem Texte eingedruckten zahlreichen Holzschnitte erleichtern besonders das Verständniß. Auf ein größeres bezügliches technisches Detail konnte in der gegenwärtigen kleinen Schrift nicht eingegangen werden.

Anmerkungen.

[1]) Die Literatur über Torf ist vielfach veraltet. Folgende Bücher sind bei der vorliegenden Abhandlung vorzüglich mit benutzt worden:

Dau, Neues Handbuch über den Torf. (Leipzig, 1823.)

Wiegmann, Entstehung, Bildung und Wesen des Torfs. (Braunschweig, 1837.)

Lesquereux, Récherches sur les maracis tourbeux. (Neufchâtel, 1844.) Deutsche Uebersetzung davon (Berlin 1847).

Bronn, Geschichte der Natur. B. I und II. (Stuttgart 1843.)

Grieſebach, Ueber die Bildung des Torfs in den Emsmooren. (Göttingen, 1846.)

Nöggerath, Der Torf in seiner naturwissenschaftlichen und technischen Bedeutung. In der deutschen Vierteljahrsschrift (1849. Heft IV, Nr. XLVIII).

Vogel, Der Torf, seine Natur und Bedeutung. Eine Darstellung der Entstehung, Gewinnung, Verkohlung, Destillation und Verwendung desselben als Brennmaterial. Mit 44 in den Text eingedruckten Holzschnitten. (Braunschweig, 1859.)

Senft, Die Humus-, Marsch- und Limonitbildungen als Erzeugungsmittel neuer Erdbildungen. (Leipzig 1862.) Besonders wichtig für die Geologie, Chemie und Physik des Torfs.

[2]) Die Torfgeographie kann hier nicht gegeben werden, da sie dazu viel zu umfassend ist. Die Lokalitäten der Verbreitung des Torfs im deutschen Reich ist sehr eingehend behandelt in von Dechen, Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im deutschen Reiche. (Berlin, 1873.)

[3]) Sehr umfassende tabellarische Zusammenstellungen von Analysen des Torfs und seiner Asche enthält das oben citirte Werk von Senft.

[4]) Ueber die Eiszeit geben zwei Schriften der gegenwärtigen Sammlung Auskunft, nämlich Alexander Braun, Die Eiszeit der Erde (IV. Serie, Heft 94, 1870) und Dr. Justus Roth, Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene (V. Serie, Heft 111, 1870).

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

(13)

Das

alexandrinische Museum.

Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums.

Vortrag gehalten zu Eisenach

von

Prof. Dr. Weniger.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Diejenigen Männer, welche sich die Uebung der sogenannten philologischen Kritik an den Schriftwerken des Alterthums zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, bekommen von Seiten gebildeter Laien oft genug den Ausdruck einer gewissen Verwunderung zu hören, wie man so verhältnißmäßig unbedeutenden Objecten seine Thätigkeit, und noch dazu mit einer gewissen Begeisterung, zu opfern im Stande sein könne. Man zweifelt daran, daß ein wirklicher Nutzen aus der eingehenden Textesuntersuchung der antiken Klassiker erwachse und wirft den Jüngern der Philologie vor, daß sie mit einer unbegreiflichen Vorliebe am Buchstaben haftend um Dinge sich zu ereifern fähig seien, die ein verständiger Mensch unbeachtet bei Seite schiebe.

Es würde zu weit führen die Berechtigung und den wahrhaft hohen Reiz auch dieses Zweiges der Alterthumsstudien eingehend nachzuweisen. Begnügen wir uns für diesmal mit der Thatsache, daß die größten Geister unseres Volkes diese Berechtigung anerkannt haben, und daß es in der Geschichte der Wissenschaft selbst Zeitalter gibt, denen ganz vorwiegend der Beruf zugefallen zu sein scheint, die großen Leistungen der Väter und Ahnen zu sammeln, zu sichten, zu deuten und als sicheren Gewinn für alle Zukunft in einer festen und brauchbaren Form der Nachwelt zu vererben. So scheint es, als ob gerade die Zeit, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, die Mission besäße, die großen

Geisteswerke des letzten Jahrhunderts in dieser Weise zu redigiren. Erscheinungen, wie die großen Classiker unserer Literatur, hat das 19. Jahrhundert nur spärlich noch aufzuweisen; gerade darum aber vielleicht geschieht es, daß die scharfsinnigsten unserer Zeitgenossen es für eine würdige Aufgabe erachteten, eine kritische Ausgabe der Werke Lessing's zu veranstalten, und daß bedeutende Kräfte gerade jetzt in voller Thätigkeit sind, um auch Schiller und Goethe ähnliche Behandlung angedeihen zu lassen. Ein jedes derartige Streben ist in vollem Maße gut zu heißen. Denn es ist ein altes Culturgesetz, daß der höchsten Blüthezeit ein allmähliches Sinken folgt; in solchen Perioden aber gilt es zu retten, und das Gewissen des Zeitalters selbst pflegt die Epigonen an diese Aufgabe zu mahnen. Ist die Blüthe bildender oder dichtender Kunst im Absterben begriffen, so erwacht gemeiniglich die Wissenschaft der Kunst- und Litteraturgeschichte, und tausend fleißige Hände ziehen das Facit aus der Menge von Einzelleistungen, welche eine besser begabte Zeit zu ersinnen und kunstvoll durchzuführen noch im Stande gewesen.

Wenn es nun ganz gewiß von hoher Wichtigkeit ist unsere Klassiker in dem Zustande herzustellen und weiter zu vererben, in welchem sie ursprünglich vorhanden waren, wenn es ferner feststeht, daß dazu großer Scharfsinn und viel Gelehrsamkeit gehört, da die allgemein gangbaren Texte als stark verderbt immer mehr sich erweisen und oft nur schwer wieder herzustellen sind, so ergibt sich leicht, wie viel schwieriger und zugleich wichtiger solche Thätigkeit in einer Zeit sein mußte, welche Schriftsteller desselben Ranges die ihren nannte, ohne jedoch auch die bequemen Hilfsmittel billigen Papiers, leichter Vervielfältigung durch correcten Bücherdruck und eines wohlorganisirten Buchhandels zu besitzen.

Diese Zeit war für das hellenische Volk eingetreten etwa in

der Epoche, als es seine politische Freiheit an die makedonischen Eroberer verlor. Damals, in den dreißiger Jahren des 4. Jahrhunderts vor Christi Geburt, war die höchste Blüthe der Litteratur vorüber, und, wie wir jetzt beurtheilen können, vorüber auf immer. Statt dessen hatte eine gewisse allgemeine Bildung die weitesten Kreise der Nation ergriffen, an Stelle maßvoller Tiefe auf beschränktem Gebiete war eine äußerlich glänzende universale Kenntniß getreten, die politischen Ereignisse hatten durch die nunmehr erschlossenen Schätze des Morgenlandes den Gesichtskreis der Völker bedeutend erweitert, und so lebte man in dem immerhin befriedigenden Gefühl, was man qualitativ nicht mehr vermochte, durch quantitative Leistungen einigermaßen zu ersetzen. Die Realien blühten allmählich empor, eine gesunde Philosophie benutzte die erweiterte Empirie zu ihren Abstractionen und zugleich traten Männer auf, welche es für der Mühe werth hielten die Resultate des Culturlebens vor ihnen kritisch festzustellen und für eine Folgezeit, welche den Thatsachen ferner stehen würde, zu retten.

Und allerdings die litterarischen Schätze, welche jener Zeit vorlagen, waren des Schweißes der Edeln werth. Die Werke des Homer und Hesiod, die Jahrhunderte lang der Nation ihren besten Bildungsstoff geboten hatten, waren, vielleicht gerade ihrer vielen Verbreitung wegen, gefährdet, geändert und allmählich unkenntlich gemacht worden. Die großen Lyriker, besonders Pindar, dessen Gesänge einst ganz Hellas entzückt hatten, begannen unverständlich zu werden und an Interesse zu verlieren. Die attischen Dramatiker, Aeschylos, Sophokles und Euripides waren auf dem Wege bei jeder neuen Aufführung durch Abschreiber, Regisseure und Schauspieler Aenderungen zu erleiden. Zwar hatte man in diesem Falle zu Athen von Staatswegen ein Mittel der Abhilfe gesucht. Auf den Antrag des Redners Lykur-

gos erwarb man in der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. das beste in Privatbesitz befindliche Exemplar der großen Tragiker, ließ es revidiren und abschreiben und verwahrte es im Staatsarchiv, um somit jene hohen Kunstwerke in reiner Gestalt zu retten [1]). Dergleichen Maßregeln konnten wohl in einem einzelnen Falle ergriffen werden. Was jedoch trat ein bei der Ueberfülle litterarischer Producte von immerhin nicht unbedeutendem Werth? Wenn Athenäos berichtet, daß er über 800 Stücke der mittleren attischen Komödie gelesen habe [2]), so läßt sich auf die reiche Litteratur dieser Art ein Schluß machen. Wer sorgte für diese Früchte dichterischen Strebens in einer Zeit, die auf bloßes Abschreiben, auf die Unwissenheit mechanischer Copisten, auf allerlei Zufälle des Alltagslebens angewiesen war? Und nun boten poetische Producte immer noch mehr Widerstandskraft durch den festumschränkenden Bau ihrer metrischen Composition. Um so schlimmer stand es dagegen mit den Prosaikern. Auch die Prosa hatte damals bereits ihren Blüthepunkt hinter sich. Die bändereichen Geschichtswerke eines Herodotos, Thukydides, Xenophon lagen vor, von den Philosophen vor allen Platon, unter den Rednern Demosthenes, Aeschines und andere. Alle diese Werke waren einer schwerfälligen Ueberlieferung anvertraut und im Uebrigen dem Zufall überlassend. Pfuscher fingen bereits an die Schriften der großen Meister nachzuahmen, manches Unechte schlich sich ein, und es darf mit der größten Sicherheit behauptet werden, daß auf dem ganzen Felde der hellenischen Litteratur eine heillose Verwirrung eingetreten wäre, wenn nicht bald ein Auskunftsmittel ausfindig gemacht wurde, das nach allen Seiten hin eine Rettung dieser Culturschätze einer großen Vergangenheit ermöglichte.

Wenn in der Culturentwickelung bedeutender Nationen Uebelstände, wie die eben angedeuteten zu allgemeinem Bewußtsein

kommen, und das war allerdings damals bei den Griechen der Fall, so pflegt, wie wir sahen, das Heilmittel nicht mehr fern zu liegen. Hier handelte es sich um zwei Aufgaben: erstens um Erhaltung der klassischen Schriften für die Zukunft, und zweitens um ihre Ausnutzung für die Wissenschaft. Schon die Sophisten des 4. Jahrhunderts hatten begonnen durch Vergleichung und Analyse der litterarischen Meisterwerke eine Sprachwissenschaft anzubahnen, welcher noch eine große Zukunft bevorstand. Derjenige jedoch, welcher zuerst mit klarem Kopf und weitester Vorbildung den gedachten Aufgaben nach beiden Richtungen gerecht wurde, war Aristoteles.

Dieser Mann war eine jener seltenen Naturen, welche in sich zu gleicher Zeit Universalität und Originalität vereinigen. Er besaß eine umfassende Gelehrsamkeit auf allen Gebieten des damaligen Wissens; seine Kenntnisse als Naturforscher und Mathematiker waren eben so bedeutend, wie als Historiker und Politiker, als Philolog und Philosoph. Sein außerordentlicher Scharfsinn ließ ihn rasch Bedeutendes von Unbedeutendem scheiden, und so beherrschte er mit wahrhaft königlichem Geiste alle jene Gebiete in dem Maße, daß es ihm möglich war, nicht nur vorhandene Lücken der Wissenschaft sofort zu erkennen und auszufüllen, sondern auch den ganzen wissenschaftlichen Erwerb der Vorzeit zur Einheit zu bringen. Insbesondere ging Aristoteles näher auf das Wesen der Sprache und deren Verhältniß zu den Begriffen ein und wirkte durch seine Beobachtungen vorbereitend und anregend für die Wissenschaft der Grammatik und der Philologie überhaupt. Und das Alles nicht nur im Einzelnen, an Worten und Sätzen haftend: sondern indem er das ganze Gebiet der Prosa gleichsam von oben herab überschaute, legte er die Gesetze desselben dar in seiner Rhetorik, für die Poesie aber that er dasselbe in der, leider zum großen Theile verlorenen, Poetik. Daß solche

Werke eines solchen Kopfes für die ganze Folgezeit klärend wirken mußten, leuchtet ein. Für die später entstehende Wissenschaft der Litteraturgeschichte waren nun die sicheren Grundsteine gelegt. Aber auch Bausteine schaffte er bereits selber herbei. So hat er für die Geschichte des Epos schätzbare Forschungen angestellt, namentlich aber war er für die des Dramas thätig. Es war in Athen Sitte über aufgeführte bedeutende Theaterstücke von amtswegen eine Art Protokoll aufzunehmen, das in Stein gehauen wurde und so die näheren Umstände der Aufführung, die Namen der Schauspieler und Stücke und andere statistische Notizen der Nachwelt überlieferte. Aristoteles schrieb dergleichen sogenannte Didaskalien, deren Bedeutung als urkundlich gesichertes Material für die Litteraturgeschichte er erkannte, von den Steininschriften ab und legte eine umfassende Sammlung derselben an. Sind uns nur die allerdürftigsten Fragmente dieser Werke erhalten [*]), so wurden sie um so mehr von den Litterarhistorikern des Alterthums, die in den nächsten Jahrhunderten auftauchten, ausgebeutet. Nach Aristoteles Tode wirkten seine Schüler, die Peripatetiker, im Sinne des Meisters auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte weiter, während die Philosophische Schule der Stoiker mit Vorliebe grammatischen Untersuchungen sich zuwandte.

So hatte sich also unter der Menge der verschiedenartigsten Cultureinflüsse um die Wende des 3. und 4. Jahrhunderts vor Christo ein ganz eigenthümlicher Zug der Zeit entwickelt. Das Streben der ersten Geister in der hellenischen Nation war nicht mehr in erster Linie darauf gerichtet auf dem Gebiete der Poesie und Prosa selbst künstlerisch Bedeutendes zu schaffen, sondern ging vielmehr darauf aus, mit Emsigkeit das Zerstreute zu sammeln und zu ergänzen. Wog 100 Jahre früher noch das künstlerische Element in der Litteratur vor, so war es jetzt das wissenschaftliche. Eine immer wachsende Polymathie und Polyhistorie hatte sich entfaltet,

begüngstigt und zum Theil selbst hervorgehoben durch die staatlichen Verhältnisse. An den herrlichen Errungenschaften speciell hellenischer Geistesarbeit begann allmählich auch das Ausland theilzunehmen und als Gegengabe manche Erzeugnisse seiner eigenartigen Bildung zu spenden. Namentlich aber hatten die Züge Alexanders des Großen griechische Sprache und Cultur weithin über die Länder der alten Welt verbreitet, Fürstenhäuser, aus den Feldherren des großen Königs hervorgegangen, hatten sich in seine Eroberungen getheilt und sahen es nun als eine naturgemäß ihnen obliegende Aufgabe an in Thracien und Pergamum, wie in Syrien und Aegypten, das Umsichgreifen des Hellenismus zu befördern.

Unter allen Diadochen waren es aber ganz besonders die Herrscher aus der Dynastie der Ptolemäer in Aegypten, welche in ihrer Hauptstadt Alexandria griechische Wissenschaft zu fördern und zu heben sich befleißigten. Es war dem Lande vergönnt eine lange Zeit des Friedens zu genießen; ein eminenter Wohlstand verbreitete sich bei den großartigen Hilfsquellen jener Gegenden sehr rasch, und so waren die Vorbedingungen jeder Blüthe der Wissenschaften, Wohlstand und Ruhe, in vollstem Maße vorhanden. Das Herrscherhaus selbst theilte den Geist seiner Zeit. Schon der erste Ptolemäos, des Lagos Sohn, mit dem Beinamen Soter, von 300 bis 284 König des Landes, hatte viel litterarisches Interesse; er stand in vertrautem Verkehr mit gelehrten Männern, zog solche an seinen Hof und legte unter Rath und Beistand des feingebildeten Demetrios Phalereus jenes großartige wissenschaftliche Institut an, dessen genauere Betrachtung der Gegenstand unseres Vortrags sein soll.[4]) — Sein Nachfolger, König Ptolemäos II. Philadelphos, hatte das Glück von 284 bis 246 nahezu 40 Jahre einer friedlichen Regierung zu erleben. Er besaß ein fast noch höheres wissenschaftliches Interesse, als sein Vater,

war selbst Naturforscher und veranlaßte große Unternehmungen solcher Art, wie gerade dieser Zweig der Gelehrsamkeit besonders sie bedarf. Sein Sohn Ptolemäos Euergetes und sein Enkel Ptolemäos Philopator fuhren in demselben Geiste fort. So kam es also, daß das Streben dieses seltenen Herrschergeschlechts den Wissenschaften auf eine Weise förderlich war, welche sonst in der Weltgeschichte kaum erhört ist. Selbst als Aegypten im Jahre 30 vor Christus römische Provinz ward, verlor sich der Geist der Gelehrsamkeit daselbst noch nicht, sondern blieb, allerdings nach Form und Inhalt der veränderten Denkweise der Menschen sich anbequemend, noch über ein halbes Jahrtausend lang das Eigenthum und die Zierde des Landes und seiner Hauptstadt.

Freilich hat es auch nicht bald einen Ort gegeben, welcher für die Förderung und Verbreitung wissenschaftlicher Interessen so günstig gelegen war, als Alexandria [5]). Die Bewohner dreier Erdtheile kamen dort mit Bequemlichkeit zusammen, das Mittelmeer brachte die Erzeugnisse des Orients, wie die Waaren des Abendlandes nach der Stadt, deren genialer Gründer die Bestimmung jener Stätte zu einem Brennpunkte der Cultur mit divinatorischem Geiste erkannt hatte. Nur wenig architektonische Trümmer über der Fläche des Erdbodens zeugen noch heute von der alten Herrlichkeit, doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß systematisch ausgeführte Grabungen noch manches schätzbare Resultat liefern würden. Allein das fortwährende Zunehmen des heutigen Alexandria mit soliden europäischen Bauten macht solche Untersuchungen immer schwieriger. Glücklicherweise ist wenigstens etwas noch rechtzeitig geschehen. Louis Napoleon nämlich hatte vor, für den 3. Band seiner histoire de Jules César, in welchem unter Anderm die Kämpfe bei und in Alexandria dargestellt werden sollten, eine ausgeführte Terrainbeschreibung zu liefern. Auf seine Veranlassung beauftragte der Vicekönig Ismail Pascha seinen

Hofastronomen Mahmûd Beg Untersuchungen an Ort und Stelle zu machen. Mahmûd Beg, der in Paris eine gelehrte Bildung erworben hatte, nahm sich der Sache mit redlichem Eifer an und lieferte einen sorgfältig gearbeiteten topographischen Plan mit wissenschaftlichen Erläuterungen. Als nun aber das Unternehmen des Kaisers nicht zur Ausführung kam, gab der Aegypter seine Entdeckungen sammt Karte vor einigen Jahren selber heraus [6]). Kiepert hat danach einen Plan in verkleinertem Maßstabe ausgeführt. Die Combination dieser neuesten Forschung mit den zahlreichen Berichten der alten Auctoren [7]) ergibt nun etwa folgendes Bild von der Stadt.

Alexandria lag auf einem schmalen Küstenland, welches den salzigen See Mareotis vom mittelländischen Meere trennt und im Süden und Westen durch den Nilkanal von Kanopus durchflossen wird. Im Jahre 331 vor Christi Geburt hatte Alexander den Entschluß der Gründung gefaßt. Deinokrates, ein genialer Architekt, entwarf den Plan, Kleomenes von Naukratis leitete die Ausführung. Der Umfang der Stadt betrug nach den neuen Messungen 15800 Meter; die Alten, welche wahrscheinlich die Vorstädte mit in Rechnung brachten, geben eine größere Zahl an. Als weiteste Längenausdehnung von WSW. nach ONO. hat man 5090, als Durchschnittsbreite von SW. nach NO. 1700 Meter ermittelt. Die auf Fürstenbefehl erbaute Stadt war von einem regelmäßigen Netz rechtwinklig sich kreuzender Straßen durchzogen. Die Hauptstraße führte der Länge nach von den Häfen bis zum kanobischen Ostthor und war von Säulenhallen eingeschlossen, deren Trümmer noch vielfach nachzuweisen sind. Mit ihr liefen sechs andere große Straßen parallel, welche von 12 Straßen der Breite nach durchschnitten wurden. Die größte der letzteren führte von den königlichen Palästen auf der Landzunge Lochias nach einem der Südthore. Alexandria war

durch Kunst und Natur wohl befestigt. Die schmale Insel Pharos, welche das berühmte Wahrzeichen der Seefahrer, den 600 Fuß hohen Leuchtthurm, trug, zog sich lang vor der Stadt hin. Sie stand mit derselben durch das Heptastadion, einen von 2 Brücken unterbrochenen festen Damm, in Verbindung. In Folge dieser Anlage wurden mehrere ausgezeichnete Häfen gebildet, in denen die Kriegs- und Handelsmarine jederzeit einen gesicherten Aufenthalt fanden. Die Bevölkerung von Alexandria stieg in den besten Zeiten bis auf 800000 Seelen, aus Aegyptern, Griechen und Juden gemischt, im Großen und Ganzen allerdings eine üppige, eitle und übermüthige Masse, durch Wohlleben und Prunksucht sittlich verdorben. Der größte Luxus und wahrhaft fürstliche Pracht concentrirte sich in dem Stadttheil Brucheion an der Meeresküste und in der Mitte der Stadt. Er nahm den 5. Theil der Hauptstadt ein, war besonders befestigt und durch kunstvolle Säulengänge, Gemäldehallen und prächtige Baumpartien geschmückt. Daselbst lagen nach NO. hin die königlichen Schlösser, dann weiter nach SW. ein Prachtgebäude als Erbbegräbniß der Landesfürsten, in welchem auch der Leichnam Alexanders des Großen beigesetzt war, endlich die größeren der wissenschaftlichen Anstalten, welche von den ersten Ptolemäern gegründet wurden. SW. vom Brucheion lag das Stadtviertel Rhakotis. Dort befand sich vor Allem das Serapeion, jenes berühmte Tempelgebäude des ägyptischen Serapis, welches ebenfalls in der Geschichte der Wissenschaften eine Rolle zu spielen berufen war. Außerdem enthielt die Stadt natürlich, wie jeder größere griechische Ort, auch Gymnasien, Rennbahnen, Theater, öffentliche Hallen und andere architektonische Prachtwerke, der Luxusbauten reicher Privatleute nicht zu gedenken. Im Mittelpunkt des ganzen Häusermeeres ragte ein Berg, das Paneion, hervor, den man auf einem Schneckenwege bestieg. Von dort oben hatte man einen

prächtigen Fernblick über die See und weit ins afrikanische Land hinein, zu Füßen aber lag das prächtige Städtebild mit seinem regen Schaffen und Treiben bis hinaus zur Todtenstadt vor dem westlichen Thor, welche selber noch mit Gartenanlagen, Erbbegräbnissen und Prunkgebäuden zum Einbalsamiren der Leichen geschmückt war.

So großartig aber auch die ägyptische Hauptstadt in Anlage und Ausschmückung erschien, soweithin dadurch ihr Name in der damaligen Welt bekannt geworden ist, ihren größten Ruhm verdankt sie doch dem vielbesprochenen, für die Geistesentwickelung der Menschheit so hochbedeutenden Museum.

Das alexandrinische Museum war eine höchst originelle Einrichtung, die ihres Gleichen wohl weder vorher noch nachher gefunden hat. Dem Wesen nach kann man das Institut als eine Gelehrtengemeinschaft bezeichnen, welche unter dem Schutze der Musen stand und davon auch den Namen bekommen hat; der Vornehmste des ganzen Kreises war zugleich auch der Oberpriester der Musen [8]). Das Museumsgebäude gehörte in das Bereich der königlichen Paläste und lag im Stadttheil Brucheion. Man hatte in demselben die nöthigen Einrichtungen getroffen, um es zum Aufenthalt und zu bequemem wissenschaftlichen Verkehr eines ganzen Collegiums geeignet zu machen. Ein großer von hohen Säulen getragener Speisesaal vereinigte die gelehrten Herren bei den täglichen Mahlzeiten, deren Unkosten aus königlicher Kasse bestritten wurden. Auch war für schattige Baumalleen gesorgt, unter denen die Männer der Wissenschaft, wie es seit Platon und Aristoteles üblich war, einherwandelnd lehren und disputiren konnten. Bei ungünstigem Wetter diente ein bedeckter Porticus zu demselben Zwecke, unterbrochen durch eine rund herausgebaute Sitzhalle, in welcher man lesen und schreiben und allerlei gelehrte Geschäfte verrichten konnte. Man muß sich

nämlich vergegenwärtigen, daß Sitte, wie Klima — Alexandria hat eine Durchschnittstemperatur von fast 17° Wärme — die Leute anwiesen, mehr im Freien als in geschlossenen Räumen sich aufzuhalten. — Wie im allgemeinen, so war nun auch im besonderen für ein reges Gedeihen der Studien gesorgt. Mit dem Museumsgebäude in Verbindung stand vor allem die berühmte Bibliothek, in der sich der vollständige litterarische Apparat für alle Zweige des Wissens vorfand. Außerdem waren mit dem Museum eine Menge einzelner Einrichtungen für bestimmte Fächer verbunden. Ob diese aber in demselben Gebäude untergebracht waren, wissen wir nicht mehr. Dahin gehörten zunächst bedeutende chirurgische Anstalten, durch deren Gebrauch die alexandrinischen Aerzte bald einen solchen Ruf erhielten, daß man sie weithin begehrte[9]). König Ptolemäos II., selbst Naturforscher, wie oben erwähnt, hatte ferner eine Art von Menagerie oder zoologischem Garten einrichten lassen und scheute keine Kosten für Herbeischaffung seltener Thiere[10]). Auch Acclimatisationsversuche mit ausländischen Pflanzen wurden, wie es scheint, in den königlichen Gärten vorgenommen[11]). Für Astronomen waren gewiß auf den platten Dächern der Gebäude Einrichtungen zu Sternwarten getroffen, außerdem aber diente ein vierseitiger Säulenhof, in dessen Mitte ein großer eherner Kreis eingelassen war, zu Anstellung astronomischer Berechnungen[12]).

Die gelehrten Männer, welche am alexandrinischen Museum angestellt waren, erhielten ein nicht unbedeutendes Jahrgehalt und waren von allen Abgaben befreit. Durch königliche Schenkungen war der Stiftung ein beträchtlicher Grundbesitz überwiesen, von dessen Renten die laufenden Kosten bestritten wurden. König Ptolemäos der Zweite kümmerte sich ziemlich genau um die Verwaltung. Athenäos erzählt darüber eine Anekdote, die

zugleich zeigt, wie der König mitunter die manchmal wohl etwas pedantischen Gelehrten, mit denen er in vertrautem Verkehr stand, zu necken pflegte. Sosibios von Lakedämon, ein spitzfindiger Grammatiker, hatte behauptet durch eine Wortversetzung eine Schwierigkeit an einer Homerstelle beseitigt zu haben. Der Fürst beschloß ihm zu zeigen, daß er selber an Spitzfindigkeit ihn überbiete. Sosibios erhielt beim nächsten Zahlungstag kein Gehalt. Er beschwert sich, der König fordert die Rechnungsbücher ein, prüft sie und findet allerdings nur die Namen des Soter, Sosigenes, Bion, Apollonios und der andern Museumsgelehrten, nicht aber den des Sosibios, als Empfänger eingetragen. Und doch, behauptete er, habe die Sache ihre volle Richtigkeit. Nehme man nämlich die erste Silbe des Soter, die zweite des Sosigenes, die erste des Bion und die letzte des Apollonios, so ergebe sich, daß auch der Name Sosibios im Quittungsbuch stehe und jener dürfe sich weiter nicht beklagen[18]). — Die Stellung der Gelehrten, welche in Ruhe und Behaglichkeit ihren Studien leben konnten, war übrigens eine höchst angenehme, wenigstens unter den ersten Ptolemäern; denn natürlich waren auch diese Verhältnisse dem Wechsel der Zeiten unterworfen und es kamen im Laufe der Jahrhunderte auch Herrscher, welche nicht in so königlicher Liberalität die Wissenschaften beförderten, wie ihre Vorgänger.

Eigenthümlich ist nun, was von der gemeinsamen Thätigkeit der Museumsgelehrten berichtet wird. Es wurden, wie es scheint regelmäßig, gemeinschaftliche Sitzungen gehalten, in welchen über gelehrte Fragen verhandelt und oft in der lebhaftesten Weise debattirt ward. Es war Mode geworden auf schwierige Thesen oder Streitfragen zu sinnen, und Leute, die darin besonderes Geschick hatten, konnten sich eine Art Ruhm erwerben. Solche Fragen, wie die nach dem Mädchennamen des Achilleus, als er

unter den Töchtern des Lykomedes verborgen gehalten wurde, waren nichts Seltenes. So spitzfindigen Fragenstellern aber entsprachen nicht minder geschickte Fragenlöser. Wir können nach heutiger Anschauung gerade dieser Art wissenschaftlicher Beschäftigung einen hohen Werth nicht beilegen. Bedeutender wird uns dagegen die Thätigkeit der alexandrinischen Gelehrten als Docenten erscheinen. Man bildete sich Schüler heran, indem man nach Art der griechischen Philosophenschulen entweder in freiem Gespräch über wissenschaftliche Themata sich ausließ, oder auch, wie es seit Aristoteles Sitte war, regelrechte Vorträge hielt, welche von den Zuhörern nachgeschrieben wurden. Dazu trat nun ferner die Interpretation der bedeutenderen griechischen Auctoren mit besonderer Rücksicht auf die grammatische und überhaupt sprachliche Seite derselben. Die Schüler waren natürlich schon reifere Jünglinge, deren Ziel es war, einst Gelehrte in Art ihrer Meister zu werden. Oft waren ihrer Hunderte beisammen, welche aus allen Weltgegenden herbeikamen, wenn ein bedeutendes Schulhaupt sich Ruf erworben hatte.

Wie viele Gelehrte am Museum angestellt waren, ist uns nicht überliefert, vielleicht war die Anzahl überhaupt nicht bestimmt begrenzt. Daß im Privatleben dieser Leute nicht immer nur das reine, unverfälschte Streben nach Idealem vorwog, ist erklärlich. Wie in der wissenschaftlichen Praxis oft übertriebene Spitzfindigkeit und Pedanterie sich einmischte, so gab es viel Geklatsch, Gezänk, mancherlei Kabale und Intrigue des persönlichen Verkehrs. Aber der Ruhm des Instituts im Ganzen wurde dadurch nicht geschmälert. Die großartige königliche Munificenz der Ptolemäer trug die herrlichsten Früchte. Ein rasches Aufblühen der Wissenschaften trat ein, große Unternehmungen, Privaten unmöglich, wurden von den alexandrinischen Gelehrten veranstaltet, und bald war die ägyptische Hauptstadt der Central-

punkt des wissenschaftlichen Lebens der ganzen Welt, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit und der gesamten klassischen Bildung. Von nah und fern strömte man auf dem bequemen Seewege dorthin, um von den Lehrmitteln des Museums zu profitiren und, der Biene gleich, den Honig der Wissenschaft auch in die Heimat zu bringen.

Es ist jedoch unmöglich das volle Wirken des alexandrinischen Gelehrtenthums auch nur annähernd zu verstehen, wenn man nicht zugleich ein Bild besitzt von dem Institut, welches, mit dem Museum verbunden, eine noch höhere Bedeutung, als jenes, für die Folgezeit erhalten hat, nämlich von der großen alexandrinischen Bibliothek[14]).

Alexandria besaß zwei Bibliotheken, eine größere, welche im Stadttheil Brucheion lag und, wie oben gesagt, mit dem Museum eng verbunden war, und eine kleinere im Serapeion, im Stadtviertel Rhakotis. Diese letztere scheint jedoch nur für praktische Unterrichtszwecke gedient und, freilich in bedeutender Anzahl, Doubletten der größeren enthalten zu haben. Daher nannte man auch die Serapeumsbibliothek scherzweise die Tochter der andern. Gegründet wurde sie durch Ptolemäos II., während die größere schon von dem ersten Herrscher dieses Namens begonnen worden war. Dort nun standen in einer langen Reihe stattlicher Säle in Regalen aufgespeichert die Bücherrollen, welche voll und unverkürzt die ganzen Schätze hellenischer Geistesarbeit bargen. Die Zahl der Bände bezeichnet der Byzantiner Tzetzes[15]) nach einer alten Quelle, die auf einer unter Ptolemäos II. angestellten Zählung fußt, in der Museumsbibliothek auf 400000 vermischte und 90000 einfache Rollen, im Serapeum befanden sich im Ganzen nur 42800. Die Höhe dieser Zahlen muß uns auf den ersten Blick befremden. Es stellt sich aber nach genauerer Prüfung heraus, daß von der genannten Büchersumme viele Werke

in mehreren Abschriften oder Ausgaben vorhanden waren und so die 400000 als „vermischte“ ausdrücklich bezeichneten Werke ausmachten; zieht man sämtliche Doubletten ab, so bleiben 90000 Rollen „einfacher“ Exemplare übrig. Auch diese 90000 sind aber nicht als vollständige Werke aufzufassen. Ein einziges längeres Werk bestand aus vielen Rollen, von denen jede einen Abschnitt des Ganzen ausmachte; somit bezieht sich die Summe von 90000 auf solche Einzelabschnitte und die Zahl der Werke selbst erleidet eine beträchtliche Reduction. Fassen wir das Alles zusammen, so erscheint die überlieferte Summe um so weniger unverdächtig, als uns aus dem Alterthum sogar von Privatbibliotheken berichtet wird, welche über 30000 Bände umfaßten[16]). Später stieg übrigens die Rollenzahl in Alexandria bis auf 700000, natürlich ebenfalls mit Einschluß der Doubletten.

Der Sammeleifer der ägyptischen Könige war ebenso groß, als ihr Interesse für die Wissenschaft überhaupt. Namentlich Ptolemäos Euergetes hatte eine wahre Bibliomanie und ließ die bedeutenden Werke aller bekannten Völker zusammenschaffen. Das schon oben erwähnte Staatsexemplar der attischen Tragiker entlieh er von der Stadt Athen zum Behuf einer Abschrift und deponirte dafür eine Pfandsumme von über 20000 Thalern, aber er behielt das Buch und gab das Capital preis[17]). So sammelte man außer den griechischen Klassikern und andern Originalwerken der Hellenen auch ägyptische, chaldäische und lateinische Bücher, ja es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß auch die heiligen Schriften der Juden beschafft wurden. All diese Werke wurden zu Alexandria ins Griechische übersetzt und so der Bibliothek einverleibt.

Es ist natürlich, daß bei einer so großartigen Anstalt eine ganze Schaar tüchtiger Gelehrter Beschäftigung fand. Außerdem brauchte man eine Menge geschickter Abschreiber zu Copien so-

wohl für den eigenen Bibliotheksbedarf, als auch für die Ausfuhr solcher Bücher, deren Originale in der Bibliothek standen. Auch zahlreiche Handwerker zur Anfertigung der Bücher waren durch den umfangreichen Betrieb der bibliothekarischen Arbeiten in Nahrung gesetzt.

Um ein volles Verständniß für das ganze rege Treiben an jenen colossalen Büchersammlungen zu erhalten, wird es nützlich sein, einen kurzen Blick auf das Bücherwesen in jener Zeit überhaupt zu werfen.

Das Material der Bücher war damals schon seit lange fast ausschließlich der Papyrus. Derselbe wurde aus einer binsenartigen Sumpfpflanze gewonnen, die zwar auch in Kleinasien und Sicilien fortkommt, aufs ausgedehnteste jedoch in den weiten Sumpfstrecken des ägyptischen Nildelta gedieh. Heimisch ist sie dort aber nicht, auch kommt sie jetzt nicht mehr dort vor, dagegen scheint eine in Nubien noch heut wachsende Art, welche sich durch aufrecht stehende Blüthenbüschel und geringere Höhe von den übrigen Gattungen unterscheidet, mit dem alten Papyrus identisch zu sein.[18]) In alexandrinischer Zeit war die Cultur der Pflanze im Nildelta massenhaft, denn die Nachfrage war ungeheuer: das gesammte Alterthum bis in späte römische Zeit bezog seinen Papierbedarf aus Unterägypten. Die Papyrusstaude wurde als Büchermaterial bereits vor Herodot verwendet. Man schnitt das gleichartige Zellgewebe der Binse von oben nach unten in schmale Streifen; diese wurden nebeneinander gelegt und dann mit einer zweiten Lage kreuzweis bedeckt. War dies geschehen, so befeuchtete man diese Schichten mit Nilwasser, in Folge davon löste sich der Pflanzenstoff auf und es entstand eine feste Verbindung der Streifen, die nunmehr gepreßt, getrocknet und geglättet wurden.[19]) Zum Verkauf wurde das fertige Papier gerollt, da die Breite oder Höhe nach der Größe der

Staude begrenzt, die Länge des Fabricats aber durch Aufeinanderleimen der einzelnen Blätter beliebig hergestellt werden konnte. Danach war denn auch das Maß für das Format der Bücher gegeben: im Durchschnitt betrug die Höhe derselben 6 bis 13 Zoll, selten mehr. Die aus dem Pflanzenstengel geschnittenen Streifen waren an Güte verschieden. Die innersten hatten die größte Breite und Feinheit und gewährten das Schreibpapier der besten Sorte, das geringere Material benutzte man als Packpapier, aus der Rinde wurden Stricke verfertigt. — Es war natürlich, daß in der Verarbeitung einer so nützlichen Pflanze in Aegypten viele Fabriken mit einander concurrirten, und nach diesen wurden dann die verschiedenen Papiersorten als Aegyptisches, Nilisches, Saitisches, Taneotisches Papier bezeichnet. In der römischen Kaiserzeit kam die Sitte auf die Sorten nach den Herrschern oder deren Frauen zu benennen, und so hören wir von charta regia, Augusta, Liviana, Fanniana, Claudia, Cornelia, u. s. w., die charta Augusta war die feinste Klasse vom größten Format und wurde mit Vorliebe zu Briefen benutzt.[20]) Auf diesen sorgfältig und zweckmäßig zubereiteten Stoff schrieb man nun mit aus Ruß und Gummi angefertigter höchst dauerhafter Tinte. Man bediente sich einer wie unsere Gänsekiele zurechtgeschnittenen Feder aus Schilfrohr, welches in Aegypten selbst oder aus Knidos bezogen wurde. Gewöhnlich bestand ein vollständiger Schreibapparat aus Tintengefäßen für rothe und schwarze Tinte, mehreren Rohrfedern, einem Federmesser, einem Schwamm zum Auslöschen des Geschriebenen und zum Auswischen der Feder, einem Lineal, einem Blei zum Liniiren, einem Schleifstein zum Schärfen der Feder, Bimsstein zum Glätten des Papyrus (später des Pergaments) und einem Zirkel zum Abmessen der Columnen.[21]) — Ueber die Beschaffenheit der alten Bücherrollen besitzen wir genauere Kenntniß,

seit man in Herculaneum eine beträchtliche Anzahl derselben aufgefunden hat. Dazu kamen dann in diesem Jahrhundert die ägyptischen Entdeckungen. So fand man z. B. im Jahre 1821 bei einer Mumie eine wohlerhaltene Rolle, welche den letzten Gesang der Ilias vom 127. Verse an enthält. Sie ist 10 Zoll hoch und aufgewickelt 8 Fuß lang und enthält 16 Seitencolonnen, jede zu circa 43 Versen. Ferner wurden 1847 Stücke des bisher verlorenen attischen Redners Hypereides entdeckt und nach und nach durch neue Funde vervollständigt.[22]) Aus dem reichlichen Material, welches nunmehr vorliegt, ergibt sich Folgendes: Die Schrift der alten Papyrushandschriften läuft immer den Langseiten parallel und ist in etwa handbreite Columnen eingetheilt, welche durch mehr oder weniger regelmäßige schmale Zwischenräume getrennt wurden. Der so beschriebene lange Papierstreifen wurde am rechten Ende an einen Stab befestigt und ganz so umgerollt, wie es in unserer Zeit mit Landkarten üblich ist, welche auf Leinwand gezogen und durch Holzstäbe begrenzt sind. Der Lesende faßte dann das linke Ende mit der Linken, rollte mit der Rechten allmählich auf, wickelte dann im Weiterlesen mit der Linken das Gelesene nach und richtete sich eben zu seiner Bequemlichkeit so ein, das er immer nur eine mäßige Fläche vor Augen hatte. War die Rolle ausgelesen, also durch die linke Hand in entgegengesetzter Richtung gewickelt, so mußte sie wieder aufgerollt und in diejenige Lage zurückgebracht werden, welche sie zu Anfang gehabt hatte; man bewerkstelligte das höchst einfach dadurch, daß man den Endstab an den vorragenden Knöpfen mit beiden Händen faßte, die Rolle um denselben zurückwickelte und schließlich, indem man das Ganze unter das Kinn drückte, die Windungen fester zusammenzog.[23]) Die Stäbe waren gewöhnlich polirt, an den Enden mit Elfenbein oder Metallknöpfen verziert und mit dem Titel versehen, welcher auf einem Per-

gamentblättchen geschrieben ähnlich angebracht wurde, wie in unsern Archiven die Wachssiegel der alten Urkunden an Pergamentstreifen befestigt sind. Häufig legte man eine purpurne oder gelbe Pergamenthülle um die Rolle und bewahrte zum Handgebrauch die Bücher in eimerartigen Kapseln, welche oft gegen 10 Stück faßten. In Bibliotheken wurden sie natürlich in Repositorien gelegt.

Als zur Zeit des Büchersammlers Ptolemäos Euergetes auch König Eumenes II. von Pergamum eine große Bibliothek anlegte, welche mit der alexandrinischen zu rivalisiren begann, verbot Ptolemäos die Ausfuhr des Papyrus und glaubte dadurch seinem Nebenbuhler große Verlegenheit zu bereiten. Man half sich in Pergamum dadurch, daß man auf ein in der Vorzeit übliches Material zurückgriff und Felle von Thieren in sorgfältiger Gerbung zubereitete, und erzielte so ein Material, welches an Weiße, Feinheit, Festigkeit und Größe des Formats den Papyrus bei weitem übertraf.[24]) Von der Stadt der Erfindung wurden die prächtigen Membranen fortan als Pergament, charta pergamena, bezeichnet. Anfangs stellte man Bücherrollen aus dem neuen Material ebenso her, wie es beim Papyrus üblich war, später ließ man den Stab weg, faltete die weiten, schön geglätteten Flächen, welche man auf beiden Seiten beschreiben konnte, aufeinander, schnitt die Seiten bis auf eine auf und erhielt so Bücher nach unserer Art, die man nur zu heften brauchte, um ihnen Halt und Festigkeit zu verleihen. Doch hielt sich die Verwendung des Papyrus als Büchermaterial noch bis in die späteste Römerzeit hinein.

Ermißt man das über die antiken Bücherrollen Gesagte noch einmal, so ergibt sich, daß dieselben, auch bei verhältnißmäßig bedeutender Länge nicht allzuviel enthalten konnten. Werke, wie die der attischen Historiker, brauchen, selbst wenn man die Rollen auf 70 und mehr Columnen ausdehnte, eine große Zahl der-

selben. Es wäre demnach nicht leicht gewesen in einem umfangreicheren Buche sich zurecht zu finden, hätte man nicht auf eine sinnreiche Weise für einen Ausweg gesorgt. Es war nämlich im ganzen Alterthum Sitte den Umfang prosaischer, wie poetischer Stücke durch die Zahl der Zeilen auszudrücken[25]). Die Zeilen einer Columne der Originalhandschrift wurden gezählt und dann durch Multiplication die Gesamtzahl ermittelt. So wurden dann selbst die Summen der sämtlichen Werke eines Schriftstellers zu einer Gesamtsumme addirt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob es prosaische oder poetische Schriften untereinander waren. Es geschah das zwar zunächst, um den Preis des Buches zu normiren, wie das bei uns nach der Zahl der Druckbogen geschieht. Da aber in den antiken Schriften nirgends Absätze gemacht wurden, auch Interpunction anfangs noch ungebräuchlich war, so mußte die Zeilenzählung auch für die Orientirung, so wie für das Citiren von höchster Wichtigkeit sein. Am Schluß der Rollen wurden die Zeilensummen notirt und gaben, da die Länge der Zeilen ein gewöhnliches und allgemein bekanntes Durchschnittsmaß von etwas über Handbreite hatten, ein ungefähres Bild von dem Umfange eines Werkes, welches ein Geübter sofort sich klar machen konnte. Auch bei den Abschriften, selbst wenn sich im Lauf der Zeit Abtheilung und Format der Bücher änderte, wurde doch am Ende der Handschrift die Zeilensumme der Urschrift notirt. Für die Bequemlichkeit im Citiren ward übrigens in manchen Fällen dadurch gesorgt, daß man die Columnen numerirte oder von Zeit zu Zeit die laufende Zahl der Zeilen am Rande markirte. In den Abschriften ferner kam es nicht selten vor, daß die Zeilenenden der Originalhandschrift durch Punkte oder Striche bezeichnet wurden.

Wenn man erwägt, daß bei unseren gedruckten Büchern eine

einzige sorgfältig durchgeführte Correctur des Satzes für die Richtigkeit der ganzen noch so großen Auflage Gewähr leistet, bei Abschriften dagegen jedes einzelne Exemplar collationirt und genau durchgelesen werden muß, wenn man sich ferner vergegenwärtigt, daß bei vielgelesenen und in großen Massen vervielfältigten Büchern, bei deren Anfertigung zahlreiche Schreiber meist einem einzigen Dictate folgten, diese Revision oft vernachlässigt wurde, so versteht man die Klagen der alten Schriftsteller über die zunehmende Fehlerhaftigkeit der Bücher,[26]) und jeder einsichtsvolle Beurtheiler begreift nunmehr, von welcher Wichtigkeit eine verständige Leitung der alexandrinischen Gelehrteninstitute war. Hier war sowohl gründliche Erudition, als ein gewisses praktisches Geschick, vor allem aber die peinlichste Genauigkeit im Einzelnen von Nöthen. Dinge von scheinbar untergeordneter Bedeutung erhielten unter diesen Umständen einen außerordentlichen Werth, denn von ihnen hing damals die Rettung der griechischen Litteratur für alle Zukunft ab. Vor allem galt es von den klassischen Werken zuverlässige Normalexemplare herzustellen. Zu diesem Behuf war es also die erste Aufgabe Inhalt und Form des überlieferten Textes auf ihre Echtheit hin zu prüfen. Gerade damals, seit man in Folge der Sammelwuth der Ptolemäer begonnen hatte gute Ausgaben enorm hoch zu bezahlen, nahm die Fälschung bedenklich überhand; man mußte also mit leiblichem und geistigem Auge scharf zu beobachten verstehen, wenn man nicht sich selbst und die Welt mit gefälschter Litteratur anführen lassen wollte. Die alexandrinischen Bibliotheken als Centralinstitute für die gesammte litterarische Ueberlieferung des Alterthums bedurften deshalb vor Allem tüchtiger Bibliothekare, welche die gesamte Thätigkeit der Anstalten richtig zu leiten und nöthigenfalls auch im einzelnen selbst Hand anzulegen im Stande waren. War an einem bestimmten Schriftwerk die grundlegende Vor-

arbeit geschehen, hatte man mit peinlichster Genauigkeit, bei der scheinbare Pedanterie eine Pflicht des wissenschaftlichen Gewissens war, die Ueberlieferung revidirt, den Originaltext relativ richtig hergestellt und in correcter Abschrift auch für Andere lesbar gemacht, war auch durch Interpunction der Sinn erläutert, durch sogenannte kritische Zeichen jede verdächtige Stelle markirt[27]), so ging man auch an die Erklärung und ästhetische Würdigung des Ganzen. Schwere Stellen wurden mit kurzen Noten versehen, an die Spitze des Buches ward die Lebensgeschichte des Auctors und die Geschichte des betreffenden Werkes gestellt und schließlich die Darstellungsweise im ganzen und einzelnen auch nach den grammatischen und sprachlichen Eigenheiten hin gewürdigt.

Die alexandrinischen Bibliotheken hatten das Glück hinter einander eine Reihe von Männern als Bibliothekare zu besitzen, welche den an sie zu stellenden Aufgaben in glänzender Weise entsprachen. Der Raum einer kurzen Vorlesung gestattet es natürlich nicht, die Thätigkeit dieser Männer anders als im Fluge zu berühren.

Zenodotos aus Ephesos, der erste Bibliothekar, bekleidete zur Zeit des zweiten Ptolemäos sein Amt. Seine bibliothekarische Thätigkeit erstreckte sich besonders auf die zeitraubende, aber unendlich wichtige Arbeit einer planmäßigen Aufstellung, verständigen Katalogisirung und kritischen Redaction der aufgesammelten Masse litterarischer Schätze. Er hat diese Arbeit mit zwei andern Gelehrten, Alexander Aetolus und Lykophron getheilt, von denen der erstere das tragische, Lykophron das komische Drama übernahm, während Zenodot selbst Lyrik und Epos redigirte und besonders dem Homer seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Kallimachos von Kyrene, der zweite Bibliothekar, zugleich Gelehrter und Dichter, hat sich besonders dadurch verdient gemacht, daß er die Lebensverhältnisse der Auctoren erforschte

und aufschrieb, und dadurch für eine eingehendere Litteraturgeschichte den Grund legte. Insbesondere schaffte er für die Geschichte des Dramas, für welches, wie wir oben sahen, schon Aristoteles Vorarbeiten gemacht hatte, gelehrtes Material herbei. Die einzelnen Bände der Bibliothek versah er mit Aufschriften und legte die sogenannten Pinakes an, d. h. räsonnirende Kataloge, durchweg sachlich geordnet und mit genauer Statistik der Zeilenzahl aller Werke versehen[28]). Endlich entfaltete er eine segensreiche Thätigkeit als Lehrer der Grammatik, d. h. eben der philologischen Wissenschaften. Die gleich zu erwähnenden folgenden Bibliothekare sind seine Schüler.

Eratosthenes, ebenfalls aus Kyrene gebürtig, der 3. Bibliothekar, war ein Polyhistor von ungeheurem Umfang des Wissens. Man gab ihm den Namen Beta, also des zweiten Buchstaben im griechischen Alphabet, wie es heißt, weil er in allen Wissenschaften die zweite, in keiner die erste Stelle einnahm. Eratosthenes legte sich besonders auf die Realien und wirkte bahnbrechend in der Wissenschaft der Mathematik, Chronologie, Astronomie, Geographie und der sogenannten Antiquitäten; daß er auch Grammatiker war, ist selbstverständlich. Als Bibliothekar beschäftigte er sich natürlich vornehmlich mit den in die genannten Gebiete einschlagenden Werken; außerdem aber wandte er den Dichtern der attischen Komödie seine Thätigkeit zu.

Von dem bibliothekarischen Wirken des Apollonios von Rhodos, der auf Eratosthenes folgte, weiß man nichts Genaueres. Da er selbst Dichter war und in seinem Epos über den Argonautenzug eine staunenswerthe Kenntniß des Homer verräth, läßt sich annehmen, daß er auch seine gelehrte Thätigkeit vorzugsweise diesem Dichter gewidmet hat.

Von allen alexandrinischen Bibliothekaren waren aber ohne Zweifel die bedeutendsten Aristophanes und Aristarch. Beide zeich-

neten sich durch die strenge Methode ihrer kritisch grammatischen Arbeiten aus; ihren Höhepunkt aber im gesamten Alterthum hat diese Methode in Aristarch erreicht.

Aristophanes von Byzanz vervollständigte die von Kallimachos angelegten Pinakes und schrieb Vorreden zu den attischen Dramatikern, welche wir zum Theil noch heutigen Tages besitzen. Den Mittelpunkt seiner Arbeiten bildete Homer. Er versah die Dichtungen desselben mit kritischen Zeichen und erläuternden Anmerkungen und führte zuerst Interpunktion und Accente ein, beides Einrichtungen, welche bis dahin noch nicht vorhanden waren und die von nun ab das Studium der griechischen Litteratur namentlich in barbarischen Ländern in ganz außerordentlichem Grade erleichterten. Auch die übrigen Hauptdichter zog er in den Kreis seiner Studien. Er war es endlich auch, welcher den Grund für die später weiter ausgebildete Abfassung praktischer Lexika legte und dadurch, wie leicht ersichtlich, um die Griechischen Kenntniß des in den folgenden Jahrhunderten sich ein ungeheures Verdienst erwarb.

Aristarchos von Samothrake, der Nachfolger des Aristophanes, war der größte Gelehrte dieser Art, *ὁ κορυφαῖος τῶν γραμματικῶν*, wie ihn schon die Alten nannten, ein bedeutender Kopf und fruchtbarer Schriftsteller, der über 800 Commentare geschrieben haben soll. Er war weniger geistig kühn als hervorragend methodisch; von ihm gilt das Wort, daß er bewußte Ziele auf bewußtem Wege erreicht hat. Außer dem, daß Aristarch die Werke seiner Vorgänger an der Bibliothek fortsetzte, pinakographisch und exegetisch thätig war, legte auch er sich besonders auf die Kritik des Homer und gab dem Dichter diejenige Gestalt, die er im Wesentlichen heute noch hat. Alle gesunde Textkritik in unseren Tagen begnügt sich in der Hauptsache mit dem Ziel, diese Epen so herzustellen wie Aristarch sie gelesen. Ferner

brachte der große Gelehrte sämtliche griechische Auctoren in Gruppen und stellte eine Reihe nach den litterarischen Fächern geordneter Werke als kanonische Muster der Klassicität auf. Endlich erwarb Aristarch sich hohe Verdienste auch als Haupt einer Philologenschule, welche die vom Lehrer überkommenen Gesichtspunkte traditionell beibehielt, weiter fortpflanzte und so allmählich die Wissenschaft schuf, welche wir heute ausschließlich mit dem Namen der Grammatik zu bezeichnen pflegen.

Es mag genügen, aus der großen Zahl verdienstvoller Männer, welche an den alexandrinischen Gelehrtenanstalten zur Zeit der Ptolemäer thätig waren, die genannten sechs hervorzuheben. — Durch ein halbes Jahrtausend wirkten das Museum und die übrigen wissenschaftlichen Institute der ägyptischen Hauptstadt mit hohem Glanze fort; auch selbst im Sinken stifteten sie noch Segen, bis endlich nach fast tausendjährigem Bestehen bei der Eroberung durch die Araber auch die letzten Reste zu Grunde gingen[29]. Die Blüthezeit des gelehrten Alexandrinerthums müssen wir in die Jahre von 300 bis 30 vor Chr. setzen, die Zeit des Sinkens der heidnischen Gelehrsamkeit von 30 vor Chr. bis 324 nach Christus. Als das Christenthum Staatsreligion ward, zog sich dafür christliche Gelehrsamkeit nach der für Pflege des Wissens traditionell gewordenen Stadt.

Schon unter Ptolemäos VII. (um 145 vor Chr.), einem wilden und grausamen Regenten, litt das Museum bedeutend. Viele der Gelehrten flohen und fanden anderwärts bereitwillige Aufnahme. Hundert Jahre später hatte Cäsar Alexandria erobert. Die Bibliothek war damals 700000 Rollen stark. Bei einem Pöbelaufstande ward die im Hafen liegende Flotte in Brand gesteckt, das Feuer theilte sich den Schiffswerften und Getreidemagazinen mit und ergriff leider schließlich auch die Bibliothek im

Brucheion, von der nach dem Bericht des Orosius gegen 400000 Rollen ein Raub der Flammen wurden. Als später Antonius der Königin Kleopatra die 200000 Bände starke Bibliothek von Pergamum schenkte, fand ein theilweiser Ersatz des Verlustes statt. Auch Augustus interessirte sich für die alexandrinischen Anstalten. Er ließ die Bibliothek in die Räume des neben dem Museum ihm zu Ehren erbauten Sebasteion schaffen, und so fand Strabo, der seine Reise durch Aegypten im Gefolge des Aelius Gallus 24 v. Chr. machte, die wissenschaftlichen Institute auf das vortheilhafteste ausgestattet[30]). Unter den nächsten Kaisern scheint ein allmähliches Sinken eingetreten zu sein. Erst unter Hadrian erfreute sich das Museum einer kurzen Nachblüthe. Unter Aurelian im Jahre 273 nach Christus wurde der Stadttheil Brucheion gänzlich zerstört. Die Bibliothek wanderte damals mit ihren Gelehrten ins Serapeion, welches noch lange ein Sitz der Gelehrsamkeit verblieb, bis es unter Theodosius I. bei einem Kampfe zwischen der heidnischen und christlichen Bevölkerung zerstört wurde. Im Wesentlichen hatten übrigens schon unter Konstantin dem Großen, als das Christenthum Staatsreligion wurde, die heidnischen Studien in Alexandria aufgehört. Die Gelehrten gingen zum Theil nach der neuen Hauptstadt Byzanz, woselbst der Kaiser ihnen einen besonderen Palast, das Oktogon, anwies. Zuerst wurden 12, dann 15 Gelehrte dort angestellt. Später, vielleicht unter Theodosius II. (408—450), schaffte man auch viele Bücher der alexandrinischen Bibliothek nach Konstantinopel[31]). Mittlerweile war, wie gesagt, Alexandria Sitz des Christenthums geworden, zugleich freilich auch theologischer Streitigkeiten, welche, durch den Racenhaß geschärft, gerade dort besonders abschreckend sich zeigten.[32]) Erst der siegreiche Zug der Araber unter Omars Feldherrn Amru ben Abâs machte im Jahr 642 auch diesen Verhältnissen ein Ende. Eine

bekannte Sage erzählt, daß Amru die Bibliothek habe verbrennen lassen und daß soviel der Bücher vorhanden waren, daß man 4000 Badestuben sechs Monate lang damit eingeheizt habe. Es ist kein historisches Zeugniß vorhanden, welches die Wahrheit dieser Thatsache genügend verbürget. Wurde bei jener Gelegenheit aber eine Bibliothek verbrannt, so ist deren Verlust sicher nicht allzusehr zu beklagen. Dieselben Werke, welche Alexandria damals noch haben konnte, besaßen gewiß auch Konstantinopel, Athen oder Rom, und sie blieben größtentheils der Nachwelt erhalten.

Sitz der Gelehrsamkeit war, wie erwähnt, Konstantinopel geworden. Freilich war an Stelle der geistigen Höhe der alten Alexandriner viel schulmeisterlicher Zwang und dürrer Formalismus getreten. Die Fülle des klassischen Materials wurde den Leuten zur Last, und so ist es gekommen, daß die Byzantiner sich mit Vorliebe dem Verkürzen und Zusammenziehen der litterarischen Schätze zuwandten. Kein Wunder daher, daß so manches Werthvolle für uns verloren gegangen ist, was ganz gewiß dereinst dort war. — Immerhin aber sind die Byzantiner die Mittler zwischen dem klassischen Alterthum und der Neuzeit geblieben. Als im Jahre 1453 Konstantinopel von den Türken erobert wurde, wanderten bekanntlich zahlreiche gelehrte Griechen nach Italien aus, wo damals die herrliche Culturblüthe der Renaissance in der Entfaltung begriffen war. Mit Freude und Hingabe nahm man die hochgebildeten Fremdlinge auf, lernte von ihnen wieder Griechisch, begann Handschriften zu sammeln, durch den eben erfundenen Bücherdruck zu vervielfältigen und die klassischen Werke der Alten in den neugegründeten Universitäten wieder wissenschaftlich zu behandeln. Von den Italienern erhielt der deutsche Humanismus seine bedeutendsten Impulse, und so können wir in den damals zuerst gestifteten und seit

jener Zeit in ununterbrochener Reihe fortblühenden Gelehrtenanstalten auch unseres Vaterlandes ein letztes Nachwirken der alexandrinischen Gelehrsamkeit wahrnehmen.

Anmerkungen.

[1]) Ueber das Staatsexemplar der griechischen Tragiker in Athen vgl. Plutarch. Vitae X oratt. p. 348 R. O. Korn, de publico Aeschyli, Sophoclis, Euripidis fabularum exemplari Lycurgo auctore confecto. Bonnae 1863. p. 2.

[2]) Athenaeus VIII, 336 D.

[3]) Valentin Rose Aristoteles pseudepigraphus. Leipz. 1863. p. 552 ff.

[4]) Vgl. G. Parthey, das alexandrinische Museum. Berlin 1838. F. Ritschl, die Alexandrinischen Bibliotheken 2c. Breslau 1838. (Wiederabgedr. kl. philologische Schriften Bd. I S. 1 ff.) H. Göll, das gelehrte Alterthum. Leipz. 1870. 139 ff.

[5]) Vgl. G. Pinzger, Alexandrien unter den ersten Ptolemäern. Liegnitz 1835. Baumstark in Pauly's Real-Encykl. V. S. 1154 ff. vgl. ebd. I. S. 739. Kiepert, zur Topographie des alten Alexandria, Zeitschr. d. Gesellschaft für Erdkunde Bd. VII Jahrg. 1872, nebst einem Plan von Alexandria.

[6]) Memoire sur l'antique Alexandrie, ses fauxbourgs et environs, découverts par les fouilles, sondages, nivellements et autres recherches faits d'après les ordres de S. A. Ismail Pascha par Mahmoud Beg, Astronome de S. A. 1867.

[7]) Vornehmlich Strabo XVII, p. 791, Diodor. XVII, 52, Plut. Alex. 26, Plin. N. H. V., 10, 11.

[8]) Ueber die Entstehung der Museen aus d. Cultus der Musen vgl. E. Curtius, Kunstmuseen, ihre Geschichte und ihre Bestimmung. Berlin 1870 S. 6 f.

[9]) Ueber die medicinischen Leistungen der Alexandriner vgl. Parthey S. 55. 170 ff. 179.

[10]) Behältnisse für fremde Thiere im Bereich d. Königshäuser Athenaeus XIV p. 654. Aelian. H. A. VI, 10. XVII, 3. vgl. Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere 2. Aufl. S. 316 ff.

[11]) Acclimatisationsversuche Athenaeus V. p. 196. D. Strabon. XVII, 809 vgl. Göll S. 141. Becker Charikles II. p. 405.

[12]) Astronomie Parthey S. 56. 186 ff. H. W. Schaefer, die astronom. Geogr. d. Griechen bis auf Eratosthenes, Flensburg 1873. S. 28 ff.

[13]) Athenäus XI p. 493.

[14]) Ueber die alexandrinischen Bibliotheken ist noch immer in erster Reihe auf die epochemachenden Forschungen von Ritschl zu verweisen, zusammen abgedruckt in seinen kleinen philol. Schriften Bd. I.

[15]) Ritschl, corollarium disputationis de bibliothecis Alexandrinis, Bonnae 1840, auch kl. phil. Schr. I S. 123 ff.

[16]) 30000, und zwar vorzügliche u. seltene Bücher, besaß der Grammatiker Epaphroditus nach Suidas. Vgl. Ritschl, kl. Schr. I, 29.

[17]) Galen. in Hippocr. Epidem. III, 2. Korn a. O. S. 7 ff.

[18]) Wir folgen hierin und in der Behandlung des antiken Bücherwesens überhaupt vornehmlich Wattenbach, das Schriftwesen im Mittelalter, Leipz. 1871. Daselbst wird S. 66 f. die gewöhnliche Ansicht, daß der Schaft des Papyrus aus verschiedenen Häuten bestehe, zurückgewiesen. Ueber die Papyrusstaude vgl. Hehn, Kulturpflanzen rc. S. 263 ff.

[19]) Wattenbach a. O. S. 68.

[20]) Näheres über die Papiersorten bei Marquardt, röm. Privatalterthümer. Leipz. 1867. II S. 391.

[21]) Marquardt a. O. S. 401 ff. gibt die Belegstellen.

[22]) Beschrieben sind die bedeutendsten griechischen Papyrus bei Wattenbach, Anleitung zur griechischen Paläographie. Leipz. 1867. S. 5 ff.

[23]) Marquardt a. O. S. 397.

[24]) Wattenbach Schriftwesen S. 78 ff. Marquardt a. O. 397 ff.

[25]) Ritschl, die Stichometrie der Alten, kl. ph. Schr. S. 74 ff.

[26]) Cicero ad Quintum fr. II, 8. Strabo XIII p. 419. Wattenbach Schriftwesen S. 184.

[27]) Ueber die kritischen Zeichen vgl. Reifferscheid C. Suetoni Tranquilli praeter Caesarum libros reliquiae. Lips. 1860 p. 419 ff. Schrader, de notatione critica a veteribus grammaticis in poetis scaenicis adhibita. Bonnae 1863.

[28]) Ueber die pinakographische Thätigkeit des Kallimachos vgl. C. Wachsmuth Philolog. XVI., 653 ff.

[29]) Ueber die letzten Schicksale des Museums s. Parthey S. 85 ff. Goell 363 ff.

[30]) Strabo XVI, 780. XVII, 791 ss.

[31]) Parthey a. O. S. 103.

[32]) Vgl. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte, Heidelberg 1872, II. S. 126 ff. 166 ff. 214 ff. Kurz, Hbd. d. allg. Kirchengesch. I., 1, §. 119. 169. Hase, Kirchengesch. 8 Aufl. S. 106 ff.

(524)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.

(14)

Die

Psychologie des Mordes.

Von

Franz von Holtzendorff.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das deutsche Strafgesetzbuch bestimmt in seinem Paragraphen 211:

„Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er die Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft."

Außer dem Morde wird auch der Mordversuch nach Paragraph 80 mit dem Tode bestraft, wenn er gegen den Kaiser, gegen den eigenen Landesherren, oder an dem Landesherren desjenigen Bundesstaates verübt wurde, in dessen Gebiet sich der Thäter zur Zeit der That befand.

Den Ueberlieferungen der deutschen Rechtswissenschaft folgend, unterscheidet das Gesetz das Verbrechen des schlechthin und ausnahmlos todeswürdigen Mordes von dem ihm zunächst verwandten, nicht mehr todeswürdigen Verbrechen des Todtschlags, als derjenigen Art vorsätzlicher Tödtung, welche nicht mit Ueberlegung ausgeführt wurde und aus diesem Grunde mit einer Zuchthausstrafe von mindestens fünf Jahren bestraft werden soll.

An diese Strafdrohungen, welche sich auf die beiden allgemeinen Hauptformen der vorsätzlichen Tödtung, Mord und Todtschlag beziehen, schließen sich im sechszehnten Abschnitt unseres Strafgesetzbuchs andere, die gewisse besondere, der Auszeichnung und Hervorhebung würdige, Fälle der vorsätzlichen Tödtung betreffen.

Mit Rücksicht auf die Schwere der Strafe ergiebt sich demgemäß folgende Reihe von Abstufungen in unserem Strafgesetzbuche:

1. Die Todesstrafe: für den Mord und solchen Mordversuch, der als hochverrätherisches Attentat gegen den Kaiser oder einem deutschen Landesherren angesehen wird (§§. 211 und 80);
2. Lebenslängliches Zuchthaus oder Zuchthaus nicht unter zehn Jahren:

   a. für denjenigen, welcher bei Unternehmung einer strafbaren Handlung, um ein der Ausführung entgegentretendes Hinderniß zu beseitigen, oder um sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen, vorsätzlich einen Menschen tödtet (§. 214);

   b. für den Todtschlag an einem Verwandten aufsteigender Linie (§. 215);
3. Zuchthausstrafe nicht unter fünf Jahren: für den Todtschlag in gewöhnlichen Fällen (§. 212);
4. Zuchthausstrafe nicht unter drei Jahren: für die vorsätzliche Tödtung eines unehelichen Kindes durch die Mutter in oder gleich nach der Geburt („Kindesmord“), oder bei der Annahme mildernder Umstände eine Gefängnißstrafe nicht unter zwei Jahren (§. 217);
5. Gefängnißstrafe nicht unter drei Jahren: für denjenigen, welcher durch das ausdrückliche und ernsthafte Verlangen des Getödteten zur Tödtung bestimmt wurde (§. 216);
6. Gefängnißstrafe nicht unter sechs Monaten für den Todtschlag, begangen im gerechten Zorn gegen den Getödteten oder unter sonstigen mildernden Umständen (§. 213).

Bei allen diesen Tödtungen ist vorausgesetzt, daß die Ab-

sicht des Thäters auf die Herbeiführung des Todes gerichtet war und die Statsanwaltschaft im Stande ist, den Beweis zu führen, daß dem Thäter diese Absicht innewohnte. Nach dem Stande des deutschen Gesetzes ist somit weder Mord noch Todtschlag vorhanden, wenn der Thäter dem Verstorbenen eine schwere, den Tod verursachende Wunde oder auch Gift beibrachte, ohne daß die begleitenden Umstände zu dem Schluß zwingen, daß der Tod vom Thäter gewollt war.

Die Unvollkommenheit aller menschlichen Rechtspflege bringt es mit sich, daß nur ein gewisser, genau nicht zu ermittelnder Theil der richterlichen Urtheile dem wirklichen Sachverhalt einer verbrecherischen That entsprechen kann. Auch die beste Justiz kennt wahrheitswidrige Freisprechung wegen mangelnder Schuldbeweise oder ungerechte Verurtheilungen auf Grund richterlicher Irrthümer. Da jene Unterscheidung zwischen stattgehabter „Ueberlegung“ und „Nichtüberlegung“ des Handelnden über Tod und Leben nach der Anklage entscheidet, während sie bei allen anderen Verbrecherfällen unberücksichtigt bleibt, so ergiebt sich durch das Hinzutreten dieses Unterscheidungsmerkmals für die Tödtungsverbrechen eine Vervielfältigung in den Mängeln der Rechtspflege. Es geschieht wegen mangelhafter und unzulänglicher Beweismittel, daß derjenige nur wegen Todtschlags bestraft wird, dessen „Ueberlegung“ von der Anklage nicht erwiesen werden kann und ebenso ist es möglich, daß nach einer vorsätzlich begangenen, den Tod verursachenden Verwundung den Thäter die geringe Strafe der Körperverletzung trifft, weil der Vorsatz zu tödten, nicht mit ausreichender Klarheit dargethan werden konnte. Bedeutsamer für die menschlichen Gerechtigkeitsinteressen erscheint der entgegengesetzte Fall, in welchem ein Angeklagter, der Wahrheit zuwider zu einer härteren Strafe verurtheilt wurde, weil er außer Stande war, in glaubhafter Weise diejenigen Umstände nachzuweisen, die eine mildere Strafe zu Folge gehabt haben

würden. Wer es nicht vermag, zu beweisen, daß er den Akt überlegter Tödtung auf ausdrückliches Verlangen des Getödteten beging, wird als Mörder an Stelle der ihm gebührenden Gefängnißstrafe, mit der Todesstrafe belegt werden; das Schicksal einer ungerecht härteren Strafe trifft auch denjenigen, welcher, des Todtschlags angeklagt, nicht glaubhaft machen kann, daß er vom Getödteten durch schwere, unverschuldete Reizung zur That hingerissen wurde. Je zahlreicher die thatsächlichen Elementarkörper eines Rechtsbegriffes, desto größer die Ziffer der möglichen Rechtsirrthümer.

Tod und Leben eines Angeklagten hängen in der Strafrechtspflege nicht allein von der wirklichen Beschaffenheit seines Verbrechens, sondern auch von der Richtigkeit und Genauigkeit jenes Spiegelbildes ab, welches der gerichtliche Beweis von dem Hergange der That den Richtern und Geschwornen zu bieten vermag.

Sind die Lichtbilder, die der Sonnenstrahl mechanisch auf der Platte des Photographen vom menschlichen Antlitz abzeichnet, immer genau den Gesichtszügen des Urbildes entsprechend? Wenn es unähnliche Lichtbilder giebt, wie könnte man darauf zählen, daß die Nachtbilder der verbrecherischen Gesinnung durch die tausendfache Strahlenbrechung menschlicher Wahrnehmungen und Schlußfolgerungen, Empfindungen und Vermuthungen, des Abscheus und des Mitleids in vollkommen richtigen und scharfen Umrissen vor dem Blicke des Geschwornen enthüllt werden?

Es ist eine weitverbreitete Annahme, daß jener Unterschied von Mord und Todtschlag leicht und sicher erkennbar sei und jeder Geschworne kraft seines natürlichen Menschenverstandes zu bestimmen vermöge, in welchem Seelenzustande sich ein des Mordes Angeklagter zur Zeit seiner That befunden habe, ob er mit Ueberlegung handelte, oder nicht? Dennoch läßt sich zeigen, daß diese Vorstellung eine durchaus irrige ist, daß nicht einmal

die Wissenschaft im Stande ist, auf diesem Gebiete der Psychologie sichere Gränzlinien zu ziehen, daß die Rechtsbegriffe über Mord und Todtschlag in der Geschichte sehr erheblichen Wechselfällen unterlegen und auch heut zu Tage bei den Culturvölkern eine Uebereinstimmung in der Würdigung des schwersten Verbrechens nicht vorhanden ist[1]). Zunächst wolle man im Hinblick auf die möglichen Ergebnisse einer solchen Untersuchung den gegenwärtigen Zustand des deutschen Strafgesetzes noch einmal ins Auge fassen. Der Gesetzgeber erklärte: Alle Fälle des sogenannten Mordes sind sich innerlich so gleich, daß sie mit einer und derselben Strafe, der Todesstrafe nämlich, vom Richter belegt werden müssen. Ausgenommen davon ist nur der Kindesmord, in welchem eine Mutter, gleichviel ob mit oder ohne Ueberlegung, ihr neugebornes Kind ums Leben bringt und jenes verhältnißmäßig seltene Vorkommniß einer überlegten Tödtung solcher, die darnach verlangt haben. Andrerseits sind die Fälle der ohne Ueberlegung verübten Tödtung, nach der Annahme desselben Gesetzgebers, innerlich so sehr verschieden, daß die Abstufungen der Strafbarkeit zwischen einer untersten Gränze von sechs Monaten Gefängniß und einer höchsten Gränze von lebenslänglicher Zuchthausstrafe eingeschlossen liegen. In dem negativen Merkmal der Nichtüberlegung (also des Todtschlags) läßt das Gesetz mannigfaltige Unterscheidungen der größeren oder minderen Schuld zu, in dem positiven Merkmale der Ueberlegung (also bei dem Morde) dagegen nicht, als ob der bloße, der ganzen Menschheit verhaßte Name des Mordes genügte, um die Vernichtung des Schuldigen als unumgänglich nöthige Forderung des Rechtsgefühls, oder seine Schonung, lediglich als Sache der in sich selbst unberechenbaren Gnade erscheinen zu lassen.[2]) Schon darin liegt ein nicht unbedeutender Verstoß gegen die Grundsätze der Folgerichtigkeit, daß das Gesetz in einem rein negativen Merkmal Stufen der Verschuldungen mit ver-

schiedenen Graden der Strafbarkeit zuläßt und innerhalb derselben Gattung der Tödtungsverbrechen dem entgegenstehenden positiven Merkmal die Anerkennung entsprechender Abstufungen versagt. Als eine durchaus geschichtswidrige Wendung in der neueren Rechtslehre muß es überdies bezeichnet werden, wenn der Unterschied zwischen den gewöhnlichen Fällen des Todtschlags und den mildesten Fällen des Mordes dahin erweitert wird, daß für jene genau fünf Jahre Zuchthaus, für diese die Todesstrafe als angemessen durch das deutsche Strafgesetzbuch vorgeschrieben werden.

Die beiden Verbrechen des Mordes und des Todtschlages haben das mit einander gemein, daß das Leben eines Menschen vorsätzlich vernichtet wird. Auf jede vorsätzliche und verbrecherische Tödtung hatte sowohl das Mosaische, als auch das Römische Recht die Kapitalstrafe gesetzt. Bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein war der Todtschlag ebenso todeswürdig, wie der Mord. Wie der Unterschied zwischen beiden nur in der Art der Ausführung bestand, ebenso bestand als Unterschied in der gesetzlich seit der Halsgerichts-Ordnung Karl's V. von 1532 überlieferten Todesstrafe nur die Hinrichtungsweise, welche für Mörder eine geschärfte und qualvolle, für Todtschläger einfache Enthauptung sein sollte.

Das alte Verhältniß der beiden schwersten Tödtungsverbrechen ist somit von Grund aus verändert worden, indem dem Todtschlage fortschreitende Gunstbezeugung durch Herabsetzung der Strafdrohungen zu theil wurden, bis diese schließlich so milde geworden sind, daß die öffentliche Moral in Beziehung auf gewisse Arten der vorsätzlichen Tödtung erheblich abgeschwächt wurde. Schon darin lag ein Element schwankender Moralität, daß nach dem älteren gemeinen Rechte der Nachweis eines auf Seiten des Thäters vorhandenen Affekts, des Zornes oder irgend einer anderen leidenschaftlichen Erregung, erforderlich war, wenn die nur in der Form des Vollzugs gemilderte Todesstrafe ein-

treten sollte, gegenwärtig aber die Gruppe der Todtschläger nicht nur aus solchen Mördern ergänzt wird, denen der Beweis der Ueberlegung nicht wirksam entgegengestellt werden konnte, sondern aus denjenigen, welche ohne Ueberlegung ein fremdes Leben zerstörten, weil sie in leichtfertigster Gleichgültigkeit und Rohheit zu jeder Gewaltthätigkeit bereit sind.

Auf Grund einer eingehenden geschichtlichen Würdigung der Entwickelung, welche die gesetzgeberische Behandlung der Tödtungsverbrechen durchlaufen hat, muß man anerkennen, daß weder im ersten Ursprunge, noch im germanischen Mittelalter, noch bei den uns zunächst verwandten Völkern Mord und Todtschlag als so weit von einander abgeschiedenen Formen der vorsätzlichen Tödtung angesehen worden sind, wie heut in Deutschland.

Nach den ältesten Zeugnissen germanischer Rechtsquellen bedeutet Mord nichts anderes als heimliche Tödtung, zu deren Verdeckung die Leiche des Erschlagenen verborgen wurde, was nach der Anschauung unserer Voreltern deswegen gehässiger erschien, weil einem Todten die volksthümlichen Ehren des Begräbnisses entzogen waren, der Bluträcher in Ungewißheit bleiben sollte, an wen er sich zu halten hatte, und die Feigheit zum Ausdruck kam, welche nicht Recht nehmen wollte, obgleich zu jenen Zeiten offen begangene Tödtung mit einer Geldabfindung an die Erben oder Verwandten des Erschlagenen gesühnt werden konnte. Mord und Todtschlag verhielten sich nur wie größere und geringere Geldbuße. Immerhin war damit ausgesprochen, daß ein moralisches Element der Ehrlichkeit und gegentheilig die Nichtswürdigkeit der Proceßfeigheit einen rechtlichen Ausdruck finden sollte. Die Berücksichtigung dieser moralischen Verhältnisse trat, namentlich seit dem sechszehnten Jahrhundert, noch deutlicher hervor, als man wiederum die Triebfeder des Ehrgefühls würdigte, indem man Kindesmörderinnen und Duellanten mit vergleichungsweise milderer Strafe belegte. Daß man dabei auf das gegen-

wärtig zur Kennzeichnung des Mordes entscheidend gewordene Moment der Ueberlegung gar kein Gewicht legte, sondern vielmehr lediglich auf die größere oder geringere Sittlichkeit der Beweggründe achtete, lehrt die Zähigkeit unseres Sprachgebrauchs, welcher noch heute, in Widerspruch mit den theoretischen Bedenken einiger Rechtslehrer, vom Kindesmord und vom Selbstmord spricht, obgleich dieser letztere überhaupt gar kein Verbrechen mehr ist und der erstere heut zu Tage mit einer mittelschweren Zuchthaus- und Gefängnißstrafe belegt wird, also aufgehört hat, jene Todeswürdigkeit zu besitzen, welche in oft gedankenloser Weise mit dem bloßen Namen des Mordes in Zusammenhang gebracht wird. Dem Kindesmorde, wie dem Selbstmorde ist in besonders hohem Maße die in unserer germanischen Vorzeit allein beachtete Eigenthümlichkeit heimlicher Begehung zugehörig, wohingegen nicht gesagt werden kann, daß Ueberlegung oder Nichtüberlegung dabei irgendwie auf die Begriffsbestimmung von Einfluß wäre. Denn, ohne ihre Natur irgendwie zu verändern, können sowohl Selbstmord als auch Kindesmord gleichmäßig mit sorgfältiger Ueberlegung der Mittel als auch in leidenschaftlicher Erregung begangen werden. Da nach der preußischen Strafstatistik etwa der zehnte Theil der des Kindesmordes angeklagten Weiber Verheirathete sind, darf man annehmen, daß mindestens bei diesen das Element der Ueberlegung vorherrschend war. Die Nichtunterscheidung von Ueberlegung und Affekt in der Bestrafung des Kindesmordes enthält also das Anerkenntniß des Gesetzgebers, daß die größere relative Moralität oder Immoralität einer Verbrechenshandlung durchaus nicht zusammenfällt mit der psychologischen Gegenüberstellung von Mord und Todtschlag, wie solche im deutschen Strafgesetzbuche gegeben ist. Und wiederum ist es unrichtig, wenn das deutsche Strafgesetzbuch aufstellt, daß die Strafwürdigkeit in der überlegten Tödtung eines etwa altersschwachen und geisteskranken Menschen sich zu der-

jenigen eines neugebornen unehelichen Kindes durch die Mutter verhalten muß wie die Todesstrafe zu einer möglicherweise auf zwei Jahre herabgesetzten Gefängnißstrafe. Schon die Thatsache, daß in England und Frankreich noch heut zu Tage der Kindesmord ein todeswürdiges Verbrechen geblieben ist, läßt erkennen, wie wenig es den Culturvölkern der Gegenwart gelungen ist, zu einer einheitlichen Grundanschauung über die Natur des schwersten Verbrechens zu gelangen.

Im Widerspruche zu dem gegenwärtigen Rechtszustande der deutschen Gesetzgebung und in einiger Annäherung an den in allen andern Stücken unvollkommenen Zustand des englischen Rechts, wage ich die Behauptung, daß die größere oder geringere Strafbarkeit aller vorsätzlichen Tödtungen nur in allmähligen Abstufungen nach der sittlichen Eigenschaft der Motive, nicht aber nach dem die Todesstrafe jetzt begründenden Gegensatz von überlegter und nicht überlegter Ausführung bemessen werden kann. Die Beweggründe, welche zum Morde treiben, genauer zu erforschen, ist daher von großer Wichtigkeit. Die größten unter den Dichtern hatten sich in ihren Tragödien bemüht, darzuthun, daß höchst edle Naturen durch eine ihre Willenskraft überragende Macht der Umstände dazu gebracht werden können, Mörder zu werden. Hamlet, Laertes, Othello, Emilia Galotti's Vater und viele andere Helden des Trauerspiels begehen in überlegter Weise eine Tödtung, wobei freilich diejenige psychologische Grundlage, die das Gesetz gegenwärtig nicht beachten will, das dichterische Interesse vorzugsweise beschäftigt: eine tiefe und gewaltige Leidenschaft, vergebens gegen die Vollbringung des verbrecherischen Vorhabens ankämpfend, bis dieses gleichsam in dem Augenblick geschieht, in welchem die Thatkraft eines groß angelegten Charakters durch den Widerstand gegen die fortwährend anstürmenden Dämonen verbrecherischer Umnachtung erschöpft ist. Grade im Hamlet ist dieser Seelenkampf des vergeblichen Sträubens am gewaltigsten

durchgeführt, worauf die tief ergreifende Wirkung seines endlichen Schicksals beruht [3]). Zu verwundern ist nur, daß große Dichter, wie Shakespeare, Lessing, Göthe und Schiller auf die Denkweise der Gebildeten so geringen Einfluß ausübten, daß diese, wenn das Thema des Mordes in ungebundener Rede und ohne poetische Zuthat zu behandeln ist, dabei beharren, in jedem Mörder schlechthin einen verworfenen Menschen zu sehen und das Vorkommen von Ausnahmen zu bestreiten. Die Mehrzahl der Urtheilenden beruhigt sich bei einer rein äußerlichen Auffassung der That, ohne der Entwickelung der verbrecherischen Motive nachzuforschen.

Bei einer gewissen, wennschon geringeren Anzahl von Verbrechensfällen, ist es freilich unmöglich, deren innere Entstehungsgeschichte bis zu den uranfänglichen Keimen zu erforschen, denn auch die Motive des menschlichen Handels sind wiederum ihrerseits nicht einfache Naturthatsache, sondern ein Bedingtes und gesellschaftlich Gewordenes. Wir erfahren dies täglich an uns selbst, sobald wir uns nur genauer beobachten. Was uns selbst in innerliche Bewegung setzt, läßt andere Menschen völlig ruhig, was für andere einen Anreiz darbietet, stört uns nicht im Mindesten. Gewisse Personen handeln aus Beweggründen, denen andere völlig unzugänglich sind. Je geringer die Zahl derjenigen ist, die nach ihrer bürgerlichen und gesellschaftlichen Stellung, nach ihrer Empfindungsweise und Gedankenrichtung, befähigt sind, einen Nebenmenschen vorsätzlich umzubringen, desto unverständlicher bleiben nach ihrer Kraft und Aufdringlichkeit die Motive des Mörders. Sie werden aus diesem Grunde so oft als rettungslose, zuständlich gewordene Bosheit des Charakters angesehen und hinsichtlich ihrer Unnatürlichkeit an der Gesinnungsweise des Urtheilenden gemessen.

Seit längerer Zeit hat man in der französischen und italienischen Strafstatistik begonnen, die Motive des Mordes und Todtschlags zu verzeichnen. Ihre aufmerksame Beobachtung wird

um so bedeutungsvoller, je mehr man neuerdings einsieht, daß die Häufigkeit der Verbrechen so gut wie gar nicht von der Beschaffenheit gewisser Strafarten, sondern vielmehr von einem Zusammenwirken anderer Umstände abhängt, die theils individueller, theils gesellschaftlicher, theils physischer und zu einem gewissen Theile auch politisch staatlicher Natur sind.

Von den rein körperlichen Bildungsfehlern und der krankhaften Reizbarkeit des Nervensystems, insofern diese zu mörderischen Angriffen gegen fremdes Leben gewisse Personen geneigter machen, soll hier abgesehen werden, obschon die Wahlverwandtschaft zwischen Verbrechen und physischer Verkümmerung seit längerer Zeit ein Gegenstand eingehender Forschung geworden ist und jener römische Ausspruch, daß nur in einem gesunden Leibe ein gesundes Seelenleben Bestand habe, auch in seiner verneinenden Gestalt wahr sein würde, wenn man sagte, daß die völlige Abstumpfung des moralischen Sinnes auf der Grundlage physischer Verkommenheit zu ruhen pflegt. Als ein großes, freilich von vielen Seiten noch nicht hinreichend gewürdigtes, Ergebniß neuerer Untersuchungen, muß es erachtet werden, daß man nicht mehr das Unterscheidungsvermögen zwischen Gut und Böse, oder den in der Ausführung irgend einer Schadenszufügung betheiligten Scharfsinn als einen Beweis der moralischen und rechtlichen Zurechnung ansieht, sondern zugiebt, daß Irresein und Geisteskrankheit mit einem höheren Grade von Intelligenz, mit Verständniß und Berechnung bestimmter, aus Handlungen hervorgehender Erfolge sehr wohl verbunden sein können[4]). Gerade weil der Mord das sittliche Gefühl am tiefsten verletzt, hat seine gerichtliche Verfolgung durch die Hinüberführung der psychologischen Frage auf das Gebiet der Zurechnungsfähigkeit zu den eingehendsten Vergleichungen mit den herkömmlichen Bildern der Geisteskrankheit vorzugsweise herausgefordert und damit auch zur Bereicherung des gerichtsärztlichen Wissens erheblich beigetragen. Vielleicht ist dies der einzige, an sich bedeutende, aber der Rechts-

pflege an sich fremde Gewinn aus der Unterscheidung von Mord und Todtschlag, daß die Aufstellung eines Merkmals der Ueberlegung dazu nöthigte, auch die Motive des Thäters zu beachten, um sich über seine höhere Schuld klar zu werden, womit dann gleichzeitig die Brücke zu der naturwissenschaftlichen Beobachtung der den Verbrechenserscheinungen und dem Kranksein gemeinsamen Entwickelungsprocesse geschlagen war.

Für eine Statistik der Mordursachen ist der Begriff „krankhafte Anlage zur Begehung eines Verbrechens" nicht zu verwerthen, obschon in der Biographie eines Mörders davon die Rede sein mag und die Geschwornen in solchen Fällen auf Grund geminderter Zurechnung, wofern ihnen der Gesetzgeber dies gestattet hat, mildernde Umstände ihrem verurtheilenden Wahrspruch hinzuzufügen pflegen. Auf krankhafter Anlage werden meistentheils solche Vorkommnisse beruhen, bei welchen von Mord aus Mordlust die Rede ist, oder der Mörder sein Opfer abschlachtet, um sich an dessen Qualen zu ergötzen oder gar menschliche Körpertheile zu verzehren. Zu dieser Kategorie gehörte ein französischer Verbrecher Namens Biliet, welcher es lebhaft beklagte, daß die Zeiten des revolutionären Terrorismus vorüber seien, weil er den Genuß entbehren müsse, an der Schnur des Fallbeils zu ziehen und beim Köpfen behülflich zu sein.

Unter den Motiven der Tödtungsverbrechen (Mord, Todtschlag und Vergiftung) unterscheidet die französische Strafstatistik gegenwärtig folgende Haupt-Gruppen von Beweggründen: 1. Habsucht. 2. Ehebruch. 3. Häusliche Zwistigkeiten. 4. Eifersucht und Ausschweifung. 5. Haß und Rache; wozu dann noch eine Rubrik solcher Motive hinzutritt, welche als vereinzelte, abnorme, gleichsam als Sonderlingsschrullen gelegentlich vorkommen, wie etwa der Wunsch, vom Henker hingerichtet zu werden, oder die Sehnsucht nach Cayenne.

Bei näherer Prüfung dieser Aufzählung ergiebt sich, daß

Beweggründe und äußerliche Veranlassung zur Tödtung mit einander vermischt worden sind, eine richtige Eintheilung daher auf diesem Wege nicht gewonnen werden kann. „Häusliche Zwistigkeiten" bilden einen Vorgang, mit welchem sowohl Eifersucht, als auch Ehebruch und Habsucht, sogar Haß und Rache im engsten Zusammenhang stehen können.

Als eine erste und höchst wichtige Gruppe von Mordthaten werden diejenigen zu erachten sein, welche aus wirthschaftlichen Beweggründen hervorgehen, unter denen nach ihrer sittlichen Verwerflichkeit die Habsucht, die zum Raubmorde hinführt, obenansteht und deswegen schon in der älteren Strafrechtspflege mit härterer Strafe ausgezeichnet wurde. Das Mißverhältniß zwischen dem zu erwartenden Geldgewinne und dem Tod des Opfers ist hier meistens um so größer, als der Thäter häufig in der Lage war, seine Absicht auch durch Diebstahl, Betrug oder Raub zu erreichen. Wenn dennoch um kleinerer Geldsummen willen an Stelle minder schwerer Verbrechen gerade Mord begangen wird, so liegt darin eine Hinweisung auf die Thatsache, daß die Ermittelung einer Mordthat Verbrechern schwieriger erscheint, als die Entdeckung eines Diebstahls, bei welchem der Beschädigte Zeugniß ablegen würde. Den Fällen des Raubmordes am nächsten kommen diejenigen Missethaten, in denen der eines Eigenthumsverbrechens Schuldige sich des Mitthäters oder Zeugen entledigt, weil er von dessen Seite Verrath, Anzeige oder Bestrafung zu befürchten hätte. Demnach würde diese Kategorie gegenwärtig zu denjenigen Mordthaten gerechnet werden, welche aus Haß und Rache begangen worden sind.

Das Element des Hasses gegen die ermordete Person giebt vielen um eines Vermögensvortheils willen oder aus Gewinnsucht verübten Tödtungen eine eigenthümliche Färbung. Dem Straßenräuber, der eines vorübergehenden Reisenden harrt und ihn aus Gewinnsucht tödtet, ist es überall nur um dessen Eigenthum und

seine eigene Straflosigkeit zu thun. Die bestimmte Person kommt für ihn, vom Besitze abgesehen, nicht in Betracht; sie ist ihm als solche nicht verhaßt, sondern einfach gleichgültig. Das Motiv des Tödtens ist für ihn im Vergleich zu demjenigen der Beraubung nebensächlich; er würde den Bettler, der ihn beleidigt hatte, verschonen, während er den Reichen, obwohl ihm dieser früher eine Wohlthat erzeigt haben mochte, umbringt. In gewissen anderen Verhältnissen handelt der gewinnsüchtige Mörder aus ingrimmigem Haß gegen solche, die der Erreichung seiner Absichten im Wege stehen; zum Beispiel gegen diejenigen, die durch ihr Dasein den Weg zu einer Erbschaft versperren, oder den ausschließlichen Genuß eines Vermögens vereiteln, das sie mit ihrem Mörder theilen müßten. Die Ziffer der aus diesem Grunde begangenen Mordthaten ist in Europa keine ganz geringe; die Klasse der vornehmen Giftmischer gehört zu ihr. Heuchelei, Vertrauensmißbrauch, Täuschung und jahrelang schleichende Bosheit, die in das Familienleben hineingetragene Kunst täglicher Verstellung und ein häufig erstaunenswürdiger Grad von Scharfsinn, erheben die Schuldigen hoch hinaus über die Verworfenheit des Straßenräubers. Die besonders schwere Strafe, die ältere Gesetze auf den Giftmord gesetzt hatten, ist in neuerer Zeit wiederum zur allgemeinen Gleichheit aller Mordfälle eingeebnet worden.

Zugehörig zu dem Wirkungskreis gewinnsüchtiger Motive sind auch solche, in neuerer Zeit sich mehrende Mordthaten, die das Endergebniß langsamen wirthschaftlichen Verfalles und tief fressender Nahrungssorgen sind. Ungünstige und unberechenbare Zufälle, überlegene Concurrenz eines gewerblichen Nebenbuhlers, Unbeholfenheit und Mangel an Berechnung vernichten heutzutage leichter, als sonst, eine anscheinend fest begründete Ordnung des Hausstandes. Der Möglichkeit eines lohnenden Erwerbes beraubt, unfähig einen anderen Nahrungszweig zu ergreifen, unterliegen zumal in Großstädten alljährlich zahlreiche Unglückliche, anfangs

ohne sittliche Verschuldung der modernen Schicksalstragödien des wirthschaftlichen Ruins, in deren letztem Akte Selbstmord, Urkundenfälschung, heimliche Flucht, Auswanderung in die jenseits des Oceans belegenen Länder, lügenhafte Bettelei öffentliche Armenunterstützung erscheinen. Unedlere Naturen denken in solchen Fällen nur an sich selbst und überlassen die Ihrigen der Noth. Andererseits sind es die besseren Charaktere, die auf der letzten Sprosse der Verzweiflung angelangt und von aufrichtiger Liebe zu den Ihrigen getrieben, den verhängnißvollen Beschluß fassen, diejenigen, die sie weder aus der Noth erretten, noch auch vor Schande, Armuth oder Almosen bewahren können, durch einen schmerzlosen Tod zu erlösen. Gerade im Stande der ehrliebenden Handwerker und Gewerbetreibenden fanden sich bisher am häufigsten solche, welche durch den bloßen Gedanken an öffentliche Unterstützung im Innersten erregt wurden und die Vernichtung ihrer Familie weitaus der Erniedrigung vorzogen. Zuweilen bleibt der Mörder der eigenen Kinder wider seinen Willen am Leben, weil nach der ungeheuren Anspannung seiner Kräfte die Hand plötzlich von Zittern ergriffen wird, wenn sie sich gegen das eigene Leben kehrt oder auch weil eine unvorhergesehene Dazwischenkunft dritter Personen die Vollendung des begonnenen Werkes vereitelt. Mitleid mit dem Elend geliebter Wesen, ein hoch entwickeltes Ehrgefühl, die Furcht vor der Geringschätzung der Standesgenossen, kurz eine Reihe an sich achtungswerther Beweggründe und Empfindungen paart sich vor der That mit dem Mangel an wirthschaftlicher Kraft und erzeugt einen Akt der Vernichtung, angesichts dessen für den theilnahmvollen Beobachter die Aufgabe der Strafrechtspflege viel weniger wichtig erscheint, als die Frage, ob auf der schiefen Ebene zwischen häuslichem Glück und moralisch nicht verschuldetem Wirthschaftsverfall einer Heimstätte das Hinabrollen in den Abgrund der Verzweiflung und der Verarmung durch keinen Hemmschuh vorbeugender

Hülfe aufgehalten werden könnte? Ob es schlechthin keine Möglichkeiten gebe, die nicht ehrenmindernde Unterstützung, die bei großen Nothfällen der Ueberschwemmung oder Hungersnoth zur Aufrechterhaltung des wirthschaftlichen Bestandes ganzen Bevölkerungsklassen zu Theil wird, auch zur Errettung Einzelner unter ähnlichen Bedingungen verwendbar zu machen? Das riesige Wachsthum der Großstädte, dessen Begleiterin die Verwickelung der wirthschaftlichen Processe ist, läßt leider die Voraussage zu, daß die Vernichtung ganzer Familien aus dem Beweggrunde verzweiflungsvoller Nahrungssorgen eher zunehmen, als sich vermindern möchte.

Da die Klasse der aus Nahrungssorgen hervorgegangenen Tödtungen, psychologisch betrachtet, einen starken Zusatz positiv besserer Beweggründe, insbesondere des Ehrgefühls und des Mitleidens aufweist, so wird es im Interesse der Beobachtung geboten, sie überall als eine besondere sociale Erscheinung in den statistischen Tabellen ersichtlich werden zu lassen. Diejenigen Gesetzgebungen, welche, wie England und Frankreich, auch den Kindesmord als todeswürdiges Verbrechen behandeln, würden diesen als jenen Tödtungsfällen nahe verwandt in der Reihenfolge anzuschließen haben. Denn im Kindesmord findet sich, freilich unter einem andern Mischungsverhältniß, die gleiche Vereinigung von Motiven wieder: weibliches Ehrgefühl, Furcht vor Schande, neben wirthschaftlichen Nahrungssorgen.

Neben der großen Gruppe der ökonomischen Beweggründe, als einem für die Strafstatistik bedeutsamer Faktor der verbrecherischen Gesammt-Erscheinungen, stehen die geschlechtlichen Triebfedern. Sie sind insofern bei Tödtungen sogar eingreifender und wirkungsvoller, als hinsichtlich der Anreizungen der Gewinnsucht immer noch die schwer zu beantwortende Frage rückständig bleibt: warum die aus Eigennutz hervorgegangene Handlung nicht die gleichfalls mögliche Wendung gegen fremdes Ver-

mögen, sondern vielmehr den direkten Angriff auf fremdes Leben hervorrief? Bei geschlechtlichen Verirrungen und zerrüttenden Ausschweifungen liegt von vorn herein die Beziehung zu persönlichen Rechten und Pflichten viel näher, wennschon nicht verkannt werden darf, daß die großstädtische, gewerbsmäßige Unzucht und das höchst gefährliche Zuhälterwesen der persönlichen Sicherheit und dem Eigenthum nahezu in gleichem Maße gefährlich werden können.

Im Einzelnen kommen auf der Grundlage geschlechtlicher Verhältnisse als Motive in Betracht:

1. Eifersucht unverheiratheter oder verheiratheter Personen, letzteren Falles meistentheils in Verbindung mit dem Verdacht des Ehebruchs; 2. geschlechtliches Ehrgefühl auf Seiten solcher, die sich entweder durch Verführung oder durch Untreue eines Geliebten beleidigt fühlen, wobei mit Rücksicht auf die bisherigen Wahrnehmungen in der Strafrechtspflege als wahrscheinlich behauptet werden darf, daß auf Seiten der männlichen Angeklagten mörderische Eifersucht, auf Seiten der Frauen geschlechtliches Ehrgefühl in stärkerem Maße betheiligt zu sein pflegt. 3. Verzweiflung Liebender, welche im Hinblick auf ein ihrer Vereinigung entgegenstehendes Hinderniß entweder gleichzeitigen Selbstmord oder wechselseitig zu vollziehenden Mord verabreden und demgemäß in überlegter Weise durchführen. 4. Der Beweggrund unzüchtiger Liebe, welcher sich in einer Anzahl äußerlich verschiedener Mordthaten ausprägen kann, vornehmlich in der Tödtung eines Ehegatten, welcher der Fortsetzung eines ehebrecherischen Verhältnisses im Wege steht, einer lästig gewordenen Geliebten, die den Neigungen zur Ausschweifung eine Schranke setzt, oder solcher Personen, deren sich die Thäter zu unzüchtigen Zwecken gewaltsam bemächtigt hatten. Schon die ältere Criminalpsychologie hat auf den häufiger hervortretenden Zusammenhang zwischen geschlechtlicher Ausschweifung und blut-

dürftiger Grausamkeit hingewiesen. In Berlin sind im letzten Jahrzehnt mehrere Fälle vorgekommen, in denen der widernatürliche Mißbrauch von Kindern mit deren grausamster Abschlachtung verbunden war, und auch Anna Böckler's Ermordung scheint in diese Klasse zu gehören. Freilich zeigt sich auch hier die Schwierigkeit einer Abgränzung der verbrecherischen Motive von der zu ihrer Aeußerung führenden Veranlassung. Der Psychologe wird schwanken, ob er in den zuletzt erwähnten Fällen als Grund der Tödtung einen durch Geschlechtsreize unnatürlichster Art hervorgerufenen Blutdurst oder die Furcht vor Entdeckung und Strafe anzusehen hat, oder die Empfindungen der Blutdürstigkeit, Wollust und Feigheit neben einander hergehen. Bemerkenswerth bleibt freilich, daß in manchen derartigen Fällen die volle Zurechnungsfähigkeit der Thäter von Sachverständigen in Zweifel gezogen wurde, obwohl angesichts der moralischen Ungeheuerlichkeit der That und der durch sie hervorgerufenen allgemeinen Aufregung Muth dazu gehörte, solche Zweifel auszusprechen. Nach der ihm innewohnenden Sympathie läßt das Publikum es ruhig geschehen, wenn bei Kindesmörderinnen die Zurechnungsfähigkeit für und wider erörtert wird; es pflegt aber in Entrüstung zu gerathen, wenn Irrenärzte in wissenschaftlich abgekühlter Stimmung den inneren Schuldzustand eines Menschen prüfen wollen, dessen Verdammung im öffentlichen Interesse nothwendig erscheint. Je unmenschlicher eine That, desto mehr pflegt, dem Instinkte der Furcht folgend, die öffentliche Meinung gleichsam die Zurechnungsfähigkeit des Thäters zum Zwecke der Verurtheilung zu wünschen, während eben aus denselben Umständen in ärztlichen Beobachtern der erste Verdacht geistiger Störungen emporbämmert.

Sicherlich läßt sich für die große Klasse der aus geschlechtlichen Verirrungen entspringenden Mordthaten nicht in Abrede stellen, daß sie in höherem Maße als jene erste Abtheilung der

von wirthschaftlichen Rücksichten beherrschten Missethäter, von der Naturkraft angeborener Leidenschaftlichkeit vorausbestimmt werden. Nur in seltenen Fällen fehlt bei der Ausführung der That ein Zusatz von Affekt. Auch das ist übrigens möglich, daß gelegentlich ökonomische Berechnung und geschlechtliche Unsittlichkeit mit einander gepaart sind, wie etwa in solchen Fällen, in denen sich ein ehebrecherisches Paar durch Ermordung des unschuldigen Ehegatten der Mittel zum verbrecherischen Lebensgenusse zu versichern gedenkt.

Eine dritte, sehr stark in der Strafrechtspflege vertretene Gattung von Motiven ist als diejenige des Hasses und der Rache zu bezeichnen, wobei nur in der negativen Richtung eine Abgränzung thunlich ist, indem man diejenigen Fälle ausscheidet, in denen Haß und Rache nicht im unmittelbarsten Zusammenhang mit ökonomischer Berechnung etwaiger Verbrechensvortheile oder mit geschlechtlichen Erregungen gebracht werden können. Denn die aus der Geschlechtsliebe geborene Empfindung der Eifersucht ist im bestimmten Maße auch gleichzeitig diejenige des Hasses und in der stärksten Potenz sogar des Racheburstes. Es ist völlig unmöglich, die Stufenleiter des Hasses und der Rachsucht auch nur annähernd zu bestimmen. So allgemein trotz der christlichen Sittenlehre solche Empfindungen in der heutigen Gesellschaft anzutreffen sind, so selten läßt sich eine Voraussage stellen, daß der etwa notorische Haß des einen Menschen gegen den anderen sich in Verleumdungen, Vermögensbeschädigungen, Körperverletzungen oder Tödtungen äußern werde. In nicht wenigen Fällen hatte es der Mörder vorher angekündigt, daß der von ihm Gehaßte aus der Welt geschafft werden solle; wir Deutsche veranschlagen durchschnittlich den Werth solcher Drohungen so gering, daß der Gewarnte sich nicht weiter darum bekümmert, ob er bedroht wurde oder nicht, während in Italien der stärkere Glaube an die Macht des Rachegefühls gefährdete Personen

häufiger veranlaßt, im Interesse ihrer persönlichen Sicherheit Vorsicht zu üben und einer Begegnung mit dem Feinde auszuweichen.

Die zum Morde führenden Gründe des Hasses und der Rache werden zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern je nach deren sittlichen Anschauungen und Lebensgewohnheiten in Beziehung auf die Häufigkeit bestimmter Tödtungsarten und die Stärke der ihnen zu Grunde liegenden Empfindungen besonders und eigenartig beschaffen sein.

Ueberall werden gelegentlich gewisse besonders reizbare Naturen aus Gründen zur Menschentödtung schreiten, welche bei der ungeheuren Masse anderer Menschen keinen nachhaltigen Eindruck auf das Empfindungsleben hervorzubringen vermögen. War es nicht geradezu unbegreiflich, daß ein Berliner Mörder seine eigenen Kinder wie junge Katzen ersäufte, um sich auf diese Weise an seinen Eltern zu rächen, die ihre besondere Freude an den getödteten Enkeln gehabt hatten und ihres Umganges beraubt werden sollten? Zu keiner Zeit wird es an derartigen Mördern aus rein individuellen Gründen fehlen.

Bedeutsamer für den Culturhistoriker sind solche Verbrechen, die nachweisbar ihren Stammbaum nicht blos auf die eigenthümliche Beschaffenheit der Individuen, sondern außerdem in weiter aufsteigender Linie auf die Macht ererbter und in der Gesellschaft weit verbreiteter Vorurtheile zurückführen können. Die genauere Betrachtung dieser Verhältnisse erhebt gewisse Erscheinungen des Mordes zu einer völkerpsychologischen Thatsache.

In den Anfängen der Menschheit steht allgemein wahrnehmbar die Uebung der Blutrache nicht nur als ein Recht, sondern als heilige Pflicht der nächsten Verwandten. Nach den eigenen Worten und Schilderungen der Bibel konnte in Ermangelung staatlicher Bildungen und staatlicher Obrigkeit der erste Mörder Kain nicht verurtheilt oder gerichtet werden. Gegen die somit selbst in der Bibel anerkannte und vorausgesetzte Blut-

rache sollte ihn seine Brandmarkung durch das Kainszeichen schützen. Die Periode, welche erforderlich ist, die alte Blutrache aus dem Volksgeiste auszurotten, könnte in ihrer Dauer und nach ihrer moralischen Bedeutung den Veränderungen in Folge geologischer Epochen verglichen werden. Je kürzer sie ist, einen desto deutlicheren Maßstab giebt sie uns für die Culturfähigkeit gewisser Nationen. Bei den Griechen, Römern und Germanen dem Gebiete des Mythus oder den ältesten historischen Anfängen zugehörig, ist bei den Orientalen, vornehmlich Arabern und Berbern, das Recht und die Pflicht der Blutrache vielfach festgehalten, während in Corsica die uralte Ueberlieferung blutigster Familienfehden in den Kampf um ihr Dasein mit den modernen Strafgesetzgebungen erst vor Kurzem eingetreten ist. Es ist ungerecht, die corsische „Vendetta" und den Bluträcher, der den Vorurtheilen seines Volkes nachkommt, strafrechtlich als einen gemeinen Mörder zu behandeln; er hat denselben Anspruch, wie der vornehme Duellant, der im guten Glauben an seine Ehrenpflicht den Gegner im Zweikampf tödtete, in Gemäßheit eines vom Gesetzgeber zwar zu bekämpfenden, doch auch die Schuld mindernden Volksvorurtheils bestraft zu werden. Bérenger berichtet, daß in den französischen Bagnos, namentlich in Toulon, corsische Bluträcher sich selbst von anderen Verbrechern stolz absondern, mit solchen keinerlei Gemeinschaft haben wollen und als eine eigene Klasse von Menschen mit Achtung angesehen werden. Da die Familienfehde von Geschlecht zu Geschlecht weiter erbt, giebt sich der Bluträcher auch seinerseits wiederum der Verfolgung durch seine Feinde preis; da ferner die Sitte des Waffentragens trotz gesetzlicher Verbote im Innern Corsica's allgemein ist, so greift der Bluträcher in der Regel einen Bewaffneten an, der sich zur Wehre setzen könnte. Mit dem Kampf besteht also eine größere Aehnlichkeit, als mit dem feig einherschleichenden Morde der höher civilisirten Staaten.

Zu den aus Haß und Rache vorgenommenen Missethaten zählt auch der politische Mord. Er kann das unberechenbare Werk einzelner, außerhalb der großen Lebensströmungen handelnder Menschen sein. Aber auch bei ihm ist es möglich, daß er zu Zeiten allgemein verbreiteter Aufregung den Charakter einer socialen Erscheinung annimmt. Dies geschah beispielsweise so lange, als die antike Vorstellung von der Verdienstlichkeit des Tyrannenmordes gangbar war oder gelegentlich nach dem Ausbruch revolutionärer Bewegungen wieder belebt wurde. In den Uebergangsperioden zwischen Republik und Monarchie wiederholen sich solche Erscheinungen; es ist unvermeidlich, daß sich unter der Despotie der Glaube an die Verdienstlichkeit und den Nutzen geheimer Verschwörungen weit verbreitet. Obwohl der politische Mord in germanischen Staatswesen stets seltener vorgekommen ist, als bei den Romanen, treten dennoch neuerdings gerade in den Südstaaten der amerikanischen Union Erscheinungen hervor, welche in ihrer Gefährlichkeit an die Zeiten der römischen Bürgerkriege und der sullanischen Proscriptionen erinnern.

Aus politischem Haß sind auch solche Mordthaten herzuleiten, denen durch ein verirrtes Nationalgefühl das Verdienst des Patriotismus zuerkannt wird: die hinterlistige Niedermetzelung einquartirter Soldaten während des Krieges, wobei sich die Gränzlinie zwischen falscher Begeisterung, düsterem Fanatismus und grundsätzlich verkehrtem Rechtsgefühl vollständig zu verwirren pflegt. Hat einmal ein Volk offen, unter Verzichtleistung auf die Regeln civilisirter Kriegführung, den Kampf bis auf's Messer, wie die Spanier nach ihrer Erhebung vom Jahre 1808, angesichts des Feindes verkündet, so läßt sich vom moralischen Standpunkt aus nicht behaupten, daß die im Voraus angesagte Vernichtung des Feindes als Mord anzusehen sein würde; es wäre das ebenso wenig zulässig, wie die Behandlung derjenigen, die dem völlig wehrlos gewordenen Feinde im Felde Pardon verwei-

gerten, den für Mord geltenden Strafrechtsregeln angepaßt werden könnte. Solche Rückfälle in die Barbarei wäre man versucht, als moralischen Atavismus zu bezeichnen.

Unter die allgemeine Bezeichnung politischer Mordthaten fallen auch diejenigen tödtlichen Angriffe auf Beamte, welche entweder aus grundsätzlichem Haß gegen die Vertreter der Obrigkeit, oder im Widerstande gegen Amtshandlungen oder im Beginn einer ausbrechenden Empörung verübt werden. Auch sind manche Fälle nicht zu unterschätzen, die neuerdings einen Platz in der französischen Wahlstatistik finden: Politische Gegner fallen aus Veranlassung der Wahlen mit mörderischen Waffen einander an.

Endlich darf man auch die aus religiösem Fanatismus verübten Mordthaten hierher zählen. Im Wesen gewisser Religionssysteme liegt es, der Unduldsamkeit und dem Haß Vorschub zu leisten. Die gelegentlich hervorbrechenden Akte des Fanatismus, deren sich die Bekenner ostasiatischer Religionssysteme oder Muhammedaner gegenüber christlichen Missionären oder Reisenden schuldig machen, erregen den Unwillen und das Erstaunen europäischer Staatsmänner. Diese sollten jedoch nicht vergessen, daß die christliche Kirche des Mittelalters sich genau derselben Missethaten schuldig machte. Würden die Missionäre des Islam in den christlichen Provinzen Spaniens während des Mittelalters mit dem Leben verschont worden sein? Und würde man ihre Mörder vor ein christliches Gericht gestellt haben? Die Geschichte der Mauren in Spanien, der Ketzerinquisitionen und der Judenverfolgungen zwingt uns, diese Frage durchaus zu verneinen. Die Unduldsamkeit des Islam im neunzehnten Jahrhundert ist nicht größer, als diejenige der christlichen Kirche im zwölften Jahrhundert gewesen ist. Wäre die Staatsgewalt in ihrer Unabhängigkeit von der Kirche nicht so weit erstarkt, daß sie mit ihren eigenen Mitteln die öffentliche Sicherheit zu

schützen vermöchte, so würden sich auch heute noch ähnliche Erscheinungen wiederholen; einer gläubigen Volksmasse, der von den Priestern eingeredet wird, daß Andersdenkende verdammt sind, wird es immer schwer werden, in religiösen Dingen Widerspruch stillschweigend zu ertragen. Die Strafgesetze des Staates werden nach und nach unwirksam, wenn ihre Verletzung als ein Verdienst vor Gott angepriesen wird. Die Macht des Clerus ist in gewissen zurückgebliebenen Bevölkerungen noch heute stark genug, um planmäßig jenen Fanatismus großzuziehen, der sich in gewaltthätigen Angriffen gegen Andersgläubige Luft macht. Insbesondere ist nicht zu verkennen, daß eine anscheinend kindische oder harmlose Art, gewissen Regenten oder Staatsmännern ein schmähliches Ende oder den baldigen Tod unter dem Hinweis auf den „Finger Gottes" zu prophezeien, sehr wohl geeignet ist, schwache Köpfe in Verwirrung zu bringen oder eitle Menschen dazu anzustacheln, daß sie sich als ein Instrument in den Händen der vermeintlichen Vorsehung zur Begehung eines Verbrechens ausrüsten. Die Thaten gewisser Religionsfanatiker haben das Eigenthümliche, daß wie bei manchen Irrsinnigen die denkbar schärfste Ueberlegung der Verbrechensmittel mit einer nahezu unwiderstehlich gewordenen Leidenschaft Hand in Hand geht, so daß das herkömmliche juristische Bild des Mordes in einer völlig veränderten Beleuchtung erscheint.

Selbst die planmäßige Beförderung des Wunderglaubens ist nicht ohne einen bedeutenden Antheil an der Gefährdung des menschlichen Lebens durch religiösen Fanatismus. Wie die Tapferkeit mancher Soldaten erwiesenermaßen auf dem Glauben an die schützende Macht der Amulette, der Gelübde oder gewisser Gegenstände beruht, gerade so verscheucht der gläubige Schwärmer die letzten Zweifel seines Gewissens mit der festen Ueberzeugung, daß ein Wunder der Heiligen ihn aus der Gefahr erretten oder wie den heiligen Petrus aus dem Kerker befreien könne.

Die Praxis der geistlichen Prophezeiungen, die Sprache einer die ruhige Ueberlegung verwirrenden Mystik, die fortgesetzte Erregung abergläubiger Bevölkerung durch Schaustellung vermeintlicher Wunder sind so lange unschädlich, als es an einem geeigneten Gegenstand des Hasses oder einer hinreichend starken Feindschaft dem Clerus fehlt. Sie werden in demselben Augenblick gefährlich, in welchem der Fanatismus ein deutliches Angriffs-Objekt vor sich sieht.

Wo der Wunderglaube unter dem Titel des Religions-Unterrichts durch den Staat selbst eifrig gepflegt wurde, kann dieser freilich seine Mitschuld nicht ablehnen, wenn sich gelegentlich gegen ihn selbst, gegen seine Leiter, der „fromme Aufruhr“ erhebt. Denn kein Philosoph und kein Geistlicher vermag zu sagen, wann die Periode der Wunder aufgehört hat, auf welchem Wege der Unkundige den betrügerischen Schwindel von dem modernen Wunder unterscheiden kann, und wie hoch die Ziffer der legitimen Wunder in der Geschichte der Menschheit sei. Zu tief ist in der Menschheit der Glaube festgewurzelt, daß dasjenige, was einmal geschehen ist, sich auch eben deswegen wiederholen kann, zu stark das Interesse der Glaubenswächter, den wankenden Glauben an die Wunder vergangener Jahrtausende durch moderne Abspiegelungen der Wunderverrichtung neu zu beleben und zu stärken.

Nicht ganz gering ist in der Gegenwart die Zahl derjenigen Verbrechen, welche aus dem kirchlich großgezogenen Wunder- und Aberglauben entspringen. Von Zeit zu Zeit flackert der Wahn der Hexerei, zumal in ländlichen Distrikten, wieder auf und führt zu Gewaltthätigkeiten oder Tödtungen von vermeintlich Schuldigen, was nicht gerade verwunderlich erscheint, wenn man erwägt, daß einzelne Geistliche es als ihre Aufgabe betrachten, die lebhafte Einbildungskraft beschränkter Menschen durch grelle Schilderungen des Teufels und der Hölle aufzuregen. Wo Wun-

der in Krankenheilungen sich unter geistlicher Assistenz vor den Augen der Menge abspielen, wird nach natürlichen Gesetzen sich auch die Kehrseite offenbaren, indem unerklärliche Schadenszufügungen, insbesondere unaufgeklärt gebliebene Erkrankungen von Hausthieren als eine Wunderverrichtung des Teufels und der mit ihm verbündeten Hexen angesehen werden. Noch im Laufe des gegenwärtigen Jahres wurde in Bayern eine vermeintliche Hexe durch den Schrotschuß eines Bauerburschen tödtlich verletzt. [5])

Politischer und religiöser Wahn kann sich übrigens mit gesellschaftlichen Gegensätzen verbünden und dann in verdoppelter Stärke Eigenthum und Leben gewisser Personen dauernd gefährden. Jene zahlreichen Mordthaten, welche zeitweise in Irland gegen Grundeigenthümer oder große Pachtherren von besitzlos gewordenen Pächtern verübt wurden und häufig unentdeckt blieben, entstammen einem schwer zu enträthselnden Gewirre kirchlich religiöser, politisch nationaler und wirthschaftlich persönlicher Beweggründe, unter deren gemeinschaftlichem Drucke die Thäter sich selbst vorspiegeln, daß sie ein menschlich und göttlich entschuldbares Werk der Rache an ihrem Opfer vollbracht haben. Eine stillschweigend sich verzweigende Verschwörung gleichfühlender Genossen steht, Straflosigkeit verbürgend, zur Flucht helfend, die Sicherheisbeamten täuschend und die Rechtspflege hemmend, dem Verbrecher zur Seite und ermuntert zu neuen Missethaten.

Dieselbe Vermischung politischer Irrthümer und wirthschaftlichen Eigennutzes kennzeichnet die Gräuelthaten der Pariser Commune vom Jahre 1871, wobei es schwer fällt, bei den einzelnen Mordthaten festzustellen, ob sie vorwiegend das Werk politischen Hasses, persönlicher Rache oder eigennütziger Gewinnsucht gewesen sind; immerhin bleibt zuzugeben, daß die Thäter sich selbst und ihr Gewissen durch die Vorspiegelung einer ihnen inne-

wohnenden Berechtigung in den Wahn eines nothwendigen, nützlichen oder gar verdienstlichen Thuns hineingeredet hatten.

Endlich giebt es Verbrechens-Erscheinungen, bei denen die Gleichgültigkeit gegen fremdes Leben in Verbindung tritt mit dem berufsmäßigen Verbrecherthum ständig eingerichteter Räuberbanden. Auch hier hört der Mord auf, eine Erscheinung individueller Bosheit zu sein, er wird zu einer gesellschaftlichen Massenschuld, wobei es nicht leicht ist, die Verantwortlichkeit des Thäters gegenüber der Mitwirkung Anderer genau abzugränzen.

In der Gegenwart ist es vornehmlich das Unwesen zahlreicher Räuberbanden in Mittelitalien, Neapel und Sicilien, welches in seiner weiten, beinahe unabsehbaren Verzweigung den regelmäßigen Mitteln der Strafrechtspflege, des Schwurgerichtsprocesses und des polizeilichen Sicherheitsdienstes erfolgreich zu trotzen vermag, weil das Gefühl für Recht und Unrecht, die Achtung fremden Lebens und Eigenthums durch überlieferte Mißregierung zerstört worden ist. Langsam aber sicher erzeugt die Herrschaft einer um die öffentliche Moral unbekümmerten Despotie in den ihr Unterworfenen den Glauben an die natürliche Ueberlegenheit der Gewaltthat, an die Nützlichkeit geschickt angelegter Verschwörungen, an die Räthlichkeit der Feigheit, welche nicht mehr wagt, sich gegen drohende Verbrechen zur Wehr zu setzen, sondern es vorzieht, die eigene Sicherheit durch einen Tribut an den Räuber zu erkaufen, nachdem das Vertrauen in die Fähigkeiten und den guten Willen der Regierung geschwunden ist. Viele sagen sich alsdann, daß es vortheilhafter sei, eine periodische Besteuerung von Seiten verbrecherischer Banden sich gefallen zu lassen. Zur Straflosigkeit des Verbrechers mitzuwirken, erscheint unter solchen Verhältnissen der eigenen Sicherheit dienlicher, als eine Unterstützung der Strafrechtspflege mit der wahrscheinlichen Folge, daß den Angeber oder den Belastungszeugen,

sogar den Richter und Geschwornen der Dolchstoß oder Messerstich des Rachsüchtigen trifft.

Es ist schwer, sich eine richtige Vorstellung von den Zuständen zu machen, welche in Neapel und Sicilien die beiden verbrecherischen Gesellschaften der Camorra und Maffia im Zusammenhange mit ständig gewordenen Räuberbanden nach dem Sturz der Burbonischen Gewaltherrschaft herbeigeführt haben: Straßenraub, dem jährlich eine bestimmte Anzahl von pflichttreuen Soldaten und Beamten zum Opfer fällt, ohne daß die mörderische Kugel, die ihn traf, auf einen bestimmten Urheber zurückgeführt werden könnte, Menschenraub, der sich den Gefangenen gegen hohes Lösegeld abkaufen läßt, Erpressung, welche ihre nur zu glaubhaften Drohbriefe an die Besitzenden richtet, sorgfältig geplanter, mit Hülfe des Hausgesindes ausgeführter Diebstahl, beständige Lebensgefährdung derjenigen, die ein beschlossenes Verbrechen zu hindern suchen, das System der vom Verbrecher bezahlten Handlangerdienste, und die Bereitwilligkeit aller Schwankenden und Schwachen, an der unrechtmäßigen Beute des Stärkeren Antheil zu haben, Bestechung oder Einschüchterung von Mitwissenden, Zeugen und selbst Beschädigten, Freisprechungen im Schwurgericht selbst solcher, deren Verbrechen auf offener Straße, im Angesicht der Sonne und in Gegenwart zahlreicher Zeugen begangen wurde. Die allgemeine Furcht vor dem Mord wirkt hier nicht Abscheu und Haß, sondern Begünstigung und Schmeichelei für den Mörder.

Daß die Motive, deren Endergebniß in der willkürlichen Vernichtung eines Menschenlebens hervortritt, auch bei dem Raubmord in seiner allergefährlichsten Gestalt, nämlich innerhalb des ständig organisirten Bandenwesens, von der Rücksicht auf die Beschaffenheit und Härte der Strafe nicht beeinflußt wird, lehren gerade die Erfahrungen in Neapel und Sicilien.

In ganz Italien besteht, von Toscana abgesehen, die

Todesstrafe für schwerste Verbrechen. Dennoch sind die Abweichungen in der Ziffer solcher Verbrechen im Verhältniß zur Einwohnerzahl ganz ungewöhnlich große. Während in der Lombardei erst auf 44,674, in Toscana auf 18,794 Seelen im Jahre 1873 ein Tödtungsverbrechen ermittelt wurde, betrug dieselbe Verhältnißzahl im Neapolitanischen 4692 und in Sicilien nur 3194. Aehnlich verhielt es sich mit den Verwundungen, in denen vielfach ein mißlungener Angriff auf fremdes Leben sich offenbart. Schon auf 469 Neapolitaner und auf 544 Sicilianer kam eins dieser Verbrechen, in Toscana und der Lombardei auf je 1458 und 1894 Einwohner. Und auch der Straßenraub ist im Toscanischen beinahe viermal, im Venetianischen zehnmal so selten, wie in Sicilien, so daß in Beziehung auf die Sicherheit des Eigenthums diejenigen Landestheile auffallender Weise am günstigsten gestellt sind, welche der österreichischen Fremdherrschaft am längsten unterlagen.

Zwischen den in Hinsicht der Tödtungen und Verwundungen nahe verwandten Landestheilen des Neapolitanischen und Siciliens besteht übrigens ein nicht zu übersehender Unterschied. Da Straßenraub in Sicilien noch einmal so häufig vorkommt als in Neapel, so ist anzunehmen, daß bei der sonst an Größe ähnlichen Ziffer der Verwundungen und Tödtungen der Beweggrund des Eigennutzes und der Gewinnsucht stärker daselbst betheiligt war, als in den nächst gelegenen Theilen des neapolitanischen Festlandes.

Erscheinungen, wie diejenigen der sicilianischen Maffia, bilden einen Uebergang zwischen politischem und gemeinem Verbrechen. Die Mitschuld der von den Behörden oder sogar von der Gesetzgebung selbst ausgegangenen Mißregierung ist nicht von der Hand zu weisen.[6])

Eine Betrachtung der zum Mord führenden Motive lehrt weiterhin, daß diese rücksichtlich ihrer Entstehung in eine zwei-

fache Ordnung einzureihen sind. Sie sind entweder in dem Sinne vorwiegend individuelle, daß der Mörder durch die ihm eigenthümliche Beschaffenheit seines geistigen, seelischen oder leiblichen Zustandes verbrecherischen Anreizen nachzugeben geneigter war, als andere; oder vorwiegend gesellschaftliche in dem Sinne, daß der Thäter in hervorragender Weise Antheil hatte an weit verbreiteten, an sich schon der Rechtsordnung gefährlichen Irrthümern, Vorurtheilen oder Leidenschaften derjenigen Bevölkerungen, in deren Mitte er lebt.

Unzweifelhaft ist gerade diejenige Gruppe von Tödtungen der allgemeinen Sicherheit am bedrohlichsten, in der die gesellschaftliche Mitschuld des Fanatismus, des Aberglaubens oder der politischen Meinungen betheiligt, die Einzelschuld daher moralisch nothwendiger Weise verringert erscheint. Und umgekehrt wird sich sagen lassen, daß es als ein Anzeichen höherer sittlicher Cultur bei bestimmten Völkern erachtet werden müsse, wenn schwere Verbrechen ausschließlich oder vorwiegend aus rein individuellen Beweggründen hervorgehen.

Mit Hülfe einer derartigen Betrachtungsweise würden wir bei einer Vergleichung deutscher und italienischer Rechtszustände zu der Behauptung berechtigt sein, daß unsere Cultur in sittlicher Hinsicht eine höhere sei, weil Raub und Mord nicht mehr auf der Grundlage bandenmäßiger Einrichtung verbrecherischer Gesellschaften verübt werden, sondern, von gelegentlichen und wenig bedeutenden Ausnahmen abgesehen, als das Werk Einzelner erscheinen. Freilich darf man sich nicht vorstellen, daß zwischen den individuellen Motiven und den gesellschaftlich mitbestimmten Beweggründen eines Mörders eine haarscharfe Gränzlinie zu ziehen ist. Der Mangel an Erziehung oder der Grad der Verwahrlosung, welcher bei einer sehr großen Anzahl von Mördern vorbestimmend war, läßt sich in genau bestimmten Antheilen der Zurechnung nicht feststellen; es ist möglich, daß die Schulein-

richtungen bestimmter Staaten hinter den bescheidensten Anforderungen zurückbleiben, ebenso möglich aber auch, daß die Familie des Verbrechers gegenüber den ihr gebotenen Schulgelegenheiten ihre Pflicht versäumte oder gar verbrecherische Neigungen geradezu begünstigte oder endlich der Thäter, vermöge der besonderen Stärke angeborener Neigungen gegen jeden Einfluß erzieherischer Wirksamkeit sich völlig ablehnend verhielt. Der Mangel oder das Vorhandensein eines gewissen Bildungsmaßes wird in solchen Staaten, in denen allgemeine Schulpflicht durchgeführt ist, als ein den individuellen Neigungen zuzurechnendes Moment, in solchen Staaten hingegen, in denen es an öffentlichen Schuleinrichtungen noch fehlt, als ein gesellschaftlicher Faktor verbrecherischer Erscheinungen zu würdigen sein.

Eine gute und planmäßig durchgeführte Statistik der Tödtungen und anderer schwerster Verbrechen hätte danach zu streben, diese Richtung der Motive auf das Persönliche des Thäters und das Gesellschaftliche seiner Umgebung zu veranschaulichen, woraus zu entnehmen sein würde, ob zur Erhöhung des Rechtsschutzes gegenüber den gesellschaftlich mitbestimmten Triebfedern Vorbeugungsmittel angewendet werden können oder nicht. Denn die rein individuellen Motive entziehen sich ebenso sehr der Voraussicht wie der Unschädlichmachung außerhalb der Formen der Rechtspflege, der Vormundschaft oder der Irrengesetzgebung, wo Vorsorge getroffen werden muß, daß auch in Fällen der richterlichen Freisprechung auf Grund erwiesener Gefährlichkeit Unzurechnungsfähige in Sicherheit gebracht werden.

In der Natur der Dinge liegt es, daß auch rein individuelle Motive des Mordes in einer gewissen Regelmäßigkeit von Jahr zu Jahr in den Tabellen der Statistiker wiederkehren. Es wäre aber irrig, das Zufällige wegen annähernder Gleichmäßigkeit in den Zahlenverhältnissen als gesetzmäßige und nothwendige Wirkung bestimmbarer Ursachen hinzustellen. Schon der hin-

sichtlich der Bestrafung wichtige Unterschied zwischen vollendeter und nur versuchter Mordthat beruht in der Hauptsache auf durchaus zufälligen Umständen des Gelingens oder Mißlingens. Ebenso wenig, wie man es ein Naturgesetz nennen darf, wenn in einer großen Welthandelsstadt jährlich trotz aller polizeilichen Anordnungen annähernd gleiche Zahlen von Unglücksfällen in Folge von Ueberfahrenwerden oder Herabstürzens von Baugerüsten verzeichnet werden, ist es zulässig, die Aeußerungen individueller Beweggründe in gelegentlichen Mordthaten auf eine Gesetzmäßigkeit im gesellschaftlichen Zusammenleben der Menschen zurückzuführen.

Dagegen läßt sich für den Culturhistoriker einiger Nutzen aus der Wahrnehmung ziehen, daß die Verhältnißziffern gewisser Gruppen individueller Motive zu einander bei verschiedenen Völkern nicht die gleichen sind, sondern erheblichen Verschiedenheiten unterliegen. In einem Volke werden Mordthaten aus Rache vergleichungsweise häufiger vorkommen, als solche aus Eigennutz; in einem anderen Volke geschlechtliche Verirrung in stärkerer Verhältnißzahl bei verbrecherischen Unternehmungen betheiligt sein. Diese Wahrnehmung beweist aber nichts anderes, als was völlig selbstverständlich ist, daß nämlich die Individuen einen gewissen, wennschon unbestimmt zu lassenden Antheil an den Neigungen, Fehlern und Naturanlagen des Volkes beanspruchen.

In der 1873 herausgegebenen, das Jahr 1871 betreffenden Statistik der französischen Strafrechtspflege werden bei Aufführung der Tödtungsverbrechen dreißig verschiedene Beweggründe und Veranlassungen unterschieden und außerdem noch einige Fälle namhaft gemacht, in denen der innere Grund des Verbrechens nicht ermittelt werden konnte, so daß man vielleicht annehmen dürfte, einige Menschen seien sich bei den von ihnen vorgenommenen Tödtungen eines Zweckes ihrer Handlung überhaupt nicht bewußt gewesen. Nach einer von mir versuchten Berechnungs-

weise würden sich auf Grund der bezeichneten Statistik in Frankreich die aus ökonomischen Motiven hervorgegangenen Mordthaten zu den geschlechtlich bedingten Verbrechen derselben Art wie 2 zu 1 verhalten, nämlich wie 70 zu 35, während aus Haß und Rache 132, darunter aus politischen Motiven 19 Fälle herzuleiten sind. Diese Ziffern ergeben als wahrscheinlich, daß in Frankreich die Beweggründe zum Morde weitaus weniger von gesellschaftlich einflußreichen Factoren mitbestimmt sind, als in gewissen Gegenden Italiens, immerhin aber noch stärker, als in Deutschland, wo es bisher nicht möglich war, eine annähernd gleich große Ziffer von Mordthaten auf politische oder nationale Motive des Hasses zurückzuführen. Auch dem oberflächlichen Beobachter ist es klar, daß unter Franzosen und Spaniern der Nationalhaß gegen wirkliche oder eingebildete Feinde größer ist, als in Deutschland. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß unter veränderten Umständen nicht auch in Deutschland ähnliche Erscheinungen hervortreten könnten. Der politische Parteihaß mit seinen Ausschreitungen beruht weniger auf natürlicher Anlage als auf geschichtlichen Entwickelungen der Völker.

Im Uebrigen erweist die Statistik, daß die durchschnittlich am häufigsten hervortretenden Motive des Mordes auch gleichzeitig Motive des Todtschlags sind, wobei es lediglich darauf ankommt, ob ihre Einwirkung auf das Willensvermögen des Thäters eine schnellere und gleichsam widerstandslose ist. Naturgemäß erscheint es freilich, daß aus wirthschaftlichen Motiven Todtschlag seltener hervorgeht, als Mord; denn auf dem ökonomischen Gebiete ist die den Erfolg des Handelns genau erwägende Berechnung häufiger anzutreffen, als innerhalb der geschlechtlichen Beziehungen.

Daraus erklärt es sich, daß der Todtschlag aus geschlechtlichen Anreizungen etwas häufiger vorkommt und eine andere Verhältnißziffer sich ergiebt. Er stellt sich zum Todtschlag aus

wirthschaftlichen Gründen wie 25 zu 22. Andererseits wird man mit Recht vermuthen, daß politische, nationale und religiöse Leidenschaften leichter zum Todtschlag als zum Morde führen. Es waren 44 Fälle, in denen der Haß diese Wendung genommen hatte, neben 197 anderen, in denen Haß und Rache des Todtschlägers durch nicht politische Verhältnisse erregt wurden. Mord und Todtschlag verhielten sich somit:

hinsichtlich der ökonomischen Triebfedern ungefähr wie 70 zu 22,

hinsichtlich der geschlechtlichen Triebfedern ungefähr wie 35 zu 25 und

hinsichtlich der Motive des Hasses und der Rache wie 132 zu 241.

Die Psychologie des Mordes spiegelt sich bis zu einem gewissen Maße auch in den Mitteln der Ausführung wieder ab. Wennschon die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt werden kann, daß auch einmal in heftiger Erregung des Gemüths ein gerade bereit stehendes Gift zur Tödtung eines Menschen verwendet werde, so hat man doch zu allen Zeiten Vergiftung als eine besonders heimtückische und von tiefster Verworfenheit zeugende Art des Mordes angesehen und früher in Anbetracht des regelmäßig damit verbundenen verrätherischen Vertrauensmißbrauchs durch härtere Strafen auszuzeichnen gesucht. Die französische Statistik verzeichnet für 1871 nur 13 Giftmorde, was in Anbetracht der leichten Zugänglichkeit gewisser Gifte, wie beispielsweise des Phosphors, als eine sehr niedrige Zahl anerkannt werden muß. Schußwaffen dienen in beinahe gleichem Maße der Ausführung des Mordes (nämlich in 134 Fällen) und des Todtschlags (nämlich in 141 Fällen), so daß daraus der Schluß gezogen werden kann: es würde durch zweckmäßige Gesetzesbestimmungen gegen das Tragen verborgener Schußwaffen, wie des Revolvers, zumal in großen Städten, der Schutz des Lebens sich er-

höhen lassen. Ungefähr gleich verhält es sich mit dem Gebrauche blanker Waffen, welche in Frankreich nach der von mir benutzten Statistik zwölfmal zum Morde und zehnmal zum Todtschlage verwendet wurde. Ein sehr bedeutender Unterschied zeigt sich dagegen in dem Gebrauch von Dolch und Messern, welche 33mal zur Ermordung und 84mal zum Todtschlag benutzt wurden. Messerstich könnte somit beinahe als das besonders bezeichnende Werkzeug der aus leidenschaftlicher Gemüthserregung entspringenden Tödtungen angesehen werden; er spielt seine Rolle vornehmlich in nächtlichen Raufereien, in Wirthshausstreitigkeiten, in der plötzlichen Rache für wirkliche oder vermeintliche Beleidigungen und fordert in seiner zunehmenden Häufigkeit dazu auf, schon das bloße Messerzücken oder die Bedrohung eines Menschen mit dem Messer unter Strafe zu stellen. In der selteneren oder häufigeren Verwendung gewisser Tödtungsmittel spiegelt sich wiederum die Volkssitte ab. Die weitere Verbreitung einer kostspieligeren Schußwaffe und die größere Häufigkeit ihres Gebrauches ist ein Zeichen höheren Wohlstandes in der Bevölkerung oder einer planmäßig im Räuberhandwerk eingerichteten Waffenführung. In Italien steht die Verwendung der Schußwaffe bei den Verbrechen der Tödtung hinter anderen Werkzeugen ziemlich weit zurück. Nach der letzten amtlichen Strafstatistik wurde zur Tödtung eines Menschen die Schußwaffe 707mal, der Dolch und Stockdegen in 784, das zu häuslichen Zwecken bestimmte Messer in 475 Fällen verwendet.

Nicht selten geschieht es, daß neben den gebräuchlichen Mitteln des Selbstmordes oder der verbrecherischen Tödtung durch erfinderische Köpfe irgend eine neue Methode der Lebensvernichtung erdacht und angewendet wird und diese hinterher, nachdem sie durch die Presse bekannt wurde, Nachahmung findet. Im Großen und Ganzen zeigt sich aber in den Mitteln der Tödtung

dieselbe Gleichförmigkeit der Wiederholung, wie in den verbrecherischen Motiven.

Da die Erfahrungen der Strafrechtspflege lehren, daß Mord und Todtschlag, wenngleich in verschiedener Verhältnißmäßigkeit der Ziffern, doch überall aus denselben äußeren Anreizungen und Beweggründen entspringen, so ist die Frage nicht zu umgehen, ob Angesichts der nach den Motiven vielfach gleichgradigen Immoralität des Handelns, für beide Verbrechensfälle eine Abstufung der Strafe vom Leben zum Tode in der Gesetzgebung nothwendig oder berechtigt erscheine?

Die Mehrzahl der Moralisten macht sich von dem Unterschiede zwischen Mord und Todtschlag einen durchaus falschen Begriff. Er ist keineswegs so groß, wie man bisher geglaubt hat; er ist mit Sicherheit überhaupt auf Grundlage der bestehenden Gesetzesvorschriften nur in der Minderzahl der Fälle zu ermitteln, und er verschwindet sogar, wo aus der Triebfeder des Hasses, der Rache oder hochgradiger Geschlechtsleidenschaft eine vorsätzliche Tödtung von Menschen hervorgeht.

Kann man wirklich sagen, daß der angebliche Mörder, dessen länger andauernde Gemüthserregung mit Ueberlegung der Mittel ein Menschenleben zerstört, schändlicher und unsittlicher handelt, als der Todtschläger, welcher alsbald zur That schreitet? Ganz das Gegentheil kann öfters der Fall sein. Während auf Seiten eines in unbedeutender Veranlassung aufbrausenden Todtschlägers die denkbar geringste Achtung vor menschlichem Leben vorhanden sein konnte, geschieht es bei anderen, sogenannten Mördern, daß sie nach schwerer Verletzung ihres Ehrgefühls den ersten Gedanken der Tödtung von sich zurückweisen, nach und nach in einem heftigen Ringkampfe mit ihrer Leidenschaft gegenüber dem stets wiederholten Andringen stärkerer Reize moralisch geschwächt werden und endlich dem Dämon des Verbrechens unterliegen, nachdem sie lange Zeit hindurch vergeblich gekämpft hatten.

Bei einer nicht unerheblichen Anzahl von Mördern ist das vermeintlich todeswürdige Stadium der Ueberlegung gerade diejenige Periode, in welcher die letzten Anstrengungen der moralischen Natur, welche bei Todtschlägern überhaupt nicht zur Geltung kommen, einen vergeblichen Widerstand gegen die überlegene Macht verbrecherischer Triebfedern versucht haben. Nur bei dem Motive der Gewinnsucht läßt sich durchgängig die größere Verworfenheit des Mörders vom moralischen und psychologischen Standpunkt behaupten, keineswegs bei den aus tiefer greifenden Affekten hervorgegangen, wennschon mit sogenannter Ueberlegung begangenen Tödtungen.

Ich wage daher die anscheinend paradox klingende Behauptung, daß jedesmal, wo innerhalb einer sich gleich bleibenden Summe von vorsätzlichen Tödtungen die Ziffer des Todtschlags eine geringere, die Zahl der Mordthaten hingegen eine größere wird und die aus Gewinnsucht begangenen Tödtungen ausgeschieden sind, ein Culturfortschritt anerkannt werden muß; denn ein Wachsthum der s. g. Mordthaten auf Kosten des Todtschlages bedeutet, daß moralische Widerstandskräfte gegen das den Barbaren eigenthümliche Uebergewicht der ersten leidenschaftlichen Erregung bereits in Thätigkeit getreten sind. Dieselbe Ueberlegung der Verbrechensmittel und Verbrechensfolgen, welche die Schwere der That gegenwärtig erhöht, ist, culturgeschichtlich betrachtet, auch in manchen, statistisch nicht sichtbaren Fällen negativ wirksam als Hinderung eines ohne ihr Eintreten wahrscheinlich gewesenen Todtschlags.

Aus der preußischen Statistik ergiebt sich, daß in dem zwanzigjährigen Zeitraum vor 1873 der Mord beinahe gleich blieb, Todtschlag etwas seltener wurde; eine Thatsache, die ich in Rücksicht damit, daß die Gesammtsumme der vorsätzlichen Tödtungen sich nicht zum Nachtheil der öffentlichen Sicherheit vermehrt hat, als eine günstige deuten würde, wenn nicht gerade

auf Seiten der schweren Köperverletzungen wiederum ein Zeichen roher Leidenschaftlichkeit angedeutet wäre.[7])

Als ein in der Rechtslehre ziemlich weit verbreiteter Irrthum ist auch die Behauptung anzusehen, daß sich der Todtschläger vom Mörder in moralischer Hinsicht durch ein tieferes Gefühl der Reue alsbald nach begangener That auszeichne. Zunächst ist dagegen einzuwenden, daß in den Strafanstalten ein wesentlich verschiedenes Verhalten zwischen Mördern und Todtschlägern nicht beobachtet wurde. Besäßen wir eine statistische Aufzeichnung der von Verbrechern ausgegangenen Selbstanzeigen, so würde sich wahrscheinlich ergeben, daß Mörder in nicht geringerem Verhältniß, als die ihnen zunächst verwandten Verbrechergruppen dabei betheiligt sind. Diese Vermuthung rechtfertigt sich durch den Hinweis auf die preußische Statistik, die uns Aufschluß über die Häufigkeit der Geständnisse in den der Competenz der Schwurgerichte unterliegenden Strafsachen darbietet. Während der dreißigste Theil der auf Mord lautenden Anklagen im Jahre 1871 und der vierzehnte Theil im Jahre 1872 durch Geständniß des Angeklagten erledigt wurde, fehlten in denselben Jahren bei Todtschlägern die Geständnisse durchaus. Im Jahre 1873 war das Verhältniß beinahe gleich, insofern der vierundzwanzigste Theil der Todtschlagsanklagen und der fünfundzwanzigste Theil der Mordanklagen durch Geständniß erledigt wurde. Nicht zu vergessen ist, daß sich den Todtschlägern der bequeme Einwand darbietet, es sei nur eine Körperverletzung, nicht aber der Tod des Angegriffenen von ihnen beabsichtigt gewesen.

Als ein psychologisch nicht zu unterschätzendes Moment sind auch die Altersstufen der des Mordes und des Todtschlages angeklagten Personen zu verwerthen. Die preußische Statistik giebt uns einige Aufklärungen, welche den allgemein bestehenden Erwartungen zuwider laufen dürften. In der Altersklasse unter

18 Jahren kam im Jahre 1872 ein Mord, dagegen in den drei Jahren von 1871 bis 1873 kein einziger Todtschlag zur Verhandlung und auch in der zunächst angränzenden Klasse der im Alter von 18 bis zu 24 Jahren Angeklagten war Mord beinahe dreimal so häufig, als Todtschlag. Daraus ergiebt sich, daß in dem Lebensalter der größten Kraftfülle und der stärksten Naturreize die Ueberlegung bei Tödtungen in einer gleichsam chemisch unlösbaren Verbindung mit Affecten hervortritt, andrerseits der Mangel der Ueberlegung nicht immer ein Element moralischen Vorzugs, sondern im Gegentheil auch als ein Anzeichen größerer Abstumpfung und eines gewissen Schwächezustandes zu deuten ist. Jeder etwa mögliche Zweifel schwindet, wenn man diejenigen Altersklassen betrachtet, in denen die leibliche und geistige Thatkraft bereits zu schwinden beginnt oder erfahrungsgemäß bereits geschwunden ist. Im Lebensalter zwischen 40 und 60 Jahren beträgt der Procentsatz der des Todtschlages Angeklagten im Verhältniß zu sämmtlichen des gleichen Verbrechens Angeklagten 24,2 pCt., beim Morde dagegen nur 23,1. In den beiden vorangegangenen Jahren 1872 und 1871 war der Unterschied noch größer. Unter den Greisen über sechzig Jahren finden sich 1871: 9 pCt., 1872: 2,3 pCt. und 1873: 6,4 pCt. der Todtschläger, in den entsprechenden Jahren dagegen zweimal überhaupt gar kein Mörder und 1872 nur 2,3 pCt. Gewiß ist es eine bemerkenswerthe, bisher noch nicht gewürdigte Thatsache, daß das schwache Greisenalter zu den Akten des Todtschlags bei verminderter Lebensenergie stärker neigt, als zum Morde mit dem darin enthaltenen Elemente der Ueberlegung.

Eine sorgfältigere Beobachtung der psychologischen Momente im Verbrechen des Mordes wird wahrscheinlich zu einem doppelten Ergebniß führen. Einmal zu der Forderung, daß die bisherige, in den europäischen Continentalstaaten festgestellte Unterscheidung zwischen den mit und den ohne Ueberlegung be-

gangenen Tödtungen aufgegeben und durch anderweitige Strafbarkeitsstufen um so mehr ersetzt werden sollte, als schon gegenwärtig die freisprechenden und verurtheilenden Verdikte der Geschwornen vorwiegend durch den unwillkürlich bestimmenden Einfluß der größeren oder geringeren Moralität der Handlung beherrscht werden, wofür die Praxis der mildernden Umstände in Frankreich einen nicht zu unterschätzenden Beweis enthält. Sodann zweitens zu der Erkenntniß, daß die Todesstrafe als alleinige Strafdrohung für alle gegenwärtig sogenannten Mordfälle ungerecht ist und außerdem zur Sicherung des menschlichen Lebens an sich nichts beizutragen vermag. Für diese letztere Behauptung ist der Beweis, soweit als er überhaupt erbracht werden kann, theils auf dem statistischen Wege, theils durch psychologische Gründe zu führen. Was die Statistick anbelangt, so läßt sich darthun, daß in England, Frankreich und Preußen die Häufigkeit oder Seltenheit der Begnadigungen ohne jeden Einfluß auf die Ziffer der Mordfälle bleibt, folglich aus der Unwirksamkeit der Strafvollstreckung auf die Unwirksamkeit der Strafdrohungen geschlossen werden dürfte, wenn nicht außerdem neuere Erscheinungen zeigten, daß die Abschaffung der Todesstrafe in Ländern mit gesicherten Strafproceßeinrichtungen und zweckmäßigen Strafanstalten eine nennenswerthe Mehrung der Mordthaten nicht zur Folge gehabt hat.

Stellt man die Motive, von denen Mörder am häufigsten geleitet werden, den Absichten des Gesetzgebers gegenüber, so wird sich ermitteln lassen, welches Gegengewicht die Androhung der Todesstrafe im Stadium der verbrecherischen Ueberlegung der Vollendung des Entschlusses entgegenzusetzen vermag? Um dies zu erfahren, ist man bisher meistentheils von zwei Irrthümern ausgegangen. Man hat entweder in der Criminalpsychologie den entscheidenden Moment einer unmittelbar bevorstehenden Hinrich-

tung auf den Willenszustand eines werdenden Verbrechers zurückbezogen und diesen unter den gleichen Eindruck der Furcht fingirt. Oder man mißt die Einbildungskraft der verbrecherischen Klasse an den Empfindungen, welche die Androhung der Todesstrafe in Kreisen gesitteter Menschen hervorruft. In Wirklichkeit kommt es aber darauf an, die eigenthümliche, geistige und sittliche Beschaffenheit der verbrecherischen Klassen genau zu beobachten und außerdem zu ergründen, wie sich ein bestimmtes Individuum gegenüber den Drohungen des Strafgesetzes kurz vor Begehung des Verbrechens verhalten hat.

Ueber das Verhalten der Mörder zu den Strafdrohungen des Gesetzes lehrt die Erfahrung, daß ihr Seelenzustand in drei wesentlich verschiedenen Erscheinungen sich zu offenbaren pflegt. Eine erste Gruppe von Verbrechern wird von einem bald länger schleichenden, bald heftiger beschleunigten Fieber der Leidenschaft getrieben, die Mittel zu suchen, um den Gegenstand ihrer Hasses zu beseitigen. Ihr höchstes Interesse ist, die That mit Sicherheit auszuführen und gelingen zu lassen. Daher sie nicht darauf Bedacht nehmen, ihrerieits der Strafe zu entrinnen, sondern vielmehr darauf, ihrem Opfer jede Möglichkeit der Rettung abzuschneiden. Der Gedanke an die Straffolgen der That ist, wenn er überhaupt aufkommt, so sehr nebensächlich, daß gerade von Mördern dieser ersten Kategorie vor anwesenden Zeugen und mit vollem Bewußtsein der unvermeidlichen Entdeckung der vorher entworfene Plan ausgeführt wird. Regelmäßig finden sich innerhalb dieser Gruppen einige Verbrecher, bei denen der Entschluß zum Morde mit dem ernsthaften Vorsatz des Selbstmordes gepaart ist, so daß von einer Abschreckung vermöge der Todesstrafe durchaus gar keine Rede sein kann. Meistentheils ist es ein die Beobachter überraschenden Sprung, welcher leidenschaftlich erregte Naturen aus völlig geordneten Lebensverhältnissen zur schwersten

Missethat eines von Eifersucht, Fanatismus, Rache erzeugten Mordes hinüberführt.

Eine zweite Gruppe begreift die völlig stumpfen und erstarrten Naturen, welche auf der abschüssigen Bahn der Laster und Verbrechen langsam gesunken und schließlich so weit verkommen sind, daß ihnen ihre eigene Zukunft vollkommen gleichgültig geworden ist. Vom Müßiggange und roher Genußsucht zur Bettelei, von der Bettelei zu kleineren Eigenthumsverletzungen, schließlich zum gewohnheitsmäßigen Diebstahl gelangt, haben sie überhaupt jede Achtung vor den Gesetzen ebenso eingebüßt, wie die Furcht vor der Strafe. Der Befriedigung ihrer nächsten Triebe und Bedürfnisse opfern sie ihr eignes leibliches Wohl sorglos auf. Ebenso gleichgültig, wie es ihnen ist, ob aus ihren Lastern die unvermeidliche Folge der Krankheit und Lebensverkürzung hervorgeht, ist ihnen die Drohung des Gesetzes, der zu entgehen, sie nicht sonderlich bemüht sind. Diese höchste Stumpfheit und Gleichgültigkeit kündigt sich häufig darin an, daß der von dem Verbrechen zu erwartende Gewinn in gar keinem Verhältniß zur Schwere der That zu stehen scheint. Um geringfügige Geldsummen werden sie bereit sein, ein Menschenleben zu vernichten, wenn ihnen unter den besondern Umständen der That ein Mord bequemer ist als Diebstahl. Den Fehler, den die moderne Strafgesetzgebung gegenüber dieser Klasse von Verbrechen begeht, besteht darin, daß sie ihre Kräfte in stetiger Wiederholung unwirksam bleibender Strafmittel erschöpft und ihre Aufgabe, nach einem gewissen Maße der Rückfälligkeit für dauernde Sicherung Sorge zu tragen, noch nicht begreift.

Endlich giebt es eine dritte Gruppe von Mördern, welche in klarer Vorausberechnung aller Folgen ihrer Verbrechensthat, die Ausführungsweise genau festsetzen und für ihre Nichtentdeckung in schlauer Weise Vorkehrung treffen. Sie sehen im Hintergrund die Todesstrafe und fürchten sie so lange, bis es

ihnen zur inneren Gewißheit geworden ist, daß sie der Entdeckung entgehen werden. Fest davon überzeugt, daß sie es in ihrer Hand haben, die Sicherheitsbeamten und die Rechtspflege zu täuschen, werden sie gerade durch längere Ueberlegung in dem Glauben an endliche Straflosigkeit befestigt. Lehrt doch die tägliche Erfahrung, daß nicht wenige Missethaten trotz aller Anstrengungen der Polizei unermittelt bleiben. Wenn jeder Mordlustige in der Gegenwart sich sagte, daß er selbst nach geschehener Entdeckung der Todesstrafe wahrscheinlich entgehen werde, so würde er vollkommen richtig in Uebereinstimmung mit den Thatsachen der Strafstatistik gerechnet haben. Bei der Klasse der fein berechnenden Mörder bewirkt das Vorhandensein der Todesstrafe eine Steigerung der verbrecherischen Energie und eine nur um so gründlichere Durchdenkung der Verbrechensmittel.

Die praktische Werthlosigkeit der Todesstrafe gegenüber den verbrecherischen Motiven liegt auch darin, daß die wirkliche Ausführung eines richterlichen Todesurtheils Angesichts der gangbar gewordenen Begnadigungspraxis durchaus als entfernte Möglichkeit angesehen werden muß, als seltene Ausnahme ungefähr von derselben Bedeutung wie die Möglichkeit des natürlichen Ablebens, die jedem Menschen vor die Seele gestellt wird.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, der nicht häufig genug wiederholt werden kann: daß die abschreckende Macht der Strafrechtspflege nicht in dem Grade eines ungewissen Strafübels, sondern in der Bestimmtheit und Gewißheit ausreichender Bestrafung wurzelt. Eine unsichere Strafjustiz, ausgestattet mit grausamsten Strafmitteln, hat zu allen Zeiten der öffentlichen Sicherheit die schlechtesten Dienste geleistet. Während jeder erfahrene Dieb heut zu Tage weiß, daß er im Falle der Entdeckung die geringste Aussicht auf Freisprechung, oder auf Bewilligung mildernder Umstände, oder auf Erwirkung eines Gnadenbefehls hat, kann sich der leidenschaftlich angelegte Missethäter damit trösten, daß er im

Falle einer schweren Körperverletzung oder des Todtschlags sehr bedeutende Chancen der Freisprechung und der Strafmilderung für sich hat. Auf 1427 vor den preußischen Schwurgerichten des schweren Diebstahls im Jahre 1873 angeklagte Individuen finden sich nur 70 Freigesprochene in einen für die einzelnen Provinzen zwischen 0 und 7,7 pCt. schwankenden Procentsatz der Angeklagten. Dagegen nehmen wir wahr, daß Angeklagte, denen schwere Körperverletzung mit tödtlichem Erfolge oder anderen bleibenden Nachtheilen zur Last gelegt wurde, sich einer günstigen Prognose erfreuen, da die Freisprechungen hier zwischen 8,5 pCt. und 33,3 pCt. schwanken und überhaupt nur eine große Minderzahl der 373 Verurtheilten, nämlich 93 der ordentlichen Zuchthausstrafe verfallen ist. Beinahe verlockend sind aber die Aussichten, welche die preußische Schwurgerichtsstatistik den Todtschlägern stellt. Von 62 im Jahre 1873 Angeklagten sind nur 42 verurtheilt worden und von diesen nur 24 zur Zuchthausstrafe. In der Provinz Brandenburg und Sachsen ward die Hälfte der Angeklagten, in Hannover und der Rheinprovinz 40 Procent freigesprochen. Diese überall hervortretende Milde des Schwurgerichts kann auf die Dauer nicht ohne einen psychologischen Rückschlag auf die Gesellschaft bleiben. Indem man sich mehr und mehr an das Vorurtheil gewöhnt, welches alle Fälle des Todtschlags unterscheidungslos viel milder beurtheilt, als die mildesten Formen des Mordes, lähmt man gleichsam durch eine falsche Pädagogik der Rechtspflege in den zu Gewaltthätigkeiten geneigten Kreisen der Bevölkerung die ethischen Widerstandskräfte gegen die Wallungen verbrecherischer Aufregung.

Was die Mordanklagen anbelangt, so schwankte in Preußen, wo die Geschwornen weitaus strenger urtheilen, als in der Mehrzahl der außerdeutschen Staaten, der Procentsatz der Freisprechungen zwischen 7,7 Procent und 25. Allein es ist bemerkens-

werth, daß von 134 Angeklagten doch nur eine sehr große Minderheit, nämlich 40, schuldig befunden wurde, die vorsätzliche Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt zu haben, während bei 77 anderen entweder Todtschlag ohne oder sogar mit mildernden Umständen oder schwere Körperverletzung angenommen worden ist. Somit ist statistisch erwiesen, daß in der ungeheueren Mehrzahl der Fälle, in denen die Staatsanwaltschaft eine Mordanklage erhob, das Schwurgericht, unter der Wucht der Todesstrafe berathend, den Beweis der Ueberlegung als nicht erbracht ansah. In Ermangelung genauer Anhaltpunkte ist nicht zu sagen, wer Unrecht habe gegenüber dem Gesetze, ob die Staatsanwaltschaft mit ihren Forderungen, oder das Schwurgericht mit seinen Verweigerungen eines Todesurtheils. Unzweifelhaft aber ist es ein gewaltiger Mißstand, wenn bei den schwersten Verbrechen ein so ungeheurer Abstand der Rechtsüberzeugungen vor der Welt dargelegt wird. Der vollendetste Mörder, welcher bei seinen Ueberlegungen die Strafstatistik zu Rathe zieht, darf sich also sagen, daß eine Verurtheilung wegen Mordes ein Ausnahmefall ist. Gelänge aber einem abgefeimten Mörder das vielleicht eingeübte Kunststück, bei der Ausführung der Tödtung eine leidenschaftliche Erregung zu simuliren, so wären seine Aussichten auf Freisprechung glänzende zu nennen.

Wer gegenwärtig noch glaubt, dem Akt der Ueberlegung in Mördern mit der gesetzlichen Androhung der Todesstrafe psychisch entgegenwirken zu können, verkennt gleichmäßig die Natur der verbrecherischen Motive und den Sinn, der in strafstatistischen Zahlen ausgedrückt ist. Die bestehende Unterscheidung zwischen Mord und Todtschlag ist daher weit davon entfernt, in ihrem Zusammenhange mit der Todesstrafe, den Schutz des menschlichen Lebens zu erhöhen. Im Gegentheil, vermehrt sie die Unsicherheit unserer Strafrechtspflege in einer für Scharfblickende beunruhigenden Weise.

Anmerkungen.

[1]) Weitere Ausführungen und Schriftnachweise s. in meiner Abhandlung über die Tödtungsverbrechen im Handbuch des Strafrechts Band III., S. 405 ff. (Berlin, Lüderitzsche Verlagsbuchh. 1872) und in meiner Schrift: Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe (Berlin, Lüderitzsche Verlagsbuchh. 1875).

[2]) Im englischen Recht werden alle Fälle vorsätzlicher Tödtung sogar einschließlich des Kindermordes und der vorsetzlichen Körperverletzung, welche den Tod zur Folge hatte, mit dem Tode bestraft. Ausgenommen ist nur der eine Fall, in welchem der Thäter durch Thätlichkeiten zum gerechten Zorn gereizt und zur That hingerissen wurde. Manslaughter bedeutet daher nicht, wie viele deutsche Rechtslehrer meinen, so viel wie Todtschlag in Deutschland, sondern meistentheils nur fahrlässige Tödtung.

[3]) Seit Werder's Kritik des Hamlet darf als herrschende Meinung angesehen werden, daß Hamlet kein Schwächling ist. Im übrigen kann die Kritik noch einige bisher übersehene Punkte zur Geltung bringen, vorzugsweise diesen: daß das Stück einen objectiven Conflikt zweier rechtshistorischen Grundanschauungen zur Grundlage hat: die Forderung der altgermanischen Blutrache, welche der im Fegefeuer befindliche Geist von Hamlets Vater noch geltend macht und die christliche Moralidee, welche durch die Universität Wittenberg angedeutet ist. Merkwürdig ist, daß Shakespeare, ohne es zu wissen, als Dichter hier eine Wahrheit getroffen hat. Die altgermanische Strafidee reicht bei den Skandinavern bis in das XVI. Jahrhundert hinein.

[4]) Aus der großen Anzahl trefflicher Leistungen der Psychiatrie und Psychologie erwähne ich hier nur zwei lesenswürdige Erscheinungen: H. Maudsley, die Physiologie und Pathologie der Seele (Deutsch von R. Böhm, Würzburg 1870) und R. von Krafft-Ebing, Grundzüge der Criminalpsychologie. (Erlangen, 1872).

[5]) Einige andere neuere Fälle s. bei Nippold, die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens. Berlin 1875 (Heft 57. 58 der Deutschen Zeit- und Streitfragen).

[6]) Ueber die sicilianischen Rechtszustände s. den amtlichen Bericht: Documenti relativi al progetto di legge per l'applicazione dei provedimenti straordinarj di pubblica sicurezza, presentati alla Camera dal Ministero dell' Interno Tornata del 8. Maggio 1875.

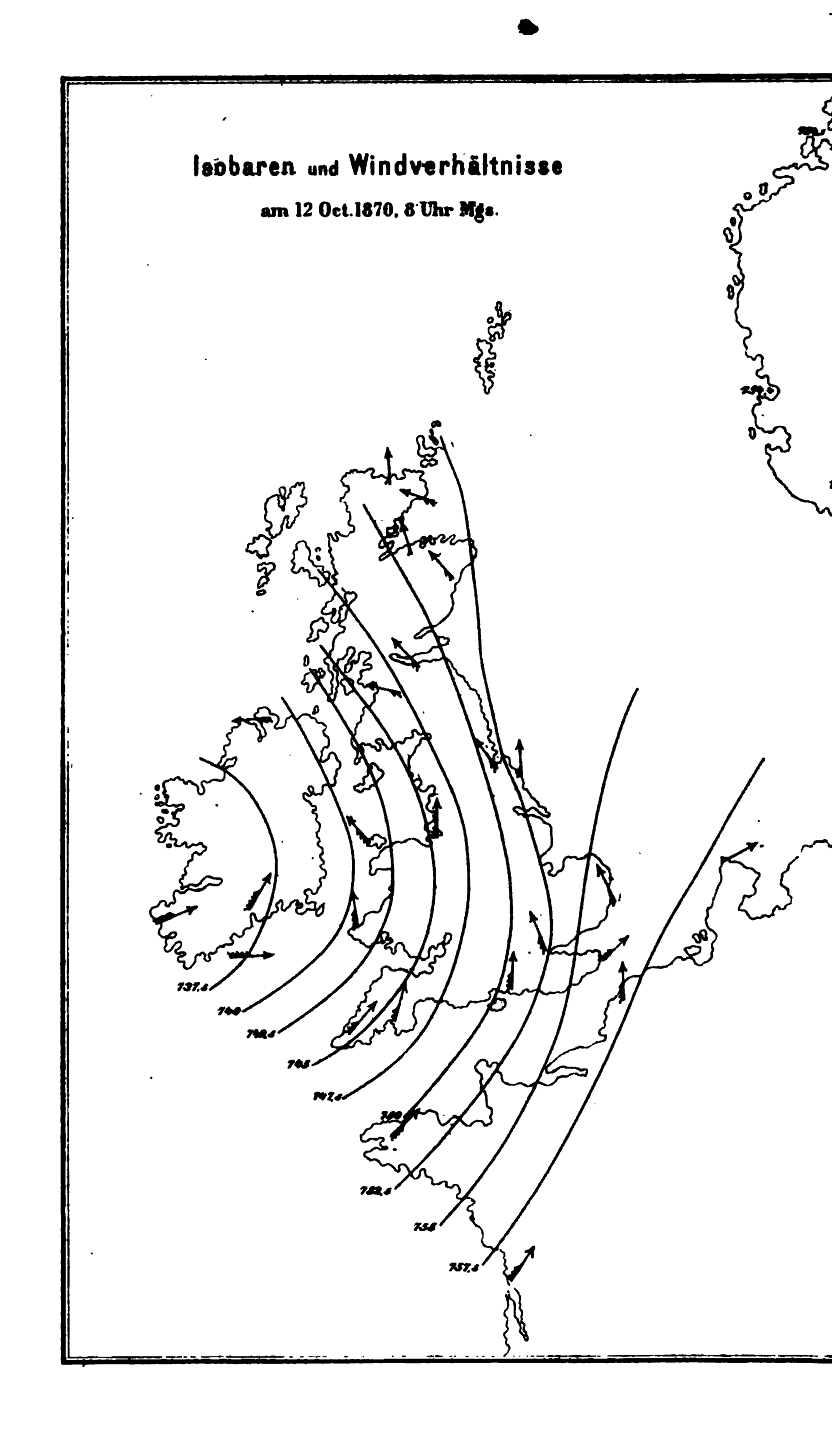


Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.



Isobaren und Windverhältnisse
am 13 Nov. 1872, 8 Uhr Mgs.
780
785
775
770
765
760
755
750
745




Isobaren und Windverhältnisse
am 12 Oct. 1870, 8 Uhr Mgs.
737,5
740
742,5
745
747,5
752,5
755
757,5

Isobaren und Windverhältnisse

am 13 Oct. 1870, 8 Uhr Mgs.

740

742,5

745

747,5

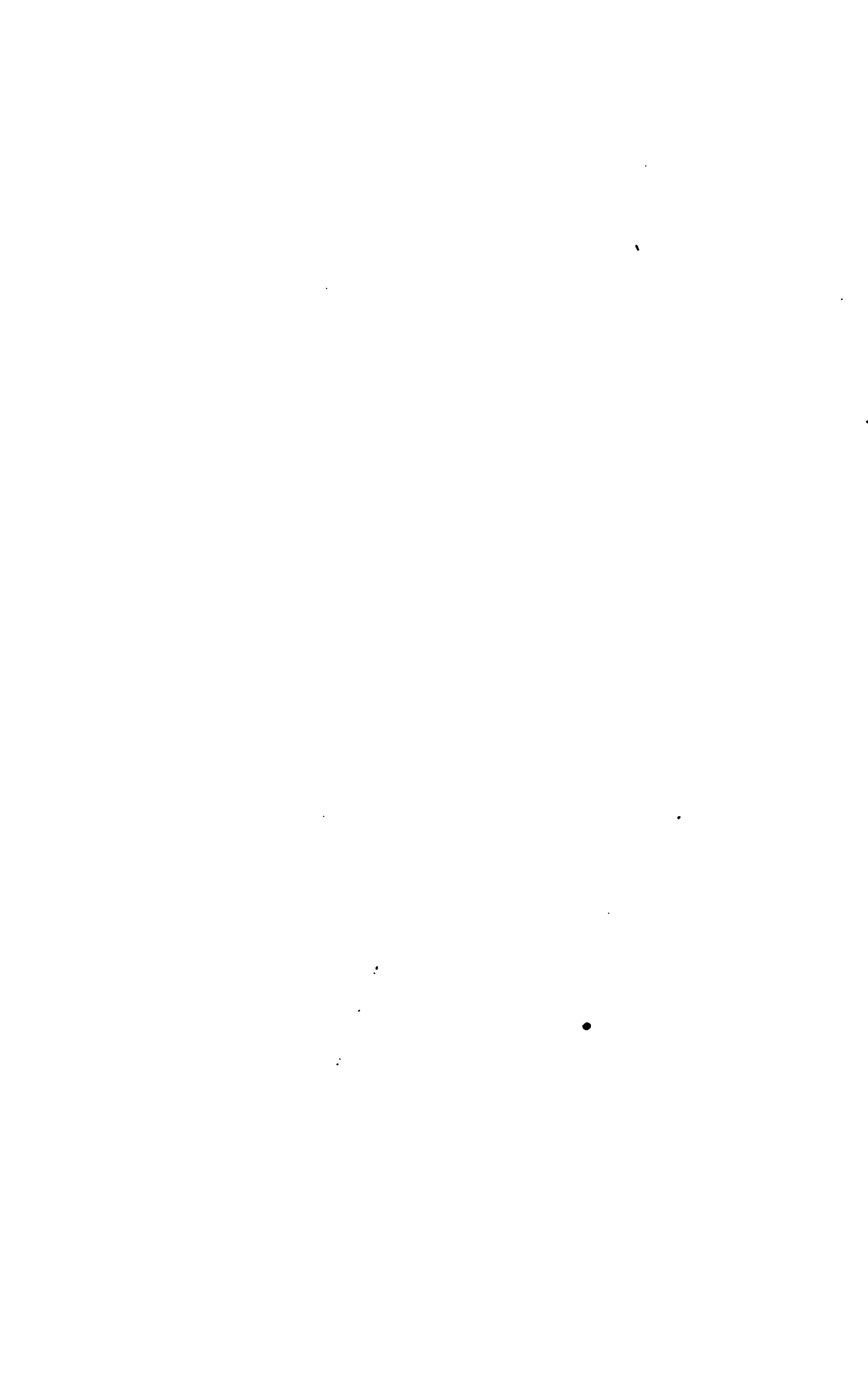
750

752,5

755

757,5

Lith Anst v Leopold Kraatz in Berlin



Ueber

Stürme und Sturmwarnungen.

Vortrag, gehalten im Museum zu Carlsruhe
am 2. Dezember 1874

von

Dr. L. Sohncke,
ord. Professor der Physik am Polytechnikum zu Carlsruhe.

Mit 2 lithographirten Tafeln und einem Holzschnitt.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Wenn ich beabsichtige nicht nur über Stürme, sondern auch über Sturmwarnungen zu sprechen, so erscheint dies Vorhaben auf den ersten Blick vielleicht wenig wissenschaftlich, denn die Sturmwarnungen bilden den praktisch wichtigsten Theil der Wetterprophezeiungen, und die Kunst der Wetterprophezeiung gilt den meisten Gebildeten kaum mehr als die Alchymie und die Sterndeuterei. Pflegt man doch bei Wetterprophezeiungen zunächst an den hundertjährigen Witterungskalender zu denken, dessen Vorhersagungen noch heutzutage in unseren meisten Kalendern zu finden sind, und der doch nichts anderes ist als ein leibhaftiges Stück mittelalterlicher Astrologie, das bis in unsere hellere Gegenwart hereinragt. Solche Dinge haben freilich heute nur noch ein psychologisch-historisches Interesse, aber kein naturwissenschaftliches.

Ganz etwas anderes ist es aber mit der modernen Sturmprognose, welche im Gegentheil werth scheint, das allgemeinste Interesse zu erregen, denn sie hat überraschende Erfolge aufzuweisen. Lassen Sie uns einige derselben kennen lernen! Von London aus werden, wenn es nöthig scheint, Mittheilungen bevorstehender Stürme an die englischen Küsten gesandt. Von

Anmerkungen.

[1]) Weitere Ausführungen und Schriftnachweise s. in meiner Abhandlung über die Tödtungsverbrechen im Handbuch des Strafrechts Band III., S. 405 ff. (Berlin, Lüderitz'sche Verlagsbuchh. 1872) und in meiner Schrift: Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe (Berlin, Lüderitz'sche Verlagsbuchh. 1875).

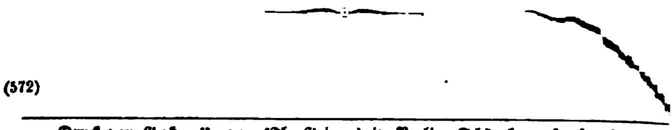
[2]) Im englischen Recht werden alle Fälle vorsätzlicher Tödtung sogar einschließlich des Kindermordes und der vorsetzlichen Körperverletzung, welche den Tod zur Folge hatte, mit dem Tode bestraft. Ausgenommen ist nur der eine Fall, in welchem der Thäter durch Thätlichkeiten zum gerechten Zorn gereizt und zur That hingerissen wurde. Manslaughter bedeutet daher nicht, wie viele deutsche Rechtslehrer meinen, so viel wie Todtschlag in Deutschland, sondern meistentheils nur fahrlässige Tödtung.

[3]) Seit Werder's Kritik des Hamlet darf als herrschende Meinung angesehen werden, daß Hamlet kein Schwächling ist. Im übrigen kann die Kritik noch einige bisher übersehene Punkte zur Geltung bringen, vorzugsweise diesen: daß das Stück einen objectiven Conflikt zweier rechtshistorischen Grundanschauungen zur Grundlage hat: die Forderung der altgermanischen Blutrache, welche der im Fegefeuer befindliche Geist von Hamlets Vater noch geltend macht und die christliche Moralidee, welche durch die Universität Wittenberg angedeutet ist. Merkwürdig ist, daß Shakespeare, ohne es zu wissen, als Dichter hier eine Wahrheit getroffen hat. Die altgermanische Strafidee reicht bei den Skandinavern bis in das XVI. Jahrhundert hinein.

[4]) Aus der großen Anzahl trefflicher Leistungen der Psychiatrie und Psychologie erwähne ich hier nur zwei lesenswürdige Erscheinungen: H. Maudsley, die Physiologie und Pathologie der Seele (Deutsch von R. Böhm, Würzburg 1870) und R. von Krafft-Ebing, Grundzüge der Criminalpsychologie. (Erlangen, 1872).

[5]) Einige andere neuere Fälle s. bei Nippold, die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens. Berlin 1875 (Heft 57. 58 der Deutschen Zeit- und Streitfragen).

[6]) Ueber die sicilianischen Rechtszustände s. den amtlichen Bericht: Documenti relativi al progetto di legge per l'applicazione dei provedimenti straordinarj di pubblica sicurezza, presentati alla Camera dal Ministero dell' Interno Tornata del 8. Maggio 1875.



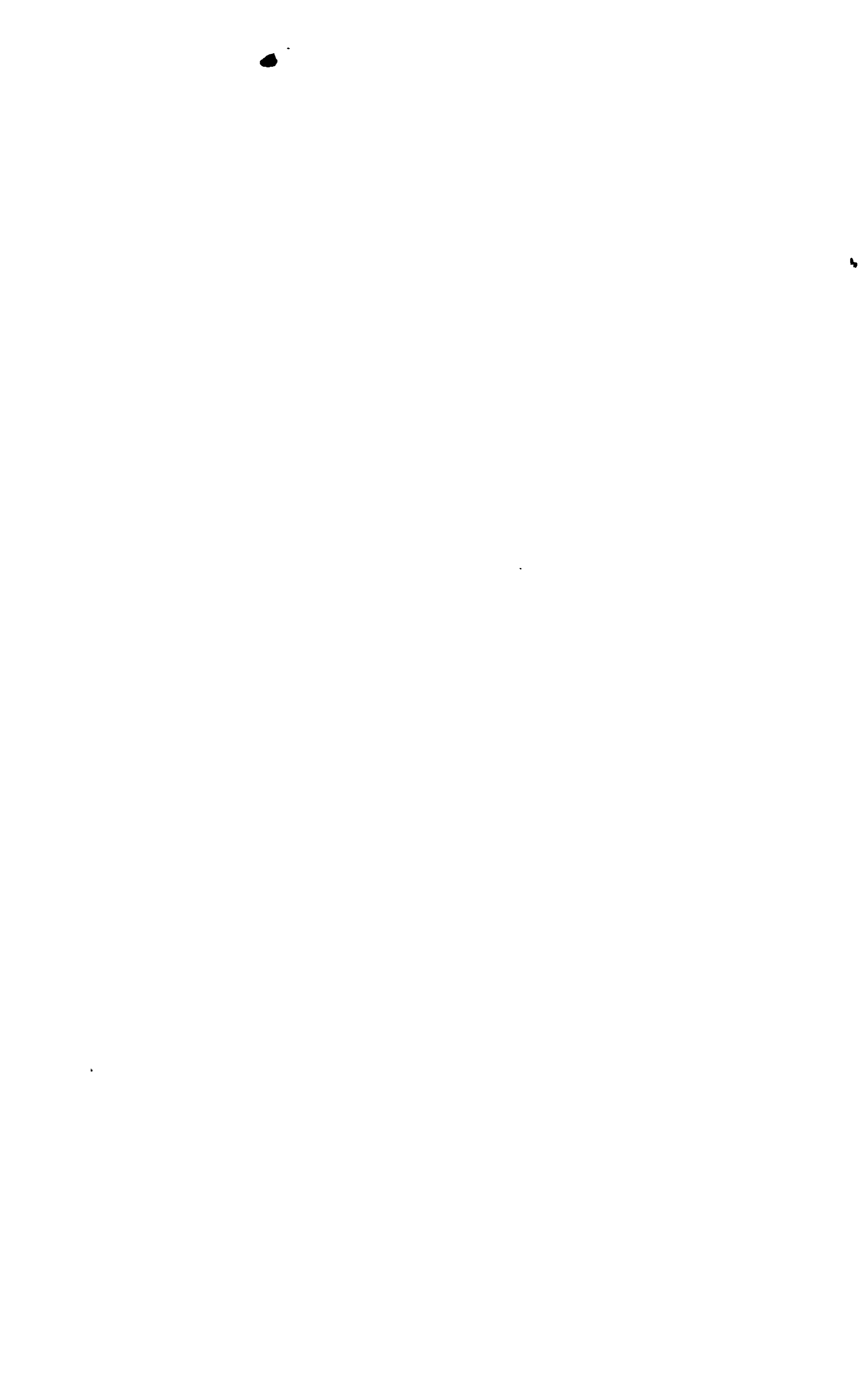
(572)

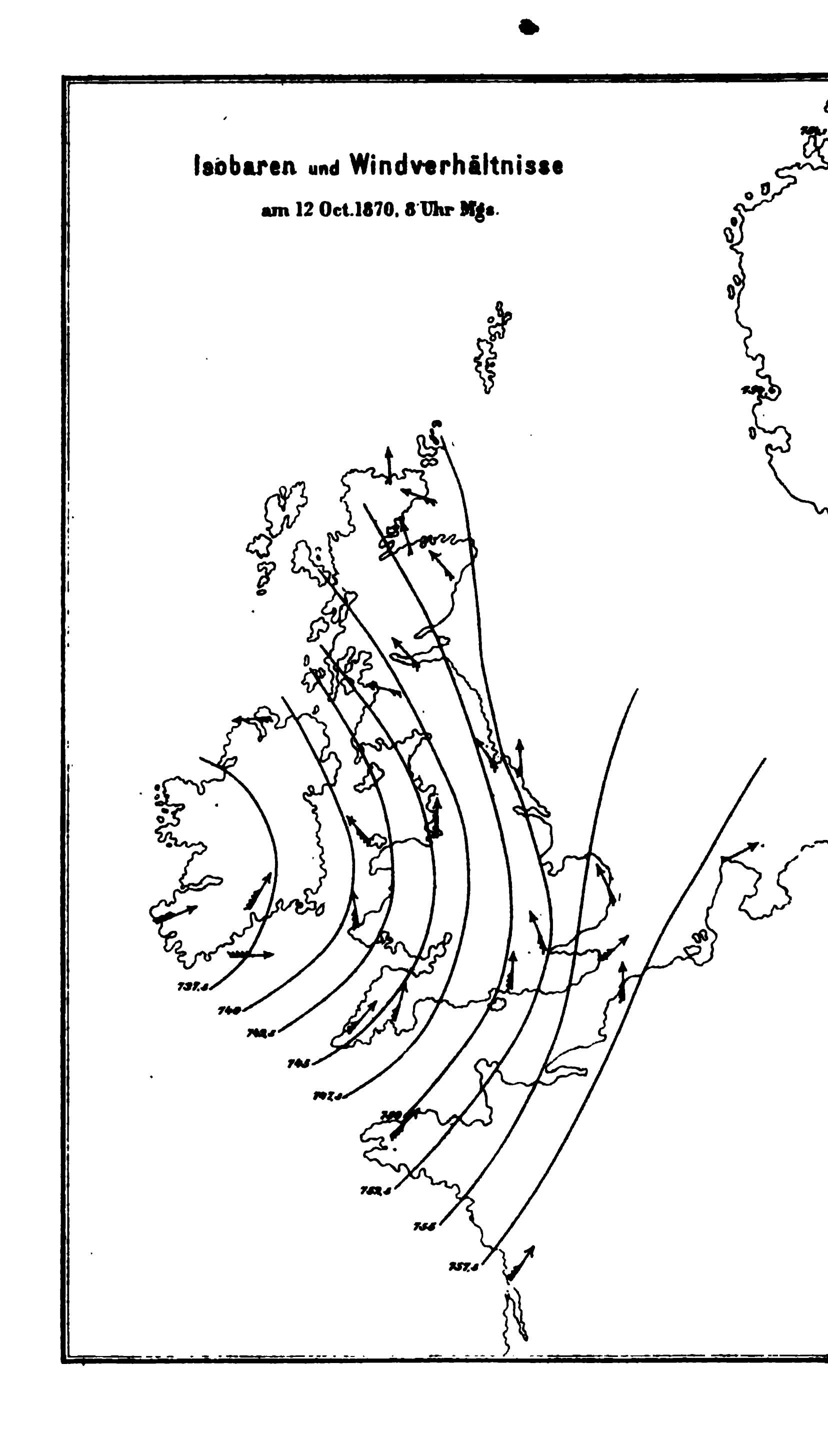
Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.

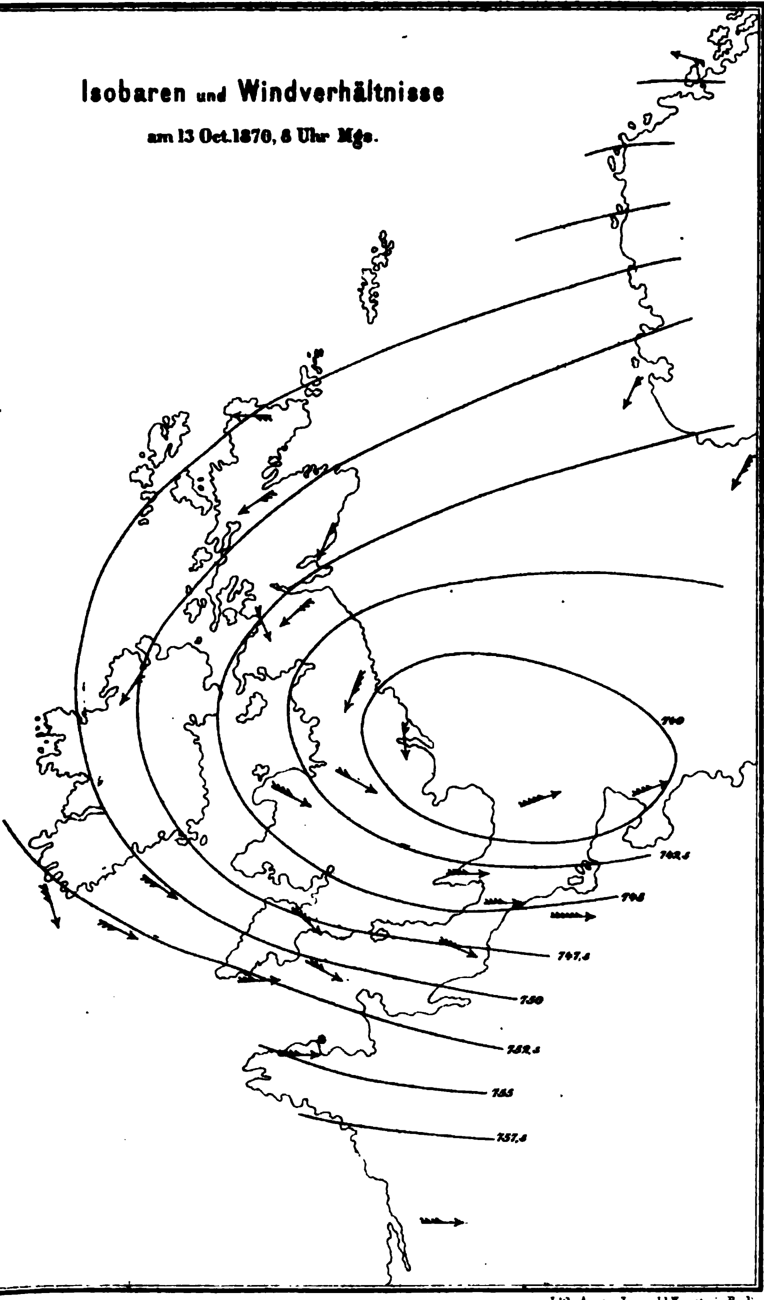
Isobaren und Windverhältnisse

am 13 Nov. 1872, 8 Uhr Mgs.

Lith. Anst. v. Leopold Kraatz in Berlin.




Isobaren und Windverhältnisse
am 12 Oct. 1870, 8 Uhr Mgs.
737,5
740
742,5
745
747,5
752,5
755
757,5



Lith Anst. v Leopold Kraatz in Berlin

Ueber

Stürme und Sturmwarnungen.

Vortrag, gehalten im Museum zu Carlsruhe
am 2. Dezember 1874

von

Leonhard

Dr. L. Sohncke,
ord. Professor der Physik am Polytechnikum zu Carlsruhe.

Mit 2 lithographirten Tafeln und einem Holzschnitt.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Wenn ich beabsichtige nicht nur über Stürme, sondern auch über Sturmwarnungen zu sprechen, so erscheint dies Vorhaben auf den ersten Blick vielleicht wenig wissenschaftlich, denn die Sturmwarnungen bilden den praktisch wichtigsten Theil der Wetterprophezeiungen, und die Kunst der Wetterprophezeiung gilt den meisten Gebildeten kaum mehr als die Alchymie und die Sterndeuterei. Pflegt man doch bei Wetterprophezeiungen zunächst an den hundertjährigen Witterungskalender zu denken, dessen Vorhersagungen noch heutzutage in unseren meisten Kalendern zu finden sind, und der doch nichts anderes ist als ein leibhaftiges Stück mittelalterlicher Astrologie, das bis in unsere hellere Gegenwart hereinragt. Solche Dinge haben freilich heute nur noch ein psychologisch-historisches Interesse, aber kein naturwissenschaftliches.

Ganz etwas anderes ist es aber mit der modernen Sturmprognose, welche im Gegentheil werth scheint, das allgemeinste Interesse zu erregen, denn sie hat überraschende Erfolge aufzuweisen. Lassen Sie uns einige derselben kennen lernen! Von London aus werden, wenn es nöthig scheint, Mittheilungen bevorstehender Stürme an die englischen Küsten gesandt. Von

diesen Sturmwarnungen bestätigten sich durch den wirklich nachher erfolgenden Eintritt heftiger Winde in den Jahren 1870 und 71 etwa 66 pCt., in den Jahren 1872 und 73 aber schon 80 pCt.[1]). Wie viel Gut und Leben dadurch gerettet wurde, daß zufolge dieser Warnungen Hunderte von Schiffen den Hafen nicht verließen oder ihn eiligst aufsuchten: das entzieht sich jeder Berechnung. — Die Sturmwarnungen, welche von Washington aus an die Küsten der Vereinigten Staaten erlassen wurden, zeigten im Jahre 1873 unter 100 Fällen 79 Treffer; und die täglichen Vorherbestimmungen der wahrscheinlich zu erwartenden Witterung erregten durch ihr Eintreffen in der weit überwiegenden Zahl der Fälle die Aufmerksamkeit der Landwirthe auf's Höchste.

Gegenüber solchen Erfolgen in Ländern von so verschiedenen klimatischen Bedingungen hat die Frage nach den wissenschaftlichen Grundlagen, auf denen das Verfahren der Sturmwarnungen beruht, gewiß kein geringes Interesse.

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns vor Allem eine Vorstellung von dem Ursprung und dem Wesen der Stürme zu verschaffen suchen. Der Weg, den wir jetzt betreten wollen, ist vielleicht stellenweise etwas steil; aber ich erlaube mir mit Goethe zu sagen:

> Soll ich Dir die Gegend zeigen:
> Mußt Du erst das Dach besteigen.

Hoffentlich lohnt wenigstens die nachherige Aussicht einigermaßen die Mühe der Ersteigung.

Zunächst müssen wir uns über den Luftdruck und seine Vertheilung auf der Erdoberfläche verständigen. Die Luft hat, wie jeder Körper auf der Erde, ein Gewicht, d. h.

sie übt einen Druck auf ihre Unterlage aus; aber wegen der leichten Beweglichkeit der Luft ist dieser Druck nicht auf die Vertikalrichtung allein beschränkt, sondern er äußert sich an irgend einer Stelle gleich stark nach allen Richtungen. Seine Größe mißt man mit dem Barometer, nämlich durch die Höhe der Quecksilbersäule, welche er im Rohre schwebend halten kann. Denken wir uns einmal diese Messung am Meersspiegel ausgeführt; alsdann wollen wir uns in der Luft erheben, sei es mit einem Luftballon, sei es durch Ersteigung eines Berges, und oben wollen wir die Messung wiederholen, so finden wir das Barometer gefallen, der Luftdruck ist oben geringer als unten, natürlich: wir haben ja einen Theil der drückenden Luft unter uns gelassen, so daß nur noch eine kürzere Luftsäule auf uns und auf dem Barometer lastet. Die Physik kennt nun das Gesetz, nach welchem der Luftdruck mit der Höhe abnimmt; in Folge davon ist es möglich, aus einer Luftdruckbeobachtung, die einige 100 Meter hoch über dem Meere angestellt ist, zu berechnen, wie groß der Luftdruck am Meeresspiegel sein muß; die Ausführung dieser Rechnung heißt die Reduktion des Barometerstandes auf das Meeresniveau. Wenn z. B. in Carlsruhe ein Luftdruck herrscht, welcher durch eine Quecksilbersäule von 75 Centimeter Höhe gemessen wird, so lehrt die Rechnung, daß der Barometerstand etwa 76 Centimeter betragen würde, wenn Carlsruhe in gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel läge, statt daß es in Wahrheit 120 Meter über dem Meere liegt. Mit anderen Worten: Wenn wir hier einen Schacht von 120 Meter Tiefe grüben, so würden wir als Barometerstand unten 76 Centimeter finden.

Jetzt sind wir gerüstet, folgende Frage zu beantworten:

Wie beschaffen muß der Luftdruck auf der Erdoberfläche sein, wenn das ganze Luftmeer in Ruhe ist? Die Antwort liegt auf der Hand für den Fall, wenn die Erdoberfläche frei von Unebenheiten wäre; sie lautet: Der Druck muß auf der ganzen Erde derselbe sein; dann nämlich erfährt die Luft nach keiner Seite irgend einen Bewegungsantrieb. Für die wirkliche, mit Unebenheiten besetzte, Erde ist aber nach dem Vorhergehenden die Antwort eben so leicht, nämlich: Beim Ruhezustand muß der auf's Meeresniveau reducirte Luftdruck auf der ganzen Erde derselbe sein.

Diese Bedingung ist nun nie erfüllt, der Zustand des Gleichgewichts im Luftmeer ist ein idealer, er ist stets erstrebt und nie erreicht. Der Umstand aber, der seinen Eintritt stets vereitelt, ist die ungleichmäßige Erwärmung der Erde durch die Sonne. Für diese Ungleichmäßigkeit der Erwärmung giebt es zwei Hauptgründe: die mit den Jahreszeiten wechselnde Stellung der Erdaxe gegen die Sonne, und die unregelmäßige Vertheilung von Land und Wasser auf der Erde. Betrachten wir die letztere zuerst, so müssen wir vor allen Dingen im Auge behalten, daß die Erwärmung der Luft durch die Sonne von unten geschieht, und nicht von oben; nämlich die Strahlen durchdringen die Atmosphäre fast unaufgehalten, und erst der durch sie erhitzte Boden des Luftmeers theilt seine Wärme der angrenzenden Luftschicht mit. Je nachdem dieser Boden aber aus Land oder Wasser besteht, erwärmt er sich selbst stärker oder schwächer; desgleichen kühlt sich in langen hellen Winternächten das Land viel stärker ab als das Meer.

Wo sich ein Gebiet besonders stark erhitzt, da wird die Luft durch die Wärme aufgelockert; leichter geworden steigt sie

empor und fließt oben seitlich ab. Jetzt drückt weniger Luft als zuvor auf den Boden, daher strömt von den Seiten Luft herbei, getrieben durch den dort herrschenden höheren Druck in dieses Gebiet geringeren Druckes. Diejenige Gegend der Erde, welche das ganze Jahr hindurch am gleichmäßigsten eine starke Bestrahlung erfährt, ist der äquatoriale Gürtel. Daher sehen wir während des ganzen Jahres die Passatwinde diesem weiten Auflockerungsgebiete Luftmassen zuführen, in ihm selbst herrscht Windstille: hier steigt die Luft allmählich auf. Daß aber in der Höhe die Luft als Antipassat nach beiden Erdhälften wirklich abfließt, ist vollständig erwiesen sowohl durch den Zug hochschwebender Wolken und die gelegentliche meilenweite Fortführung der von Vulkanen ausgeworfenen Asche entgegen der unteren Windrichtung, als auch unmittelbar durch Beobachtung auf isolirten hochragenden Bergen, wie auf dem Pik von Teneriffa. In der Gegend der Wendekreise, den sogenannten Roßbreiten der Seeleute, senkt sich dieser obere Strom herab und steigert dadurch den Luftdruck, so daß, wenigstens auf dem Meere, das Barometer hier dauernd einen hohen Stand hat.

Ist andererseits ein Gebiet besonders stark abgekühlt, so schrumpft die Luft durch die Kälte zusammen, in der Höhe fließt Luft von den Seiten herbei; jetzt drückt mehr Luft als zuvor auf den Boden: daher fließt die kalte schwere Luft am Boden nach allen Seiten weg, getrieben durch den hohen Druck nach Gegenden geringeren Druckes.

Analoge Vorgänge wie die hier besprochenen haben wir auch im gewöhnlichen Leben oft zu beobachten Gelegenheit, nämlich jedes Mal beim Oeffnen der Thüre zwischen einem kalten und einem warmen Zimmer. Unten am Boden strömt kalte Luft

in's warme Zimmer herein, oben geht warme Luft in's kalte Zimmer hinaus; von der Strömungsrichtung überzeugt man sich leicht durch die Richtung einer hingehaltenen freien Flamme. — Durch ganz entsprechende Ausgleichsströmungen stellt sich ferner beim Zusammengießen von Wasser und Oel das Gleichgewicht her, welches freilich hier sehr schnell zu Stande kommt; es ist erreicht, wenn das leichte Oel über dem schweren Wasser ausgebreitet liegt.

Wenn die erwärmenden und abkühlenden Einflüsse für alle Theile der Erde immer dieselben blieben, so würde bald eine regelmäßige Windvertheilung eintreten, die sich dauernd erhielte. Aber auch das Zustandekommen solcher stets gleichen (stationären) Strömungen wird großentheils verhindert durch die wechselnde Stellung der Erdaxe gegen die Sonne, wodurch die Jahreszeiten bedingt sind. Ist z. B. für uns der Winter herangekommen, so liegt der Nordpol ein halbes Jahr in Nacht getaucht, und die Continente der nördlichen Hemisphäre sind jetzt Gebiete höchsten, statt wie im Sommer niedrigsten, Luftdrucks. In Centralasien z. B. beträgt im Januar der auf's Meeresniveau reducirte Barometerstand im Mittel etwas über 77, im Juli etwas unter 75 Centimeter. Daher übt der asiatische Continent im Sommer eine so starke Saugwirkung auf seine Umgebung aus, daß im indischen Meere der während des Winters herrschende Passat nicht ferner wehen kann, sondern in die entgegengesetzte Richtung umschlägt, d. h. durch den nach Asien hin gerichteten Südwestmonsun ersetzt wird. Und gerade die Uebergangsperioden zwischen diesem Monsun und dem Passat sind es, welche in den chinesischen Meeren die gefürchtetsten Stürme herbeiführen. So erkennen wir im Wechsel der Jahreszeiten die Ursache für die

dauernde Verschiebung der Gebiete hohen und niedrigen Luftdrucks und somit für die dauernde Veränderung des Systems der Winde auf der Erde. Tritt eine solche Veränderung in Folge irgend welcher Umstände einmal plötzlicher ein als gewöhnlich, so bedingt dies heftigere Winde.

Es ist eine weit verbreitete Meinung, daß man sich von der Gesammtheit der Luftströmungen in folgender einfacher Weise Rechenschaft geben könne: Der in den Roßbreiten herabkommende Antipassat gehe zum Theil nach den Polargegenden als sogenannter Aequatorialstrom weiter, während ihm gleichzeitig von den Polen her kältere und schwerere Luft als sogenannter Polarstrom entgegenströme. Diese beiden Ströme sollen sich, in verschiedene Arme getheilt, vielfach verdrängen und in wechselden Betten bald neben, bald über einander fließen, wodurch alle Wetteränderungen entständen. Obgleich diese Vorstellung sicher viel richtiges enthält, so ist sie doch in solcher Allgemeinheit keineswegs über Zweifel erhaben. Wir bescheiden uns vielmehr, die vorhergegangenen Betrachtungen zu folgendem einfachen und unbezweifelbaren Resultat zusammenzufassen:

Wo, in demselben Niveau, Druckunterschiede entstanden sind, da ist auch der Antrieb zu einer Ausgleichsströmung vorhanden vom Gebiete hohen zu dem Gebiete niedrigen Druckes. Die nächste Vorbedingung zum Verständiß der Luftströmungen zu irgend einer Zeit ist also die Kenntniß der gleichzeitigen Luftdruckvertheilung auf der Erde.

Es giebt nun ein einfaches Mittel, um ein anschauliches Bild von der Druckvertheilung über irgend einer Gegend zu erhalten, vorausgesetzt daß von hinreichend vielen Orten Barometer-

beobachtungen vorliegen. Das Mittel ist dasselbe, welches man z. B. auch zur Veranschaulichung der Temperaturvertheilung durch Isothermen verwendet. Man verbindet nämlich alle Orte gleichen Barometerstandes (hier ist — wie überall im Folgenden — der auf's Meeresniveau reducirte gemeint) durch eine zusammenhängende Linie. Durch den Lauf solcher Linien, der sogenannten Isobaren oder Linien gleichen Barometerstandes, übersieht man dann unmittelbar die Druckvertheilung über dem ganzen Gebiet. Solche Karten mit Isobaren sind es, welche in Nordamerika an vielen Orten täglich dreimal ausgegeben werden, und von denen im Jahre 1873 nicht weniger als 320770 Exemplare in die Hände des Publikums gelangten. Daher ist der gebildete Nordamerikaner heutzutage völlig vertraut mit der Bedeutung derartiger Karten. Auf Tafel I ist vermittelst der, von 5 zu 5 Millimeter Barometerunterschied fortschreitenden, Isobaren die Vertheilung des Druckes vom 13. November 1872 Morgens 8 Uhr über einem Theile Nordeuropas zur Darstellung gebracht; es ist die Zeit, zu welcher der die Ostseeküsten verheerende Nordoststurm wüthete.[2]) Den geringsten Druck (745^{mm}) gewahrt man mitten in Deutschland; von dort steigt er ununterbrochen bis auf 785^{mm} im nördlichen Schweden. Die Isobaren lehren nun nicht bloß die Druckvertheilung kennen, sondern sie leisten mehr. Man erkennt nämlich mit einem Blicke die Gegend, wo der Sturm am heftigsten wüthen mußte; es ist selbstverständlich jene, wo auf kurze Entfernung der Druckunterschied am größten war, denn hier war der Antrieb zur Ausgleichsbewegung am stärksten. Wo sich also die Isobaren am dichtesten drängen, da ist die Luftbewegung am heftigsten. In Uebereinstimmung hiermit zeigt die Karte gerade an jenen Stellen die Windpfeile mit

der dichtesten Befiederung; nämlich durch die Zahl der Fiedern (1 bis 6) ist das Maaß der Windstärke angedeutet. Es mag noch erwähnt werden, daß man in England zur genaueren Darstellung der mehr oder weniger engen Zusammendrängung der Isobaren den Begriff des Gradienten oder der barometrischen Steigung eingeführt hat, worunter man den Unterschied der gleichzeitigen Barometerstände an zwei Orten, dividirt durch die Entfernung dieser Orte, versteht. Es ist einleuchtend, daß von der Größe dieser Zahl die Stärke der Luftbewegung abhängt; je größer die barometrische Steigung zwischen zwei Orten, um so stärker ist der Wind in ihrer Nähe.

Hiermit haben wir die erste Staffel nach unserem Aussichtspunkte hin erstiegen: Wir übersehen die Abhängigkeit des Windes von den Druckunterschieden und wissen die Druckvertheilung vermittelst der Isobaren zu veranschaulichen.

Jetzt wollen wir den eigentlichen Stürmen näher treten, d. h. jenen heftigen Winden, die in einer Sekunde 20 bis 40 Meter, vielleicht auch noch mehr, zurücklegen. Die heftigsten Stürme haben ihre Heimath in den tropischen und subtropischen Meeren, jedoch nicht in nächster Nähe am Aequator; die westindischen Orkane, die chinesischen Teifuns sind weit und breit bekannt. Solche Stürme müssen wir studiren, wenn wir das Wesen der Stürme kennen lernen wollen. Zwar ist Europa auch nicht verschont von starken Stürmen; wenn der vom 26. zum 27. November 1703 in England, Frankreich und den Niederlanden wüthende Sturm allein in England 800 Häuser und den Leuchtthurm von Eddystone umstürzte, so wird man diesen wohl als Orkan bezeichnen dürfen; aber doch sind im Ganzen die

Kraftäußerungen europäischer Stürme unerheblich im Vergleiche mit jenen der tropischen Orkane. Beim Durchblättern der zahlreichen Beschreibungen von tropischen Wirbelstürmen findet man wiederholt die Angabe, daß ganze Ortschaften zerstört wurden, und daß nicht Hunderte: nein Tausende von Menschen bei Einem Sturm ihren Tod fanden. Es ist nicht meine Absicht, länger bei diesen mechanischen Wirkungen der Stürme zu verweilen; ich begnüge mich vielmehr, nur eine Schilderung eines Teifuns im Auszuge mitzutheilen, welche auf charakteristischere Eigenschaften eines solchen Wirbelsturmes näher eingeht; sie findet sich im amtlichen Berichte über die preußische Expedition nach Ostasien im Jahre 1860. Die Angaben über die Windrichtungen und über den Luftdruck verdienen besondere Aufmerksamkeit.

„Den 2. September Morgens gegen 4 Uhr weckte der Ruf: Alle Mann auf! klar zum Manöver! die Bewohner der Dampf-Corvette Arkona aus dem Schlafe. Die See ging hoch, der Himmel war bezogen, der Wind blies heftig aus ONO und es begann zu regnen. Die Segel wurden fast sämmtlich dicht gerefft und die Feuer gelöscht, da die Schraube gegen den heftigen Wind nicht ankämpfen konnte; überhaupt wurden alle Vorkehrungen getroffen, um einem großen Sturm zu begegnen, denn der Sturm gewann zusehends an Stärke. Da die Küste von Nippon lehwärts in großer Nähe lag, so suchte der Capitän das Schiff gegen den Wind zu drehn, aber die Arkona gehorchte nicht mehr ihrem machtlosen Steuer. Noch war die Luft hell genug, um sehen zu lassen, wie die Wogen sich, Hügeln gleich, hintereinander in Reihen thürmten, vom eigenen Gipfel in milchweißem Schaum herabstürzend. Das Barometer fiel mit ungewohnter Schnelligkeit, und man wurde inne, daß der gefürchtete Teifun

wirklich losgebrochen war. Um 8 Uhr Morgens wurde es so dunkel, daß man das Ende des Schiffes nicht mehr sehen konnte, Meer und Wolken schienen sich zu verschlingen; die Wogen standen Mauern gleich, und der Sturm peitschte den Schaum wie dichten Nadelregen durch die Luft. See- und Regenwasser ergoß sich in Strömen über das Deck; Wind und Wellen rauschten nicht mehr: Alles bebte und donnerte, so daß man sein eigenes Wort kaum hörte und die Commandos von Mann zu Mann weiter gegeben werden mußten. Nur mit der größten Anstrengung, und, die quer über Deck gespannten Seile fassend, konnten sich die Matrosen fortbewegen. Der Wind ging nach Osten herum, und die Segel flogen, mit lautem Krachen berstend, in Fetzen über Bord. Raaen und Spieren sausten von den Masten nieder und im Takelwerk schlugen die Tauenden den Leuten die Köpfe blutig; mit zerrissenen Kleidern und halb besinnungslos stiegen viele von oben herab, und so groß war die Gewalt des Windes, daß einem Matrosen das wollene Hemde buchstäblich in Fetzen vom Leibe geblasen wurde. Eine See schlug in die zu Backbord hangenden Bote, und beide wurden fortgerissen.

Eine gewaltige Welle nach der anderen rollte donnernd unter der Arkona fort: das gute Schiff bäumte sich jedesmal mächtig empor und glitt dann ruhig in das Wogenthal hinab.

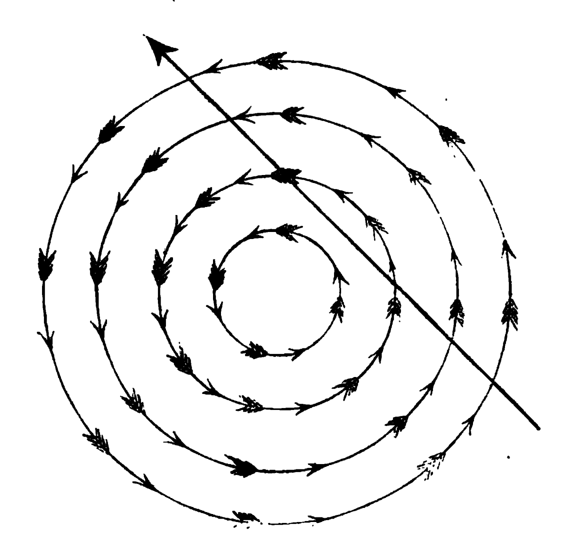
Um 9 Uhr ging der Wind nach SO herum und wurde etwas schwächer; gegen halb zehn stand das Barometer am tiefsten, das Quecksilber war in 1¼ Stunden um 1 Zoll gesunken. Bald darauf erhob sich der Wind, der mittlerweile durch OSO und SO nach S herumgegangen war, wieder zu seiner früheren Heftigkeit; alle Seeleute versicherten etwas ähnliches nie erlebt zu haben.

Das Land lag in großer Nähe, und die Gefahr zu stranden wuchs in jedem Augenblick. Nun ließ der Capitain die Maschine heizen. Schon drohten die Masten über Bord zu gehen, — die Mannschaft arbeitete unsäglich, um sie durch Balken und Tauwerk zu sichern, — schon standen die Zimmerleute mit den Beilen bereit, um als letzte Auskunft den Kreuzmast zu kappen: da machte die Schraube unter allgemeiner ängstlicher Spannung ihre ersten Umdrehungen, das Schiff gehorchte dem Steuer und drehte sich in den Wind.

Schon gegen 12 Uhr ließ die Gewalt des Sturmes wieder nach, um 3 Uhr brach die Sonne durch die Wolken, und gegen 4 Uhr war das Meer ziemlich ruhig. Bis Abends um 8 war das Barometer fast 14 Linien über den tiefsten Stand des Morgens gestiegen. Der Orkan war sehr kurz. Der Wind blies Vormittags zwischen 10 und 11 schon aus SSW, später aus SW, und hatte so in wenig Stunden die halbe Windrose durchlaufen."

Die letzten Worte dieser Schilderung sprechen eine wichtige Eigenschaft aus, welche alle großen Stürme der tropischen und subtropischen Gegenden auszeichnet und ihnen eben den Namen Wirbelstürme oder Cyklonen verschafft hat. Ein solcher Sturm besteht nämlich aus einem ungeheuren Luftwirbel, der über weite Strecken hin fortschreitet. Das ist in zahlreichen Fällen festgestellt durch Aufzeichnung der gleichzeitigen Windrichtungen an vielen von dem Sturm getroffenen Orten. Wie vollkommen diese Auffassung der Natur entspricht: davon kann man sich in einfacher Weise durch Benutzung des Modells eines solchen Wirbels überzeugen, welches man sich dadurch hergestellt, daß man nachfolgende Zeichnung (in der die

Pfeile mit dem Winde fliegend zu denken sind), auf einem Blatt möglichst durchscheinenden Papiers entwirft. Führt man



dieses Modell an der Ostküste Asiens von SO nach NW gegen Nippon hin, so wird ein Ort, bei dem das Wirbelcentrum südlich vorüberzieht, nacheinander folgende Winde haben müssen: ONO, O, SO, S, SSW, gerade wie die obige Schilderung es angab. In diesem Fall ist der Drehungssinn der Wirbelbewegung entgegen dem Sinn, in welchem die Uhrzeiger umlaufen, und so ist es ausnahmslos bei allen größeren Wirbelstürmen der nördlichen Erdhälfte; bei den Cyklonen der Südhälfte dagegen ist der Drehungssinn gerade entgegengesetzt.

Ein Umstand ist noch zu erwähnen, nämlich: die Bewegung des Windes um das Wirbelcentrum geschieht nicht — wie das

Modell glauben macht — völlig kreisförmig, sondern mit geringer Abweichung gegen das Centrum hin, also in einer allmählich sich verengernden Spirallinie.

Jetzt sind wir bei dem wichtigsten Theile unseres Studiums der Stürme angelangt, nämlich bei der Frage nach dem Zusammenhange zwischen Druckvertheilung und Windrichtung in einem Wirbelsturm. Hierüber lehren alle Untersuchungen von Cyklonen übereinstimmend, und die obige Schilderung des Teifuns bestätigt es, daß das Centrum von einem luftverdünnten Raume gebildet wird, in welchem also das Barometer den tiefsten Stand hat, und daß der Luftdruck nach außen hin schnell wächst. Die Isobaren sind nahezu Kreise, von denen die Bahnen des Windes im Wirbel wenig abweichen. Geht man also in einem Wirbelsturm mit dem Winde, so hat man den geringsten Luftdruck zur Linken, aber ein wenig nach vorn (in Folge der Spiralbahn des Windes); so auf der nördlichen Halbkugel! Auf der südlichen liegt das Luftdruckminimum zur Rechten.

Ausgerüstet mit dieser Kenntniß des Zusammenhanges von Druckvertheilung und Windrichtung bei den Cyklonen, wenden wir uns nun zu den Luftströmungen unserer Gegenden. Da finden wir — so erstaunlich es klingen mag — für alle Winde im Wesentlichen dasselbe Verhalten! Nicht als ob jeder Wind eine nahe kreisförmige Bahn verfolgte; das nicht! Aber auch in unseren Gegenden, und so auf der ganzen nördlichen Erdhälfte, liegt das Luftdruckminimum für den, der mit dem Winde geht, zur Linken, etwas nach vorn; auf der südlichen Erdhälfte liegt es rechts. Dies ist das berühmte Buys-Ballot'sche Gesetz, welches mit einem Schlage Klarheit und Uebersichtlichkeit in das wirre Getriebe der Luftströ-

mungen bringt. Während die Isobaren über einer in's Auge gefaßten Gegend für gewöhnlich sehr unregelmäßige Formen haben, stellt sich bei heftigerer Luftbewegung ein deutlicher markirtes centrales Gebiet niedrigsten Druckes ein, von unregelmäßiger, wenig beharrlicher Gestalt, umgeben von geschlossenen Linien gleichen Druckes, die alle möglichen Gestalten vom Kreise durch's Oval hindurch bis zu namenlosen Figuren hin besitzen können. Nahezu parallel mit diesen Isobaren, nur wenig nach dem (bei uns) links gelegenen Auflockerungsgebiet hin gewandt, erfolgt die Luftbewegung, und zwar um so stürmischer, je stärkere Druckunterschiede vorhanden, je dichter die Isobaren gedrängt sind. Das zeigt sich deutlich auf der Tafel I, deren eigenthümliche Schrift nun vollkommen verständlich geworden ist. Man sieht die Luftbewegung entgegen dem Drehungssinn der Uhrzeiger um das in Deutschland gelegene Druckminimum vor sich gehn und findet sie nach Ausweis der stärksten Befiederung der Pfeile am heftigsten etwa auf der Verbindungslinie dieses Minimums mit dem Gebiete höchsten Luftdrucks im Norden. Uebereinstimmend mit Buys-Ballots Gesetz mußte hier der furchtbare NO entstehn, der durch Anstauung der Fluthen die südwestlichen Küsten der Ostsee so verheerte. Die Betrachtung der Karte lehrt ferner, daß bei unseren Stürmen keineswegs immer ein Wirbel in gleicher Stärke rings um das Centrum voll entwickelt ist, sondern daß sehr wohl auf einigen Seiten nur eine schwache Bewegung vorhanden sein kann. Aber die Richtung der Bewegung folgt stets dem Buys-Ballotschen Gesetz.

Es ist gewiß eine merkwürdige Thatsache, daß die Bewegung der Luft nicht in der Richtung vom höchsten zum niedrigsten Drucke hin vor sich geht, sondern dieselbe nahe senkrecht kreuzt

und sich dem Laufe der Isobaren anschmiegt; und ferner daß sie auf beiden Halbkugeln in entgegengesetztem Sinne erfolgt. Diese Thatsache fordert eine Erklärung, und der letzterwähnte Umstand leitet darauf hin, daß wir dieselbe in dem Einflusse der Erddrehung zu suchen haben. Wenn die Erde sich ein Mal um ihre Axe dreht, so beschreiben ihre verschiedenen Oberflächenpunkte Kreise von sehr verschiedener Größe. Ein Punkt am Aequator legt den längsten Weg zurück, die beiden Pole den kürzesten, denn diese drehen sich dabei nur um sich selbst. Während ein Ort am Aequator so 5400 Meilen durchläuft, macht z. B. Carlsruhe nur einen Weg von 3542 Meilen. Die nach Osten gerichtete Geschwindigkeit der verschiedenen Oberflächenpunkte ist also sehr verschieden; sie ist am Aequator so groß, daß dort ein Gegenstand sekundlich $\frac{1}{16}$ Meile oder fast 463·8 Meter durchläuft, während Carlsruhe sich bei der Drehung sekundlich nur 304·2 Meter nach Osten bewegt. —

Nun ist es ein fundamentales Naturgesetz daß jeder Körper die Geschwindigkeit, die er einmal besitzt, nach Größe und Richtung auch zu behalten strebt, bis sie ihm durch irgend welche widerstehenden Kräfte genommen wird. In Folge dieses Beharrungsvermögens wird also z. B. ein Lufttheilchen des Aequators die ihm innewohnende Geschwindigkeit nicht sogleich verlieren, auch wenn es in nördlichere Gegenden getrieben wird, d. h. in Gegenden von geringerer Ostgeschwindigkeit. Die Folge ist, daß das vom Aequator gekommene Lufttheilchen seiner neuen Umgebung nach Osten hin voraneilt, also von seiner ursprünglichen Süd-Nordrichtung abweicht, und zwar nach rechts abweicht für einen Beobachter, der ihm vom Aequator aus nachschaut. So muß z. B. ein Südwind, welcher sich etwa vom Vierwaldstädter

See aus nach Carlsruhe hin in Bewegung setzt, hier (30 geogr. Meilen nördlicher) seiner neuen Umgebung um 12·1 Meter sekundlich nach Osten voraneilen. Mit einer so großen Ostgeschwindigkeit also kommt er, zwar, wegen der Ostablenkung, nicht in Carlsruhe selbst, aber doch in der geographischen Breite von Carlsruhe, an, vorausgesetzt, daß er unterwegs nichts merkliches durch Reibungswiderstand von seiner Ostgeschwindigkeit verloren hätte. Unter derselben Bedingung wird mit weiterem Vordringen nach Norden der Antrieb zur Seitenabweichung immer größer.

Würde, umgekehrt, ein Lufttheilchen der nördlichen Erdhälfte direkt nach Süden angetrieben, so käme es in Gegenden von größerer Ostgeschwindigkeit als die ist, welche ihm selber innewohnt; somit würde es hinter seiner neuen Umgebung nach Westen zurückbleiben, also von seiner anfänglichen Nord-Südrichtung abweichen, und zwar wieder nach rechts für einen ihm nachschauenden Beobachter. So wird auf unserer Halbkugel aus jedem ursprünglich reinen Südwind ein Südwest, aus jedem ursprünglich reinen Nordwind ein Nordost. Dies ist die bekannte Erklärung für die Richtung der Passatwinde. Sie erklärt aber zugleich das ganze Buys-Ballotsche Gesetz.

Bildet sich nämlich, aus Ursachen, die vorläufig noch ganz dahin gestellt bleiben mögen, irgend wo auf der nördlichen Halbkugel ein Gebiet geringen Drucks, so erfährt von allen Seiten her die Luft Antriebe nach ihm hin. Jetzt denken wir durch diesen Ort seinen Parallelkreis gelegt, also z. B. durch Carlsruhe jenen Kreis, der 49° 1′ vom Aequator absteht. Nun müssen alle diejenigen Lufttheilchen, welche südlich von diesem Parallelkreise gelegen haben, wegen ihrer größeren Ostgeschwindigkeit, beim Ziele rechts vorbeischießen, und alle die Lufttheilchen, welche

nördlich von demselben Parallelkreise lagen, müssen wegen ihrer geringeren Ostgeschwindigkeit auch rechts beim Ziele vorbeischießen. Also erreicht kein Lufttheilchen sein Ziel unmittelbar, alle schießen rechts vorbei, und so ist die der Uhrzeigerdrehung entgegengesetzt gerichtete Drehung eingeleitet.

Während nun die beim Druckminimum vorbeieilende Luft ihre eingeschlagene Richtung zu behalten sucht, und dadurch ganz wesentlich dahin wirkt, das Druckminimum immer noch ausgeprägter und dauerhafter zu machen, wird sie durch den höheren Druck der Umgebung immer wieder nach jenem Centrum hingetrieben. Auf diese Weise erklärt es sich, daß die Luft nie direkt aus der Gegend hohen Druckes nach dem Gebiete niederen Druckes gelangt, sondern sich letzterem nur auf Umwegen, in Spiralbahnen, nähert. Ist aber eine solche Drehbewegung einmal eingeleitet, so ist ihre längere Dauer, außer durch die eben angegebene Ursache, auch noch dadurch gesichert, daß jedes folgende Lufttheilchen auf der Bahn seines Vorgängers den geringsten Widerstand findet.

Die Durchführung der entsprechenden Betrachtungen für die Südhalbkugel lehrt, daß dort die Seitenabweichung, und folglich auch die Drehung, nach der anderen Seite erfolgen muß.

Während sich so die Luft um ein Auflockerungsgebiet, eine Barometerdepression, alle Mal im Cyklonensinne dreht, erfolgt das Wegströmen der Luft aus einem Gebiete hohen Drucks in Bahnen, welche spiralig im Anticyklonensinne gekrümmt sind. Letztere Bewegungen sind nun meistens nicht von stürmischer Natur; das Auftreten eines Sturmes ist an das Vorhandensein eines nicht zu fernen Luftdruckminimums gebunden, so daß man berechtigt ist, dieses als das Sturmcentrum zu bezeichnen, auch wenn der Sturm nicht in gleicher Heftigkeit ringsherum tobt.

Hiermit haben wir die zweite Staffel erstiegen. Die Aussicht, welche wir jetzt beherrschen, läßt sich so schildern:

Stürme sind heftige Ausgleichsströmungen zwischen Gebieten sehr verschiedenen Luftdrucks. Die Bewegungen geschehen dabei aber nicht gerades Weges, sondern spiralig im Cyklonendrehungssinn um ein Luftdrucksminimum, welches das Sturmcentrum bildet.

Zur Erreichung der Höhe bleibt nun noch ein Schritt zu thun; er besteht in der Erörterung des Satzes:

Die Sturmcentra schreiten fort, und mit ihnen das ganze umgebende Windsystem.

Nicht nur bei den Teifuns, den westindischen Orkanen und sonstigen Cyklonen der heißen Gegenden, sondern ebenso bei unseren europäischen Stürmen bestätigt sich das Fortschreiten der Depressionscentra. Die Geschwindigkeit dieses Fortrückens, welche natürlich wohl zu unterscheiden ist von der Windgeschwindigkeit selbst, steigt bis zu 8 geographischen Meilen in der Stunde. Uns interessirt am meisten die Richtung dieses Fortschreitens. Während die Teifuns der chinesischen Gewässer sehr unregelmäßige Bahnen einschlagen, zeigen die westindischen Cyklonen, sowie diejenigen des südlichen indischen Oceans, eine viel größere Regelmäßigkeit; innerhalb der Wendekreise haben sie die Richtung etwa nach WNW resp. WSW, und biegen beim Ueberschreiten der Wendekreise scharf nach NO resp. SO um. Dabei ziehn sie immer größere Luftmassen in ihren Strudel, werden immer breiter, und können sich bis zu zwei Wochen erhalten. Die Centra der nordamerikanischen Stürme ziehn im Durchschnitt gerade nach Osten; dasselbe gilt im

Ganzen für die Centra unserer europäischen Stürme; freilich schwankt ihre Bewegungsrichtung zwischen den weiten Grenzen NO und SO. Die meisten kommen stark ausgeprägt über den atlantischen Ocean her, zwischen Island und den Färöern hindurch, auf das Festland von Europa los, ohne daß man in der Regel berechtigt wäre, sie für Fortsetzungen der Westindia-Orkane zu halten, da diese besonders im Sommer auftreten, unsere Stürme aber im Winter. Die Doppelkarte auf Tafel II[3]) zeigt, wie sich die Lage eines Wirbelsturms über England von einem Tage zum anderen nach Osten hin verschoben hat. Die linke Hälfte zeigt die Isobaren, so wie Richtung und Stärke des Windes, letztere nach sechstheiliger Skala, vom 12. October 1870 Morgens 8 Uhr, die rechte Hälfte zeigt dasselbe, 24 Stunden später.

Wie überwiegend die östliche Fortschrittsrichtung unserer europäischen Depressionscentra ist, erkennt man unter Anderem daraus, daß im Jahre 1869 von 23 Stürmen, welche über Hamburg hingingen, 22 zuvor über einen Theil von Großbritannien gezogen waren. Wenn, wie es meist der Fall, das Centrum nördlich bei Deutschland vorübergeht, so muß an einem Orte in Deutschland der Wind nach der Reihe aus S, SW, W, NW, N wehen, oder — was dasselbe ist — die Windfahne muß sich wie ein Uhrzeiger drehn. Dove ist es, welcher zuerst, auf Grund eines reichen Beobachtungsmaterials, die genannte Aufeinanderfolge der Winde bei uns als die gewöhnliche nachwies. Dies ist der Inhalt seines Drehungsgesetzes der Stürme. Uns erscheint es hier freilich in einem anderen Lichte als seinem Entdecker!

Durch Verbindung der meteorologischen Beobachtungen von Seefahrern auf dem nordatlantischen Ocean mit Beobachtungen

auf dem Festlande ist es höchst wahrscheinlich geworden, daß oft eine große Reihe solcher Depressionen, eine jede mit ihrem zugehörigen Windsystem, hintereinander her gezogen kommen, vergleichbar Wasserwirbeln in einem Flusse. Diese beeinflussen sich dann auch wohl gegenseitig, indem z. B. der Nordwind auf der Rückseite des vorhergehenden durch den Südwind auf der Vorderseite des folgenden Wirbels aufgehoben wird. So kamen von Mitte Januar bis Ende März 1868 nacheinander 27 getrennte Stürme von Westen her über das nördliche Europa. Aus welcher Himmelsgegend es also bei uns auch stürmen mag: wir können fast stets voraussetzen, daß die atmosphärische Gleichgewichtsstörung westlich von uns begann und sich von da erst bis zu uns fortpflanzte. Freilich giebt es auch Ausnahmen. Das Centrum des auf Tafel I dargestellten Ostseesturmes z. B. kam aus Italien bis nach Sachsen, wandte sich dann westlich bis zum Kanal, und stand 3 Tage nach dem Sturm wieder über Sachsen, wo es dann verschwand.

Wenn zu derselben Zeit, wo ein Barometerminimum etwa gegen den Kanal heranrückt, in Italien hoher Druck herrscht, so entwickelt sich der Föhn. Es dauert einen oder zwei Tage, bis sich der zur Depression hin gerichtete Bewegungsantrieb bis nach der Schweiz fortgepflanzt hat; zuerst nämlich setzt sich bei sinkendem Barometerstande die über Frankreich lagernde Luft in Bewegung, um das Auflockerungsgebiet auszufüllen; ihr folgt die Luft von Südwestdeutschland und der Schweiz nach; dann erst wird die Luft auf der Südseite der Alpen in die Bewegung hineingerissen, sie erklimmt den steilen Alpenwall, kühlt sich dabei durch Ausdehnung ab und verliert den größten Theil ihres Dampfgehalts als Schnee oder Regen auf der Kamm-

höhe. Jetzt stürzt sie heulend in die verdünnte Luft der nördlichen Thäler und entwickelt hier die charakteristischen Föhnerscheinungen. Durch Compression beim Herabsinken erhitzt und ihres Dampfgehalts großentheils beraubt, ist sie erstaunlich trocken; jetzt darf in Uri kein Heerdfeuer brennen, der kleinste unbewachte Funken würde die ausgedörrten Holzhäuser im Nu verzehren. Davon weiß das Städtchen Glarus zu sagen, das am 1. Mai 1861 bei heftigem Föhn fast gänzlich abbrannte. Während der Strömungsantrieb am Boden durch Reibung verlangsamt wird, ist er in der Höhe schneller vorgerückt; daher beginnt auf dem St. Gotthard der Südwind des Föhn wohl einen Tag früher als in Altdorf; auch ist in der Höhe der Beginn des Föhn durch leichtes Föhngewölk und durch dichte, über dem Kamm des Gebirges lagernde Wolken, die Föhnmauern, gekennzeichnet.

Lassen Sie uns nun noch kurz auf die Entstehung der Sturmcentra und die Ursachen ihrer Fortbewegung nach bestimmten Richtungen eingehn. Was von Reye für die echten Cyklonen bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit gebracht ist: daß sie nämlich einem aufsteigenden Luftstrom ihr Dasein verdanken, welcher etwa durch starke Erhitzung der dem Boden benachbarten Luftschicht und dann plötzliche Störung dieses labilen Gleichgewichtszustandes eingeleitet wurde, das ist in ähnlicher Art wahrscheinlich auch für die meisten unserer Stürme anzunehmen. Hat ein solches Emporstrudeln aber einmal begonnen, so wird es da, wo die wärmste und feuchteste Luft emporzuströmen beginnt, am heftigsten erfolgen; denn einmal ist diese feuchte und warme Luft an sich schon die leichtere, dann aber entwickelt sich gerade bei ihr noch ein besonderer Bewegungsantrieb nach oben. Indem sie sich nämlich durch die Ausdehnung beim Aufsteigen

abkühlt, verliert sie ihre Feuchtigkeit als Regen, Hagel oder Schnee. Indeß: die Umgestaltung des Wasserdampfs in Wasser oder Eis ist mit einer Wärmeentwickelung verbunden, welche sonach der Luft zu Gute kommt und sie wärmer erhält, als wäre sie von vornherein trocken aufgestiegen. Je wärmer, um so leichter ist sie, also steigt sie noch weiter auf. Unter dem stärksten Emporstrom ist der Druck aber am kleinsten, also verschiebt sich das Druckminimum nothwendig dahin, wo die wärmste und feuchteste Luft aufsteigt; das ist aber in unseren Gegenden Osten, wo die vom warmen Süden zugeströmte, aber östlich abgelenkte Luft sich befindet. Mit dieser Erklärung stimmt die von Mohn für Europa, von Loomis neuerdings für Nordamerika festgestellte Thatsache überein, daß die Sturmcentra immer dahin ziehn, wohin sich das Regengebiet, das mit jedem größeren Sturm verbunden ist, an weitesten erstreckt.

Die Richtung des Fortschritts eines Wirbels wird ferner durch das Vorhandensein eines größeren herrschenden Luftstromes bedingt, in welchen jener eindringt. Während sich nämlich da, wo die Wirbelbewegung dem großen Strome entgegengesetzt ist, die Luft staut, also der Druck erhöht, muß auf der entgegengesetzten Seite eine Druckabnahme eintreten. Dies erklärt, wie Lommel gezeigt hat, die Richtung der Cyklonenbahnen im Gebiete der Passate. — Schließlich muß auch noch der Boden, über welchen der Sturm hinschreitet, Einfluß auf seine Bewegung haben.

Hiermit sind wir auf der Höhe angekommen, und nun lassen Sie uns Umschau halten, in welcher Weise von diesen Erkenntnissen bei der Ausführung der Sturmwarnungen Gebrauch gemacht wird!

Abgesehn von der Kenntniß der Sturmgesetze müssen zwei

Hauptbedingungen erfüllt sein, wenn es möglich sein soll, Sturmwarnungen zu erlassen: Erstens müssen an vielen und zweckmäßig vertheilten Orten regelmäßige Beobachtungen der Witterung angestellt werden, und zweitens muß ein ausgebreitetes Telegraphennetz die Beobachtungen möglichst schnell und regelmäßig an eine Centralstelle überliefern. Die erste Anregung zu einer solchen Verwendung der Telegraphie rührt von Leverrier her; aber durch lebhaftestes Ergreifen und Verwirklichen dieses Gedankens stellen sich unmittelbar neben ihn der Admiral Fitzroy und Professor Buys-Ballot. Gegenwärtig leuchtet unter den europäischen Centralstellen für Meteorologie durch den Umfang und den praktischen Nutzen ihrer Thätigkeit allen voran die unter Herrn Scott stehende Centralstelle in London, welche durch Englands Lage befähigt ist, der Sturmwart Europas zu sein.

Versetzen wir uns in Gedanken in das meteorologische Amt in London! Während des Vormittags laufen von 29 englischen und 22 fremden Stationen Telegramme über die Witterung desselben Morgens (8 Uhr) ein; besonders wichtig sind die Nachrichten von den an Europas Westküste gelegenen Orten Christiansund, Skudesnäs, Thurso, Valencia, Brest, Rochefort, Coruña, deren erstere man geradezu als die meteorologischen Vorposten Europas bezeichnen kann. Nun werden die Isobaren entworfen, der Wind nach Richtung und Stärke eingetragen: und das Bild des Witterungszustandes von Westeuropa liegt klar vor uns. Wir sehn unmittelbar, ob ein gefährliches Druckminimum mit dichtgedrängten Isobaren irgend wo vorhanden, ob Sturm im Anzuge ist. Jetzt erinnern wir uns der gewöhnlichen Bahnrichtung der Sturmcentra: nach Osten; wir ziehn auch die Richtung der größten Erstreckung des Regengebiets in

Betracht, desgleichen die Lage der Luftdruckmaxima, in welche die Sturmcentra meist nicht eindringen; auch beachten wir, welche Orte seit gestern die stärksten Barometeränderungen verzeichnet haben. Das genügt aber noch nicht: Wir beobachten auch während einiger Stunden das Barometer und die Windfahne in London selbst. Liegt das Stumcentrum im Westen, und herrscht bei uns Südwind, so sind wir auf der Vorderseite eines Wirbels. Je nachdem nun das Barometer bei eintretendem SW oder SO fällt, schreitet das Centrum nördlich oder südlich bei uns vorüber, und zwar näher oder ferner, je nach der größeren oder geringeren Fallgeschwindigkeit des Barometers.

Auf diese Art sind wir ziemlich sicher im Stande zu beurtheilen, welche Küstenorte Sturm zu erwarten haben und daher gewarnt werden müssen. Auch die vermuthliche Sturmesrichtung läßt sich nach Buys-Ballots Gesetz vorhersagen, ja diese noch sicherer als die Heftigkeit des Windes. Aus diesem Grunde hat man sich neuerdings in England nicht mehr darauf beschränkt, nur überhaupt Nachricht zu geben, daß eine atmosphärische Störung eingetreten und folglich da und da Sturm zu erwarten sei, sondern man hat die ursprünglichen Fitzroyschen Signale mit geringer Aenderung wieder aufgenommen: nämlich man läßt einen Kegel aufhissen, der als ein gleichseitiges Dreieck gesehn wird, und zwar mit der Spitze nach oben oder unten, je nachdem Wind aus der nördlichen Hälfte der Windrose (NW, N, —SO) oder aus der südlichen (SO, S,—NW) zu erwarten. Steht aber ein ganz schwerer Sturm bevor, so wird außerdem noch eine Trommel aufgehißt, die als ein Quadrat erscheint. Außerdem wird das Telegramm mit der genaueren Schilderung

der Witterungsverhältnisse der westlichen Küsten in den bedrohten Orten öffentlich angeschlagen.

So gehn Sturmwarnungen an 129 englische Küstenorte; und wenn der Unterschied der Barometerstände an irgend zwei Orten des englischen Beobachtungsgebiets bis auf $\frac{1}{10}$ englische Zoll oder mehr steigt, so werden auch Hamburg, Christiania, Copenhagen, Utrecht, Paris benachrichtigt. So kann — nach dem Ausspruche des Direktors der deutschen Seewarte in Hamburg, v. Freeden, keine Störung des atmosphärischen Gleichgewichts selbst aus 600 Seemeilen Entfernung von den Shetlandinseln her nach dem mittleren Norwegen hinziehn, ohne daß vorher in Hamburg von ihr gewußt und sie diskutirt wird. Unter solcher Controlle steht unsere Atmosphäre schon jetzt. Könnten wir noch von Island und den Färöern Wetterdepeschen erhalten, so wäre die Controlle möglichst vollkommen. Doch nein! Dazu fehlt noch eins. Es ist nämlich wiederholt vorgekommen, daß Londoner Sturmwarnungen in Hamburg eintrafen, während hier der Sturm schon tobte. Das war aber jedes Mal am Montag. Sonntags ruht die Depeschenbeförderung in England!

Wenn so unsere westlichen Küsten im Allgemeinen gut versorgt sind, ist dagegen die Sicherheit der Ostseeküsten zur Zeit noch viel geringer. Aber Abhülfe ist nah, denn eben jetzt ist das Sturmsignalwesen des Deutschen Reiches in der Reorganisation begriffen.

Unvergleichlich am großartigsten ist bisher in Nordamerika die Meteorologie auf's praktische Leben angewandt worden. Es ist ein großer Vorzug, daß dort der meteorologische Dienst dem Kriegsministerium unterstellt ist; demzufolge ist die ganze Organisation militärisch. An der Spitze des gesammten meteorolo-

gischen Dienstes steht der Brigade-General Albert J. Myer. Im Fort Whipple werden die Beobachtungssergeanten und ihre Assistenten für den Dienst ausgebildet; mit den hier instruirten Beobachtern werden sämmtliche nordamerikanischen Stationen besetzt, deren es gegenwärtig 78 giebt. Ihre Zahl wird aber noch stark vermehrt werden; auch liefern 11 kanadische und 3 Stationen auf den großen Antillen Berichte nach Washington. Hier laufen täglich dreimal von allen Stationen ausführliche Wetterdepeschen ein; sie werden sofort diskutirt und zur Construktion von Karten benutzt, auf denen Isobaren, Winde, Temperatur- und Regenangaben eingetragen werden. Auf Grund des gesammten Beobachtungsmaterials und auf Grund der Kenntniß der voraufgegangenen Witterung wird auch die für den nächsten Tag wahrscheinlich zu erwartende Witterung ermittelt und auf den Karten beigedruckt. Die Ergebnisse werden sofort telegraphisch an die großen Zeitungen der wichtigsten Städte befördert und umgehend gedruckt.

Nach den Küstenorten am atlantischen Ocean und an den großen Seeen werden, wenn nöthig, Befehle erlassen zum Aufhissen der rothen Fahne mit schwarzem Mittelfeld, als Warnsignals für bevorstehenden Sturm.

Aber es geschieht noch weit mehr: Das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten ist in gewisse Distrikte getheilt; nach dem Centralpunkte eines jeden gelangt telegraphisch die Wetterübersicht und die „Wetterwahrscheinlichkeit", welche auf Grund der Mitternachtsbeobachtungen (Washingtoner Zeit) in Washington für den bevorstehenden Tag und für das ganze Land aufgestellt sind. Hiervon werden gedruckte Exemplare von jedem Centrum aus an alle Postanstalten innerhalb des Distrikts befördert, welche bis

4 Uhr Nachmittags desselben Tages noch zu erreichen sind, und dort werden die Nachrichten öffentlich bekannt gemacht. Solche Copien gelangen jetzt täglich an 4491 Postämter, eine Ausdehnung des Betriebes steht noch bevor. Die ganze Post- und Telegraphenbeförderung geschieht natürlich umsonst von Staatswegen. Soviel thut der Staat im Interesse der Landwirthschaft und des Handels. Man staunt über solche kolossale Dimensionen. Aber freilich ist auch nicht zu vergessen, daß im Jahre 1872 der Congreß lediglich für meteorologische Zwecke 250000 Dollars bewilligt hatte. In dieser Hinsicht darf man in der That Nordamerika als Muster hinstellen und, im Intresse der Wissenschaft und ihrer Anwendung auf's Leben, den Staaten der alten Welt zurufen: „Gehet hin und thut desgleichen!" —

Anmerkungen.

[1]) Genauer so: In den Jahren 1870 bis 1873 resp. 68·4 63·7 80·5 79·2 Procent.

[2]) Die Karte ist im Wesentlichen einer in Hoffmeiers Wetterstudien (Hamburg. Meißner 1874) enthaltenen nachgebildet.

[3]) Sie ist auf Grund von Karten konstruirt, welche dem Barometer Manual von Rob. Scott, Direktor des Londoner Meteorological office, beigegeben sind.

(603)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

(16)

Gregor VII. und die Normannen.

Von

Dr. Arthur Winckler.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Das wichtigste und für die Geschichte Europas folgenschwerste Moment in den Kämpfen zwischen Papstthum und Kaiserthum während des elften Jahrhunderts war unzweifelhaft das Eintreten der Normannenreiche in die europäische Staatengemeinschaft. Klar hatte der junge Kapellan Hildebrand das Gebrechliche aller päpstlichen auf die Weltherrschaft gerichteten Unternehmungen erkannt, welche sich nicht auf eine reale staatliche Macht zu stützen vermochten. Er fühlte, daß wenn die von Clugny ausgehende Kirchenreform, deren Seele er geworden war, mit Glück durchgeführt werden sollte, ihr unbedingt ein kräftiger weltlicher Arm zur Hilfe bereit sein müsse, um auf den ersten Wink des Statthalters Christi zum Heil der Kirche einzugreifen.

Aber die bestehenden Staaten waren dazu weder geeignet noch auch geneigt, eine solche Rolle zu übernehmen; ihr Hauptstreben ging vielmehr dahin, sich von dem Einfluß der kirchlichen Gewalten unabhängig zu machen und sich dieselbe, wenn möglich, zu unterwerfen. Diesen Bestrebungen ein Ziel zu setzen war das unablässige Bemühen Hildebrands seitdem er, die Klosterzelle verlassend, in die Verwaltung der Kirche eingetreten war, und mit meisterhaftem Geschick und genialem staatsmännischem Scharfblick wußte er die

Mittel zu erkennen und zu ergreifen, welche allein das ihm vorschwebende Ideal päpstlicher Allgewalt in's Leben zu rufen vermochten. Ohne Zögern erfaßte er sie, wo er sie fand, treu dem Axiom römischer Moral, daß da, wo der Zweck erlaubt ist, auch die Mittel dazu gestattet sind.

Da er auf ebener Bahn und gradem Wege nicht zur Verwirklichung seiner gigantischen Entwürfe gelangen konnte, so scheute er sich nicht die Schlangenpfade tückischer Politik zu wandeln, welche über Ströme Blutes und Berge von Leichen zu dem erhabenen Gipfel eines allmächtigen, die ganze bewohnte Erde beherrschenden Pontificium führen sollten.

In den wilden abenteuerlustigen Nachkommen der alten Wikinger, deren ungezähmte Thatkraft ohne viel Bedenken überall eingriff, wo ein kühnes Unternehmen reichen Lohn verhieß, erkannte er das geeignetste Element zur Begründung der dem heiligen Stuhl so nothwendigen staatlichen Macht. Diese mord- und beutegierigen Germanenstämme, die als letzter Ausläufer jener vielhundertjährigen Völkerwanderungen, während des neunten und zehnten Jahrhunderts, so oft die sich unter fortwährendem Kämpfen emporarbeitende christliche Cultur bedroht und den heimathlichen Besitz verachtend, voll Gier im fremden Land Geld und Gut zu gewinnen, Europa gebrandschatzt hatten, wurden nun im Dienste der Kirche die ächten, gottwohlgefälligen Streiter Christi. Dem alten normännischen Wanderungstrieb und kriegerischen Unternehmungsgeist wurden jetzt mit den weltlichen zugleich religiöse Zwecke gesetzt, die ihm eine höhere Weihe verliehen. Der Kampf für die Kirche und die Eroberung, welche für einen jeden eine persönliche Besitzergreifung war, gingen in einander auf. Zwischen der zur Fülle der obersten Herrschaft aufstrebenden Hierarchie und dem ritterlichen Kriegswesen des elften Jahrhunderts kam ein Bündniß zu Stande, dem ähnlich, welches sie einst mit

den Führern des fränkischen Heerbanns geschlossen hatte. Die Ideen regten sich, aus denen die Kreuzzüge, die Grundlegung der spanischen Königreiche, die Stiftung des lateinischen Kaiserthums in Constantinopel hervorgegangen sind. [1])

Nach einem entscheidenden Siege, den die unteritalischen Normannen über ein gegen sie aufgebotenes päpstliches Heer bei Civitate (20. Juni 1053) erfochten hatten, nahm der unter Hildebrands bestimmendem Einfluß zur Tiara gelangte Papst Leo IX. zuerst Richard von Aversa und die beiden Söhne Tancreds von Hauteville, Humfried und Robert Guiscard als Lehnsleute des heiligen Petrus an, nachdem sich die Sieger dem Nachfolger des Apostels demüthigst genaht und seinen Segen erfleht hatten. Er belehnte sie mit allen bisher von ihnen gemachten und noch zu machenden Eroberungen in Apulien, Calabrien und Sicilien. Der Papst hatte lange gezögert, ehe er diese verschlagenen Nordlandssöhne in den Dienst des Apostelfürsten nahm, aber den dämonischen Ueberredungskünsten des Diakonen Hildebrand war es gelungen sein Bedenken zu beschwichtigen.

Dieser unscheinbare Priester hatte unter der Maske der Selbstlosigkeit wiederholt die sich ihm darbietende Erhebung auf den Stuhl Petri abgelehnt, dabei aber keine Gelegenheit versäumt, die seinem persönlichen Zauber fast willenlos hingegebenen Stellvertreter Christi in die Bahnen zu führen, welche er vorsichtig und ohne die Verantwortlichkeit für ein etwaiges Mißlingen tragen zu müssen, dem Papstthum vorzeichnete. Um das ihm vorschwebende Ideal eines Gottesreiches verwirklichen zu können, schien es ihm geboten, die Fäden der politischen Bewegungen in den Hauptländern Europas in seine Hände zu bekommen. Zu diesem Zwecke ließ er sich wiederholt die Legationen nach Deutschland, das er schon aus den Tagen Gregors VI., den er in die Verbannung über die Alpen begleitet hatte, kannte, und nach Frankreich übertragen.

Diese beiden Reiche mußte er sich zuerst unterwerfen, wenn er mit seinen weltbewegenden Plänen reussiren wollte. In Deutschland, welches sich „der Combination von Hierachie und Ritterthum“ entschieden feindselig gegenüber stellte, wie das autokratische Verfahren Heinrichs III. genügend bewiesen hatte, erkannte er bald den heftigsten und hartnäckigsten Gegner seiner Entwürfe, wogegen er in Frankreich, wo ritterliches Wesen und hierarchische Institute, Dialektik und Poesie, ein steter innerer Kampf und ein unaufhörliches Trachten nach Außen am lebendigsten verschmolzen waren[2]), einen geeigneten Boden für die theokratische Weltherrschaft vorfand. Besonders wurde ihm hier die nähere Bekanntschaft mit den Normannen wichtig, welche sich in den ihnen im nördlichen Frankreich angewiesenen Sitzen beengt fühlten und daher stets über neuen Eroberungen, kühnen Abenteuern und Wagnissen aller Art brüteten.

In dem Herzog dieses beweglichen Volksstammes, dem tapferen Sohne Roberts des Teufels, der von genialer Begabung, listig und verschlagen, vor keiner Gewaltthat zurückschreckend, stets auf Erweiterung seiner Herrschaft bedacht, von brennendem Ehrgeiz zu den gewagtesten Unternehmungen angestachelt wurde, erkannte Hildebrand, ohne ihn persönlich gesehen zu haben, nur durch die Berichte eines seiner Vertrauten gewonnen, eine ihm sympathische Natur, welche ihm, dem großen Menschenverächter, unter allen christlichen Fürsten allein Achtung und Zuneigung einzuflößen vermochte. Diese hervorragende Persönlichkeit in sein Interesse zu ziehen ließ er sich von nun an ganz besonders angelegen sein, und als sich ihm die Gelegenheit, sich Wilhelm dauernd zu verpflichten, darbot, ergriff er sie mit so ungewöhnlichem Eifer, daß er den Argwohn gewisser römischer Prälaten erregte.

In England war Eduard der Bekenner, ein der cluniacen-

fischen Kirchenreform treu ergebener Fürst, ohne Hinterlassung directer männlicher Erben gestorben; sein für die Selbständigkeit der angelsächsischen Kirche wirkender Schwager, der Godwinide Harald, hatte darauf unter dem Beifall des Landes den englischen Königsthron bestiegen und war von Aldrod, dem Erzbischof von York, feierlich gesalbt und gekrönt worden. Gegen ihn erhob sich nun der Sohn Roberts als erbberechtigter Prätendent, der von Eduard durch Uebersendung von Ring und Degen, welche ihn jener Harald überbracht, zum Erben des angelsächsischen Reiches bestimmt zu sein vorgab.

Harald auf sein gutes Recht bauend und der Liebe seiner Angelsachsen sicher, verschmähte es, sich gegen verschiedene bei der Kurie wider ihn erhobene Beschuldigungen und Anklagen vor dem Papst zu rechtfertigen. Wilhelm dagegen ließ durch den Archidiacon Giselbert von Lisieux seine Erbansprüche dem heiligen Vater in Rom zur Entscheidung unterbreiten und wußte durch einen vielgewandten Vertrauten, Lanfranc, Prior von Bec und Freund Hildebrands, der ihm schon bei seinen Ehehändeln am päpstlichen Hofe die wichtigsten Dienste geleistet hatte, die Cardinäle, vor allen jedoch seinen einflußreichen Gönner zu gewinnen, so daß er ziemlich ruhig dem Urtheilsspruch des Papstes entgegensehen konnte.

In dem zur Entscheidung der englischen Nachfolge unter dem Vorsitz Alexanders II. zusammengetretenen Cardinalscollegium erhob sich eine heftige Opposition gegen den Normannenherzog; doch der hinreißenden Beredtsamkeit des für seinen Schützling mit begeistertem Lobe eintretenden Hildebrand gelang es die Opponenten zu beschwichtigen und den Antrag auf päpstliche Unterstützung der Erbansprüche Wilhelms durchzubringen. Froh des glücklichen Erfolges, ließ er ruhig den gefährlichen Vorwurf über sich ergehen, daß er sich zum Mitschuldigen der

von den Normannen verübten Gräuel mache. Ihn beseelte das felsenfeste Vertrauen, daß der Herzog, wie er diesem selbst noch nach Jahren in einem Briefe bekennt, „der Sache Gottes und der heiligen Kirche um so größere Dienste leisten werde, je höher er steige".

Wie nur wenige Jahre vorher (1059) Nikolaus II. auf den Antrieb Hildebrands Richard von Aversa und Robert Guiscard, die den Lehnsforderungen des heiligen Stuhles so oft Hohn gesprochen, von dem über sie deswegen verhängten Banne gelöst, beide mit der Ueberreichung der Lehnsfahne von Neuem zu Vasallen der Kirche gemacht und den letzteren zum Herzog von Apulien und Calabrien ernannt hatte, so erhielt auch im Jahre 1066 Wilhelm von der Normandie, der sich als gewandter Politiker durch geschickte Unterhandlungen die Connivenz seiner östlichen und nördlichen Nachbaren gesichert hatte, vom Papste eine geweihte, mit dem Kreuz bezeichnete, reich geschmückte Fahne, deren Feld einen kämpfenden Krieger zeigte, als Symbol göttlicher und päpstlicher Belehnung mit dem von ihm zu erobernden England. Ueberdieß verehrte Alexander II. dem Schützling des allmächtigen Archidiakonen noch einen äußerst werthvollen Ring mit einem kostbaren Diamanten, unter dem ein Haar des heiligen Petrus sichtbar war, und wurde der Normanne durch diese augenfälligen Auszeichnungen gewürdigt, wie Gfrörer, der ultramontan gesinnte Biograph Gregor's sich ausdrückt, im Auftrage der Kirche England von „sittlichem und staatlichem Verderben zu retten".

Wilhelm verpflichtete sich dagegen zur Einführung der gregorianischen Kirchenordnung und zur Leistung des Peterspfennigs, dessen Ursprung die Päpste von einer Unterstützung herleiteten, welche König Ethelwulf und seine Nachfolger in der Form von 300 Mancusas einer zu ihrem Seelenheil begründeten Stiftung hatten zukommen lassen. Außerdem übersandte der glückliche Eroberer

dem heiligen Vater nebst anderen Beutestücken aus dem blutigen Siege bei Senlac (Hastings 14. Oct. 1066) das in seine Hände gefallene Banner des letzten, von seinen continentalen Stammgenossen schmachvoll verlassenen angelsächsischen Königs.

Mit diesem glänzenden Erfolge seiner Politik hatte Hildebrand dem Papstthum die Oberherrschaft in Westeuropa gesichert, und hielt er nun die Zeit für gekommen, um selbst die Zügel des päpstlichen Regiments in die Hand zu nehmen und den stolzen Bau hierarchischer Allmacht seiner Vollendung entgegen zu führen. Er hatte als „Kanzler des heiligen Stuhles“, eine Würde, welche ihm von Alexander II., der wie seine Vorgänger dem Archidiaconen die Tiara verdankte, verliehen worden, sämmtliche Geschäfte der römischen Kirche zu leiten, deren Umfang ihn allmälig zur Ueberzeugung brachte, daß der geringste Mißgriff, den er sich hier oder da etwa zu Schulden kommen lasse, leicht das stolze Gebäude seiner Hoffnungen zertrümmern könnte. Denn seine zahlreichen Gegner waren auf der Hut und jeden Augenblick bereit den allmächtigen Kanzler zu stürzen; schon mehr als einmal war es ihnen gelungen in seiner Abwesenheit die Päpste zu ihm mißliebigen Maßregeln zu bewegen.

Als daher Alexander II. am 21. April 1073 mit dem Tode abgegangen war, wurde eine vorher reiflich überlegte „göttliche Inspiration“, wie sie das Papstthum zu allen Zeiten zu arrangiren pflegte, in Scene gesetzt und unter dem Rufe des „vom heiligen Petrus beseelten“ Volkes, daß der Apostel ihn zum heiligen Vater gewählt, Hildebrand, der sechs Päpste beherrscht hatte, endlich selbst auf den Stuhl Petri erhoben. Nach dem traditionellen Brauch seiner Vorgänger versuchte er nun vergeblich in Angst und Demuth die erdrückende Bürde des erhabenen Amtes abzulehnen und das Volk von seinem Vorhaben abzubringen, sodann ergab er sich dem „unbeugsamen Willen Gottes“ und setzte

sich, nachdem er seine gegen das kaiserliche Wahldecret verstoßende Erhebung von Heinrich IV. hatte bestätigen lassen, die Tiara auf's Haupt und nannte sich fortan Gregor VII. (29. Juni 1073).

Fürwahr „nie übernahm ein Monarch mit gleich tiefer Kenntniß der Weltverhältnisse, der Menschen und Mittel und mit gleich klarem Bewußtsein seines Ziels" die Zügel der Regierung als dieser toscanische Tischlersohn, welcher in der engen Zelle zu Clugny den gigantischen Plan entwarf, „den Sieg des Altars über den Thron, den Triumph der Kirche über den Staat" zu erkämpfen und allen Völkern des Erdkreises die Fahne des heiligen Petrus als Symbol der göttlichen Allmacht des römischen Papstes aufzupflanzen.

Kaum im Besitz der Tiara eilten auch schon seine Legaten nach allen Richtungen der Windrose, um die Könige und Fürsten der Christenheit an die dem Nachfolger des Apostels schuldige Lehnspflicht zu erinnern und mit echt römischer Kühnheit zu begründen. Für den Augenblick verlangte der Papst außer von England und Unteritalien die Vasallität von Spanien, weil es von Alters her dem Rechte des heiligen Petrus unterworfen sei (30. April 10?3); von Böhmen, weil Alexander II. dem Herzog Wratislaus auf sein Begehren den Gebrauch der Mitra zugestanden (17. Dec. 1073); von Sardinien, weil die römische Kirche die Mutter aller Christen sei (14. October 1073); von Rußland, weil Jaropolk, der flüchtige Sohn von König Demetrius mit Bewilligung seiner Eltern das russische Reich dem heiligen Petrus übergeben und von diesem als Lehn zurückempfangen habe (17. April 1075); von Ungarn, weil Kaiser Heinrich III. die eroberte Reichslanze und Krone jenes Landes als Weihgeschenk der Basilika des heiligen Petrus gestiftet habe (23. März 1075).[3]) Auf ähnliche Weise wurde später das Recht der römischen Kirche auf Dalmatien und Croatien, auf Polen, auf Skandinavien und

die übrigen kleineren Reiche Europas begründet, so daß sich schließlich nur noch Deutschland, Frankreich und Byzanz der Unabhängigkeit von Rom erfreuen konnten. Doch auch diese sollten der Lehnshoheit des Papstthums unterworfen werden, und um dies zu erreichen wurde jetzt der erstaunten Welt ein lang erwogener genialer Plan vorgelegt, nach welchem die gesammte waffenfähige Christenheit zu einem unter Gregor's Anführung zu unternehmenden Eroberungszuge nach dem heiligen Lande sich vereinigen sollte. Die Absicht Hildebrands, in dem „religöse Devotion mit irdischer Betriebsamkeit, mönchische Weltverachtung mit imperativen Trieben, idealer Aufschwung mit berechnender Staatskunst"[4]) auf das Innigste vereinigt waren, ging dahin, mit dem Kreuzheere zuerst Unteritalien von Normannen, Griechen und Sarazenen zu säubern, dann Ostrom zu unterwerfen und schließlich das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Wäre dieser gewaltige Entwurf zu einem glücklichen Ende geführt worden, so hätten Deutschland und Frankreich unter dem dann folgenden allgemeinen christlichen Enthusiasmus schwerlich ihre Unabhängigkeit bewahren können. Die von einem so großartigen Erfolge getragene päpstliche Gewalt würde die erschütterte Macht der Könige gebrochen und sich tributair gemacht haben.

Aber der ein Vierteljahrhundert mit kluger Zurückhaltung und feiner Berechnung den Sieg seines Systems allmälig vorbereitende Hildebrand suchte als Gregor VII. mit sich überstürzender Hast die letzte Strecke zu dem so heiß ersehnten Ziele zu durchfliegen, und was das Ende seines Pontificats hätte werden sollen als den genialen Anfang desselben hinzustellen, daher „mißlang der kolossale Plan und sank zu ironischer Winzigkeit herab".

Nach diesem verhängnißvollen Mißlingen sah sich der Papst genöthigt wieder auf die alten Pfade zurückzukehren, welche nur auf Umwegen dem Ziele sich näherten, und so wandte er zunächst

sein Augenmerk auf Deutschland, dessen jungen König er als seinen Stellvertreter während des beabsichtigten Kreuzzuges zum Schutz der Kirche in Europa hatte zurücklassen wollen, der aber mit kluger Zurückhaltung dieses verlockende Anerbieten abgelehnt und hierdurch zumeist zum Scheitern der päpstlichen Hoffnungen beigetragen hatte. Hier begann die gregorianische Politik zuerst ihre unheilvollen Früchte zu zeitigen, indem sie einen Bürgerkrieg anfachte, in welchem der vier und zwanzigjährige von zwei der höchsten kirchlichen Würdenträger systematisch demoralisirte Heinrich IV. mit den seine Jugend und Unerfahrenheit mißbrauchenden Großen um die Krone rang.

Der Papst, welcher „mit der Kunst des gewandtesten Demagogen" [5]) den inneren Krieg in Deutschland wie in Italien zu nähren verstand, zögerte nicht diesen für seine Hoffnungen günstigsten Augenblick auf das Geschickteste auszubeuten, und obwohl von dem über sein anmaßliches, die königliche Würde tief verletzendes Auftreten empörten Fürsten mit Absetzung bedroht — gelang es ihm dennoch durch gewandte diplomatische Unterhandlungen seine gefährdete Stellung zu behaupten. Er wagte es jetzt sogar den König mit dem Bann zu belegen und seinerseits wider Heinrich die Entthronung auszusprechen, wodurch er sich für den Augenblick den Sieg sicherte. Im Bunde mit den zu Tibur tagenden Vaterlandsverräthern, den aufständischen Fürsten und Grafen, gelang es ihm, den deutschen Herrscher zu demüthigen und seinem Machtspruch zu unterwerfen.

An den Thoren Canossas (25.—27. Jan. 1077) mußte der unter Todesgefahren im eisigen Winter über die Alpen gekommene Sohn Kaiser Heinrichs III., vor dessen eisernem Arm einst Italien und die Statthalter Christi erbebten, im härenen Bußgewand die tragische Schuld seiner Jugendverirrungen sühnen, und der Pontifex, der noch vor Kurzem den Faustschlägen eines rohen

römischen Patriciers zu erliegen Gefahr lief, feierte jetzt, „ein heiliger Satan", mit grausamem Behagen den höchsten Triumph seines Lebens, nach dem seine Seele schon seit lange gelechzt hatte. Der König der Deutschen hat sich, so schrieb er jubelnd an die Reichsfürsten, der Oberhoheit des Papstes unterworfen. Das theokratische Weltreich schien begründet zu sein!

Aber Heinrich IV. war kein Fürst gewöhnlichen Schlages; sein königlicher Stolz konnte gebeugt, die ihm innewohnende Kraft des Geistes jedoch nicht gebrochen werden. Die Tage von Canossa hatten seine unreinen Leidenschaften geläutert und seiner Seele einen kräftigeren Impuls gegeben, sich seines großen Vaters würdig zu bezeugen. Bald erhob er sich drohender denn je, und Gregor sah sich nach wenigen Jahren am Abgrund des Verderbens. Jetzt galt es für Petri Nachfolger die Lehnsleute der römischen Kirche, den König von England und den Herzog von Apulien, zu seiner Rettung aufzubieten. Nun mußte es sich zeigen, ob die Eckpfeiler des gregorianischen Baues dem auf sie ausgeübten Druck nachgeben oder Widerstand leisten würden.

Obwohl Wilhelm der Eroberer Ostern 1070 aus wichtigen politischen Gründen durch die Hände päpstlicher Legaten, der Cardinäle Johannes und Petrus, die feierliche Krönung und Salbung, welche schon ein englischer Erzbischof an ihm vollzogen, nochmals wiederholen ließ, so war er durchaus nicht gesonnen sich durch diese Ceremonie als Vasallen des Papstes zu bekennen. Er verhehlte sich nicht, daß eine Lehnsabhängigkeit seines Königreichs von Rom ihn und seine Nachfolger in jeder freien Entfaltung ihrer Kräfte hemmen und jeder Ausbreitung der königlichen Macht hindernd in den Weg treten mußte. Er ließ Gregor VII. darüber auch nicht lange im Unklaren, indem er, als ihm Roms Einmischung in die englischen Angelegenheiten verdächtig vorkam, den Verkehr seiner ihm von der Kurie gesandten Bischöfe und

Erzbischöfe mit dem heiligen Vater erschwerte und gelegentlich die von einzelnen derselben beabsichtigte Reise nach Italien verbot, was natürlich den Zorn Gregors erregte, der sich seinem nach England gesandten Legaten Hubert gegenüber, den der König gleichfalls zurückhielt, in den unzweideutigsten Ausdrücken über des Eroberers Willkühr erging: Kein Heidenkönig, heißt es in dem betreffenden Briefe (27. Sept. 1079), habe je derartiges zu unternehmen gewagt, was dieser auszuführen sich nicht scheue[6]). Wilhelm ließ sich durch den päpstlichen Zorn nicht schrecken. Er duldete nicht, daß die Prälaten seines Landes sich in politische Verbindungen mit Rom, dem ewigen Heerd staatlicher wie kirchlicher Intriguen, einließen. Er glaubte für die Beförderung zur königlichen Würde erkenntlich genug zu sein, wenn er dem heiligen Vater persönliche Verehrung zollte und in allen rein kirchlichen Fragen den päpstlichen Anordnungen „modeste parendo“ Folge leistete. Alle der Kirche zustehenden Rechte suchte er ihr ungeschmälert zu erhalten, so daß Gregor selbst in dieser Hinsicht nicht umhin konnte, dem Könige sein volles Lob zu ertheilen: Er zerstöre weder, schreibt[7]) er seinem Legaten, noch verkaufe er Kirchen, gewähre seinen Unterthanen Recht und Frieden, lasse sich nicht zu Bündnissen gegen den apostolischen Stuhl verleiten, wie es gewisse Feinde des Kreuzes Christi verlangten (Heinrich IV.); er zwänge die Geistlichen ihre Frauen zu entlassen und die Laien den Zehnten zu entrichten. Durch Alles dieses beweise er sich tüchtiger und ehrenwerther als die übrigen Könige und daher sei es billig, seine Regierung nachsichtiger zu behandeln und bei der seiner Rechtschaffenheit gebührenden Hochachtung auch die Saumseligkeiten seiner Unterthanen und seiner Getreuen geduldig zu ertragen.

Dieses ihm hier gespendete Lob hatte sich Wilhelm, außer bei früheren Gelegenheiten, besonders während des Sommers 1079

verdient, als der päpstliche Legat Hubert bei ihm erschien und wegen der unregelmäßigen Sendungen des Peterspfennigs Beschwerde erhob, welcher der König sofort derart Rechnung trug, daß er den während seiner dreijährigen Abwesenheit von der Insel nur lässig eingeforderten und abgelieferten Zins mit aller Strenge eintreiben und nach Rom abgehen ließ. Als aber derselbe Legat das Ansinnen des heiligen Vaters, der König solle ihm und seinen Nachfolgern den Lehnseid leisten, vorbrachte, erklärte der Eroberer auf das Entschiedenste, daß dies niemals geschehen würde, und eröffnete er diesen Entschluß dem Papste in einem besonderen Schreiben, in welchem er sich kurz und bündig dahin äußerte, „daß er den Treueid nie leisten werde, weil er es nicht versprochen habe und nicht finden könne, daß seine Vorgänger es gethan hätten.“ [8])

Wilhelm hatte hinsichts dieser wohl nicht zum erstenmale erhobenen Forderung Anselm von Lucca um Rath gefragt, und dieser treuste Anhänger der Reformpartei beeilte sich nun, sicherlich nicht ohne Vorwissen Gregors, der alle Hebel in Bewegung setzte, den hartnäckigen Normannenkönig aus der von ihm in dem italienisch-deutschen Krieg mit kluger Politik beobachteten Neutralität herauszudrängen, in einem eigenhändigen und nur für den König bestimmten Briefe mit allen Mitteln frommer Ueberredungskunst den vorsichtigen Fürsten, „den zur Bestrafung der Bösen und zur Belohnung der Guten berufenen Diener Gottes“, zu bestürmen, der „viel Schmach und Beschimpfung erduldenden Mutterkirche“, in Rücksicht, daß ihm „das Schwerdt nicht ohne Ursache“ verliehen sei, beizustehen und sie aus den Händen der Feinde zu befreien; denn ihm vertraue sie vor allen Fürsten. Er möge jedoch das ihm Gesagte reiflich und klug überlegen, dann aber männlich handeln [9]). Wilhelm befolgte den gutgemeinten Rath des ehrlichen Bischofs und hatte, als er obigen Brief dem

Papste übersandte, seinen Entschluß, dem Nachfolger Petri weder den Treueid noch die geforderte Kriegshilfe zu leisten, reiflich erwogen, und beharrte männlich dabei trotz aller Ueberredungskünste, die auf Veranlassung des Papstes von Seiten des Erzbischofs Lanfrank, der sich als Statthalter Wilhelms „princeps et custos Angliae“ nennen konnte, und der Königin Mathilde, seiner Gemahlin, aufgeboten wurden. Diese letztere war von Gregor schon oft ermahnt worden, ihren Einfluß zu Gunsten der Kirche bei ihrem Gemahl geltend zu machen und hatte auch jetzt wieder der Legat Hubert für sie besondere Aufträge aus dem Lateran mitgebracht. Aber auch der weibliche Zauber scheiterte an der männlichen und klugen Festigkeit des Königs, der seine Gemahlin hoch verehrte, dießmal jedoch ihren Bitten nicht nachgab, weil er ein unabhängiger Fürst von Gottes, nicht aber von Petri Gnaden sein wollte.

Doch gab Gregor in seinen Forderungen nicht nach; er hoffte noch immer seinen ehemaligen Schützling für das Interesse der bedrängten Kirche zu gewinnen, daher ließ er so manchen geheimen Wunsch des Normannen in Erfüllung gehen und sparte nicht den Weihrauch ausgesuchtester Schmeicheleien, kam jedoch seinem Ziele um keinen Schritt näher. Denn der Eroberer wußte sehr genau, was die zarten Aufmerksamkeiten, väterlichen Ermahnungen und oberhirtliche Fürsorge seines Gönners zu bedeuten hatten, wenn dieser ihn zur Hilfe aufforderte mit den Worten: „Jetzt also, theuerster und in Christo stets geliebter Sohn, wo Du Deine Mutterkirche auf das Aeußerste bedrängt siehst, zwingt Dich die unabweisbare Nothwendigkeit uns zur Hilfe zu eilen, und da ich Dich aus wahrer ungeheuchelter Liebe um Deiner Ehre willen als Retter zu sehen wünsche, so ermahne ich Dich, daß Du uns vollen Gehorsam leistest, und wie Du verdient hast unter dem Beistande Gottes ein Edelstein unter den Fürsten zu werden, so

erwerbe Dir jetzt das Verdienst, den gesammten Fürsten der Erde ein Vorbild der Gerechtigkeit und ein Meister des Gehorsams zu sein, wofür Dir nicht allein der Ruhm des himmlischen Reichs, sondern Dir und Deinen Nachfolgern auch schon in dieser Welt Sieg, Ehre, Macht und Erhabenheit zu Theil werden wird.....". „Und da ich Dich bei dem gerechten Richter, der die Lüge nicht kennt, vor dem furchtbaren Gericht zu vertreten habe, so mag Deine Weisheit beurtheilen, ob ich nicht Dein Seelenheil bewahren muß und Du mir daher zu Deinem eigenen Besten, damit Du das Land der Lebenden besitzest, ohne Widerstreben gehorchen mußt". [10])

Diese sophistischen Redewendungen vermochten den gesunden Sinn des Königs ebensowenig von der Nothwendigkeit seiner Unterwerfung unter den Papst zu überzeugen, wie das Gleichniß von den beiden Himmelslichtern, mit dem Gregor den vom 8. Mai 1080 datirten oben angeführten Brief einleitet und zu beweisen sucht, daß nach dem Willen Gottes zur Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung der König den Mond und der Papst die Sonne repräsentiren solle. Der Sohn Roberts des Teufels war nichts weniger als ein gelehriger Schüler „der klerikalen Erziehung", von welcher Gfrörer behauptet, daß sie ihn „zum Dienste des Reiches Gottes herangebildet habe". [11]) Der Normannenherzog fühlte trotz seiner „vortrefflichen geistlichen Lehrer" nicht den inneren Beruf zu der ihm von seinem „Geistesverwandten" Gregor zugedachten idealen Rolle „eines apostolischen Kaisers, eines Kirchenvogtes des heiligen Petrus". [12]) Das bewies er schon als Nikolaus II. auf die Beschwerde des von Wilhelm wegen ungebührlicher, den Herzog beleidigender Reden abgesetzten Abtes Robert von Ouche Legaten in die Normandie sandte, um den von dem Fürsten an des Vertriebenen Stelle ernannten Abt Osbern entfernen zu lassen. Bei der Meldung von der Ankunft des päpstlichen Abgesandten machte

sich nämlich bei dem jähzornigen Herrscher der innere Groll über die römische Anmaßung in den bemerkenswerthen Worten Luft, daß er zwar die Legaten des Papstes, des gemeinsamen Vaters der Gläubigen, hinsichtlich des Glaubens und der christlichen Religion gern empfangen würde, wenn aber einer der Mönche in seinem Lande ihm feindliche Ränke anspinnen wolle, so würde er ihn mit seiner Kutte ohne Erbarmen an der höchsten Eiche des nächsten Waldes aufhängen.[13])

Der sich in dieser Aeußerung widerspiegelnden Gesinnung bezüglich der priesterlichen Autorität ist der Eroberer nie untreu geworden, und es mangelt nicht an Beweisen, daß „sein Eingehen auf die Ideen Gregors VII.“ nicht so „ernstlich“ war, um sich durch geistliche Einflüsterungen in seiner Politik beirren zu lassen. Nur wo es ihm Vortheil verhieß, bediente er sich des kirchlichen Einflusses, sonst wies er die pfäffische Anmaßung stets sehr unsanft zurück; denn er hatte die Hauptursache des Verfalls der angelsächsischen Herrschaft in den „geistlichen Schwätzern“ erkannt, und da er damals „die nichtsnutzigen Menschen zu Hunderten zum Reiche hinausschaffte“,[14]) so hütete er sich weislich den von Rom aus geleiteten „geistlichen Schwätzern“, den Nachfolgern der Vertriebenen, irgendwelche Einwirkung auf die staatlichen Angelegenheiten zu gestatten.

Lanfrank, der Erzbischof von Canterbury, welcher der Tyrannei Gregors nicht sonderlich hold war und daher mehrmals Gefahr lief, in den Bann gethan zu werden, und Anselm von Lucca waren die einzigen Kleriker, die sich besonderen Einflusses auf den englischen König rühmen konnten, aber auch sie vermochten nicht, denselben zur Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit zu bewegen. Die von allen Seiten auf ihn eindringenden Versuche der gregorianischen Parteigänger ihn zum Kampfe wider Heinrich IV. und seine Bundesgenossen zu vermögen,

erbitterten den König allmälig so, daß er sich entschloß die wider ihn angezettelten Intriguen Gregors und seiner Creaturen mit einem Schlage zu zerreißen, indem er seinen Bruder Odo, der sich bisher seines höchsten Vertrauens erfreute, jetzt aber den Versuchungen Roms erlegen war, festnehmen und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilen ließ.

Gregor VII., der die Abenteuerlust und den ausschweifenden Ehrgeiz als normännische Charaktereigenthümlichkeit wohl zu würdigen verstand, hatte nämlich in dieser Richtung auf den Bischof von Bayeux einzuwirken versucht und zwar in so feiner und geschickter Weise, daß wohl auch ein weniger ehrgeiziger Mann als Odo den römischen Verlockungen erlegen wäre.

Wilhelm hatte während seiner Abwesenheit von England seinen Bruder, der sich schon in vielen wichtigen Aufträgen und Aemtern als geschickt und zuverlässig bewiesen, zum Statthalter des Königreichs ernannt. Diesen Umstand wußte man in Rom zu benutzen, um mit dem Bischof Unterhandlungen anzuknüpfen, die darauf hinausliefen, durch Vermittelung des königlichen Vicarius ein zahlreiches Normannenheer aufzubringen, welches dem ausgesprochenen Willen des Königs zum Trotz nach Italien eilen und in den Dienst des Papstes treten sollte.

Odo, von bewährter Treue gegen seinen Bruder, aber durch das Glück desselben, sowie durch die Erfolge der Söhne des Grafen von Hauteville zu krankhaftem Ehrgeiz angestachelt, ließ sich verleiten, einer vom Tiber ihm zugegangenen, eigens zu seiner Täuschung erfundenen Prophezeiung, daß Gregor's Nachfolger ein Odo sein werde, Gehör zu schenken und den ihm zur Verwirklichung seiner Hoffnungen gegebenen Rathschlägen Folge zu leisten. Man hatte ihm die glänzende Zukunft so sicher in Aussicht gestellt, daß der sonst so geizige Fürst plötzlich seine vergrabenen Schätze ans Licht zu ziehen sich entschloß und in

verschwenderischer Weise damit die „Römischen Senatoren“, d. h. die Cardinäle bedachte, welche für seine Wahl thätig sein sollten. Dieselben versprachen dem reichen Bischof ihre Stimmen, und er war daher seines Erfolges so sicher, daß er Agenten nach Rom schickte, um für ihn einen geeigneten Palast daselbst anzukaufen, den er mit reicher Pracht auszustatten befahl[15]). Zu gleicher Zeit wurde, worauf es Gregor ja allein ankam, das Heer gesammelt und der Aufbruch desselben festgesetzt. Doch noch ehe alle Vorbereitungen dazu beendet waren, hatte Wilhelm von dem Vorhaben seines Bruders Nachricht erhalten und war sofort nach England hinübergesegelt. Kaum hatte Odo des Königs Ankunft erfahren, als er die Anker zu lichten befahl und das hohe Meer zu gewinnen suchte. Wilhelm setzte ihm jedoch sogleich nach und erreichte die Flüchtigen bei der Insel Wight, wo die Flotte angelegt hatte. Der entrüstete Herrscher ließ auf der Stelle ein Gericht zusammentreten, das über den Hochverräther, der „während das Reich gegen die Dänen, Irländer und andere Feinde zu schützen wäre, mit dem verführten Heere über die Alpen ziehen wolle“, das Urtheil fällen sollte. Die bestürzten Vasallen weigerten sich über den Bischof zu Gericht zu sitzen, worauf der König denselben ohne Weiteres in Gewahrsam nehmen ließ und die von dem Gefangenen eingelegte Berufung auf seine priesterliche Würde schnitt er mit der Erklärung ab; daß er nicht den Geistlichen, nicht den Bischof von Bayeux verhafte, sondern den Grafen, seinen Stellvertreter in England, von dem er jetzt Rechenschaft fordern werde.

Auf diese Weise seines Anführers beraubt, zertheilte sich das versammelte Heer wieder, ohne von Seiten des Eroberers weiter behelligt zu werden, der sich in weiser Mäßigung mit der Bestrafung des Verführers begnügte.

Der Papst, welchem mit dem Scheitern dieser Unternehmung

(1082) die letzte Hoffnung auf englische Unterstützung in seinen Kämpfen mit dem deutschen König entschwunden war, gerieth bei der Nachricht davon in nicht geringe Aufregung über die „unverschämte, aller königlichen Bescheidenheit spottende Rechtsverletzung", wie er das Verfahren des britischen Herrschers bezeichnete; doch befleißigte er sich in dem an den König gerichteten Schreiben (1083) einer gewissen apostolischen Mäßigung. Er liebe und achte ihn zwar, heißt es daselbst, nach wie vor, aber die Freude seines Herzens über die hervorragenden Zeichen seiner königlichen Tugenden sei doch schmerzlich getrübt, da er seinen Bruder, den Bischof, seiner eigenen Ehre und der dem Geistlichen schuldigen Ehrfurcht uneingedenk, unter Hintansetzung des göttlichen Gesetzes, nur seine weltliche Sicherheit und seinen Vortheil im Auge, gefangen halte, ohne weder der Worte der heiligen Schrift, „leget nicht Hand an meinen Gesalbten", noch des von Kaiser Constantin gegebenen Beispiels zu gedenken, welcher nicht über die von Gott eingesetzten Bischöfe zu Gericht sitzen wollte.

Dieser Brief Gregors fruchtete aber ebensowenig als alle anderen in dieser Angelegenheit gethanenen Schritte; Wilhelm ließ sich darüber nicht täuschen, daß die um dieselbe Zeit von seinem Sohn Robert in der Normandie, welche die Kirche gern als Aequivalent für England in Besitz genommen hätte, angezettelte Empörung, zu deren Dämpfung der König eben die Insel verlassen hatte, und die von seinem Bruder beabsichtigte Heerfahrt auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen seien [16]. Er wußte in wessen Hand die Fäden dieser ihm gefährlichen Aufstände zusammenliefen, daher denn seinerseits an eine Berücksichtigung der päpstlichen Ansprüche nicht mehr zu denken war.

Dieser klugen Festigkeit des Königs von England gegenüber den klerikalen Anmaßungen und Lockungen ist wohl zumeist der schließliche Triumph Heinrichs IV. über Gregor VII. zu danken;

denn hätte der Eroberer nach 1080 zu Gunsten des Pontifex eine Landung in Deutschland unternommen, die schon im Jahre 1074 gefürchtet wurde und damals den auf einem Zuge nach Ungarn begriffenen König Heinrich zur Umkehr bewog, so hätte sich die deutsche Macht zersplittern müssen und auf die Dauer kaum den vereinten Angriffen der Engländer und Italiener Widerstand leisten können. Wilhelm scheute aus dynastischem Interesse den europäischen Krieg, welcher sich aus seiner Betheiligung an dem Kampfe zwischen Imperium und Pontificium unzweifelhaft entwickelt haben würde, und deßhalb lehnte er sowohl die ihm 1074 von Heinrich IV. angetragene Bundesgenossenschaft als auch die von Gregor verlangte bewaffnete Intervention entschieden ab.

Der Nachfolger Petri mußte nun, da alle auf den englisch-normännischen Beistand gesetzten Hoffnungen an dem eisernen Willen des Eroberers gescheitert waren, schweren Herzens die Hilfe des süditalischen Lehnsmannes in Anspruch nehmen, gegen den ihn, obwohl Robert Guiscard in demselben Maße sein „Geistesverwandter" war wie Wilhelm von England, eine tiefe innere Abneigung beherrschte, welche jetzt die drückendste Nothwendigkeit niederzukämpfen gebot. Gregor sah sich in allen seinen Entwürfen, welche sich den nationalen Regungen Italiens gegen das deutsche Kaiserthum anschlossen und den unumschränkten Besitz der Halbinsel zum Ziele hatten, durch den schlauen, geschmeidigen Normannen gehemmt, der mit staatsmännischem Scharfblick jedem Schachzuge des Papstes ein unüberwindliches Matt! entgegenzurufen verstand. Daher hat kein Regent außer Heinrich IV. Hildebrand während seines zwölfjährigen Pontificats so viel Kummer bereitet als der Herzog von Apulien, auf den die gefährlichste Waffe des apostolischen Stuhls, der Bann, zu wiederholten Malen wirkungslos niederfuhr.

Dieser Sohn des Grafen Tancred von Hauteville hatte,

um für seine durch alle Mittel der Gewalt und List gemachten Eroberungen die Anerkennung des päpstlichen Hofes zu erlangen, keinen Augenblick gezaudert den von ihm verlangten Lehnseid abzulegen, da es ihm vor Allem darauf ankam, in die Reihe der legitimen Herrscher aufgenommen zu werden. Willig erkannte er zu Melfi Nikolaus II. als Lehnsherrn an und verband er sich zum Zeichen seiner Lehnspflicht auf jedes Joch Ochsen 12 Denare nach Rom zu entrichten. Doch begnügte sich der Papst hiermit nicht allein, er verlangte außerdem von dem neuen Vasallen der Kirche, dem er zugleich die Herrschaft über das noch zu erobernde Sicilien zusprach, einen zweiten Eidschwur, welcher Robert verpflichtete, die Vertheidigung der römischen Kirche und ihres Oberhauptes zu übernehmen, sowie Sorge zu tragen für eine nur von den wohlgesinnten Cardinälen, Klerikern und Laien zu vollziehende Wahl eines würdigen Nachfolgers des Apostels. Kaum hatte die Belehnung stattgefunden, als auch schon die Lehnstreue des Herzogs auf die Probe gestellt wurde, indem ihn der Papst veranlaßte, mit ihm nach Rom zu ziehen, um die dortigen, dem Hildebrandinischen Kirchenregimente feindlich gesinnten Capitaine zu züchtigen, ein Auftrag, dessen sich Robert gern unterzog und zur Zufriedenheit seines Lehnsherrn ausführte.

Aber nicht umsonst hatte man dem kühnen Normannen den Spitznamen Guiscard (der Verschlagene) beigelegt, und nur zubald erkannte der Statthalter Christi, daß die dem verschlagenen Emporkömmling angelegten Fesseln des Vasalleneides denselben nicht im Geringsten an der Ausführung seiner gewaltigen, von genialster Thatkraft zeugenden Pläne hinderten. Nikolaus Nachfolger Alexander II. durfte in seinen Kämpfen mit den Römern und dem Gegenpapst Honorius III. nicht auf Beistand dieses Vasallen rechnen, sondern mußte vielmehr die zweideutige Unterstützung eines anderen Normannen, Richards von Aversa, der

kurze Zeit vor Robert Nikolaus ebenfalls das Treugelöbniß abgelehnt hatte, in Anspruch nehmen. Der Widerstreit, der von dem Herzog von Apulien, welcher unterdessen in Gemeinschaft mit seinem tapferen Bruder Roger Sicilien erobert hatte, übernommenen Lehnspflichten mit seinen dynastischen Bestrebungen kam jedoch erst zum vollen Ausbruch, als Gregor VII. den apostolischen Stuhl bestieg. Robert erkannte sofort die Gefahr, welche mit der Wahl Hildebrands seinen ehrgeizigen Plänen drohte, und zögerte er nicht fortan gegen die weitreichenden Unternehmungen seines ehmaligen Protectors geheim und offen zu intriguiren. Geschickt suchte er zahlreiche von ihm angeknüpfte antigregorianische Verbindungen für seinen Ehrgeiz auszunützen, der für jetzt darauf hinauslief, sich im Kampf gegen den römischen Principat zum Herren von Unter- und Mittelitalien zu machen.

Diese Bestrebungen des Normannen blieben aber dem neuen Papst nicht verborgen, und als gewiegtem Politiker gelang es Gregor die von Guiscard geführte Gegenpartei zu sprengen, indem er die Fürsten Richard von Capua und Landulf von Benevent durch Lehnseide fesselte und ihnen ihre Besitzungen garantirte. Durch diese Maßregel sah sich der Herzog von Apulien plötzlich von seinen Bundesgenossen verlassen, und so zeigte er sich zu einer Verständigung mit dem Papste geneigt, an den er mehrfache Betheuerungen seiner Ergebenheit und Treue gelangen ließ; doch war er keineswegs gesonnen, sich dem heiligen Vater auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Denn als dieser in Benevent, vor dessen Thoren Robert sein Lager aufgeschlagen hatte, verlangte, daß er allein in die Stadt kommen sollte, um in der alten Fürstenburg seine Belehnung zu empfangen, weigerte sich der Herzog einem solchen Ansinnen Folge zu leisten, bat jedoch den Papst, „er möge nicht den Herzog, sondern dem treuen Vasallen die Bitte gewähren“, mit ihm in seinem Lager zusammen

zu treffen, was Gregor ebenfalls ablehnte. Die Unterhandlungen zerschlugen sich sonach, und beide Parteien trennten sich Haß und Rache im Herzen. Auf der Ostersynode 1074 verhängte nun Gregor über den Apulier den großen Kirchenbann, von dem er ihn nicht eher lösen würde, als bis sich der Herzog zu Benevent gestellt hätte. Robert erschien hierauf nochmals und zwar in Begleitung seiner Kinder und Sigelgaita's, seiner Gemahlin, vor der alten Longobardenstadt. Aber vergeblich harrte er der Ankunft des heiligen Vaters, welcher sich vor Kurzem noch von einem stattlichen zur Vernichtung des Normannen berufenen Heeres umgeben sah, jetzt jedoch nach Abzug seiner Getreuen, die in ihren eigenen Gebieten wider Aufruhr und Abfall kämpfen mußten, allein und verlassen dastand, und es daher für gerathen gehalten hatte, vor dem gefürchteten Herzog nach Rom zu entweichen.

Nachdem dieser Sühneversuch an dem gegenseitigen Mißtrauen gescheitert war, schritt Robert unbekümmert um die päpstlichen Bannstrahlen ruhig auf der Bahn seiner Eroberungen fort, ohne jedoch die Versuche aufzugeben, mit dem Statthalter Christi, dem er die weitgehendsten Zugeständnisse machen ließ, in ein gutes Einvernehmen zu treten. Gregor aber zögerte „aus bestimmten Gründen" auf die Anerbietungen des Herzogs einzugehen, weil er, wie es in einem vom 16. October 1074 datirten Briefe an seine Freundinnen Beatrix und Mathilde von Canossa heißt, „die Beschlüsse der himmlischen Vorsehung und der apostolischen Fürsorge" erwartete, d. h. er wollte erst sehen, ob sein Aufruf zum Kreuzzuge, welcher mit der Vertreibung des Herzogs von Apulien beginnen sollte, auch hinreichenden Erfolg haben würde. Besonders rechnete er auf die nordischen Fürsten, welche sich aber nicht sonderlich bereitwillig zeigten, auf die päpstlichen Vorschläge einzugehen. Noch am 25. Januar 1075 richtete er ein

Schreiben an den König Swen Estrithson von Dänemark, in welchem er bestimmte Antwort verlangt, ob er auf die Streitkräfte und das Schwerdt desselben gegen die Ungläubigen und die Feinde Gottes rechnen könne. Um den Ehrgeiz des Dänen rege zu machen, schließt er, scheinbar nur so beiläufig hinwerfend: „In unserer Nähe liegt am Meere eine sehr reiche von gemeinen und feigen Ketzern bewohnte Provinz, über die wir einen Deiner Söhne als Herzog und Fürsten, sowie als Vertheidiger des christlichen Glaubens zu setzen wünschen, wenn Du ihn, wie Du ja nach Aussage eines Deiner Bischöfe Willens bist, als Dienstmannen des apostolischen Hofes mit einer Anzahl tüchtiger ihm ergebener Streiter hergiebst".

Diese Lockungen hatten jedoch nicht den gewünschten Erfolg, und wenn sich auch etwa 50,000 Streiter verschiedenster Nationalität zum Kreuzzuge einstellten, so fehlten nicht sowohl die nothwendigen Mittel als besonders die tauglichen Heerführer, und wie wir oben gesehen haben, zerrann der stolzeste Traum Gregors in eitel Dunst.

Das Verhältniß zwischen dem Nachfolger Petri und dem Herzog von Apulien wurde durch die gegenseitigen Bemühungen einander zu schaden, ein immer gespannteres; der Papst verschwendete noch manchen Bannstrahl an dem verhaßten Normannen, ohne daß sich dieser hierdurch in seinen Entwürfen hätte stören lassen. Es gehörte zu den besonderen Charaktereigenthümlichkeiten dieser Nachkommen der alten Wikinger, sich in tiefster Demuth vor dem Kreuze Christi zu beugen und dabei, sobald es ihr Vortheil bedingte, gegen Christ und Muselmann mit gleicher Grausamkeit zu verfahren. Während sie einerseits in die Fußtapfen ihrer 40 Stammgenossen zu treten schienen, welche im Zorn christlicher Begeisterung zur Schmach der feigen Salernitaner eine vielfache Uebermacht hochmüthiger Sarazenen vor den Thoren

Salernos auf die Schiffe trieben und die Stadt von einem drückenden Tribut befreiten (1016), verschmähten sie andrerseits nicht, die Anhänger Mohameds wider den heiligen Vater in's Feld zu führen. Von den über sie verhängten Kirchenstrafen nahmen sie nur insofern Notiz, daß sie von Zeit zu Zeit größere Weihgeschenke an die mit ihnen in steter Verbindung stehende Benedictinerabtei Monte-Cassino zur Sühnung ihrer Sünden verehrten. Zwar stand auf dem Siegel Rogers, des treuesten Waffenbruders Roberts, „Die Rechte des Herrn gab Macht, die Rechte des Herrn erhöhte mich", aber die unersättliche Herrschbegier der Söhne des Grafen von Hauteville ließ sich durch kein christliches Gebot und keinen päpstlichen Bannstrahl zügeln; so lange sie einen ihrer Nachbarn in Besitz von Land und Leuten sahen, kamen sie nicht zur Ruhe, entweder mußte er sich ihnen unterwerfen oder sich seines Eigenthums beraubt sehen.

„Es bezeichnet einen Wendepunkt des Mittelalters, als diese verwegensten Krieger des Abendlandes sich in den Dienst der römischen Kirche stellten, als das Abenteuer und die Abenteurer papistisch wurden" [17]). Gregor VII. und Robert Guiscard, so antipathisch sie einander waren, führte die Abenteuerlichkeit ihrer beiderseitigen Politik doch wieder zusammen.

Das leidliche Verhältniß zu Deutschland war durch die Hartnäckigkeit Gregors von Neuem in offene Feindschaft ausgebrochen. Der Papst hatte Heinrich IV. zum zweiten Male in den Bann gethan und der König hierauf mit der Absetzung Gregors geantwortet. In dieser gefahrvollsten Krise seines Pontificats, von allen Seiten verlassen, sah sich der Statthalter Christi gezwungen dem verhaßten Normannenherzog die Hand zur Versöhnung zu reichen. Die päpstlichen Unterhändler, hauptsächlich Desiderius, der Abt von Monte-Cassino, ein dem Herzog erge-

bener und deßhalb ehemals von Gregor mit Mißtrauen verfolgter Prälat, vermittelten eine Zusammenkunft, und Ende Juni 1080, wo sich zu Brixen das Gewitter zusammenzog, das ihn verderben sollte, traf der Papst mit dem seit sieben Jahren im Bann befindlichen und noch im Januar 1080 von ihm „an Leib und Seele“ verfluchten Robert in Ceperano zusammen. Er löste den Herzog vom Bann, belehnte ihn, nachdem dieser den schon Nikolaus II. geleisteten Lehnseid fast unverändert angenommen und beschworen hatte (29. Juni 1080), von Neuem mit seinen Eroberungen, d. h. mit Apulien, Calabrien und Sicilien, hielt dem von ungezügeltem Ehrgeiz beseelten Robert wie unter ähnlichen Umständen einst Johann VIII. dem Abenteurer Boso von Provence das glänzende Diadem des römischen Imperium als Magnet vor Augen und gab zum Schluß dem kühnen Plane einer Eroberung des byzantinischen Reiches seinen apostolischen Segen, welchen er freigebig Jedem spendete, von dem eine Heeresmacht zur Rettung des bedrängten Papstthums zu hoffen war.

Froh des geschlossenen Friedens entfaltete nun jeder der beiden Verbündeten erhöhte Thatkraft. Während der Herzog, jetzt der „glorreichste Sohn“ der Kirche, unter dem Vorwande den als vertriebenen Kaiser aufgestellten Pseudomichael nach Konstantinopel zu führen, zur Eroberung des griechischen Kaiserreichs rüstete, schleuderte Gregor mit frischer Kraft und leichtem Herzen seine Bannstrahlen wider „die Schüler des Satans“, den deutschen König und seinen Helfershelfer, den „Häresiarchen und Antichrist“ Wibert, den zu Brixen erhobenen Gegenpapst Clemens III.

Doch nichts fruchtete der heilige Eifer des Papstes; umsonst verschwendete er Fluch, Bann und Interdict, die Kreise des Verderbens zogen sich immer enger um ihn zusammen. Keiner der Vasallen des heiligen Petrus war in der Lage oder geneigt, dem bedrängten Nachfolger des Apostels zur Hilfe zu eilen, der im

Frühjahr 1082 auch vergebens „den ruhmreichen Herzog" Robert an sein der Kirche gegebenes Wort erinnert hatte. Der Herzog habe, schrieb er demselben, mit weiser Einsicht gehandelt, daß er die glücklichen Erfolge seiner Waffen, welche er durch die Gebete seiner Freunde errungen, ihm und den Römern gemeldet habe, aber er möge nun auch an Den denken, durch dessen Gunst und Beistand er solches vollbracht habe. Vorzugsweise solle er sich „durch Gehorsam" den heiligen Petrus zum Schuldner machen und sich der heiligen römischen Mutterkirche erinnern, die ihm vor allen übrigen Fürsten vertraue und ihn besonders liebe. Er solle die Erfüllung seines Versprechens nicht länger aufschieben; denn er wisse wohl, wie der sogenannte König Heinrich der Kirche arge Unruhe verursache und wie sehr sie seiner Hilfe bedürfe[18].

Auf diesen sehr vorsichtig gehaltenen Brief, von dem Gregor, wie aus der Schlußbemerkung ersichtlich, fürchtete, daß er den Feinden in die Hände fallen könnte[19], erhielt er von Robert, der nach dem Sturze des schwächlichen Nikephoros Botoniates, den zwar von den Normannen in der Schlacht bei Durazzo (18. October 1081) siegreich geschlagenen und verwundeten, aber doch den Widerstand heldenmüthig fortsetzenden Alexios Komnenos zu bekämpfen hatte, folgende Antwort[20]: „Als ich hörte, daß der Feind gegen Dich anstürmte, habe ich lange dem Gerüchte keinen Glauben geschenkt, weil ich überzeugt war, daß Niemand es wagen würde, Dich anzugreifen. Denn wer, außer einem Rasenden, ergriffe die Waffen gegen einen solchen Vater? Wisse aber, daß ich beschäftigt bin, den schwersten Krieg gegen das tapferste Volk, die Römer, deren Trophäen alle Länder und Meere bedecken, vorzubereiten. Ich bekenne jedoch aus voller Seele, daß ich Dir Treue schulde, die ich, sobald es nöthig sein wird, durch die That beweisen werde". So auf sich selbst angewiesen, sah sich Gregor nach dreijährigen vergeblichen Kämpfen ohne Aus-

sicht auf ein Entrinnen in der Engelsburg eingeschlossen und mußte es erleben, daß vor seinen Augen dem verhaßten Salier in der Basilika des heiligen Petrus, am Grabe des Apostels die höchste Krone der abendländischen Christenheit aufgesetzt und Heinrich IV. zum römischen Kaiser gesalbt wurde (31. März 1084).

In dieser höchsten Noth traf Herzog Robert, den ein in Apulien und Calabrien ausgebrochener Aufstand zur Rückkehr nach Italien genöthigt und der sich durch ein etwaiges weiteres Vordringen Heinrichs IV., mit dem er übrigens selbst nach dem Tage von Ceperano noch Unterhandlungen gepflogen und sogar eine Verbindung zwischen den beiderseitigen Kindern geplant hatte, in seiner eigenen Sicherheit bedroht sah, zur Rettung des bedrängten Lehnsherrn mit einem Heere von 36,000 Mann vor dem Mauern Roms ein, nachdem der Kaiser, der Uebermacht weichend, sich nach Oberitalien zurück zu ziehen genöthigt worden. Verrath öffnete dem Normannen die Thore, aus denen er nach Verübung unmenschlicher Gräuel seitens seiner Schaaren und Inbrandsetzung des größten Theiles der Stadt, deren herrlichste Denkmäler in Schutt und Asche sanken, mit dem geretteten Pontifex nach dem Süden abzog, die Spuren unsagbarer Verwüstung hinter sich lassend.

Diesen Umsturz des hierachischen Baues, dem er die höchste Kraft seines Lebens geweiht hatte, konnte der von der glänzendsten Höhe pontificaler Allmacht in die dunkle Nacht der Verbannung geschleuderte Apostolicus nicht lange überleben. Zwar verließ ihn die alte geistige Regsamkeit und Thatkraft nicht ganz; von Neuem entsandte er seine Legaten, um in Deutschland, Frankreich, Spanien Hilfsmittel für die Rettung der Mutterkirche zu werben, aber die Zuversicht des nahen Triumphes war doch bedenklich erschüttert, der schwache Körper erlag den aufreibenden Anstrengungen der letzten Jahre, und so verschied dieser „Geist

von mächtigstem Stil, dieser Charakter fast ohne Gleichen"[21]), ungebeugt am 25. Mai 1085 zu Salerno; erst den sterbenden Lippen entwand sich der bittere Ausruf der Verzweiflung: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deßhalb sterbe ich in der Verbannung".

Wenige Monate darauf folgte der Herzog von Apulien seinem großen Lehnsherrn, dessen Hinscheiden ihn tief ergriffen, im Tode nach. Durch die welterschütternden Ereignisse, in denen er eine so große Rolle übernehmen sollte, nach Italien zurückgerufen, war er mitten im siegreichen Vordringen gegen die byzantinischen Streitkräfte unterbrochen worden. Die Niederlage Gregor's hatte ihn zum unumschränkten Herrn von Unteritalien gemacht und so konnte er jetzt das unterbrochene Werk wieder aufnehmen und den Entscheidungskampf wagen, dessen siegreicher Ausgang ihn an das Endziel seines Strebens bringen, auf den römischen Kaiserthron erheben sollte. Doch ein neidisches Geschick versagte ihm den höchsten Triumph seiner Politik; einem Fieberanfalle erliegend, hauchte der 70jährige Held auf dem von ihm früher eroberten Corfu in den Armen der treuen Gemahlin seinen Geist aus (17. Juli 1085).

Zwei Jahre später schied auch Wilhelm von England zu Rouen aus dieser Welt (7. Sept. 1087), unter gräuelvollen Umständen in der Klosterkirche zu Caën sein Grab findend.

Gregor, Wilhelm und Robert, die hervorragendsten Männer ihres Jahrhunderts, strebten alle drei nach demselben Ziele: der unumschränkten Herrschaft. Während die beiden Normannen sich aber mit der rein weltlichen Autorität in den eroberten und unterworfenen Territorien begnügten, strebte Gregor's priesterlicher Ehrgeiz nach der Weltherrschaft. Gleich kühn im Entwurfe der großartigsten und gewaltigsten Unternehmungen, waren alle drei gleich rücksichts- und gewissenlos in Ansehung der zum Ziele führenden Mittel.

In ihrer äußeren Erscheinung erglänzten die beiden Fürsten als in jeder Beziehung von der Natur bevorzugt, wohingegen Hildebrand's hochstrebender Geist in einer dürftigen Hülle wohnte. Einstimmig wird von Gregor VII. berichtet, daß er von Person ein kleines Männlein mit gelber Gesichtsfarbe, von schmächtigem Körperbau gewesen sei, dessen Auge allein die gewaltige Seele verrathen habe, die in ihm wohnte. Peter Damiani, den der Papst „mit neronischer Liebe an sich zu fesseln und mit Adlerkrallen zu streicheln wußte", vergleicht daher in einem Epigramm „auf Hildebrands kleine Gestalt", diesen mit dem kleinen Tiger, der kräftigen Sprunges die fliegenden Pfeile überhole; mit dem häßlichen Eisen, das alle Metalle zähme, aber doch von dem kräftigen Magnet seinen Bahnen nachgezogen werde und schließlich mit dem wegen seiner Schlauheit Sisyphus genannten Zwerg des Antonius, dessen Zwerggestalt denjenigen zusammendrücke, „der Alles bändigt"[22]).

Welch ein Bild entwirft dagegen der Chronist[23]) von dem Herzog von Apulien! Kein Ritter kann idealer gezeichnet werden. „Der Beste von Allen war Robert Guiscard, der Anführer und der Ruhm des ganzen Normannenvolkes, die Ehre der Ritterschaft und das Muster eines tapferen Mannes, bewährt, von großer Kraft, großem Muth und größter Kühnheit. Kein trefflicherer Mann konnte gefunden werden; denn ihn fürchtete die ganze Welt. Mars, der Gott der Schlachten, bewunderte seine Tapferkeit; Pallas, die Göttin des Muthes und der Weisheit, bewunderte das Wissen Roberts und Merkur, der Gott der Ueberredung, staunte über seine Beredtsamkeit".

Von anderem Schlage war des Herzogs Stammgenosse, der Eroberer von England. Diesen schildert uns Wilhelm von Malmsbury als einen Mann von ungeheurer Körperkraft, die Niemand ermüden konnte, von starkem, schwerem Leibe, kahlem Kopf, mit

einem Gesichtsausdruck, der die Gewaltsamkeit verkündete, mit welcher er seine Feinde verfolgte, ihre Saaten zertreten, ihre Häuser verbrennen ließ.

Merkwürdig ist bei Robert und Wilhelm, diesen gewaltthätigen Naturen, die treue Liebe zu ihren Gemahlinnen. Dem Eroberer wird vor Allem nachgerühmt die hohe Achtung, welche er seiner Mutter bezeugte und die Treue, mit welcher er der Königin Mathilde ergeben war. Von Robert wird berichtet, daß er zu sagen pflegte: „Wer mir mein Weib und meine Kinder nimmt, soll Alles haben, was ich besitze". Beide fürstliche Frauen waren jedoch von einer seltenen Begabung, und mit klarem Blick unterstützten sie ihre Gatten in den kühnen Unternehmungen, welche die Größe ihres Hauses begründen sollten. Während Wilhelm ein Königreich eroberte, hielt die Herzogin Mathilde die Normandie in Ruhe, und Sigelgaita begleitete Robert auf allen seinen Kriegszügen. Diese beiden waren ein auserwähltes Paar. „Drei Tugenden pries man an ihm, berichtet der Chronist, und drei an seiner Gemahlin. Unter den Reichen war er der reichste, unter den Frommen der frömmste, unter den Rittern der ritterlichste, und seine Dame war vornehm von Geblüt, schön von Gestalt und verständigen Sinnes".

Aber auch Gregor VII., der Eiferer für den Cölibat, sollte der zarten Bande weiblicher Hingebung nicht entbehren. In Mathilde, der Gräfin von Toscana, hatte er eine Freundin gefunden, die ihn während seines Pontificats stets treu zur Seite stand und in den Stunden der Gefahr oft allein für ihn handelte, so daß die römische Kirche es vor Allem ihr verdankt, wenn nach der Niederlage Hildebrands sein Werk nicht unterging. Sie war der Schutzgeist der päpstlichen Hierarchie, wie sie Gregorovius treffend bezeichnet; „stark, hochgemuthet, durch Bildung ihre Zeit überragend, eine vollendete königliche Frau, doch im geistigen

Bann des Genies von Gregor, widmete sie seinen Plänen einen männlichen Geist, ein weibliches Herz und den aufrichtigen Glauben an ein Ideal". Gregor, der den Einfluß der Frauen auf die Entschließungen ihrer Gatten wohl zu schätzen wußte und daher bei seinen hierarchischen Entwürfen, wie seine Briefe an die Königin Mathilde und andere fürstliche Frauen zeigen, nicht versäumte denselben in Betracht zu ziehen, erwiderte die glühende Verehrung der Gräfin in seiner Weise, indem er sie und ihre energische ihm gleichfalls treu ergebene Mutter Beatrix als „seine Schwester oder als Töchter des heiligen Petrus" betrachtete und ihnen gegenüber sein Herz ausschüttete, wie Niemandem sonst in der Welt.

Es ist hoch beachtenswerth, daß die drei gewaltigsten Naturen ihres Jahrhunderts, deren ungezügeltem Thatendrang kaum Europa genügte, wie in so vielem auch darin eine merkwürdige Geistesverwandtschaft documentiren, daß sie zum nicht geringen Theile ihre Erfolge und Triumphe dem treuen Beistande der Frauen, sei es der Gattin oder Freundin verdanken.

Doch während Mathilde von Canossa als „Vorkämpferin des apostolischen Stuhles", wie sie mit Recht Urban VIII. auf dem ihr zu Ehren in St. Peter zu Rom errichteten Sarkophage nennt, und Sigelgaita, in den Augen der byzantinischen Kaisertochter Anna Komnena die Pallas des apulischen Heeres, leidenschaftliche Naturen, ächte Kinder des italischen Himmels, den nie rastenden Ehrgeiz des Papstes und des Herzogs zu immer höheren Zielen anspornten, hat die ruhigere Natur der nordischen Mathilde, der Königin von England, die aufbrausende Leidenschaft ihres Gemahles zu besänftigen und zu zügeln gesucht, und sicher gebührt ihr kein geringes Verdienst in Hinsicht auf die zurückhaltende Politik, welche Wilhelm im Kampfe zwischen Kaiser und Papst beobachtete.

Der Eroberer begnügte sich Gebieter des Nordens zu sein und wandte die größte Sorgfalt auf die dauernde Begründung seiner Dynastie. Gregor und Robert dagegen, in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, nicht vertraut mit dem Besitz der Macht, bewegten gigantische Pläne in ihrem Geist. Hildebrand, welcher, wenn er nicht untergehen sollte, herrschen mußte, erkannte, als er wider seinen Willen das Priestergewand anzulegen genöthigt ward, instinctiv die große politische Bedeutung der cluniacensischen Reformbewegung, und mit der seiner leidenschaftlichen Natur eigenen Rücksichtslosigkeit wußte er sich in kurzer Zeit an die Spitze der Reformpartei zu stellen, um, auf die herrschende Geistesrichtung geschickt eingehend, den kühnen Plan eines monarchischen Priesterstaates zur Ausführung zu bringen und das theokratische Weltreich zu begründen.

Der normannische Ritter, welcher in seiner Jugend von der Wegelagerei hatte leben müssen und nach langem Darben durch einen kühnen Handstreich den glücklichen Anfang zur Herrschaft gemacht hatte, wußte, von seiner bezaubernden Persönlichkeit und hoher politischer Begabung unterstützt, dergestalt das Glück an seine Seite zu fesseln, daß er es wagen konnte, die mächtigsten Herrscher der Christenheit siegreich zu bekämpfen und, in altrömischen Reminiscenzen befangen, den Entschluß zu fassen, sich auf den Thron der Cäsaren zu schwingen und das Reich des Augustus wieder herzustellen.

Gregor und Robert trugen sich mit den weltbewegenden Ideen, welche der jüdisch-theokratischen und antiken Weltanschauung entstammend, allein dem Mittelalter den Charakter der Großartigkeit geben, Ideen, an deren Verwirklichung die glänzendsten Kräfte des Kaiserthums wie des Papstthums zu Grunde gingen. Grade Robert's unter dem Schutze des heiligen Petrus begründete Macht wurde nach einem Jahrhundert der Angelpunkt des furcht-

baren Kampfes um die Weltherrschaft, dessen Ausgang mit dem Sturze der Staufen für das auf den Bahnen Gregors VII. fortschreitende Pontificium entschied. Diese zu ihren Gunsten ausgefallene Entscheidung verdankt die Kirche zum nicht geringen Theile der gleichgiltigen Haltung der von Hildebrand so außerordentlich bevorzugten Normannenstaaten, deren Herrscher in ihren dynastischen Bestrebungen für die universale Bedeutung der deutsch-italienischen Kämpfe keinen Sinn hatten und erst allmälig erkannten, daß mit dem Untergange Friedrichs II. und seiner Nachfolger Principien unterlegen waren, für deren nach langem und schwerem Ringen durch die Reformation erfochtenen Sieg endlich auch die nordischen Enkel der alten Wikinger mit Gut und Blut einzutreten sich genöthigt sahen.

Das intime Verhältniß, in dem sämmtliche Normannenstaaten zu dem römischen Stuhle standen und welches die Päpste durch das von Gregor VII. besonders gepflegte Institut der Legaten zu einem unlöslichen zu machen suchten, erhielt lange Zeit hindurch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit bei den verschiedenen über ganz Europa verbreiteten Stämmen lebendig. Doch nirgend war die Erinnerung gemeinsamer Abstammung von so nachhaltigem Einfluß als in jenen beiden unter dem Schutze der Lehnsfahne der Apostelfürsten von Frankreich aus begründeten Reichen, die, obwohl durch einen großen Continent und das Meer von einander getrennt, Jahrhunderte lang in steter Beziehung zu einander standen und für deren geistigen Zusammenhang die Anecdote spricht, nach welcher der Tod des Eroberers zu Rouen den verbannten in Rom und Calabrien befindlichen Normannen noch am demselben Tage „mit Blitzesschnelle durch die unsichtbare Welt der Geister“, wie der fromme Gfrörer annimmt, bekannt geworden ist.

Da die Söhne Tancreds von Hauteville Dienstmannen des

Herzogs von der Normandie waren, so hielten Viele sogar die von jenen gemachten Eroberungen, die in Unteritalien sowohl als die im Orient, als der Oberhoheit des Königs von England unterworfen, daher denn bei Gelegenheit seines nach Besitznahme des britischen Reiches im März 1067 in der Normandie gehaltenen Triumphzuges Wilhelm von dem Archidiacon von Lisieux weit über Cäsar und Titus gestellt wird, weil „seine Krieger Apulien besitzen, Sicilien besiegt haben, Konstantinopel bekämpfen und Babylon Furcht einjagen". Der praktische König ließ sich jedoch durch dergleichen Schmeicheleien nicht blenden, er behielt das Erreichbare im Auge und verschmähte es auf die von seinen ehemaligen Lehnsleuten gemachten Eroberungen Anspruch zu erheben, zumal er erkannte, daß seinen Forderungen niemals Gehör gegeben werden würde, da die Söhne Tancreds gleich dem Eroberer von England unter dem Schutz des heiligen Petrus standen. Zwischen dem Könige und den süditalischen Normannenfürsten scheint niemals ein directer Verkehr stattgefunden zu haben; doch gestattete Wilhelm, daß sein Stiefbruder, Graf von Mortain, seine Tochter Roger, dem jüngsten Bruder Robert Guiscards, dem kühnen Eroberer Siciliens, zur Ehe gab. — Da die Normannen Unteritaliens eine gewisse Sehnsucht nach der Heimath nicht überwinden konnten und am liebsten Normannentöchter heiratheten, so ließen sie dieselben oft aus der Normandie kommen, wie es auch Roger schon bei seiner ersten Gemahlin gethan hat. Robert, der Sohn Wilhelms, heirathete nach dem Tode seines Vaters auf der Fahrt nach Jerusalem eine Nichte Robert Guiscards, die Tochter des Grafen von Conversana.

Die englischen Jerusalempilger und Romfahrer versäumten selten in Apulien und Calabrien einen längeren Aufenthalt zu nehmen, wo sie von ihren dortigen Stammgenossen mit großer Freude aufgenommen und bewirthet wurden. Odo, der nach dem

Tode seines königlichen Bruders aus der Haft entlassene Bischof von Bayeux, durch das Mißlingen der von ihm in Verbindung mit seinem ältesten Neffen gegen den König Wilhelm Rufus angezettelten Empörung der Welt müde, machte ebenfalls auf seiner Wanderung nach dem gelobten Lande in Sicilien längere Rast, erkrankte aber zu Palermo und starb daselbst im Jahre 1096. Auf Anordnung Rogers, des Grafen von Sicilien, wurde sein Leichnam in der Kirche St. Maria beigesetzt und ihm von dem Bruder Robert Guiscards ein ansehnliches Grabdenkmal errichtet.

Auch alle von dem Eroberer in die Verbannung geschickten, sowie die mit seiner Herrschaft Mißvergnügten pflegten ihren Weg nach Unteritalien zu nehmen, um dort den Tod des Königs abzuwarten, während andere durch die strenge Handhabung der Gesetze seitens Wilhelms in ihrer Raub- und Fehdelust Gehemmten, in ihren Erwartungen getäuschten Mitstreiter von Hastings dem Rebellande im Norden, das ihrer Leidenschaft keine Befriedigung mehr bot, für immer den Rücken kehrten, um in dem sonnigen Süden, der den bettelarmen Söhnen des Grafen von Hauteville nach kurzer Zeit Fürsten- und Herzogskronen gebracht, im Kampfe mit den Sarazenen oder mit den Ingloi, den in den Dienst von Byzanz getretenen flüchtigen Angelsachsen, oder mit den Warägern, den nach Osten gezogenen Stammgenossen, sich Ehre und Reichthum zu erwerben.

Wilhelm von England und Robert von Apulien hatten kein politisches Interesse, das sie hätte zusammenführen können. Beide waren in Bezug auf die politischen Fragen von universaler Bedeutung nur Werkzeuge in den Händen Gregors VII.; wenigstens hatte er die Absicht sie als solche zu gebrauchen, als er ihre Eroberungen in den Schutz Petri stellte. Es lag daher im päpstlichen Interesse etwaige Berührungspunkte zwischen den beiden

Normannenfürsten möglichst fern zu halten, und erst die späteren Nachkommen der beiden Eroberer führte die Erinnerung an die alte Stammgenossenschaft zu bedeutsamen Familienverbindungen, nicht jedoch ohne Einwirken der päpstlichen Politik, welche durch eine Heirath zwischen Wilhelm II. von Sicilien und Johanna von England, Tochter Heinrichs II., eine Verschwägerung der Staufen mit dem Königshause von Sicilien zu verhindern hoffte, was ihr jedoch nicht gelang; denn Friedrich Barbarossa ließ nun, nachdem die beabsichtigte Ehe einer seiner Töchter mit Wilhelm II. durch den Papst Alexander III. vereitelt worden, seinen Sohn Heinrich Constanze, die Tante des Königs Wilhelm, zur Gemahlin nehmen. Dem Staufen fiel jetzt nach dem Tode des Königs, der kinderlos starb, die reiche sicilische Erbschaft zu. Es war eine verhängnißvolle Erbschaft: Konradin, der Letzte seines Heldengeschlechts, erlag den gemeinsamen Anstrengungen der römischen Kurie und ihres Schützlings Karl von Anjou und büßte auf dem Blutgerüst zu Neapel die Schuld seiner Väter die „das deutsche Heimathland verließen, um Gift zu saugen in Apuliens Gärten“.

Anmerkungen.

[1]) Ranke, Engl. Gesch. 3 Aufl. I, 27 ff.
[2]) Ranke, a. a. O.
[3]) Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom, IV, 168.
[4]) Giesebrecht, Gesch. der d. K. III, 406.
[5]) Giesebrecht, a. a. O.
[6]) Reg. ep. collect. VII, 1. Jaffé, biblioth. rer. Germ. II, p. 379.
[7]) Reg. VIII. 28 (IX. 5), Jaffé, l. c. II. 478.
[8]) Op. Lanfranci ed. Giles, I, p. 32; Gfrörer, Gregor VII., II, 420 ff. III, 430 ff.
[9]) Sudendorf, Berengarius Turonensis Hamb. 1850, p. 237.
[10]) Die Briefe 23 u. 25 des Reg. VII (Jaffé l. c. II, p. 415; 419) sind hier zusammengezogen. Sie sind datirt vom 24. April 1080 u. 8. Mai 1080.
[11]) Gfrörer, Gregor VII. III, 668.
[12]) Gfrörer, II, 422.
[13]) Orderic. Vital. lib. III, ap. Duchesne, Script. Hist. Normannor. p. 481 ff.
[14]) Gfrörer, III, 355.
[15]) Orderic. Vital. lib. VII. ap. Duchesne, l. c. p. 646 ff.
[16]) Vgl. Gfrörer, III, 406; 497; 530; 536. Giesebrecht, Gesch. der d. K. III, 543; 1153.
[17]) Giesebrecht, III, 208.
[18]) Reg. VIII. 40 (IX. 47) ed. Jaffé, l. c. p. 491.
[19]) „Wir haben, schreibt er, das Bleisiegel nicht angeheftet, damit wenn der Brief den Feinden in die Hände fiele, diese mit demselben keinen Mißbrauch treiben können".
[20]) A. Komnen. Alex. I. 14 ed. Bonn, I, p. 68.
[21]) Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom, IV, 245.
[22]) Vgl. Giesebrecht, III, 1081.
[23]) Historia Rotberti Guischardi ap. Champollion-Figeac, L'ystoire de li Norm. p. 319.

(614)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17 a.

17

Kautschuk und Gutta-Percha.

Vortrag gehalten in der polytechn. Gesellschaft zu Stettin

von

Dr. J. Winkelmann.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Gewisse Pflanzen enthalten neben den eigentlichen Gefäßen, d. h. hohlen aderähnlichen Organen mit festen Wänden, von denen mehrere vereinigt die Fibrovasalstränge bilden und verschiedene Theile des Pflanzenkörpers durchziehen, andere schlauchartigen Räume nicht nur in dem Grundgewebe und in den erwähnten Fibrovasalsträngen, sondern auch im Baste und in der Rinde, welche milchartige Säfte, sogenannte Emulsionen in sich führen. (Unter Emulsion verstehen wir eine feine Vertheilung, nicht Lösung, fett- und eiweißartiger Körper in einer Flüssigkeit, wie z. B. die Milch.)

Bei den in vorstehender Abhandlung in Betracht kommenden Pflanzenfamilien befinden sich diese Milchsaftgefäße in ganz bestimmten Theilen der Pflanze: bei den Lobeliaceen (Lobelia cautschuc Humb.) in der innern sogenannten Phloëmschicht der Fibrovasalstränge und man kann sie deutlich erkennen, wenn man dünne Schnitte kurze Zeit in verdünnter Kalilauge kocht, wo sie sich auf dem durchsichtigen kleinzelligen Gewebe deutlich als vielfach verzweigte und in einander übergehende Röhren abzeichnen; bei den Artocarpeen, einer Gruppe der Urticaceen (Ficus elastica Rob., Castilloa elastica Cerv.) verlaufen sie in der Rinde neben den Bastfaserbündeln, auch im Mark, aber nicht im Holze und

auch nicht verzweigt, sondern bilden einfache neben einander laufende Röhren; bei den Euphorbiaceen (Siphonia elastica Pers., Siph. brasiliensis Willd.) sind sie verzweigt, haben dicke Wände, so daß sie den Bastfasern gleichen und durchziehen reichlich das Grundgewebe; bei den Apocyneen (Urceola elastica Roxb., Vahea gummifera Lam., Hancornia speciosa Gom.) sind sie den Bastfasern sogar sehr ähnlich, indem sie ebensolche verdickte und gestreifte Wände haben, vertreten diese sogar oft und gehen in Mark und Rinde über; bei den Sapoteen (Isonandra gutta Hook) finden wir sie in der Rinde.

Kautschuk.

Kautschuk, ein Wort indianischen Ursprungs, der brasilianische Name für diesen Stoff, sonst Federharz oder Gummi elasticum genannt, ist ein Product, das aus dem Milchstoffe verschiedener aber nur in den Tropen wachsender Bäume gewonnen wird; in diesem Milchsafte ist es in Form kleiner Kügelchen enthalten, ähnlich wie die Butterkörperchen in der Milch. Wiesner[1]) giebt die Zahl dieser Bäume auf 30 an, eine rationelle Gewinnung indeß kann nur bei einigen stattfinden: Siphonia brasiliensis Willd. und S. elastica Pers. (Familie der Euphorbiaceen) in Brasilien; Castilloa elastica Cerv. (F. der Artocarpen) und Lobelia cautschuc Humb. (F. der Lobeliaceen) in Centralamerica und Columbien; Urceola elastica Roxb. (F. der Apocyneen) und Ficus elastica Roxb. (F. der Artocarpeen) in Ostindien; Vahea gummifera Lam. (F. der Apocyneen) in Madagascar. Ueberhaupt gehören alle kautschukliefernden Bäume den Familien der Euphorbiaceen, Apocyneen und Artocarpeen an und es wird das Product vorzüglich in Brasilien, Guiana, Columbien, Mexico, Ostindien, Madagascar und einigen Bezirken Africas gewonnen. Obenan stehen Brasilien und Ost-

indien.[2]) Die Milch unserer einheimischen Euphorbien enthält zwar auch Kautschuk, doch in so geringer Menge, daß der Gewinn aus diesen krautartigen Gewächsen sich nicht lohnt.

Gewinnung. Der Milchsaft wird überall auf dieselbe Art und Weise gewonnen, nämlich indem man Einschnitte in den Baum macht, die Ausscheidung des Kautschuk jedoch weicht in einzelnen Districten von einander ab. In Brasilien ist es vorzüglich Siphonia[3]) elastica Pers. und S. brasiliensis Willd., in deren Milchsafte der Kautschuk enthalten ist. Der erstere ist ein 16—20 M. hoher Baum, mit langgestielten dreizähligen verkehrt-eiförmig zugespitzten Blättern und rispigen kleinen Blüthen. Der Stamm hat eine feste, dünne und graue Rinde, ungefähr 66 Cm. im Durchmesser, von ihm breiten sich die Aeste über 12 M. weit aus. Dieser Baum findet sich in ganz Brasilien und Guiana. Wird die Rinde verletzt, so fließt ein dicker gelber Saft heraus, der gegen 30 pCt. Kautschuk enthält, in Brasilien ursprünglich Cahuchu genannt, in Pera heißt es Borracha, am Amazonenstrom Xeringue (vielleicht entsprechend dem in Anm. 3 erwähnten seringa[4]).

Der andere Baum S. brasiliensis Willd., in seinem Vaterlande Jacio oder Seringa (größere Waldungen dieser Bäume heißen Seringaës) genannt, wird 25—32 M. hoch, wächst besonders in sumpfigen dichten Wäldern des östlichen Brasiliens (S. Fernando de Atabapo und Javila, Hafen Ceará) und am Orinoco. Am Amazonas und unterm Madeira ist der Baum schon fast ausgerottet. Aus der Milch dieses Baumes wird hauptsächlich das sogenannte Para-Kautschuk bereitet[4]). Aus den Wurzeln fließt ein weißer Saft, der im Erdboden erhärtet und poröse, schmutzig weiße Massen bildet. Humboldt ist der erste, der hiervon berichtet und meint, dieser Ausschuß finde erst statt, wenn der Stamm inwendig verfaule. Dieser Kautschuk,

Dapicho oder Zapis genannt, wird gesammelt, auch über Feuer geräuchert und als geringere Sorte in den Handel gebracht.

Das Sammeln der Milch findet niemals zur Blüthezeit statt, in Brasilien vom Juni bis December, am oberen Orinoco und Rio Negro von Februar bis October. Zu dem Zweck wird um den Stamm an dem unteren Ende ein horizontaler Kreisschnitt gemacht, darüber ein nach oben gehender senkrechter Schnitt, um dem mehrere schräge Schnitte fiederartig ausgehen. Unter dem horizontalen Kreisschnitt wird eine Ausflußröhre von Thon angeklebt und unter diese ein becherartig zugeschnittenes Stück Bambusrohr gebunden. Häufig macht es sich der Seringueiro (Kautschuksammler) leichter, indem er einfach mit einem kleinen Beile den Stamm bis auf den Splint durchschlägt. Der ausgeflossene Saft wird dann in eine große Calebasse gegossen und zu Hause in eine Schildkrötenschale entleert. Die Milch darf nicht lange stehen, damit die harzigen Theile sich nicht absondern. Mit dieser Milch werden nun thönerne oder hölzerne Formen bestrichen und über ein Feuer geräuchert, wozu man die Urucury- und Inajanuß (Früchte der beiden Palmen Maximiliana regia und Atalea funifera) benutzt. Es wird ein Haufen Nüsse angezündet, darüber ein irdener Topf ohne Boden und mit langem Halse gesetzt, aus dessen oberer Mündung der dicke weiße Qualm strömmt. Ist die erste Schicht trocken, wird eine zweite darüber gestrichen, und dies wird ungefähr zehnmal wiederholt, bis der Ueberzug 2—5 Cm. dick ist. Hiermit ist die plancha fertig. Die thönerne Form wird nun zerbrochen und mit Wasser herausgespült, so daß eine flaschenartige Blase übrig bleibt (Flaschenkautschuk, die beste Sorte), oder der Ueberzug wird (bei hölzernen Formen) aufgeschnitten. Der Plattenkautschuk wird so dargestellt, daß man die Milch auf Bretter streicht, die erste Schicht räuchert und so fortfährt, bis die

nöthige Dicke erreicht ist. Nachher werden die Platten abgelöst.

Man hat auch versucht die Milch mit irgend einem das Sauerwerden verhindernden Stoffe versetzt nach Europa zu bringen, doch war sie stets in verdorbenem Zustande angekommen.[4])

In Ecuador[1]) läßt man den Milchsaft in Gefäße fließen, wo er sich verdickt und nachher erst geräuchert wird.

Ein tüchtiger Arbeiter kann in einer Stunde 5—6 Pfd. festes Kautschuk bereiten. Der Werth desselben liegt in seiner größeren Dichtigkeit; je freier von Hohlräumen und Blasen, desto werthvoller ist er. Die geringste Sorte führt den Namen Cabezza de negro d. h. Negerkopf, Stücke von 30 Cm. Durchmesser, welche aus den sich am unteren Ende des Stammes ansammelnden Resten der Milch bereitet werden.[1]) In Pará wird jede plancha noch einmal aufgeschnitten, um sich von der Dichtigkeit und Reinheit zu überzeugen. Außer von der erwähnten Siphonia wird auch im südlichen Brasilien von der Hancornia[6]) speciosa Gom. (F. der Apocyneen), von den Brasilianern Mangabeira genannt, Milch gewonnen, doch wird dieser Baum nicht gern angebohrt, da die Früchte desselben hierunter leiden[7]).

Die brasilianischen Wälder gehen jedoch einer langsamen Ausrottung entgegen, denn die indolenten und trägen Indianer und Mestizen sammeln ununterbrochen, durch das fortwährende Abzapfen stirbt der Baum schließlich ab und nachgepflanzt wird nicht; selbst die brasilianische Regierung hat bis jetzt nichts dafür gethan, trotzdem ein Stamm schon nach 25—30 Jahren den Milchsaft in größerer Menge giebt. Vielleicht, sagt Keller-Leuzinger, werden der betreffenden Regierung die Augen aufgehen, wenn es zu spät ist; bei dem steigenden Verbrauch muß

bald ein Mangel an Gummi elasticum eintreten und dann wird der Erfindungsgeist wohl schon ein neues Mittel ausfindig gemacht haben.

Nächst Brasilien liefert in America das meiste Kautschuk Centralamerica. Hier ist der Ulébaum, Castilloa elastica Cervante (F. der Artocarpeen) und Lobelia cautschuc Humb. (F. der Lobeliaceen), die das von den Kreolen Ulé, von den Musquito-Indianern Tassa genannte Federharz liefern und in ganz Centralamerica bis Peru hinunter in dichten und warmen Waldungen wachsen. Die Gummisammler oder Uleros[8]) werden von einem Unternehmer angenommen und erhalten ein Handgeld, begeben sich von der Küste meist stromaufwärts, bis sie in ein Gummirevier gekommen sind. Jeder Ulero macht sich nun an einen Baum, reinigt den Boden um denselben von allen Pflanzen, verfertigt aus den zahlreichen Schlinggewächsen eine Strickleiter, die er an dem Baume befestigt. Dann macht er von rechts nach links und entsprechend von links nach rechts den Stamm hinunter schräge Einschnitte, die in einem senkrechten Schnitte in der Mitte zusammenstoßen, bringt an dem untersten Einschnitte eine eiserne Rinne an, aus der der Saft in ein kleines Gefäß fließt, dessen Inhalt in eine 20 Liter fassende zinnerne Kanne ausgegossen wird. Ein alter Baum von 1,25 M. Durchmesser und 6—7 M. Stammhöhe bis zur Verzweigung, giebt 70 Liter Milch, die über 40 Pfd. Gummi ausscheiden. Ein fleißiger Arbeiter kann täglich über 100 Liter Milch sammeln. Die gesammelte Milch wird nun am Abend zum Zweck der Reinigung zuerst durch ein Drahtsieb und dann in ein größeres Gefäß gegossen, worin sie nun von einem Arbeiter weiter auf Gummi verarbeitet wird. Hierzu zerschneidet er die Stengeltheile der Achuca, einer Schlingpflanze aus der Familie der Apocyneen, bindet die Stücke in Bündeln zusammen, schlägt sie

mit Stöcken und laugt sie im Wasser aus, gießt dieses Wasser durch ein Tuch und nimmt auf 5 Liter Milchsaft ½ Liter von diesem Wasser; beides wird dann in einer Zinnkanne zusammengemischt. Aus der braunen Flüssigkeit scheidet sich das geronnene Gummi ab, welches mit den Händen zusammengedrückt und mit einem walzenförmigen Stück Holz auf einem Brette ausgerollt wird. So bildet es einen weißen, runden, flachen, 7 Pfd. schweren Kuchen (tortillas oder meros) von 50 Cm. Durchmesser und 1 Cm. Dicke, der noch 14 Tage an der Luft trocknen muß, wobei er sich dunkel färbt und 5 Pfd. von seinem Gewichte verliert. Auch Kugeln (cabezzas oder bolas) werden in den Handel gebracht. Sie werden gewonnen, indem man den Saft in den Einschnitten eintrocknen läßt und gehören zu den besten Sorten. Läßt sich keine Achuca auffinden, so wird die Milch mit 2 Theilen Wasser vermischt; nach 12 Stunden hat sich das Gummi abgeschieden, das Wasser wird abgegossen und das Gummi getrocknet.

Seit 1860 wird in Salvador auf Veranlassung des Ungarn Schlesinger[9]) folgendes Verfahren angewandt. Der Milchsaft wird in Holzgefäßen gesammelt, von gröberen Beimengungen, Rindenstückchen ꝛc. gereinigt, mit der doppelten Menge Wasser versetzt und durchgegossen. Jetzt wird noch einmal soviel Wasser zugesetzt und nach 24stündigem Stehen hat sich das Kautschuk auf der Oberfläche abgeschieden. Das Wasser wird abgegossen und das Kautschuk durch mehrmaliges Waschen gereinigt. Schließlich wird etwas Alaun 'zwischengeknetet, die Masse erhärtet dann rasch und wird meist zu Platten geformt und getrocknet.

Im Districte von S. Juan (Nicaragua), wo meist 6—800, und in der Umgegend von Panama, wo 2000 Leute sammeln, schlägt man einfach die Bäume um[10]).

Die Gewinnung des Kautschuk in Columbien geschieht meist auf folgende Weise[11]: Hier ist es die Siphonia elastica, die in den westlichen Theilen der Republik, in den Ländern am stillen Ocean, vor allen in dem Staate Cauca und dem benachbarten Panama wächst. In dem früheren Territorium Darien und an den Quellen des Chucunaque sind bedeutende Waldungen des erwähnten Baumes aufgefunden worden, machen jedoch die Gewinnung etwas schwierig, da die Indianer erst nach mancherlei Unannehmlichkeiten die Kautschuksammler hineinlassen. Die Kaufleute in Jariza, welche ausschließlich den Handel mit Kautschuk in Händen haben, sind bei der Regierung von Panama eingekommen, 50 Soldaten dort zu stationiren, wo die Kautschuksammler arbeiten, damit diese nicht von den Indianern gestört werden. Während der ersten 5 oder 6 Monate der trocknen Jahreszeit wird Kautschuk gesammelt und zu diesem Zwecke ziehen die Arbeiter in größeren Gesellschaften in den Wald um sich gegen die Angriffe der Indianer zu schützen; sie haben meist mit den Kaufleuten einen Contract gemacht, welche sie mit Kleidung, Nahrung, Munition ꝛc. versehen, auch die zurückgebliebenen Familien unterhalten. Nachher wird abgerechnet. Der Preis für das Kautschuk wird vorher festgesetzt, jedoch nicht der für die von den Kaufleuten gelieferten Sachen; es sind also die Arbeiter ganz der Willkür der Kaufleute anheimgegeben. Mit dem Nothdürftigsten also versehen, machen sich diese halb wilden Männer auf den Weg, mit der Axt und dem Rodemesser sich Bahn brechend, und lassen sich dort nieder, wo sie eine hinreichende Anzahl Bäume und Wasser in der Nähe finden. Für gewöhnlich logiren sie unter freiem Himmel, sonst bauen sie sich auch Hütten von Palmblättern. Es werden mit der Axt oder dem Messer in den Stamm parallele schräge, in der Mitte sich berührende Einschnitte, und unten etwa ½ M. über dem Erdboden ein

Kreisschnitt gemacht, von dem aus der Milchsaft durch kleine hölzerne Rinnen in darunter gestellte Gefäße fließt. Nun wird der Kautschuk entweder auf die bekannte brasilianische Weise bereitet, oder man läßt den Milchsaft in den Gefäßen eintrocknen und räuchert nachträglich die Ballen. Mitunter haut man auch den ganzen Baum um und läßt den Milchsaft in eine Grube fließen. Wenn die Arbeiter soviel gesammelt haben als sie fortschaffen können, wird der Heimweg angetreten und die Waare abgeliefert. Baares Geld bekommen sie in der Regel nicht, sondern Branntwein, Putzgegenstände oder andere Artikel. Das Erhaltene ist jedoch bald aufgezehrt und dann geht es von neuem in die Wälder. Diese Sorte kommt zugleich mit dem in Guatemala und Venezuela gewonnenen Kautschuk unter den Namen Carthagena-Kautschuk in den Handel in Form von 2 Cm. dicken Platten, kleineren Kuchen und größeren bis 1 Ctr. schweren Blöcken. Es gehört zu den besseren Sorten, doch ist es häufig durch einen andern gummiartigen Stoff verunreinigt, der sich durch unrichtiges Anschneiden der Bäume in der Milch entwickelt und das Kautschuk theerig macht[10]), weshalb es auf dem Durchschnitt meist dunkel aussieht; so besonders das Guatemala-Kautschuk. Die oben erwähnten Orte produciren etwa halb so viel wie Brasilien, die Qualität ist geringer.

Außerdem giebt es in Centralamerica noch mehrere Districte, wo das Kautschuk, wenn auch in geringerer Menge gewonnen wird. Die beste Sorte in Centralamerica führt den Namen westindisches Kautschuk, bildet Blöcke, die aus Platten zusammengesetzt sind und ist sehr rein; doch kommt es nicht ausschließlich von den westindischen Inseln.

Das Kautschuk von Guajaquil ist weißlich und von verschiedener Güte und bildet größere Brocken, schlechtere Sorten sind schwammig und feucht.

Vor Kurzem berichtete ein englisches Journal[12]) von der Entdeckung eines Baumes im nördlichen Südamerica, aus dessen Milchsaft sich ein gummiähnlicher Stoff abscheide. Der Baum wächst zahlreich am obern Amazonas und heißt dort Massaranduba. Die Brasilianer gebrauchen den Stoff um Porcellan und Glas zu kitten. Die Milch ist klarer als die von Siph. elastica, schmeckt süßlich und wird sowohl allein als auch in Kaffe getrunken, doch soll es nicht rathsam sein viel davon zu trinken. Der geronnene Saft löst sich in Wasser auf und ist wieder genießbar. Das Holz des Baumes ist fest, hält sich namentlich in Wasser und würde sich zum Schiffsbau eignen. Die Früchte werden gegessen und bilden einen stehenden Marktartikel. 44 Loth Milch geben 28 Loth Gummi, welches in der Kälte erhärtet, in weichem Zustande sehr elastisch ist. Ueberhaupt scheint es mit dem Gutta-Percha Aehnlichkeit zu haben. Der botanische Name des Baumes ist nicht angegeben, indeß ist es jedenfalls Mimusops elata L[12]) aus der Familie der Sapoteen.

In Ostindien (wo das Kautschuk „india rubber" genannt wird) sind es wie schon erwähnt vorzugsweise Ficus elastica[13]) Roxb. (F. der Artocarpeen), besonders in Vorderindien, Assam, Sumatra, Java, und Urceola elastica Roxb. (F. der Apocyneen), eine Kletterpflanze, die jedoch über 100 M. lang werden kann. Alte Ficus geben mehr Milch als junge, die oberen Theile des Baumes eine bessere als die unteren. Man macht in Entfernungen von 25 Cm. Kreisschnitte, worauf die Milch reichlich ausfließt. Während der nassen Jahreszeit geben die Bäume mehr Milch als während der trocknen, dafür enthält er dann mehr Kautschuk. Um den Baum zu schonen, darf er nur nach beendeter Blüthezeit, wenn die Früchte bereits reifen, angezapft werden, weil dann die Milch sich wieder nach den unteren Stammestheilen zieht, während sie zur Blüthezeit sich mehr in

den oberen Zweigen ansammelt. An der Luft scheidet sich durch Gerinnen das Kautschuk ab zu etwa 30 pCt. des Gesammtgewichtes. Man läßt ihn in flachen Gefäßen einfach eintrocknen und räuchert nicht, weshalb seine Farbe bedeutend heller ist als die des südamericanischen. Es bildet Platten von 75 Cm. Länge, 25 Cm. Breite und 1 bis mehreren Cm. Dicke. Solche Gummiplatten, die inwendig meist noch Feuchtigkeit enthalten, heißen Speckgummi. Die andere Pflanze zerschneidet man in der Regel in Stücke, erhitzt das eine Ende und bewirkt so das Ausfließen des Saftes. Die Gerinnung wird durch einen Zusatz von Kochsalz beschleunigt; diese Sorte unter dem Namen Borneo-Kautschuk ist von geringem Werthe. Außer den erwähnten Platten kommt das ostindische Kautschuk in unregelmäßigen Stücken und größeren Klumpen in den Handel. Diese werden erhalten, indem man kleinere Stücke zusammenknetet, daher zeigen sie auch auf der Schnittfläche Streifen von verschiedener Farbe. Exporthäfen sind vorzüglich Singapore und Pulo Penang für das auf Sumatra, Malacca, Manilla und in China gewonnene Produkt. Das meiste kommt indeß von Java. Es ist wohlfeiler als das südamericanische und geht fast ausschließlich nach America; es läßt sich leichter auf Maschinen bearbeiten, und wird dort, wo man weniger auf Solidität hält, mit andern Sorten vermengt.

Auch Africa producirt Kautschuk, doch wird die Gewinnung trotz des Reichthums an kautschukhaltigen Pflanzen sehr vernachlässigt. Vom Senegal kommt das Gomme de Kelle oder die Gutta-Percha von Galam, dessen Stammpflanze noch unbekannt ist; von Gahoon, (wo seit 1843 die Franzosen sich niedergelassen haben) Congo, Angola das Gomma elastica de Hungo und Gomma elastica de Golungo alto, von denen ersteres nach Welvitsch von Ficus elastica stammt,

letzteres von einer Apocynee [14]). Auch in Benguela und am Zambesi wird Kautschuk gewonnen.

Das Madagascar-Kautschuk ist eine der besten Sorten, welche aus der Milch einer Apocynee, der Vahea gummifera Lam. (wird auch in Java cultivirt) herstammt [10]).

Bestandtheile und Eigenschaften. Der Milchsaft der Kautschukbäume ist chemisch noch wenig untersucht. Er ist wie die thierische Milch eine Emulsion. Faraday [15]) stellte eine Analyse mit einem in geschlossenen Gefäßen nach Europa gebrachten Milchsafte an. Derselbe war so dick wie Sahne, gelblich, von saurem Geruch, der jedenfalls durch eingetretene Gährung entstanden war, gerann beim Erhitzen und durch Zusatz von Alcohol. Die Dichte war 1,01174. Der Saft enthielt Kautschuk 31,70 — Wachs und Bitterstoff 7,13 — in Wasser lösliche, in Alcohol unlösliche Stoffe (Gummi?) 2,90 — Gelöstes Eiweiß 1,90 — Wasser, Essigsäure, Salze 56,37 pCt.

Unter dem Microscop zeigt der Milchsaft nach Adriani [15]) kleine Kautschukbläschen, die sich in einer hellen Flüssigkeit befinden.

In der Farbe weicht das Kautschuk, wie sich aus den verschiedenen Arten der Gewinnung ergiebt, sehr von einander ab. Die südamericanischen Sorten sind, da sie geräuchert werden, bräunlich, schwärzlichgrau oder oft schwarz. Das aus Madagascar, Nubien und Angola ist bläulich. Das indische ist weiß, gelblich oder bräunlich. Die geräucherten Sorten sind auf frischer Schnittfläche fettglänzend, die ungeräucherten matt.

Der Geruch ist eigenthümlich und nicht näher zu kennzeichnen. Geschmack ist nicht vorhanden.

Die Dichtigkeit ist nach Faraday 0,92, steigt bis 0,96 [16]), doch ist dieselbe wohl größer, da sich die Luft schwer daraus vertreiben läßt. Erst unter 0° verliert es seine Elasticität.

Faraday entdeckte ferner, daß es durch Reiben electrisch wird, selbst aber ein Nichtleiter der Electricität ist.

Ist in Wasser und Alcohol unlöslich, quillt aber in letzterem etwas auf. Nach Payen[15]) sind Terpentinöl, Schwefelkohlenstoff, Aether, Benzin keine eigentlichen Lösungsmittel, sondern das Kautschuk quillt in ihnen sehr stark auf und vertheilt sich emulsionsartig darin. Reines Terpentinöl löst auf diese Weise 49 pCt., Aether 66 pCt, ein Gemenge von 6—8 Theilen Alcohol und 100 Theilen Schwefelkohlenstoff bedeutend mehr. Nach Roxburg ist das indische Kautschuk in Cajeputöl löslich Leicht löst es sich in dem Kautschuköl, das durch trockene Destillation aus dem Kautschuk gewonnen wird, am besten in Schwefelkohlenstoff, welches rasch verdunstet und das Kautschuk in fester Form wieder absetzt. Auf diese Weise werden viele Gegenstände dargestellt.

Bis über 100° erhitzt schmilzt es, wird klebrig und dickflüssig und behält diesen Zustand, d. h. es wird nicht wieder fest. Frische Schnittflächen haften ziemlich fest an einander. Liegt es lange an der Luft, so werden die äußeren Schichten trocken und spröde. Brennt mit leuchtender und russender Flamme.

Das Kautschuk selbst ist von einigen französischen Chemikern näher untersucht worden. Payen[17]) erkannte in demselben zwei Körper; der eine ist in den erwähnten Lösungsmitteln leicht löslich, dehnbar, klebend; der andere, bedeutend mehr als der erste vorhanden, wenig oder nicht löslich, plastisch. Daneben sind noch geringe Mengen Eiweißkörper, Fette, ätherische Oele, Farbstoffe und Wasser darin. Girard und Cloëz[18]) fanden schwefel-, phosphor- und chlorhaltige Körper darin, welche bei trockner Destillation mit übergehen. Das reine Kautschuk gehört zu den Kohlenwasserstoffen und hat die Formel C_8H_7. Bei der trocknen Destillation gewinnt man außer Kohlensäure und

mehreren Kohlenwasserstoffen auch das Kautschuköl, ein gutes Lösungsmittel für Kautschuk, brenzliche Oele, wässeriges Ammoniak; beim Verbrennen bleibt etwas Asche zurück.

Von den meisten Säuren wird Kautschuk nicht angegriffen, nur Salpetersäure färbt es gelb und zersetzt es nach längerer Einwirkung.

Historisches. Die ersten Ansiedler Brasiliens, welche mit Indianern in Berührung kamen, fanden bei ihnen schon das Kautschuk in Gebrauch in Form von Röhren (die einfach von den Zweigen abgezogen wurden), Gefäßen, Schuhen, Fackeln. Auch in Ostindien scheint der Gebrauch schon alt zu sein, wo man daraus theils Fackeln machte, theils Körbe mit dem Milchsaft verdichtete um Flüssigkeiten in ihnen aufzubewahren. La Condamine, der sich in Brasilien und Peru zur Bestimmung der Länge des Secundenpendels und des Meridianbogens aufhielt, war bekanntlich der erste, der von seiner Reise 1751 nach Europa heimgekehrt, auf diesen Stoff aufmerksam machte, zu welchem Zwecke er die Eigenschaften des Guiana-Kautschuk in den Schriften der Pariser Academie beschrieb. Aublet nannte den Baum Hevea guianensis, später wurde er von v. Persoon mit dem jetzt gebräuchlichen Namen Siphonia elastica belegt.

Im vorigen Jahrhundert, 1790, machte man zu Paris auch verschiedene Versuche das Kautschuk zu chirurgischen Zwecken zu verwerthen und fertigte bereits daraus Binden, Röhren und Spritzen; doch blieb es eben nur bei diesen Versuchen. In Europa fand es bis zu Anfang dieses Jahrhunderts fast keine andere Verwerthung, als zum Auswischen der Bleistiftstriche, eine Entdeckung Magellans, doch kamen damals schon mehrere Hundert Centner nach Europa. Seit 1815, wo der Engländer Thomas Hancock das Vulcanisiren (Schwefeln) des Kautschuk

erfand, wodurch er in der Kälte nicht die Elasticität verliert und in der Wärme nicht klebrig wird, datirt sich ein steigender Consum; jedoch erst seit 20 Jahren, nachdem man frische Schnitte zusammenzukleben, das Kautschuk zu lösen und vor allen es durch Kneten und Walzen zu erweichen erfunden hatte, ist das Kautschuk zu einem Artikel geworden, der jetzt geradezu kaum entbehrt werden kann, wie großartige Fabriken hiervon Zeugnis ablegen.

Das ostindische Kautschuk kam noch 1828 in Form von Thier- und Götzengestalten als Curiosität nach Europa.

1820 stellte Nadler elastische Gewebe her, indem er in die Kette feine Gummifäden spannte (Hosenträger, Strumpfbänder ꝛc.). Kurz darauf fabricirte Makintosh die nach ihm benannten Regenmäntel und wasserdichten Zeuge, indem er Kautschuk in Steinöl oder Terpentinöl löste, die Masse auf Zeug strich und ein anderes Stück Zeug darüber preßte. Diese Stoffe waren aber zu dick und wurden bald ebenso wenig begehrt wie die ersten plumpen Gummischuhe, die einfach durch Ueberstreichung thönerner Formen hergestellt wurden. Ueber die jetzt gebräuchliche Methode weiter unten. Die besten wasserdichten Zeuge kommen aus Südamerica, wo man den frischen Milchsaft zwischen zwei Zeuge streicht und diese durch Walzen an einander preßt.

Das Hartgummi oder hornisirtes Gummi, auch Ebonit (engl. ebony = Ebenholz) genannt, wurde 1852 von Goodyear in Nordamerica erfunden. Es ist schwarz, oft mit bräunlichem Schimmer und glänzend, etwas elastisch und läßt sich erwärmt in jede beliebige Form bringen, so daß man daraus Gegenstände anfertigen kann, die sonst aus Horn oder Holz gemacht wurden. Es besteht aus Kautschuk oder Gutta-Percha, dem bis zu 50 pCt. Schwefel beigemengt sind, häufig jedoch noch Harze, Asphalt, Steinkohlentheer und ähnliche Körper, um die

Elasticität zu erhöhen. Alle diese Stoffe werden in höherer Temperatur zusammengeknetet. Meist werden aus dieser Masse Kämme fabricirt, Gummikämme (eine Gummikammcompagnie besteht in Hannover), aber auch Spazierstöcke, Knöpfe, Lineale, Apparate zur Erzeugung von Electricität. Die Judbmasse (Dschebb), meist zu Schmucksachen verarbeitet, ist auch Hartgummi. In Frankreich wird in neuerer Zeit eine Masse dargestellt, die vollkommen als Ersatz für Ebenholz dient, indem sie ebenso hart ist und sich auch ebenso polieren läßt wie jenes. Sie enthält die aus einer Meeresalge bereitete Kohle, Schwefel und andere Bindemittel.

Es möge hier nur beiläufig erwähnt werden, daß das sogenannte Federharz ein aus Leinölfirniß erzeugter Stoff ist, der namentlich zur Erzeugung des sogenannten americanischen Ledertuches gebraucht wird.

Vor kurzem[19]) machte Mr. John R. Jackson, Curator der Museen in Kew, auf einen Stoff aufmerksam, der dem Kautschuk vollständig gleichkommt. Seit 1866 wird nämlich in Südaustralien in dem Coorong genannten Districte an einigen Abhängen an der Oberfläche des Bodens eine große Strecke entlang in einer ungefähr 40 Cm. dicken Schicht ein Stoff gewonnen, der zweifelhaft läßt, ob er mineralisch oder vegetabilisch. Er gleicht dem Kautschuk an Farbe und Elasticität, verbrennt mit heller Flamme, ist ohne Geruch. Nach Francis ist er in Farbe dem Kautschuk oder kaltem gelatinösem Leim mit grobem käseartigem Bruch ähnlich, elastisch beim Druck, weich und dehnbar, leicht zu schneiden, klebt wie Kautschuk, brennt mit rauchender Flamme, schmilzt bei größerer Wärme, Dichtigkeit 0,982 bis 0,990, in Wasser unlöslich, saugt jedoch etwas davon ein. Unter dem Microscop gleicht es einem Zellgewebe und kann daher kein mineralisches Product [wie Asphalt sein. Die Berg-

leute benutzen diesen Stoff, der den Namen Coorongit führt, zu Fackeln.

Statistisches. Ueber die Ausfuhr aus den Ländern, wo Kautschuk gewonnen wird und die Einfuhr nach Europa liegen genauere Angaben vor und lassen die steigende Zufuhr erkennen.

Die Ausfuhr aus Brasilien[20]), die sich ziemlich in Pará concentrirt, beträgt jährlich aus der Provinz Amazonas allein über 50,000 Arroben = 16,000 Ctr.; aus dem ganzen Stromgebiet 400,000 Arr. = 128,000 Ctr. Menge und Preis steigen im Laufe der Jahre.

	Arr.		Ctr.		Milreis		Thlr.
1865:	256,967	=	82,292	für	3,969,036	=	2,646,024
1866:	291,091	=	93,149	„	5,521,853	=	3,681,235
1867:	301,170	=	96,374	„	5,937,411	=	3,958,274
1868:	334,975	=	107,192	„	8,003,550	=	5,335,700
1869:	365,354	=	116,913	„	9,698,721	=	6,465,814

Ceara, (Brasilien) expedirte im verflossenen Jahre folgende Massen[21]):

1853 Ballen gingen nach Liverpool, ein anscheinend kleineres Quantum als 1872, aber die Ballen waren größer. Nach demselben Hafen gingen:

1869: 1432 Ballen, 1872: 2214 Ballen
1870: 2581 „ 1873: 1853 „
1871: 3204 „

nach Hamburg, Altona und Kanal für Ordres:

1869: 159 Ballen, 1872: 36 Ballen
1870: 5 „ 1873: 11 „

nach Portugal:

1870: 2395 Ballen, 1873: 900 Ballen,

nach New-York:

1870: 117 Ballen.

Columbien[11]) exportirte:

1871—72:	1,084,948 Klgr.	im Werthe von	385,872 Pesos.
1870—71:	422,776 "	" " "	130,924 "
1869—70:	309,488 "	" " "	175,042 "
1868—69:	376,189 "	" " "	168,276 "
1867—68:	560,566 "	" " "	269,628 "
1866—67:	409,295 "	" " "	287,817 "

(1 Peso = 1 Thlr. 10 Sgr. bis 1 Thlr. 12½ Sgr.)

Hiervon gingen aus den einzelnen Häfen:

	Buenaventura.			Cartagena.		
	Klgr.		Pesos.	Klgr.		Pesos.
1871—72:	121,245	für	106,487	872,728	für	218,312
1870—71:	84,139	"	50,856	227,905	"	?
1869—70:	23,466	"	6,802	270,366	"	?
1868—69:	9,463	"	2,842	326,338	"	151,491
1867—68:	—	"	—	538,114	"	247,373
1866—67:	—	"	—	359,781	"	267,768

	Savanilla.			Santa Marta.			Tumaco.		
	Klgr.		Pesos.	Klgr.		Pesos.	Klgr.		Pesos.
1871—72:	6,460	für	5145	—	für	—	84,509	für	65,897
1870—71:	4,702	"	3016	760	"	515	125,270	"	76,555
1869—70:	510	"	20	—	"	—	15,656	"	6,020
1868—69:	5,420	"	2680	—	"	—	39,848	"	13,922
1867—68:	—	"	—	—	"	—	17,032	"	19,575
1866—67:	—	"	—	20,610	"	11,100	—	"	—

Aus Guayaquil (Ecuador) wurden versandt[22]) 15,260 Ctr. im Werthe von 610,400 Doll.

In La Libertad (Salvador) hatte während des letzten Jahres die Ausfuhr abgenommen, dort wurde für den Ctr. frei an Bord 32 Doll. bezahlt[23]).

Aus Madagascar kommen jährlich über 1000 Ctr.

Für Europa bleibt London immer der bedeutendste Importhafen. Nach England kamen 1830 erst 500 Ctr., von 1850—1855 schon über 180,000; die Berichte der internationalen Jury der Ausstellung zu London 1826 gab damals schon den jährlichen Betrag überhaupt auf 80,000 Ctr. an, wovon auf Ostindien (Java) 40,000 Ctr., Pará 24,000 Ctr., Guatemela, Venezuela und Columbien zusammen 15,000 Ctr. kommen. 1864—1865 wurden 70,000 Ctr. importirt, nach London allein im Jahre 1866 10,809 Ctr. verschiedener Abstammung. Der Import stieg fortwährend, so daß

1869	bereits	136,421	Ctr.	im	Werthe	von	7,658,448	Mill.	Thlr.
1870	"	152,118	"	"	"	"	10,783,989	"	"
1871	"	161,586	"	"	"	"	10,936,737	"	"

Im Januar und Februar 1871: 22,133 Ctr.
" " 1872: 32,863 " [19])

In Rotterdam kamen 1866 an 60 Ctr. aus Africa.

Lissabon[24]) exportirte 1873 an Gummi 134 Fässer und 266 Säcke, das nicht aus Africa gekommen war.

Hamburg importirte 1866: 11,347 Ctr., wovon 5954 Ctr. aus England, 1609 Ctr. von der Westküste Africas, 441 Ctr. aus Brasilien, 190 Ctr. aus niederländisch Ostindien (letzteres vielleicht die damit zusammengeworfene Gutta Percha), 125 Ctr. aus Ecuador. 1873 bis zum 1. October wurden in Hamburg eingeführt[25]) Kautschuk und Gutta Percha, roh oder gereinigt, auch in Platten Fäden aufgelöst 35207 Ctr.

Grobe Kautschukwaaren, übersponnene Kautschukfäden 2232 Ctr. mit 8928 Thlr. Zollertrag.

Zum Schiffsbau 1 Ctr.

Feine Kautschukwaaren 940 Ctr. mit 6580 Thlr. Zollertrag.

Gewebe aller Art mit Kautschuk überzogen oder getränkt 1391 Ctr. mit 20,865 Thlr. Zollertrag.

Kautschukdrucktücher und Kratzenleder für Fabriken 750 Ctr.
Gewebe aus Kautschukfäden gemischt 1233 Ctr. mit 18495 Thlr. Zollertrag.

Der größte Verbrauch findet in Nordamerica statt, nämlich 24,000 Ctr. jährlich; dann kommt England mit 22,000 Ctr., Frankreich und Deutschland jedes mit 20,000 Ctr.

Die bedeutendsten Fabriken befinden sich für das deutsche Gebiet in Berlin, Köln, Dresden, Breslau, Harburg (besonders für Gummischuhe). In Oestreich in Wien und Prag.

Es bleibt nur noch übrig, einiges über die Reinigung und Verarbeitung des Kautschuk zu sagen.

Das Kautschuk hat die Eigenschaft, bei gelinder Wärme unter fortwährendem Kneten oder Walzen einen teigartigen fast unelastischen Zustand anzunehmen, aus dem es dann sich beliebig formen läßt. Das americanische Kautschuk kann hierzu sogleich verwandt werden, indem es in siedendem Wasser erweicht wird, das ostindische muß erst einer Reinigung unterworfen werden [26]). Zu diesem Zwecke wird es zwischen Walzen zu papierdünnen Blättern ausgepreßt, wobei ein ununterbrochener Wasserstrahl die Unreinigkeiten fortnimmt, oder es wird auf einem Holländer, natürlich in ungeweichtem Zustande, unter Wasserzufluß in kleine Stückchen zerrissen, wobei die Unreinigkeiten zu Boden sinken. Diese Stückchen werden dann in Knetmühlen unter Wärme wieder zusammengeknetet. Um die Blöcke darzustellen, wird die Masse in eisernen Formen einem allmälich wachsenden Drucke, der jedoch mehrere Wochen hindurch anhalten muß, mittels hydraulischer Pressen ausgesetzt, worauf die Formen zugeschraubt und an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Diese Blöcke werden dann mit nassen Messern in Tafeln zerschnitten. Um längere und dünnere Tafeln zu schneiden, nimmt man cylindrische Blöcke, welche sich während des Schneidens um ihre Axe drehen und da-

bei sich langsam den Messern entgegenbewegen, so daß der Cylinder vom Mantel aus spiralartig in eine dünne Platte zerschnitten wird. Diese wird dann aufgerollt und in Fäden zerschnitten, welche natürlich vierkantig werden müssen. Hierzu nimmt man jedoch ausschließlich americanisches Kautschuk, weil ostindisches nicht die Elasticität und Festigkeit des americanischen besitzt.

Das jetzt allgemein angewandte Verfahren des schon erwähnten Vulcanisirens rührt von Goodyear her und besteht darin, daß in die erwärmte und dadurch erweichte Masse 10—20 pCt. Schwefel hineingeknetet werden, worauf eine nochmalige Erwärmung stattfindet. Erst bei einer bestimmten Temperatur verbinden sich beide Stoffe. Entweder wird der Schwefel in Knetmühlen mit dem Kautschuk vermischt, oder man streut den Schwefel auf erweichte Platten, biegt diese zusammen und läßt sie durch Walzenpressen gehen; dann werden sie wieder zusammengelegt, gepreßt und dies wird so oft wiederholt bis die Masse gleichförmig geworden ist. Häufig werden, um den geschwefelten Kautschuk noch zu färben oder sein Gewicht zu erhöhen, auch andere Stoffe zugesetzt, wie Kreide, Bleiweiß oder Bleiglätte, Schwefelantimon (Spießglanz), Talk, Kienruß 2c., die jedoch keine Verbindung mit dem Kautschuk eingehen, sondern nur mechanisch beigemengt bleiben.

Eine andere Art des Schwefelns (das Brennen) wird erst an den aus gewöhnlichem Kautschuk gefertigten Gegenständen vorgenommen und besteht darin, daß man die Gegenstände in geschlossenen Räumen den Dämpfen des Schwefels in einer Temperatur von 120°—130° (dem Schmelzpunkt des Schwefels) aussetzt, wozu entweder ein einfacher Trockenofen, der von unten geheizt wird (Luftbad), angewandt wird, oder man leitet direct Dampf von dieser Temperatur in den dazu bestimmten Raum (Dampfbad). Dickere Gegenstände müssen, damit der Schwefel

sie ganz durchdringe, 2—3 Stunden, dünnere eine Stunde in dem Bade bleiben, doch wird der zerstörenden Wirkung des Schwefeldampfes durch Umwickeln mit Leinwandstreifen vorgebeugt. Dickere Platten werden zwischen eiserne Scheiben, scharfkantige Gegenstände z. B. Fußdecken in eiserne Formen von derselben Gestalt oder in Blechkasten, die mit Talkpulver angefüllt sind, gelegt. Hohle Gegenstände, wie Bälle, Puppen, Blasen ꝛc. werden zunächst geformt, dann in zerlegbare Formen gepackt und mit Wasser, Kohlensäure, Ammoniak oder andern expansiblen Stoffen angefüllt. Die Dämpfe dehnen nun den Gegenstand aus, pressen ihn an die innere Wandung der Form, so daß sich auf der Oberfläche die innere oft mit Zeichnungen versehene Seite der Form abdruckt. An allen Gegenständen zeichnen sich außerdem deutlich die Fugen der Formstücke ab.

Parkes wandte für dünnere Blätter, Fäden, dünnwandige Röhren ꝛc. eine andere Methode an, indem er die Gegenstände in eine Lösung von 2½ Th. Chlorschwefel in 100 Th. Schwefelkohlenstoff einige Minuten lang bei gewöhnlicher Temperatur eintauchte. Nachher werden die Gegenstände einfach abgewaschen.

Die luft- und wasserdichten Zeuge werden entweder, wie schon erwähnt, durch Bestreichen des Stoffes mit einer Lösung hergestellt oder dadurch, daß eine dünne Kautschukplatte aufgepreßt wird. Dieselbe wird auf das Gewebe gelegt und durch zwei Walzen zusammengepreßt, so daß sich beide Theile fest vereinigen. Nachher wird im Luftbade vulcanisirt. Im andern Fall wird eine mit Schwefel versetzte Lösung des Kautschuk in Terpentin- oder Kienöl, für feinere Gegenstände eine ebensolche in Benzin, welches schneller verdunstet, zwischen Walzen oder Lineale aufgestrichen, entweder auf einer Seite oder, wie es auch oft geschieht, liegt die Schicht zwischen zwei Zeugen. Sie werden zu Regenmänteln, Koffern, Reisetaschen, zahlreichen Sattlerarbeiten,

Wagenüberzügen, Zelten rc. benutzt und sind auch noch häufig lakirt, gefärbt und mit Mustern bedruckt.

Um Röhren darzustellen, schneidet man lange Streifen, legt auf dieselben einen Eisendraht, biegt die Ränder zusammen, welche vermöge der Klebrigkeit leicht zusammenhaften; dann umwickelt man die Röhre spiralartig mit einem Leinwandstreifen und vulcanisirt, worauf der Streifen abgewickelt wird. Darum zeigen auch die meisten Röhren, namentlich dickere, außen stets den Abdruck der Leinwand. Auch werden die Röhren durch spiraliges Aufwickeln eines Gummibandes um einen Draht hergestellt.

Elastische Gewebe, wie sie an Hosenträgern, Gurten, Stiefeln rc. sich finden, bestehen aus übersponnenen Gummifäden, deren Darstellungsweise schon angegeben wurde; doch werden sie auch auf ähnliche Weise wie die Fadenudeln gepreßt. Zur Herrichtung der Blöcke, aus denen auf die erwähnte Weise die Fäden geschnitten werden, nimmt man ausschließlich den südamericanischen Flaschenkautschuk, der die größte Elasticität besitzt. Die Fäden werden dann in kochendem Wasser erweicht, unter starker Anspannung auf Trommeln gewickelt und an kühlen Orten aufbewahrt. Abgewickelt bleiben sie in diesem ausgedehnten Zustande. Diese Operation nennt man das Strecken. Jetzt werden sie mit Baumwolle, Wolle oder Seide besponnen und in die Kette beim Weben eingeschaltet. Die fertigen Gewebe werden erwärmt und sogleich kehrt die Elasticität zurück, die Fäden ziehen sich zusammen, was jedoch nur theilweise geschehen kann, da die andern durchgehenden Fäden eine vollständige Zusammenziehung verhindern. Auf diese Weise wird die Festigkeit derartiger Gewebe hervorgerufen.

Die Gummischuhe sind ebenfalls eine Erfindung Goodyears. Auf ein stärkeres Zeug wird eine dicke Lösung aufgetragen, aus dem die einzelnen Stücke der Schuhe nach Schablonen geschnitten

und auf dem Leisten zusammengeklebt werden. Schließlich wird die Sohle ebenfalls aufgeklebt. Hierauf werden sie mit einem Firniß bestrichen und im Luftbade vulcanisirt, worauf erst der Leisten herausgenommen wird.

Die auf den Jahrmärkten jetzt allgemein verkäuflichen rothen Luftballons sollen nur in Paris verfertigt werden. Sie werden mit Wasserstoffgas gefüllt, das durch eine Druckpumpe hineingepreßt wird.

Zahlreiche chirurgische Apparate wie Bandagen, Sonden, Canäle, Ringe, Kissen werden jetzt nur aus Kautschuk verfertigt; die Kautschukschwämme, eine neue americanische Erfindung, welche aus einer porös gemachten Kautschukmasse bestehen, stehen den natürlichen nicht nach. Aus Kautschuk, Gutta-Percha und geraspeltem Kork machte Taylor 1859 in London das Kamptulikon, eine dem Hartgummi ähnliche Masse, die zu Fußböden, Streichriemen, Polirsteinen benutzt wird.

Gutta-Percha.

Vorkommen. Auch Gutta Tuban, Gummi Gettania genannt, ist der verdickte Milchsaft einiger Bäume aus der Familie der Sapoteen[27]) Sideroxylon — der auch Eisenholz liefert —, Cacosmanthus und Ceratophorus[28]), besonders der von Isonandra gutta Hook, der von den Malaien Percha genannt wird. Das Kautschuk entsteht bekanntlich durch Absonderung desselben aus der Milch, während hier die ganze Milch sich einfach zu einer porösen Masse verdickt. Der Baum ist 16—22^{m} hoch mit einem Stammdurchmesser über 1^{m}, wächst im ganzen malaiischen Archipel und im südlichen Theil von Malacca in dichten Wäldern, namentlich auf Borneo, Sumatra, Singapore. Außerdem wird er auf den andern Inseln des Archipels, besonders

Java, cultivirt, auch mit Erfolg auf Bourbon. Das Holz ist meist weich und schwammig, daher werthlos, weshalb man früher die Bäume zur Gewinnung des Milchsaftes einfach umhieb.

Der Verbreitungsbezirk ist also bedeutend enger als beim Kautschuk, es kann daher auch nur eine viel geringere Menge in den Handel kommen, wie die statistischen Nachrichten auch bezeugen.

Gewinnung. Die Bewohner der Gegenden, in denen der Baum wächst, kannten die Eigenschaften des aus dem Milchsaft gewonnenen Stoffes schon frühzeitig und formten daraus manche Geräthschaften, wie Stiele zu Aexten und Hefte zu Messern, die jedoch von der Wärme erweicht wurden und daher keine große Verbreitung erlangten. Erst als der Stoff — seit 1844 — nach Europa gebracht und bekannter wurde und von hier aus Nachfrage kam, begannen Chinesen, Malaien und Inder die Wälder zu durchsuchen. Die Bäume wurden wie erwähnt umgehauen, wodurch von 1845—47 über 7000 verloren gingen. Später wurde der Baum angezapft, die Oeffnung mit einem Pflock verschlossen und konnte nach einiger Zeit wieder benutzt werden. Jetzt geschieht die Gewinnung auf ähnliche Weise wie bei der des Kautschuk durch Einschnitte, oder es wird ein Stück Rinde herausgeschnitten, die Milch fließt ab und die Oeffnung wird wieder damit verschlossen. Man läßt die Milch einfach an der Luft gerinnen, wodurch sich die Gutta-Percha bildet; sie wird mit den Händen herausgenommen, zusammengedrückt und in brodähnliche 20—40 Pfd. schwere Formen zusammengeknetet, die in Innern meist porös sind, während der äußere Rand fester ist. An der Luft dunkelt die Masse dann etwas nach und wird bräunlich. Da die Blöcke viele Unreinigkeiten, wie Holzstückchen, Rindentheile 2c. enthalten, werden sie durch besondere Maschinen in Späne zerrissen, welche als Handelsartikel vorkommen. Auch

findet sie sich so in Form von Platten und Blättern, welche so dünn wie Papier sind und wie ein gewebter Stoff nach dem Meter verkauft werden. Die Holländer haben den Baum mit Erfolg nach Guiana verpflanzt.

Bestandtheile und Eigenschaften. Die rohe Gutta-Percha besteht aus mehreren Stoffen, von denen die reine Gutta-Percha den größten Theil ausmacht, etwa 75 pCt., außerdem enthält sie Harze, ein ätherisches Oel, Casein, Mineralien, die sich bei der Aschenbestimmung ergeben und den Farbstoff. Die reine Gutta-Percha hat die Zusammensetzung C_{20} H_{32}, also analog den Camphenen. Die chemischen Untersuchungen über die Harze weichen von einander ob, indem 2 oder 6 angegeben werden [29]).

Die rohe Gutta-Percha ist gelblich weiß oder gelblich roth, häufig braun gefärbt und zeigt eine faserige Structur, weshalb sie sich in einzelne Schichten zertheilen läßt; dieses Gefüge verschwindet indeß durch Kneten, so daß die Masse vollständig gleichartig wird und eine dunklere, mehr braune Farbe annimmt, was namentlich bei Anwendung trockner Wärme rasch eintritt. Sie giebt nach Adriani [30]) 5,18 pCt. Asche. Bei gewöhnlicher Temperatur ist sie zähe und lederartig, in warmem Wasser wird sie weicher; wird dasselbe 60—65°, so läßt sie sich drücken und formen wie Wachs und nimmmt beim Erkalten ihre frühere Härte wieder an. Diese so wichtige plastische Eigenschaft unterscheidet sie namentlich vom Kautschuk, das durch starke Hitze erweicht nie wieder hart wird. In kochendem Wasser wird sie so weich, daß sie sich in Fäden ziehen läßt. Beim Erwärmen entwickelt sie einen eigenthümlichen Geruch, bis zum Schmelzen erhitzt, erhärtet sie wie das Kautschuk nicht mehr und jetzt tritt auch eine theilweise Zersetzung ein. Bleibt Gutta-Percha lange an der Luft liegen, so verwandelt sie sich allmälich in einen harz-

ähnlichen Körper, von dem übrigens schon 15 pCt. in ihn enthalten sind; sie zerbröckelt schließlich und zerfällt in Staub. Bei Blöcken ist dies nicht von Bedeutung, da die Veränderung nur an der Außenseite vor sich geht, dünne Platten und Blätter dagegen werden in einigen Monaten vollständig zerstört und müssen daher beim Aufbewahren vor zu starker Berührung der Luft geschützt worden. Sie ist löslich in Schwefelkohlenstoff, Benzin, Chloroform, in warmen ätherischen Oelen wie Terpentin- und Kautschuköl; unlöslich in Wasser; Alkohol löst nur 3—15 pCt d. h. nur das darin enthaltene Harz, weshalb er zur Fällung des Gutta-Percha aus Lösungen benutzt wird, Aether 11—12 pCt. Das bei der trockenen Destillation gewonnene flüchtige Oel ist ebenfalls ein gutes Lösungsmittel. Unvollständig gelöst wird sie teigartig und klebend. Gute Gutta-Percha darf kochendes Wasser nicht trüben. Spec. Gew. = 0,979. Sie schmilzt bei 110° zu einer dicken klaren Flüssigkeit, die sich schon bei 130° zersetzt. Für Wasser ist sie undurchdringlich.

Durch Reiben wird sie wie Kautschuk electrisch, ist aber selbst ein schlechter Leiter der Electricität und Wärme. Bei microscopischer Betrachtung dünner Schnitte sieht man viele unregelmäßige hohle Räume, die bei dem von gepreßter Gutta-Percha und hergestellten Präparat fast verschwinden, wo die Structur mehr faserig ist. Im Polarisationsmicroscop zeigen dünne Schnitte die prismatischen Farben wie Kautschuk, namentlich wenn derselbe gepreßt wurde.

Historisches. Die Eingebornen der oben erwähnten Orte verwertheten die rohe Gutta-Percha schon frühzeitig, die ersten 2 Ctr. kamen erst 1844 von Singapore nach Europa; die Bedeutung dieses Stoffes stieg aber so, daß 1863 schon 36,000 Ctr. versandt wurden[31]), die von 300,000 Bäumen gewonnen wurden.

Statistisches. Der Import dieses Stoffes ist schwierig festzustellen, da er meist mit Kautschuk zusammen unter dem Namen Gummi in den Berichten angeführt wird. London empfing allein vom 14.—31. Dec. 1866 etwa 515 Blöcke und 380 Körbe[32]), nach Hamburg kamen 1866 im Ganzen 410 Ctr., davon 65 Kisten mit 174 Ctr. aus Holland; 40 Fässer, 14 Colli und 131 Blöcke aus England mit 102 Ctr.

In den Niederlanden[33]) wurden 1872 für 1,900,000 Fl. eingeführt, dagegen in demselben Jahre aus dem freien Verkehr weniger eingeführt für 650,337 Fl.

Verwerthung. Bevor die Gutta-Percha zu irgend welchen Artikeln verarbeitet wird, muß sie gereinigt werden. Mittels Walzen oder Messern wird die Masse in kleine Späne unter beständigem Zufluß von Wasser zerrissen oder zerschnitten; nachdem dann diese kleinen Stückchen im Wasser umgerührt werden, wobei die schwereren Beimengungen untersinken, die leichteren oben schwimmen, werden sie in der Wärme zusammengeknetet. Diese Reinigung wird nicht immer gleich gut ausgeführt und ist überdies nicht leicht, denn selbst gut gereinigte Gutta-Percha zeigt bei der Auflösung immer noch kleine Unreinigkeiten. Durch Pressen kann sie eine solche Härte erlangen, daß sie sich auf der Drehbank bearbeiten läßt. Der oben erwähnte Goodyear hat sich auch um die Verarbeitung dieses Stoffes verdient gemacht. Die große Anzahl von Artikeln aufzuführen, würde zu weitläufig sein. Hauptsächlich wird sie gebraucht zu plastischen Abdrücken bei der Galvanoplastik; zur Isolirung der unterirdischen Telegraphenleitungen wird gewöhnlich die rohe Gutta-Percha verwandt, jedoch mit Draht umsponnen, weil die Mäuse sie sonst anfressen, während die vulkanisirte durch den Schwefelgehalt den Kupferdraht angreift. Da sie den Alkalien und Säuren, ausgenommen starker Schwefelsäure, mit der sie die schweflige Säure,

und Salpetersäure, mit der sie Blau- und Ameisensäure bildet, widersteht, wird sie in Laboratorien zu Untersätzen von Flaschen, photographischen Wannen benutzt. Statt der ledernen Treibriemen bei Maschinen hatte man solche von Gutta-Percha, die jedoch wegen der großen Menge der durch die Reibung entstehender Electricität lästig wurden; auch dient sie zu Laufschnüren an Drehbänken. Sohlen werden mit einer dicken Lösung desselben Stoffes auf die lederne Sohle aufgeklebt. Mit dünnen Blättern werden Gefäße verbunden oder Waaren werden hierin eingewickelt, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen. Zahlreiche chirurgische Instrumente werden aus Gutta-Percha verfertigt; Lösungen dieses Stoffes werden auf Leder gestrichen, um es wasserdicht zu machen.

In neuerer Zeit wird die gereinigte Gutta-Percha auch vielfach zur Darstellung künstlicher Gebisse und zur Ausfüllung hohler Zähne angewandt. Um sie zu reinigen, wird sie zuerst in Chloroform gelöst, mit gebranntem Gyps geschüttelt und geklärt, abgegossen und mit der doppelten Menge Alcohol von 90 pCt. versetzt, wodurch sie sich als weiße Masse niederschlägt; doch erhält man nur 75 pCt. der angewandten Menge wieder. In Stengelform kommt sie dann in den Handel und wird mit 12 Thlr. pro Pfd. bezahlt.

Eine Lösung dieser gereinigten Gutta-Percha in Chloroform dient häufig als sogenanntes Traumacitin wie das Collodium zur Bedeckung von Wunden, indem die Gutta-Percha nach dem Verdunsten des Chloroforms als dünnes Häutchen erscheint, das undurchdringlich für Wasser ist.

Auf ähnliche Weise wie Kautschuk kann Gutta-Percha vulcanisirt werden, was zuerst von Lüdersdorff in Berlin versucht wurde, und mit dem erwähnten Stoffe zusammengeknetet werden. Dadurch verliert sie allerdings die Plasticität, löst sich jedoch

nicht mehr auf und nimmt bei starkem Zusatz von Schwefel eine solche Härte an, daß sie dem Ebonit sehr ähnlich wird.

Fabriken für Gutta-Perchawaaren befinden sich in Berlin, Augsburg, Wien, London, Hamburg. Meist verarbeiten die Kautschukfabriken zugleich auch Gutta-Percha.

Eines Stoffes muß hier noch Erwähnung gethan werden, der in neuerer Zeit, wenn auch in geringer Menge, nach Europa kommt. Es ist dies die

Ballata,

eine der Gutta-Percha ähnliche Substanz. Sie wird aus dem Milchsafte von Sapota Mülleri[34]) (F. der Sapoteen), auch surinamischen Sapotillbaum und bully tree genannt welcher Baum in ganz Guiana sehr verbreitet ist und dessen Holz schon seit früher Zeit zu Bauten gebraucht wird. Die Eingebornen benutzten die Milch wie die des Kuhbaums als Zusatz zum Thee, doch wurde sie erst in neuester Zeit genauer untersucht und der daraus gewonnene Gummistoff in Paris 1867 ausgestellt und von Gehe & Comp. in Dresden[35]) in Deutschland eingeführt. In Berbice unterscheidet man zwei Varietäten des Baumes[36]): die eine mit ovalen Früchten erzeugt eine röthlich gerbstofffreie, die andere mit runden Früchten eine weiße gerbstoffarme Milch. Die letzere wird genossen und liefert auch hauptsächlich die Ballata. Der Milchsaft wird entweder, wie es jetzt geschieht, durch Einschnitte in die Rinde gewonnen, oder, wie es früher, als nach dem Artikel große Nachfrage war, geschah, wurden die Bäume umgehauen, auf Balken gelegt und der Stamm mit Kreisschnitten in ungefähr 30—40^{cm} weiten Abständen versehen, auch schält man wie bei der Gewinnung von Gutta-Percha durch zwei

Längsschnitte ein Stück Rinde heraus, welches in zwei Jahren sich wieder ergänzt. Ein auf diese Weise geschälter Baum liefert jährlich 0,3 — 0,5 Klgr., ein gefällter auf einmal 3 — 6 Klgr. Milch und zwar die meiste zur Regenzeit.

Man sammelt die Milch in Gefäßen von Holz, Eisen oder Zink und zwar sind erstere besser, da sie in Metallgefäßen sich dunkel färbt. In diesen verdickt sich die Milch zu einer porösen, schwammigen Masse, welche entweder in heißem Wasser durchgeknetet wird oder in Platten geformt in den Handel kommt.

Bestandtheile und Eigenschaften. In der Farbe gleicht sie der Gutta-Percha, ist ohne Geschmack und riecht auch erwärmt ebenso wie diese. Sie steht gleichsam zwischen Kautschuk und Gutta-Percha, ist dehnbar und elastisch wie ersteres, läßt sich leicht schneiden und in heißem Wasser erweichen, ist plastisch, zähe und biegsam wie letzere. — Sie schmilzt bei 149° und hat ein sp. Gew. von 1,044. — Durch Reiben wird sie electrisch und ist auch ein schlechter Leiter für Electricität und Wärme. — Sie ist löslich in Chloroform und Schwefelkohlenstoff in ähnlichem Verhältniß wie Gutta-Percha, enthält nach Sperlich einen in angesäuertem Wasser löslichen Farbstoff und ein in kochendem Alkohol lösliches Harz. Von künstlichen Alkalien und concentrirter Salzsäure wird sie nicht angegriffen, concentrirte Schwefelsäure entwickelt mit ihr schweflige Säure und verkohlt sie, Salpetersäure bildet mit ihr Blausäure und Ameisensäure, ganz wie Gutta-Percha.

Statistisches. Die Ballata kam zuerst nach London im Jahre 1860, 1865 aus Berbice allein 10,000 Klgr.

Verwerthung. Serres zeigte, daß sie sich ganz wie Gutta-Percha bearbeiten, auch vulcanisiren läßt und kann vollständig wie Gutta-Percha angewandt werden zu electrischen Apparaten, Treibriemen, Schuhsohlen und Absätzen, wo sie sich

dauerhafter wie Leder zeigt. Zu chirurgischen Instrumenten soll sie sogar besser wie Gutta-Percha sein.

Anmerkungen.

[1]) Wiesner, die Rohstoffe des Pflanzenreiches, unter Kautschuk.

[2]) εὐφόρβιον Dioscorides, Euphorbia Plinius, nach Euphorbios, Leibarzt des Königs Juba 54 v. Ch. (nach Plinius). —

Artocarpeen Brotfruchtgewächse, eine Unterabtheilung der Urticaceen oder Nesselgewächse. — Apocyneen, die immergrünen oder Hundsgiftgewächse (Apocynun, Vinca, Nerium).

[3]) σίφων Röhre. Der Name wird sowohl dadurch bedingt, daß die Indianer aus dem Saft Röhren fabricirten, die von den Portugiesen Seringa genannt wurden, als auch dadurch, daß der ausfließende Saft die Zweige überzieht und so, wenn dieselben herausgezogen werden, Röhren entstehen, die schon früh von den Indianern benutzt wurden. Lennis Synops. d. Bot. § 327. Anm. 6. — Synon: Siphonia Cuhuchu Willd., Siph. guianensis Juss., Hevea guianensis Aubl. (Heve der natürl. Name des Baumes in Guiana), Jatropha elastica L. (ἰάομαι heile und τροφή Nahrung, weil der Strauch Heilmittel und Nahrung liefert).

[4]) Klöden, Handbuch der Geographie I. Anhang unter: Die milchsaftführenden Pflanzen. — Lennis Synops. d. Bot. § 327, 12.

[5]) Die Angaben über die Gewinnung und Export des Kautschuk in Brasilien sind dem neueren Reisewerke von Keller-Leuzinger „vom Amazonas und Madeira" entnommen.

[6]) Hancorne vielleicht Name eines Portugiesen; wegen der Früchte, die roh und mit Zucker eingemacht gegessen wurden, zur Bereitung eines berauschenden Getränkes dienen, das nach übermäßigem Genusse große Gelbsucht hervorbringt. (Lennis.)

[7]) Das Kaiserthum Brasilien auf der Pariser Weltausstellung 1867, S. 72, wo der Baum mit dem ähnlich klingenden Namen Mompiqueira benannt wird, in dem Berichte über die Wiener Weltausstellung 1873 findet sich der gleiche Name Magabeira.

[8]) Ausland 1869, Nr. 37. — Lobelia genannt nach Lobel. Der

Baum wird 4—6^{m} hoch. — Castilloa genannt nach dem spanischen Botaniker Castillejo, Holquahitel der Mexicaner, wird bedeutend größer. (Lennis.)

[9]) Lennis Synopſ. d. Bot. § 327. und Bulletin de la société d'encouragement Juin 1861 (nach Wiesner).

[10]) Berliner Industrieblätter (Hager & Jacobſon) 1873, S. 364 aus dem Scientific American 6. Sept. 1873. —

Vahea, ein Schlingstrauch, einheimischer Name. (Lennis.)

[11]) Bericht des deutschen General-Consulats in Bogota, im preuß. Handelsarchiv 1874, Nr. 1.

[12]) Gardeners chronicle 1874, Nr. 4; Auszug in Otto's Hamburger Gartenzeitung 1874, Heft 9.

[13]) Das Kaiserreich Brasilien auf der Wiener Weltausstellung von 1873. S. 39 wird das Holz des Massaranduba als besonders zum Schiffsbau geeignet angeführt und der Baum heißt dort Mimusops elata Sin. Aus derselben Familie ist der weiter unten angeführte Baum Sapota Mülleri, welcher die Ballata liefert. Beide wachsen also in derselben Region.

[14]) Ficus Feige, mit dickem Stamme und schlankem Wuchs; von seinen Aesten hängen Luftwurzeln herab, welche wieder wurzeln und neue Stämme bilden, so daß ein einziger Baum schließlich einen ganzen Wald mit gemeinsamer Krone bildet. Die Gummilackschildlaus (Caccus lacca) verursacht durch Stiche in die Rinde die Bildung des Schellacks. — Urceolus ein kleiner Krug, wegen der krugförmigen Blumenkrone auch Krugpflanze genannt, Schlingpflanze, armdick, oft über 100^{m} lang. Die englischen Soldaten, welche sich einst durch Zerhauen dieser Sträucher durch einen Wald Bahn machen wollten, waren sehr verwundert als ihre Klingen zuletzt in einem anhaftenden Futterale von Gummi steckten. (Lennis.)

[15]) Wiesner a. a. O. S. 155.

[16]) Wiesner a. a. O. S. 155.

[17]) Strecker, org. Chemie S. 644.

[18]) Compt. rend. 34 p. 2 flg. und 453 flg.

[19]) Compt. rend. 50 p. 874.

[20]) Industriebl. 1872, Nr. 28. (Bericht von Gehe & Comp. in Dresden).

[21]) Keller-Lenzinger „vom Amazonas und Madeira".

[22]) Preuß. Handelsarchiv 1874, S. 442.

[23]) do. do. 1874, S. 283.

[24]) do. do. 1874, S. 399.

[25]) do. do. 1874, S. 300.

[26]) do. do. 1874, S. 44.

[27]) Merk, Waaren-Lexicon 1871.

[28]) Mexicanisch Zapote.

[29]) Nach de Vriese in Henkels Waarenkunde.

[30]) Wiesner a. a. O. S. 166—169.

[31]) Lennis Synopſ. d. Bot. § 543, 8.

[32]) Henkel, Waarenkunde.

[33]) Preuß. Landesarchiv 1874, 253.

[34]) Vaterl. Name, heißt in Mexico Cochit-zapotl; von Prof. Belkrode in Delft nach einem Dr. Müller in Paramaribo benannt. Synon.: Achras ballota oder A. dissecta. Achras bedeutet einen wilden Birnbaum, wegen der ähnlichen Früchte; ballota= βαλλωτή ursprünglich eine Eichenart Quercus ballota oder ein Lippenblüthler mit eichenähnlichem Blüthenstande. Wahrscheinlich aus βαλανωτή (von βαλανωτός eichelförmig) entstanden. (Leunis Synopf. § 543.)

[35]) Droguenbericht April 1872.

[36]) Pharmacent. Centralhalle 1869, S. 405 und Wiesner a. a. O. S. 169.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

(18)

Milton und Cromwell.

Vortrag

von

Alfred Stern,
außerord. Professor der Geschichte an der Universität Bern.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Mitunter trifft man in öffentlichen Sammlungen oder in der Privat-Gallerie eines Kunstliebhabers auf einen Kupferstich nach dem Gemälde eines modernen Englischen Meisters, dessen Gegenstand wohl fähig ist, das Auge des Beschauers zu fesseln. Zwei Männer treten hier im Bilde auf, grundverschieden in ihrer äußeren Erscheinung und in dem Charakter, den diese ausspricht: Jeder von beiden aber anziehend durch die Eigenart seines Wesens. Der eine, stämmig und breitschultrig, das Schwert an der Seite, in Reiterstiefeln, steht gebieterisch da. Die mächtige Stirn, die buschigen Brauen, der strenge, fast möchte man sagen, löwenartige Ausdruck des Gesichtes deuten auf überlegene, selbstbewußte Kraft. Der andere, eine schlanke Gestalt in schwarzem Gewande, sieht von seinem Sitze zu jenem auf. Die Linke deutet auf ein Blatt Papier, in der Rechten hält er die Feder, gleich als warte er auf die Weisung in der Niederschrift fortzufahren. Sein Haar wallt frei in natürlichen Locken herab, wie das seines Gefährten, aber es umrahmt ein Gesicht, dessen weichen Zügen der leuchtende Stempel des Genius des Schönen aufgeprägt worden ist.

Zwei der Größten ihrer Nation und ihrer Zeit hat der Künstler in einer bedeutsamen historischen Situation vorführen wollen: John Milton dieser, jener Oliver Cromwell. — Eine

bewegte Zeit mußte es sein, welche diese beiden Männer auf eine solche Höhe zusammenführen konnte, wie sie damals sie einnahmen, und wahrlich bewegtere Tage hat das lustige Alt-England kaum je gesehn, ja man mochte sich fragen, ob merry old England nicht selbst in ihnen zu Grunde gehn würde. Genug und übergenug hatte das Volk geduldet, bis der Faden riß und die conservativste aller Nationen den verzweifelten Muth zu finden schien, mit uralten Traditionen ihres politischen Daseins zu brechen. Noch war der Nachglanz der ruhmreichen Regierung Elisabeths nicht verblichen, noch waren die Shakespeare und Raleigh dem Volke gegenwärtige Zeugen jenes heroischen Zeitalters, als die täppische Hand des königlichen Pedanten aus dem Geschlechte Stuart schon begonnen hatte, die Fäden zu zerfasern, welche den Monarchen mit dem Bürger verbanden. Und was Jakob ohne tiefere Berechnung begonnen, führte Karl I. mit eigenwilliger Absichtlichkeit weiter. Die allgemeine Richtung der Zeit auf die absolute Monarchie traf in ihm mit dem natürlichen Hang zum Wortbruch, zur Intrigue zusammen, die sich mit dem Decorum häuslicher Sittlichkeit und mit idealen künstlerischen Neigungen gar wohl vertrug. Ein Fürst, welcher heute Versprechungen gab, um sie morgen wieder zu brechen, welcher dem Rathe ernster Vaterlandsfreunde die Stimme eines weibischen Günstlings vorzog und die Gewaltsamkeiten der inneren Regierung nicht ein Mal durch den Glanz auswärtigen Kriegsruhms vergessen zu machen verstand, mußte mit der Vertretung der Nation in Zwiespalt gerathen. Drei Mal forderte er ihre Hülfe in den finanziellen Verlegenheiten, die ihn bedrängten, drei Mal trat ihm die Gegenforderung entgegen, zu achten, was sich als menschliches Recht des Volkes dem göttlichen Recht des Königthums nicht beugen wollte. Zuletzt löste er die ungefüge Versammlung höchst ungnädig auf, brachte die Kühnsten und

Beredtesten aus ihrer Mitte hinter den düstern Mauern des Tower zum Schweigen und beschloß, uneingeschränkt von parlamentarischer Kontrolle zu regieren. Und nun folgten die Jahre, da eine Gewaltthat die andere ablöste, und der einzelne Bürger den Muth fand gegen den ganzen Apparat der Willkür-Herrschaft den ungleichen Kampf um's Recht für sich, und damit immer auf's Neue für die Gesammtheit zu unternehmen.

Daß er auf zwei Gebieten gleichzeitig auszufechten war, machte diesen Kampf so erbittert. Die politischen Gewaltmaßregeln, die Misachtung der individuellen Freiheit, der Zwang der Besteuerung, vor Allem der Auflage des Schiffsgeldes, die beständige Gefahr, welche von Straffords genialem Despotismus in Irland drohte: Das allein reichte noch nicht aus, den Sturm zu entfesseln. Zu der Tyrannei im Staate trat die Tyrannei der Kirche. Indem der Staat das Wort der Kirche, die Kirche das Schwert des Staates in Dienst nahm, beschworen sich beide dieselben Gegner herauf. — In jener Zeit, da die politischen Gegensätze noch unheilvoll genug durch die religiösen bestimmt wurden, konnte der Sache der Toleranz kein schlimmerer Dienst geleistet werden, als wenn si[...] zu ihren Vertheidigern aufwarfen, die mit ungleich[...] und deren Bestreben eine künstliche Einheit [...] Englischen Gemüthern [...] meinwesens ersch[...] bare Krieg, d[...] Flamme relig[...] Erinnerung[...] Männer, [...] tholisch[...] [...] gleissenden Ge[...] zu schmücken wissen,

[...] Puritaner sah sich durch deren [...]
[...]erwürfigen, lebenslustigen Royalisten [...]
[...]mantische [...]
[...]estrebungen [...]
[...]iverträglich[...]
[...]eligiösen G[...]
[...]danken von [...]
[...]oft abstoßend[...]
[...]gehrlichen Wün[...]

[...] Maß maßen,
der Religions-Parteien zu schaffen,
als eine Drohung gegen den Bestand des Ge-
Noch wüthete auf dem Kontinent der furcht-
sich in der Böhmischen Hauptstadt an der
[...]ser Zwietracht entzündet hatte, noch war in frischer
wessen Dolche Heinrich IV. erlegen, noch gab es
welche die Tage der Armada gesehen hatten. Die ka-
[...]e Urbevölkerung von Irland war der Bundesgenosse aller
[...]swärtigen Feinde. Die Pulver-Verschwörung war das unver-
tilgbare Schreckbild des ruhigen Bürgers. Daß man ein guter

nicht mehr auf und nimmt bei starkem Zusatz von Schwefel eine solche Härte an, daß sie dem Ebonit sehr ähnlich wird.

Fabriken für Gutta-Perchawaaren befinden sich in Berlin, Augsburg, Wien, London, Hamburg. Meist verarbeiten die Kautschukfabriken zugleich auch Gutta-Percha.

Eines Stoffes muß hier noch Erwähnung gethan werden, der in neuerer Zeit, wenn auch in geringer Menge, nach Europa kommt. Es ist dies die

Ballata,

eine der Gutta-Percha ähnliche Substanz. Sie wird aus dem Milchsafte von Sapota Mülleri[34]) (F. der Sapoteen), auch surinamischen Sapotillbaum und bully tree genannt welcher Baum in ganz Guiana sehr verbreitet ist und dessen Holz schon seit früher Zeit zu Bauten gebraucht wird. Die Eingebornen benutzten die Milch wie die des Kuhbaums als Zusatz zum Thee, doch wurde sie erst in neuester Zeit genauer untersucht und der daraus gewonnene Gummistoff in Paris 1867 ausgestellt und von Gehe & Comp. in Dresden[35]) in Deutschland eingeführt. In Berbice unterscheidet man zwei Varietäten des Baumes[36]): die eine mit ovalen Früchten erzeugt eine röthlich gerbstofffreie, die andere mit runden Früchten eine weiße gerbstoffarme Milch. Die letzere wird genossen und liefert auch hauptsächlich die Ballata. Der Milchsaft wird entweder, wie es jetzt geschieht, durch Einschnitte in die Rinde gewonnen, oder, wie es früher, als nach dem Artikel große Nachfrage war, geschah, wurden die Bäume umgehauen, auf Balken gelegt und der Stamm mit Kreisschnitten in ungefähr 30 — 40^{cm} weiten Abständen versehen, auch schält man wie bei der Gewinnung von Gutta-Percha durch zwei

Längsschnitte ein Stück Rinde heraus, welches in zwei Jahren sich wieder ergänzt. Ein auf diese Weise geschälter Baum liefert jährlich 0,3 — 0,5 Klgr., ein gefällter auf einmal 3 — 6 Klgr. Milch und zwar die meiste zur Regenzeit.

Man sammelt die Milch in Gefäßen von Holz, Eisen oder Zink und zwar sind erstere besser, da sie in Metallgefäßen sich dunkel färbt. In diesen verdickt sich die Milch zu einer porösen, schwammigen Masse, welche entweder in heißem Wasser durchgeknetet wird oder in Platten geformt in den Handel kommt.

Bestandtheile und Eigenschaften. In der Farbe gleicht sie der Gutta-Percha, ist ohne Geschmack und riecht auch erwärmt ebenso wie diese. Sie steht gleichsam zwischen Kautschuk und Gutta-Percha, ist dehnbar und elastisch wie ersteres, läßt sich leicht schneiden und in heißem Wasser erweichen, ist plastisch, zähe und biegsam wie letzere. — Sie schmilzt bei 149° und hat ein sp. Gew. von 1,044. — Durch Reiben wird sie electrisch und ist auch ein schlechter Leiter für Electricität und Wärme. — Sie ist löslich in Chloroform und Schwefelkohlenstoff in ähnlichem Verhältniß wie Gutta-Percha, enthält nach Sperlich einen in angesäuertem Wasser löslichen Farbstoff und ein in kochendem Alkohol lösliches Harz. Von künstlichen Alkalien und concentrirter Salzsäure wird sie nicht angegriffen, concentrirte Schwefelsäure entwickelt mit ihr schweflige Säure und verkohlt sie, Salpetersäure bildet mit ihr Blausäure und Ameisensäure, ganz wie Gutta-Percha.

Statistisches. Die Ballata kam zuerst nach London im Jahre 1860, 1865 aus Berbice allein 10,000 Klgr.

Verwerthung. Serres zeigte, daß sie sich ganz wie Gutta-Percha bearbeiten, auch vulcanisiren läßt und kann vollständig wie Gutta-Percha angewandt werden zu electrischen Apparaten, Treibriemen, Schuhsohlen und Absätzen, wo sie sich

dauerhafter wie Leder zeigt. Zu chirurgischen Instrumenten soll sie sogar besser wie Gutta-Percha sein.

Anmerkungen.

[1]) Wiesner, die Rohstoffe des Pflanzenreiches, unter Kautschuk.

[2]) εὐφόρβιον Dioscorides, Euphorbia Plinius, nach Euphorbios, Leibarzt des Königs Juba 54 v. Ch. (nach Plinius). —

Artocarpeen Brotfruchtgewächse, eine Unterabtheilung der Urticaceen oder Nesselgewächse. — Apocyneen, die immergrünen oder Hundsgiftgewächse (Apocynun, Vinca, Nerium).

[3]) σίφων Röhre. Der Name wird sowohl dadurch bedingt, daß die Indianer aus dem Saft Röhren fabricirten, die von den Portugiesen Seringa genannt wurden, als auch dadurch, daß der ausfließende Saft die Zweige überzieht und so, wenn dieselben herausgezogen werden, Röhren entstehen, die schon früh von den Indianern benutzt wurden. Leunis Synops. d. Bot. § 327. Anm. 6. — Synon: Siphonia Cuhuchu Willd., Siph. guianensis Juss., Hevea guianensis Aubl. (Hheve der natürl. Name des Baumes in Guiana), Jatropha elastica L. (ἰάομαι heile und τροφή Nahrung, weil der Strauch Heilmittel und Nahrung liefert).

[4]) Klöden, Handbuch der Geograghie I. Anhang unter: Die milchsaftführenden Pflanzen. — Leunis Synops. d. Bot. § 327, 12.

[5]) Die Angaben über die Gewinnung und Export des Kautschuk in Brasilien sind dem neueren Reisewerke von Keller-Leuzinger „vom Amazonas und Madeira" entnommen.

[6]) Hancorne vielleicht Name eines Portugiesen; wegen der Früchte, die roh und mit Zucker eingemacht gegessen wurden, zur Bereitung eines berauschenden Getränkes dienen, das nach übermäßigem Genusse große Gelbsucht hervorbringt. (Leunis.)

[7]) Das Kaiserthum Brasilien auf der Pariser Weltausstellung 1867, S. 72, wo der Baum mit dem ähnlich klingenden Namen Mompiqueira benannt wird, in dem Berichte über die Wiener Weltausstellung 1873 findet sich der gleiche Name Magabeira.

[8]) Ausland 1869, Nr. 37. — Lobelia genannt nach Lobel. Der

Baum wird 4—6m hoch. — Castilloa genannt nach dem spanischen Botaniker Castillejo, Holquahitel der Mexicaner, wird bedeutend größer. (Leunis.)

[9]) Leunis Synops. d. Bot. § 327. und Bulletin de la société d'encouragement Juin 1861 (nach Wiesner).

[10]) Berliner Industrieblätter (Hager & Jacobson) 1873, S. 364 aus dem Scientific American 6. Sept. 1873. —

Vabea, ein Schlingstrauch, einheimischer Name. (Leunis.)

[11]) Bericht des deutschen General-Consulats in Bogota, im preuß. Handesarchiv 1874, Nr. 1.

[12]) Gardeners chronicle 1874, Nr. 4; Auszug in Otto's Hamburger Gartenzeitung 1874, Heft 9.

[13]) Das Kaiserreich Brasilien auf der Wiener Weltausstellung von 1873. S. 39 wird das Holz des Massarandubu als besonders zum Schiffsbau geeignet angeführt und der Baum heißt dort Mimusops elata Sin. Aus derselben Familie ist der weiter unten angeführte Baum Sapota Mülleri, welcher die Ballata liefert. Beide wachsen also in derselben Region.

[14]) Ficus Feige, mit dickem Stamme und schlankem Wuchs; von seinen Aesten hängen Luftwurzeln herab, welche wieder wurzeln und neue Stämme bilden, so daß ein einziger Baum schließlich einen ganzen Wald mit gemeinsamer Krone bildet. Die Gummilackschildlaus (Caccus lacca) verursacht durch Stiche in die Rinde die Bildung des Schellacks. — Urceolus ein kleiner Krug, wegen der krugförmigen Blumenkrone auch Krugpflanze genannt, Schlingpflanze, armdick, oft über 100m lang. Die englischen Soldaten, welche sich einst durch Zerhauen dieser Sträucher durch einen Wald Bahn machen wollten, waren sehr verwundert als ihre Klingen zuletzt in einem anhaftenden Futterale von Gummi steckten. (Leunis.)

[15]) Wiesner a. a. O. S. 155.

[16]) Wiesner a. a. O. S. 155.

[17]) Strecker, org. Chemie S. 644.

[18]) Compt. rend. 34 p. 2 flg. und 453 flg.

[19]) Compt. rend. 50 p. 874.

[20]) Industriebl. 1872, Nr. 28. (Bericht von Gehe & Comp. in Dresden).

[21]) Keller-Lenzinger „vom Amazonas und Madeira".

[22]) Preuß. Handelsarchiv 1874, S. 442.

[23]) do. do. 1874, S. 283.

[24]) do. do. 1874, S. 399.

[25]) do. do. 1874, S. 300.

[26]) do. do. 1874, S. 44.

[27]) Merk, Waaren-Lexicon 1871.

[28]) Mexicanisch Zapote.

[29]) Nach de Briese in Henkels Waarenkunde.

[30]) Wiesner a. a. O. S. 166—169.

[31]) Leunis Synops. d. Bot. § 543, 8.

[32]) Henkel, Waarenkunde.

[33]) Preuß. Landesarchiv 1874, 253.

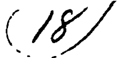
[34]) Vaterl. Name, heißt in Mexico Cochit-zapotl; von Prof. Belkrode in Delft nach einem Dr. Müller in Paramaribo benannt. Synon.: Achras ballota oder A. dissecta. Achras bedeutet einen wilden Birnbaum, wegen der ähnlichen Früchte; ballota= βαλλωτή ursprünglich eine Eichenart Quercus ballota oder ein Lippenblüthler mit eichennähnlichem Blüthenstande. Wahrscheinlich aus βαλανωτή (von βαλανωτός eichelförmig) entstanden. (Lennis Synops. § 543.)

[35]) Droguenbericht April 1872.

[36]) Pharmaceut. Centralhalle 1869, S. 405 und Wiesner a. a. O. S. 169.

(680)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.



Milton und Cromwell.

Vortrag

von

Alfred Stern,
außerord. Professor der Geschichte an der Universität Bern.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

Mitunter trifft man in öffentlichen Sammlungen oder in der Privat-Gallerie eines Kunstliebhabers auf einen Kupferstich nach dem Gemälde eines modernen Englischen Meisters, dessen Gegenstand wohl fähig ist, das Auge des Beschauers zu fesseln. Zwei Männer treten hier im Bilde auf, grundverschieden in ihrer äußeren Erscheinung und in dem Charakter, den diese ausspricht: Jeder von beiden aber anziehend durch die Eigenart seines Wesens. Der eine, stämmig und breitschultrig, das Schwert an der Seite, in Reiterstiefeln, steht gebieterisch da. Die mächtige Stirn, die buschigen Brauen, der strenge, fast möchte man sagen, löwenartige Ausdruck des Gesichtes deuten auf überlegene, selbstbewußte Kraft. Der andere, eine schlanke Gestalt in schwarzem Gewande, steht von seinem Sitze zu jenem auf. Die Linke deutet auf ein Blatt Papier, in der Rechten hält er die Feder, gleich als warte er auf die Weisung in der Niederschrift fortzufahren. Sein Haar wallt frei in natürlichen Locken herab, wie das seines Gefährten, aber es umrahmt ein Gesicht, dessen weichen Zügen der leuchtende Stempel des Genius des Schönen aufgeprägt worden ist.

Zwei der Größten ihrer Nation und ihrer Zeit hat der Künstler in einer bedeutsamen historischen Situation vorführen wollen: John Milton dieser, jener Oliver Cromwell. — Eine

bewegte Zeit mußte es sein, welche diese beiden Männer auf eine solche Höhe zusammenführen konnte, wie sie damals sie einnahmen, und wahrlich bewegtere Tage hat das lustige Alt-England kaum je gesehn, ja man mochte sich fragen, ob merry old England nicht selbst in ihnen zu Grunde gehn würde. Genug und übergenug hatte das Volk geduldet, bis der Faden riß und die conservativste aller Nationen den verzweifelten Muth zu finden schien, mit uralten Traditionen ihres politischen Daseins zu brechen. Noch war der Nachglanz der ruhmreichen Regierung Elisabeths nicht verblichen, noch waren die Shakespeare und Raleigh dem Volke gegenwärtige Zeugen jenes heroischen Zeitalters, als die täppische Hand des königlichen Pedanten aus dem Geschlechte Stuart schon begonnen hatte, die Fäden zu zerfasern, welche den Monarchen mit dem Bürger verbanden. Und was Jakob ohne tiefere Berechnung begonnen, führte Karl I. mit eigenwilliger Absichtlichkeit weiter. Die allgemeine Richtung der Zeit auf die absolute Monarchie traf in ihm mit dem natürlichen Hang zum Wortbruch, zur Intrigue zusammen, die sich mit dem Decorum häuslicher Sittlichkeit und mit idealen künstlerischen Neigungen gar wohl vertrug. Ein Fürst, welcher heute Versprechungen gab, um sie morgen wieder zu brechen, welcher dem Rathe ernster Vaterlandsfreunde die Stimme eines weibischen Günstlings vorzog und die Gewaltsamkeiten der inneren Regierung nicht ein Mal durch den Glanz auswärtigen Kriegsruhms vergessen zu machen verstand, mußte mit der Vertretung der Nation in Zwiespalt gerathen. Drei Mal forderte er ihre Hülfe in den finanziellen Verlegenheiten, die ihn bedrängten, drei Mal trat ihm die Gegenforderung entgegen, zu achten, was sich als menschliches Recht des Volkes dem göttlichen Recht des Königthums nicht beugen wollte. Zuletzt löste er die ungefüge Versammlung höchst ungnädig auf, brachte die Kühnsten und

Beredtesten aus ihrer Mitte hinter den düstern Mauern des Tower zum Schweigen und beschloß, uneingeschränkt von parlamentarischer Kontrolle zu regieren. Und nun folgten die Jahre, da eine Gewaltthat die andere ablöste, und der einzelne Bürger den Muth fand gegen den ganzen Apparat der Willkür-Herrschaft den ungleichen Kampf um's Recht für sich, und damit immer auf's Neue für die Gesammtheit zu unternehmen.

Daß er auf zwei Gebieten gleichzeitig auszufechten war, machte diesen Kampf so erbittert. Die politischen Gewaltmaßregeln, die Misachtung der individuellen Freiheit, der Zwang der Besteuerung, vor Allem der Auflage des Schiffsgeldes, die beständige Gefahr, welche von Straffords genialem Despotismus in Irland drohte: Das allein reichte noch nicht aus, den Sturm zu entfesseln. Zu der Tyrannei im Staate trat die Tyrannei der Kirche. Indem der Staat das Wort der Kirche, die Kirche das Schwert des Staates in Dienst nahm, beschworen sich beide dieselben Gegner herauf. — In jener Zeit, da die politischen Gegensätze noch unheilvoll genug durch die religiösen bestimmt wurden, konnte der Sache der Toleranz kein schlimmerer Dienst geleistet werden, als wenn sich solche zu ihren Vertheidigern aufwarfen, die mit ungleichem Maß maßen, und deren Bestreben eine künstliche Einheit der Religions-Parteien zu schaffen, Englischen Gemüthern als eine Drohung gegen den Bestand des Gemeinwesens erschien. Noch wüthete auf dem Kontinent der furchtbare Krieg, der sich in der Böhmischen Hauptstadt an der Flamme religiöser Zwietracht entzündet hatte, noch war in frischer Erinnerung, wessen Dolche Heinrich IV. erlegen, noch gab es Männer, welche die Tage der Armada gesehen hatten. Die katholische Urbevölkerung von Irland war der Bundesgenosse aller auswärtigen Feinde. Die Pulver-Verschwörung war das unvertilgbare Schreckbild des ruhigen Bürgers. Daß man ein guter

Patriot sein könne, ohne ein guter Protestant zu sein, war dem Engländer von damals unfaßbar. Reliquien-Verehrung, die Transsubstantiation glauben, im Träger der dreifachen Krone das Haupt der Kirche erblicken war gleichbedeutend mit Verrath am Vaterlande. Das Gebiet des Glaubens und das Gebiet des Handelns war nirgends getrennt. Man wollte nicht die That, man wollte die Gesinnung gestraft wissen, und schlechtgesinnt erschien schon der, welcher sich nicht regelmäßig am Gottesdienst der Staatskirche betheiligte. Und nun erlebte man, daß der erste Würdenträger dieser Staatskirche, der Erzbischof William Laud mit dem ganzen Troß seiner Geschöpfe die Anhänger und die Formen jenes verhaßten Papismus ebenso deutlich zu begünstigen schien, als er alle diejenigen grausam verfolgte, welche die Gedanken der Reformation in Lehre, Ritus, Verfassung als ein Kleinod bewahrten und noch energischer durchführen wollten, denn bisher geschehn war. Während auf erzbischöflichen Befehl Hochaltäre, Heiligenbilder, geweihte Gefäße, brennende Kerzen und Kniebeugungen bei schwerer Strafe in den Kirchen wieder eingeführt werden mußten, wurde den Predigern bei schwerer Strafe verboten, über die Hauptsätze des Calvinistischen Dogmas von der Prädestination und Gnadenwahl zu predigen. Während nach langer blutiger Verfolgung endlich allen denen freiere Religions-Uebung gestattet wurde, deren geistliches Oberhaupt erst vor wenig Decennien den Bann gegen eine Englische Monarchin geschleudert, mußten sich diejenigen vor den Häschern des Fanatismus unter dem Schleier der Nacht in wüsten Einöden versammeln, die von den reformatorischen Gebräuchen ihrer Väter nicht lassen wollten. Die furchtbaren Tribunale der Sternkammer und der hohen Commission wetteiferten mit ihrer südlichen Schwester, der Inquisition. Im Kerker schmachtete, wer auf andere Weise seinem Gott zu nahen

wagte als strenge Vorschrift gebot. Die Schriften, in welchen mit der Tyrannei des Königs die Tyrannei der Anglikanischen Bischöfe angegriffen ward, wurden verbrannt. Die Autoren, von Henkers Hand gebrandmarkt, mitunter ihrer Ohren beraubt, wurden ausgepeitscht und am Pranger ausgestellt. Und Jahr für Jahr verließen, aller Wachsamkeit der Beamten zum Trotz, Schaaren von Gläubigen den Boden der Heimat, um jenseits des Oceans glücklichere Stätten aufzusuchen, wo der Diener der Kirche nicht Diener des Staates wurde, wo es einst keine bürgerliche Gewalt geben sollte, die es, wie im Mutterlande, unternommen hätte, Glaubenssätze, Ritus und kirchliche Verfassung zu regeln.

So vermischten sich politische und religiöse Beschwerden, man bemerkte, daß Staat und Kirche gleichsam eine Versicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit bildeten, daß die eifrigsten Verfechter des kirchlichen Zwanges auch die eifrigsten Verfechter der königlichen Willkür seien, und der ungeheuere Argwohn bemächtigte sich der Englischen Nation, mit der fürstlichen Absolutie solle der Katholicismus gewaltsam wieder eingeführt werden. Die beiden großen Parteien der Rundköpfe und Kavaliere traten immer schroffer auseinander. Der freiheitliebende, strenge, Calvinistische Puritaner sah sich durch eine tiefe Kluft getrennt von dem unterwürfigen, lebenslustigen Royalisten, dessen Sinn für das Romantische und Schöne in den katholisirenden, künstlerischen Bestrebungen der Kirche reiche Nahrung fand. Es waren zwei unverträgliche Lebens-Anschauungen, die den politischen und religiösen Gegensatz beherrschten. Jene verfochten die ewigen Gedanken von Recht und Pflicht, unbekümmert um die düstern, oft abstoßenden Farben, in welche sie sich kleiden, diese die begehrlichen Wünsche der Macht und Willkür, die sich mit dem gleissenden Gewande heiteren Genusses und üppiger Kunst zu schmücken wissen.

Der Kampf kam zum Ausbruch, als auch das muthige Volk der Schotten unter das Joch der kirchlichen Uniformität gezwungen werden sollte. Sein ruhmvoller Widerstand nöthigte Karl I. doch wieder die Vertreter seines Landes zu versammeln. Eine kurze Pause, und Alles, was die Jahre daher an dumpfem Groll zurückgehalten war, machte sich Luft. Die Revolution brach aus. Vergeblich opferte ihr der Monarch seinen treuesten Diener, ihre Fluthen stiegen höher und höher. Als der königliche Gewalt=Streich gegen die Führer der Bewegung mislungen war, verwandelte sie sich in den Bürgerkrieg. Kavaliere und Rundköpfe maßen sich im Felde. Der König unterlag; die Schotten, zu denen er sich geflüchtet, lieferten ihn aus. — Die Partei, in deren Hände er gerieth, welche über das Heer gebot, hatte sich erst während der Revolution aus der Gesammtmasse der Puritaner herausgebildet. Es waren die Independenten. Der Name besagt, was die Ideen dieser merkwürdigen Partei vor allem kennzeichnete. Sie wollte die Independenz, die Unabhängigkeit jeder einzelnen Gemeinde für sich und die Unabhängigkeit aller Gemeinden in Gestaltung ihres religiösen Lebens vom Staate. Den einzelnen Gleichgesinnten sollte der freieste Spielraum gewährt sein, sich zu einem religiösen Verein zusammenzuschließen, und dem Staate, wie er nicht angerufen wurde, die Gemeinde zu unterstützen, Geistliche zu besolden, Kirchen zu unterhalten, sollte keine Zwangs=Gewalt in Sachen des Dogmas, des Kultus oder der Kirchen=Verfassung zustehn. Solche Ideen entfernten die Independenten immer weiter von so Vielen der alten puritanischen Genossen. Diese, die Presbyterianer, hielten am Begriff der National= der Landeskirche unbedingt fest. Für sie war das Ideal die Kirchen=Verfassung Schottlands, in welcher der Presbyter, der Laien=Aelteste, eine so große Rolle spielte: Ein fest bestimmtes Dogma, ein fest

bestimmter Ritus, kirchliche Versammlungen, aufsteigend vom kleinen Orts-Kirchenrath bis zur großen Reichs-Synode, geistliche Rüge, Bann, Buße, Strafe für Ketzer und Sittenlose. Das Alles geschützt von der Staats-Gewalt und zu ihrer Stütze, mit unduldsamer Ausschließlichkeit auf die ganze Nation berechnet, eine Theokratie auf demokratischer Grundlage, zugeschnitten nach dem Muster des Calvinistischen Genf. Im Kampf gegen Karl I., William Laud und die bischöfliche Tyrannei waren Independenten und Presbyterianer einig, sie zerfielen, als man nach dem Niederreißen des Alten Hand an den Neu-Bau legen mußte. Diese, auf ihr augenblickliches Interesse bedacht, wollten den Arm des Staates nicht entbehren und die episkopale Zwingherrschaft einfach mit der presbyterialen vertauschen, jene, durch die voraufgegangenen Jahre gewitzigt, forderten Sonderung der kirchlichen und staatlichen Sphäre und Toleranz. Die einen kopirten die alte Vorlage nur mit anderen Farben, die anderen entwarfen einen ganz neuen Grundriß. — Der Sieg verblieb den Independenten. Ihre eisengepanzerten Reiter, bibel- und waffenkundig zugleich, waren von jenem unwiderstehlichen Fanatismus beseelt, der einst die Arabischen Schaaren unter dem Zeichen des Halbmondes zum Siege geführt hatte. Sie schlugen ihre Gegner aus dem Felde, sie vertrieben sie aus dem Parlament, sie dämpften den Aufstand, sie forderten den Kopf des Königs, der ihnen den wiederholten Bürgerkrieg verschuldet zu haben schien. Das Urtheil ward gesprochen, England wurde zur Republik.

Solche Jahre wühlen die Tiefen der Nation auf, von unten herauf steigen die Kräfte aus den erregten Massen, der Vorzug der Geburt hört auf, das Talent wird eine Macht. Dies war Milton's und Cromwell's Fall.

Einer ehrbaren Londoner Bürger-Familie ist der Dichter des verlorenen Paradieses entsprossen. Das elterliche Haus

athmete Frömmigkeit und Fleiß, aber der Schmuck der Kunst, liebliche Musik, war darum nicht von seiner Schwelle verbannt. Der frühreife Knabe wurde mit aller Sorgfalt erzogen und lohnte die Treue der Eltern und Lehrer durch erstaunliche Proben überreichen Wissens und dichterischen Talents. Fühlte er sich während der Studienzeit in Cambridge durch die pennalistische Rohheit mancher Kameraden und durch die dürre Scholastik mancher Lehrgegenstände abgestoßen, so machte ein eiserner Fleiß ihn auf allen Gebieten des Wissens heimisch. Aus der Antike schöpfte er seine Ideale der Vergangenheit, in der freien Entfaltung der natürlichen Kräfte ahnte er die Bildung der Zukunft. In den prosaischen Versuchen aus dieser Epoche weht gleichzeitig etwas vom Geiste Platos und Bacons von Verulam. Aber der Dichter bildete sich in den folgenden, friedlichen Jahren auf dem idyllischen Landsitz, den sich der Vater für seine alten Tage ausersehen hatte, dort, wo der plätschernde Colne üppige Wiesen durchströmt, und die stolzen Zinnen von Windsor über die rauschenden Wipfel des Waldes emporragen. Damals entstand l'Allegro und il Penseroso, das glänzende Doppelgestirn beschreibender Poesie, damals wurde der Comus gedichtet, jenes vielbewunderte Gelegenheits-Festspiel, das schon alle Stärken und Schwächen der Miltonschen Muse in sich birgt. Und wie der größte unserer Idealisten Jahre stillen Fleißes, wie der Künstler an seinem Kunstwerk förmlich an sich gearbeitet hat, „zum Ganzen strebend, um ein Ganzes zu bilden", so suchte Milton mit Bewußtsein sein äußeres und inneres Leben, den Menschen und den Poeten in ein schönes Gleichgewicht zu setzen, nach seinem Worte, daß der wahre Dichter selbst ein wahres Gedicht d. h. ein reiches Urbild der besten und rühmlichsten Züge sein müsse. — Auf die Lehrjahre folgten die Wanderjahre. Es zog ihn fort in die weite Welt, vor Allem nach der südlichen Natur,

nach den klassischen Stätten Italiens. Der schöne, redegewandte Fremdling fand überall die beste Aufnahme. Hugo Grotius in Paris, Galilei in Arcetri würdigten ihn ihres vertrauten Umgangs. Die Gelehrten und Schöngeister von Florenz, Rom und Neapel führten ihn in ihre Kreise ein, und ihn entzückte der Wohllaut der Sprache Dantes und Petrarcas, das üppige südliche Leben, der Geist der Renaissance, sowenig er aus seinem Abscheu vor der Priesterherrschaft ein Hehl machte. Der Ausbruch der vaterländischen Unruhen vereitelte seine Absicht Sicilien und Griechenland zu besuchen, es schien ihm, wie er sagt, unwürdig zum Vergnügen gemächlich umherzureisen, während die Mitbürger zu Hause für die Freiheit kämpften. Ueber Venedig und Genf kehrte er in die Heimat zurück und stürzte sich alsbald mit jugendlicher Frische in die hochgehenden Wogen des Kampfes. Wie er ihn auffaßte, mußte er auf vielen Gebieten gleichzeitig aufgenommen werden, und wie er sich selbst kannte, war seine Waffe die Feder und nicht das Schwert. Denn es war ein Kampf um Wahrheit und Freiheit, um die höchsten Güter der Nation, und in diesem gab es noch andere Siege zu erfechten, als auf dem Schlachtfelde. In unabhängiger Stellung, in der freiwilligen Muße eines Privat-Lehrers und Privat-Gelehrten warf er jene Reihe merkwürdiger Flugschriften auf den literarischen Markt, deren pedantische Breite und derbe Diktion uns Moderne oft verletzt, aus deren flammender Leidenschaft und bilderreicher Pracht aber oft genug der Dichter hervorleuchtet. In fünf rasch aufeinander folgenden Streitschriften schleuderte er seine Donnerkeile gegen das Pfaffenthum, vor Allem die Anglikanischen Bischöfe, forderte er Zurückgehn auf die ersten Gedanken der Reformation, die in England nur eine Halbheit gewesen war. Mit glänzender Beredtsamkeit nahm er die unveräußerlichen Rechte des Geistes in Schutz, forderte er

Freiheit der Presse. Und in klarer Erkenntnis, daß nur der freie Mensch den freien Bürger mache, untersuchte sein reformatorischer Sinn die Grundlagen des Familien-Lebens: Ehe und Erziehung. Durch eigene tragische Erfahrungen belehrt, durchdrungen von der hohen sittlichen Bedeutung der Ehe wollte er die engen Fesseln durchbrochen wissen, durch welche zwei Wesen unauflöslich aneinander gekettet waren, die zu spät erkannten, wie wenig ihre Verbindung dem häuslichen Glücke diene. Seine Schriften über die Ehescheidung haben in dem Gange der späteren Gesetzgebung eine glänzende Rechtfertigung gefunden. Vor Allem aber wandte er den Blick auf die Bildung der jungen Generation. Sein klarer Geist erkannte, daß jede Reform an der Schule, an der Erziehung anzusetzen habe, und sein Verlangen, daß die Sachkenntnis mit der Sprachkenntnis gleichen Schritt halten müsse, daß der Unterricht vom Sinnlichen aufsteigen müsse zum Geistigen, ein Vorläufer der pädagogischen Reform-Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, kann noch heute manches Echo wecken. Ein entschlossener Geist, wie der John Miltons, schrak auch vor der Behandlung der größten Tagesfrage nicht zurück. Noch war das Haupt des Königs nicht gefallen, als er schon für sich begonnen hatte in der Schrift „Ueber das Recht der Könige und Obrigkeiten" den Beweis zu versuchen, daß ein tyrannischer Fürst von seinem Volke zur Rechenschaft gezogen und, seiner Schuld überführt, mit Absetzung oder mit dem Tode bestraft werden dürfe.

So war er unermüdlich thätig, ohne den Gedanken an Lohn aus freiem Antriebe mit seiner Feder der Sache der Freiheit und des Volkes zu dienen, jugendfrisch und kampfesmuthig, ein Journalist im größten Stile, wie die Geschichte kaum einen zweiten kennt. Seine Talente blieben nicht unbemerkt. Kurze Zeit, nachdem die Republik proklamirt worden war, am drei-

zehnten März 1649 trug ihm der Staatsrath das Amt eines Sekretärs der fremden Sprachen an. Man beliebte für den diplomatischen Verkehr mit den auswärtigen Nationen die Lateinische Sprache. Niemand erschien fähiger sie zu handhaben, als John Milton. Er zögerte nicht, dem Antrag Folge zu leisten. Mochte mit dem neuen Amt auch manches Mechanische verbunden sein, hier galt keine Weigerung. „Und wäre es die niedrigste Dienstleistung, war seine Ansicht, die Gott durch seinen Geheimboten, das Gewissen, von mir fordert, Schmach über mich, wenn ich ihm nicht folgte!" Nach zwei Tagen erfolgte seine Bestallung, einige Zeit nachher siedelte er aus seiner bescheidenen Wohnung nach Whitehall über, um dem Staatsrath nahe zu sein.

Niemand hatte in dieser Behörde eine größere Bedeutung als Oliver Cromwell.

Wie ganz verschiedene Bahnen hatte das Leben diesen geführt! Einer alten Waliser Familie entstammt, welche mit Stolz Heinrichs VIII. mächtigen Minister, Thomas Cromwell, den „Hammer der Mönche" an die Spitze ihrer Ahnenreihe stellte, erhielt er in Cambridge und London eine nicht eben sehr gründliche akademisch-juristische Bildung, wie sie die Mitglieder seines Standes, der landsässigen Gentry, sich anzueignen pflegten. Es liegt ein Dunkel über der genaueren Geschichte seiner Jugend, der Mythus, von Gunst und Haß der Parteien genährt, überwuchert die historische Wahrheit. Aber wir wissen, daß in diesem stürmischen Geiste in gewaltigem Ringen eine Wandlung vorging, die seinem ganzen Denken und Handeln die Richtung für's Leben gab. Der gläubige, ernste Puritaner, dem das dogmatische System gleichgültig war, der sich aber um so fester mit der Ueberzeugung durchdrang, ein erwähltes Werkzeug in der Hand Gottes zu sein, der Heilige, der religiöse Enthusiast kommt in

ihm zum Ausdruck. Wer sich nicht darüber erheben kann, Cromwell's Sprache für den verächtlichen Jargon der Heuchelei, Cromwell's Sitten für die durchsichtige Maske berechnender Politik zu halten, lasse sich aus seinen vertrautesten Briefen, die er an Verwandte und Freunde gerichtet, den wahrsten Ergießungen seines Herzens, das Gegentheil beweisen. Wie er hier erscheint, energisch und beschaulich, weltklug und mystisch zu gleicher Zeit, so wirkte er im Kreise seiner Familie, seiner Mitbürger, auf der ererbten Scholle, von Anfang an ein heftiger Gegner der Despotie in der Kirche und in dem Staate Karl's I. Auch seine Stimme ertönte in der letzten stürmischen Versammlung, auf welche das eilfjährige parlamentarische Interregnum folgte. Sein Haus wurde in dieser Zeit ein Asyl für die verjagten Geistlichen, sein Wort trat für das Recht seiner Landschaft ein, als königliche Willkür den Besitz der Privaten angriff, seine wuchtige Gestalt war in der dichten Reihe der Volks-Vertreter zu erblicken, welche der König nach langer Pause zu berufen und wieder zu berufen sich entschließen mußte.

Aber seine Größe lag auf einem anderen Felde. Erst als die Waffen statt der Worte sprachen, lenkte er Aller Augen auf sich. Er fühlte, daß man der legalen Ritterlichkeit der Cavaliere ein anderes ideales Element entgegensetzen müsse. „Ich will Männer erwerben — sagte er zu seinem Vetter John Hampden, — welche Gottesfurcht im Herzen tragen, die ihr Gewissen treibt, und ich versichere Euch, sie sollen nicht geschlagen werden." Danach handelte er. Er bildete seine Eisenseiten aus der Klasse der Freisassen und kleinen Landleute, beugte sie unter die Gesetze einer eisernen Disciplin, erfüllte sie mit einem heiligen Eifer und führte sie zum Siege. Er war es, dem man allein die großen Erfolge verdankte, den man nirgends umgehen konnte, und dessen mächtige Persönlichkeit eine unwiderstehliche Gewalt

ausübte. Die Siege von Marston-Moor, von Naseby, von Preston machten ihn zum Befreier und Retter. Das independentische Heer, die kriegerische Masse der „Heiligen", war Werkzeug in seiner Hand, und er theilte ihre Gefühle insoweit, daß er den König opferte.

Mit der Republik stieg sein Gestirn und sein Ehrgeiz. Sein Arm allein konnte mit grausamer Kraft Irland bändigen, Schottland zum Gehorsam zurückführen, den Prätendenten, Karl II., verjagen. Und indem die Militär-Macht, durch ihn so gewaltig gesteigert, in unvermeidliche Konflikte mit der Civil-Macht gerieth, zersprengte er jenes Parlament, das sich in Permanenz erklären zu wollen schien, entbot er ein neues, wesentlich aus Mitgliedern der „Heiligen" zusammengesetzt, brachte auch dies zur Auflösung, als es Miene machte, tief einschneidende Beschlüsse gegen Patronat und Zehnten zu fassen und ließ sich die Würde des Protektors, des Beschützers der Republik übertragen. Er wurde allmählich zum Alleinherrscher, der monarchische Gedanke drängte sich in neuer Form in der Verfassung des Landes wieder vor.

So wurden sie beide in den alten königlichen Gemächern von Whitehall zusammengeführt, John Milton und Oliver Cromwell, der Mann des Wortes und der Mann der That, jeder von beiden eine streng in sich abgeschlossene Individualität, jeder Meister in seinem Fache, durch dieselbe Welle der stürmischen Zeit emporgehoben, um demselben Gemeinwesen in gemeinsamer Arbeit zu dienen.

Der Bund des Dichters mit dem Staatsmann erscheint an sich nicht natürlich. Denn zu verschiedenartig sind die Sphären, in denen sie sich bewegen. Sie leben in getrennten Welten, der Welt der Einbildung und der Welt der Wirklichkeit. Der eine mag, wenn er in goldenen Stunden aus luftigen Träumen sein Gebäude des Schönen errichtet, sich über den Schmutz der Erde

erheben, der andere darf sich nicht für zu stolz halten, mit oft sehr unreinem Kitt und Mörtel, die seinem Werke dienen müssen, die Hand zu beflecken. Jener überschwebt in idealistischem Fluge Zeiten und Räume, dieser berechnet realistisch jede Minute und jeden Schritt. Läuft jener Gefahr, über dem abstrakten Gedanken die Fülle des Lebens, über dem Ziel die Mittel zu vergessen, so droht diesem die Klippe sich im Einzelnen zu verlieren und die große Idee durch kleinliche Rücksichten zu verkümmern. Allerdings seit den Tagen der Propheten sind Dichter und Politiker nicht selten selbst in einer Person verbunden gewesen. Für den Sänger der göttlichen Komödie fiel beides zusammen, Ulrich von Hutten glühte als Dichter für's Vaterland, als Patriot für die Dichtung, Lamartine getraute sich die Wogen der Revolution zu beschwören. Aber bei genauerer Betrachtung wird man finden, daß meistens in solchen Naturen der Poet dem Politiker, häufiger der Politiker dem Poeten geopfert wurde. — Bei dem gewaltigen Uebergewicht der Persönlichkeit und der Stellung Oliver Cromwell's war dies Letzte nun freilich nicht zu fürchten, daß aber auch jenes nicht geschah, daß jeder von beiden sein Wesen voll und rein bewahrte, und beide sich dennoch in der Hauptsache verstanden, macht diesen Bund zu einer so edlen, man möchte sagen, vornehmen Erscheinung.

Es ist bedauerlich, daß wir über das nächste persönliche Verhältniß beider Männer so wenig wissen. Zwar in der ersten Zeit der Republik konnte sich ein solches kaum herstellen. Es war die Zeit, als Milton durch die Streitschriften, die er im officiellen Auftrag des Staatsrathes abfaßte, sich Europäischen Ruhm erwarb: den Bilderstürmer, der sich gegen eine plumpe Fälschung richtete, deren Zweck die „sentimentale Vergötterung“ des Königs-Märtyrers war, die erste Vertheidigung des Englischen Volkes, in der er den Ruhmeskranz des großen Salmasius zerzauste und

den Wahn vom göttlichen Rechte des Königthums zerstörte. Aber Cromwell war damals fast beständig abwesend und mit der Bekämpfung Irlands und Schottlands beschäftigt. Erst als er zurückgekehrt war, die Zügel der Regierung mehr und mehr selbst ergriff, konnten beide Männer sich näher treten. Es wäre wohl irrig zu vermuthen, daß sie zu intimen Freunden geworden, in vertrautem Umgang mit einander verkehrt hätten. Künstlerische Phantasie mag sich ausmalen, wie der Protektor, auf sein Schwert gestützt, mit der Lady Protectreß im Kreise seiner Kinder und Getreuen dem Orgelspiel des Dichters lauscht. Die Geschichte weiß nichts davon. Auch darf man den Unterschied der socialen Stellung nicht vergessen, der selbst im republikanischen England hervortreten mußte. Cromwell war doch immerhin der gewaltige Beherrscher dieses Großbritannischen Reiches, das unter ihm erst eine Wahrheit wurde, der Mann, dessen Wort zu Land und zur See gebot, dessen Gunst von den Staaten des Kontinents umworben ward, vor dessen Winke Throne wankten und Könige bebten. Milton war und blieb auch im Dienste des Protektors der einfache Sekretär, auf eine bescheidene Lebensstellung angewiesen, dazu verwandt Depeschen abzufassen, Uebersetzungen und Auszüge zu machen, Pässe und Beglaubigungsschreiben auszufertigen, einzelne Gesandte zu empfangen und nur selten in der Lage, die Feder zu einer größeren Staats-Schrift oder einem rhetorischen Meisterwerk anzusetzen, wie es seinem Genius entsprach.

Aber wir haben doch einige Zeugnisse, die uns Aufklärung darüber geben, wie beide Männer zu einander standen. In jenen politisch erregten Tagen fand der Dichter Milton nur Muße einen Kranz von Sonetten zu flechten, deren gegebener Form der ernste Inhalt am besten sich einfügte. Unter ihnen nehmen diejenigen eine hervorragende Stelle ein, in welchen gleichsam

die Charakter-Köpfe republikanischer Helden auftreten. Und da erscheint neben dem Feldherrn Thomas Fairfax und dem Denker Henry Vane auch Oliver Cromwell. Das Sonett, welches seinen Namen an der Spitze trägt, stammt aus dem Mai 1652, also noch aus der Zeit vor Cromwells Protektorat. Der Dichter ruft dem Helden zu:

„Cromwell, Du, unser Haupt, der Du gedrungen
Durch der Verwirrung Sturm, der Schlachten Blut,
Geführt vom Glauben, von des Herzens Muth,
Der Frieden uns und Wahrheit kühn errungen,
Der Gottes Siegesbanner Du geschwungen,
Gezügelt des gekrönten Feindes Wuth,
Als Deinen Ruhm gerauscht des Darwen Fluth,
Und Dunbar's Höhn von Deinem Preis erklungen."

Aber noch darf der Kampf nicht ruhn, auch der Friede hat seine Siege: . . . .

„O hilf ein frei Gewissen uns erretten
Ein neuer Feind will unsre Seelen ketten."[1])

Und er nennt ihn diesen neuen Feind, freilich sehr unparlamentarisch mit einem seiner Lieblingsbilder: „Die Miethlings-Wölfe". Es sind die presbyterianischen Geistlichen, die Miethlinge des Staats, die das Joch der bischöflichen Staatskirche nur abgeschüttelt haben, um das Joch der presbyterianischen Staatskirche an die Stelle zu setzen, welche die fetten Pfründen und Besoldungen nicht hergeben wollen, die der Staat ihnen garantirt, statt sich mit dem zu begnügen, was die Gemeinde aufbringt, für deren Zweck sie da sind.

Aber noch deutlicher als dies Sonett spricht eine Stelle in der „zweiten Vertheidigung des Englischen Volkes", die, hervor-

[1]) Nach der Uebersetzung von Carrière: Die Kunst im Zusammenhang der Cultur-Entwicklung. IV. 639.

gerufen durch beständige, schmähsüchtige Angriffe, im Jahre 1654, ein Jahr nach Cromwells Erhebung zum Protektorat erschien. Mit feinem Takt sind diesem großartigen geschichtlich-rhetorischen Gemälde einige Portraits eingefügt, biographische Skizzen, in welchen neben den feilen Sklaven, den kriechenden Lohnschreiber der Fürsten der freie Mann, der stolze Bürger der Republik gestellt wird. Von den Bildern dieser letzten Art ist am anziehendsten das Bild, das Milton nach Art der großen Künstler kühn genug war von sich selbst zu entwerfen und dem Zerrbilde, das seine Gegner geschaffen hatten, gegenüber zu stellen. Daneben die Portraits der übrigen republikanischen Größen: John Bradshaws, der beim Proceß des Königs präsidirt hatte, Thomas Fairfax, Fleetwood's, Overton's rc., Allen voran aber wiederum Oliver Cromwell's. In klassischer Sprache skizzirt er das Jugend-Leben des puritanischen Heros, nennt er ihn den größten und ruhmvollsten Bürger, den Befreier des Vaterlandes, den Wächter, den Erhalter. Man könnte meinen, dieser Redeprunk sei die schmeichlerische Demüthigung des Journalisten vor dem Manne der That, weil der Erfolg auf dessen Seite stand. Kein größeres Unrecht könnte man Milton anthun. Wenn er die wahrhaften Verdienste des mächtigen Genius erhebt, so opfert er seine eigne Meinung deshalb nicht auf. Der Anwalt des Freistaates stellt sich ebenbürtig neben seinen Protektor. In demselben Athem, in dem er seinen Namen zu den Sternen erhoben hat, fordert er Gehör für sich und alle Freien in England und wagt es, dem Sieger ahnungsvolle Warnungen und Ermahnungen zuzurufen:

„Denke daran, welch' ein kostbares Kleinod die Freiheit ist, welche das Vaterland Deinem Schutze anvertraut hat, denke daran, daß dies Vaterland die Hoffnung, die es eben noch auf seine trefflichsten Bürger setzte, jetzt auf Dich allein übertragen hat. Ehre diese Hoffnung, ehre dies Vertrauen. Ehre das Antlitz

und die Wunden all der Tapferen, die unter Deiner Führung so wacker für die Freiheit gestritten haben, ehre die Schatten derer, die im Kampfe gefallen sind, ehre das Urtheil der fremden Völker, die von unserem tapfer erkämpften und rühmlich geschaffenen Gemeinwesen so Viel erwarten .... ehre vor allem Dich selbst und laß es nicht geschehn, daß die Freiheit, für welche Du so vielen Sorgen und Gefahren Trotz geboten, von Dir selbst oder von andern verletzt werde. Du kannst nicht frei sein, wenn wir es nicht sind. Denn das ist ein ewiges Gesetz der Natur, daß der, welcher andern die Freiheit raubt, zuerst die seinige verlieren und sich zum Sklaven machen muß."[1])

Und nun faßt er alle die Forderungen zusammen, deren Erfüllung er von dem großen Staatsmann erwartet. Es ist vor allem Trennung des aus der Vergangenheit überkommenen, nach Milton's Ansicht unheilvollen, ja unsittlichen Bundes zwischen Kirche und Staat. Jenes Verhältniß sei aufgehoben, bei welchem beide Gewalten sich scheinbar gegenseitig ihre Hilfe leihen, um sich in Wahrheit gegenseitig zu schwächen. Die Kirche sei ganz auf sich selbst angewiesen, auf eigene Kraft gestellt, ohne die Fähigkeit, thätliche Gewalt auszuüben. Dies ist aber, man hatte es unter Karl I. erlebt, am wenigsten möglich, so lange ihre Diener bezahlte Staatsdiener sind. „Denn die Gewalt wird nie aufhören, so lange der Sold für Verkündung des Evangeliums wider Willen den Unterthanen abgepreßt wird, was nur dazu dient, die Religion zu vergiften und die Wahrheit zu erwürgen."

Er verlangt sodann Verbesserung der Gesetze, nicht sowohl durch Zufügung neuer, als durch Abschaffung alter. „Schaffe mehr alte Gesetze ab, als Du neue einführst. Es giebt oft Leute im Staate, die ein ähnlicher Kitzel treibt, viele Gesetze zu machen,

---

[1]) Dies wie das Folgende nach Liebert: Milton. Hamburg 1860.

wie ihn gewisse Dichterlinge empfinden, viele Verse hinzusudeln, aber je größer die Anzahl der Gesetze, desto geringer ihr Werth, aus einem Zügel werden sie zum Fallstrick; sorge daher, daß die Vorschriften, die Du als nöthig aufrecht erhältst, sowie die, welche Du zufügst, nicht die Guten und Bösen unter das gleiche Joch beugen. Strafe das Verbrechen, aber verbiete nicht an sich Erlaubtes, unter dem Vorwand, es könne gemißbraucht werden. Das Gesetz vermag nur das Laster zu zügeln, die Freiheit allein ist die Bildnerin der Tugend."

Er fordert endlich bessere Sorge für die Erziehung der Jugend, von Staatswegen, ohne andere Gunst und Parteilichkeit als für Wissen und Talent, Freiheit der Lehre, Freiheit der Presse. Auf diesem Boden können die widerstrebenden Kräfte, Lüge und Wahrheit, im Kampfe sich messen, auf diesem langsamen, sicheren Wege gelangt man zum Zustande eines friedlichen Glückes. Solche Bestrebungen und das Bemühen Aberglauben, Habsucht, Luxus zu bekämpfen, fügt er mahnend an die Adresse seiner Mitbürger hinzu, sind werthvoller als Vermehrung der Einkünfte durch raffinirte Kunstgriffe, Vergrößerung des Heeres und der Flotte, Ueberlistung fremder Gesandten, Abschließung schlauer Verträge und Bündnisse.

So wagte es damals der erste Schriftsteller der Nation vor ihrem ersten Staatsmann zu sprechen.

Persönliche Aeußerungen der Art, in welchen der Protektor sich über den Sekretär ausgesprochen hätte, besitzen wir nicht, daß er aber seinen Werth vollauf erkannte, schließen wir aus seinem Verhalten gegen ihn und aus der Art, wie er ihn beschäftigte. Als Cromwell das Protektorat erlangte, welches Milton stillschweigend anerkannte, war über den Dichter bereits das schwere Leiden gekommen, das seine Gestalt zu einer doppelt ehrwürdigen gemacht hat. Sein linkes Auge hatte längst seine

Sehkraft eingebüßt, nun begann auch das Licht des rechten Auges zu erlöschen. Unermüdlich beschäftigt dem Gemeinwohl mit der Feder zu dienen, opferte er recht eigentlich dem Vaterlande, was der Mensch am ängstlichsten hütet, was ihm doppelt theuer sein mußte. Den Dichter, dessen Schöpfungen die äußere Welt, Farben-Fülle und Formen-Schönheit wiederspiegeln sollen, begann eine undurchdringliche Nacht zu umhüllen. Oliver Cromwell verstieß ihn deshalb nicht aus seinem Dienst. Milton hatte schon früher, wie es scheint, in dem deutschen Dichter Weckherlyn, einen Gehülfen gehabt. Unter Beigabe eines solchen konnte er auch jetzt noch, neben dem Staats-Sekretär Thurloe, mit Nutzen seine Talente für den Staat verwenden. Sein Geschäftskreis ließ sich verengen, man konnte ihn von der lästigen Verpflichtung befreien, bei Konferenzen mit den Gesandten gegenwärtig zu sein, und handelte es sich darum, im Auftrag und nach Angabe des Protektors eine Depesche abzufassen oder eine Denkschrift auszuarbeiten, so mochte er sie einem anderen in die Feder diktiren. Auf diese Weise sind die berühmten Depeschen des Jahres 1655 entstanden, so großartig gedacht und geformt, wie nicht leicht ähnliche aus irgend einer Staats-Kanzlei jemals hervorgegangen sein mögen, der schönste Ausdruck des Zusammenwirkens der beiden Männer, von denen der eine das Schwert, der andere die Feder für sein Vaterland führte. Sie drehen sich fast ausschließlich um die Angelegenheit der Waldenser, welche für den Staatsmann, wie für den Dichter zur Herzenssache wurde, und deren Bekanntwerden in allen protestantischen Landen Europas mit einem Schrei der Entrüstung und des Abscheus aufgenommen wurde.

In einigen Piemontesischen Alpenthälern lebte das arme Volk der Waldenser, in seinem Glauben von seinen katholischen

Landsleuten geschieden und von der Kirche als ketzerisch betrachtet, der Herrschaft der Herzöge von Savoyen unterworfen. Diese hatten den Waldensern zu verschiedenen Malen Privilegien eingeräumt, durch die ihre religiöse Freiheit gewährleistet wurde, und es war gelungen, diese Privilegien durch alle Verfolgungen hindurch zu retten. Im Anfang des Jahres 1655 wurde aber ein Kampf gegen sie eröffnet, der, abgesehen vielleicht von der Irischen Revolution des Jahres 1641 und dem Aufruhr in den Cevennen, seines Gleichen in der neueren Geschichte nicht hat. Die Römische Propaganda stellte sich an die Spitze der Bewegung, und der Hof von Turin übernahm die gehorsame Ausführung ihrer Befehle. Den Waldensern wurde die Wahl gelassen, den Katholicismus anzunehmen oder auszuwandern. Nur vier Gemeinden wurden ihnen zum Wohnen und zur Ausübung ihrer Religion angewiesen, auch hier sollte die Messe täglich celebrirt, der Versuch, einen Protestanten von der Abschwörung seines Glaubens zurückzuhalten, mit dem Tode bestraft werden. Mitten im Winter verließen zahlreiche Familien den heimischen Heerd, aber noch während Abgesandte mit dem Hof von Turin unterhandelten, drang ein Heer von 15000 Mann in die Thäler ein, verbrannte 22 Dörfer und erfüllte die ganze Landschaft mit Scenen unmenschlicher Gräuel, wie sie unserm Gedächtniß nicht etwa in Gestalt übertreibender Gerüchte, sondern durch die glaubwürdigsten, in trocknen Zahlen redenden Dokumente überliefert worden sind. Hunderte von Frauen und Kindern wurden verbrannt, hunderte von den Felsen in die Tiefe geschleudert, ein großer Theil der streitbaren Männer erlag im nutzlosen Kampfe. Die übrig Gebliebenen wandten sich Hilfe suchend an Cromwell, dessen Name bis in diese einsamen Thäler seinen Weg gefunden hatte. Ihr Ruf fand in England ein Echo. Eine Sammlung,

welche hier für die Opfer des Fanatismus veranstaltet wurde, ergab sofort die Summe von beinahe 40000 £. Erst kurz zuvor war der Admiral Blake im Mittelmeer mit einer ansehnlichen Flotte erschienen und hatte, indem er alte Forderungen vorbrachte und ihre Gewährung erzwang, die Italiänischen Höfe und selbst die päbstliche Residenz in den größten Schrecken versetzt. Auf's Neue wurde der Plan erwogen, die Flagge der Englischen Republik zum Schutze der Glaubensgenossen wehen zu lassen, wurde die Drohung hörbar, Englische Truppen an der Küste von Nizza zu landen. Gleichzeitig arbeitetete der Gesandte, welcher England bei der Eidgenossenschaft vertrat, der berühmte Mathematiker John Pell, mit höchstem Eifer daran, die reformirten Kantone zum Einschreiten zu bewegen. Durch Frankreich zu Mazarin, nach Turin zum Herzog von Savoyen wurde Sir Samuel Morland geschickt, wie Pell als Naturforscher bedeutend. Er sollte den mächtigen Minister zur Einwirkung auf den Savoyischen Herzog ... fer und diesem selbst das Verwerfliche
und die möglichen Folgen seines ... die berühmten Vergehens klar machen. Die
Rede, mit der er sich in Turin einfüh... gedacht und feste, die Briefe des Pro-
tectors, die ihn unterstützten, waren von keine... aats-Kanzlei jenem Geringeren verfaßt
als von John Milton. Und von Milton's ... f des Zusammenhang rührten alle
die Sendschreiben, deren Abfassung der Protektor i... das Schwert, ... einer beinahe
fieberhaften diplomatischen Thätigkeit für die Sache d... drehen sich fast ... Waldenser
befahl. Fast alle protestantischen Mächte, der König v... welche für den ... Schwe-
den, der König von Dänemark, die reformirten Kanton... wurde, und ... der
Schweiz, die vereinigten Niederlande wurden zu gemeinsa... den Europas einer
Thätigkeit aufgerufen. Bis zu Georg Rakoczi, dem Fürsten vo... aufgenommen
Siebenbürgen, drang der Hilfe-Ruf, den Cromwell im Namen ... das arme
des gesammten Protestantismus erhob. Man hatte zuletzt die ... katholischen
Genugthuung, durch Frankreichs Bemühungen den Leiden ein

Ziel gesetzt zu sehen, deren Zeugen die Savoyischen Berge gewesen waren. — Für Milton's Feder konnte es kein geeigneteres Thema geben. Der ganze Schmerz und die ganze Entrüstung über das Geschehene findet sich in seinen feurigen Worten ausgedrückt, seine Depeschen sind nur eine prosaische Uebertragung der Verse, in denen er das Martyrium derer beklagt, deren Jammer aus ihren heimatlichen Thälern zum Himmel schreie. Und so stellte er überhaupt mit wahrer Begeisterung sein Talent zu Diensten Oliver Cromwell's, sobald dessen Politik eine immer entschiedenere Wendung gegen die Macht Spaniens nahm, die alte Feindin der Englischen See- und Handels-Größe. Das Kriegs-Manifest gegen Spanien, die Depeschen, in welchen der Protektor die Protestanten des Kontinents ermahnt, von ihren Zwistigkeiten unter einander abzustehn und die ganze Kraft zum Kampfe gegen den einen Feind aufzusparen: alle diese Aktenstücke sind von Milton verfaßt.

Wenn etwas die beiden Männer vereinigte, so war es dies protestantische Gemeingefühl. Cromwell erklärte seinem Parlament: „Die große Angelegenheit, mit welcher verglichen alle anderen nichts bedeuten, ist zu wissen, ob die Christliche Welt ganz und gar dem Pabstthum unterworfen werden soll“ und forderte seine Engländer auf, sich um Luthers Psalm: „Eine feste Burg“ als die gemeinsame Parole zu schaaren. Milton hatte von je mit jenem auserlesenen Kreise von Männern verkehrt, als deren Repräsentant der Schotte Dury gelten kann, deren Pläne auf eine Vereinigung, auf einen Bund wie der protestantischen Kirchen so aller akatholischen Mächte Europas abzielten.

In diesen gemeinsamen Bestrebungen ließen sich beide Männer zu einer Inkonsequenz fortreißen, die sich mit ihren übrigen Grundsätzen schlecht vertrug. Beide, Cromwell wie Milton,

ihm zum Ausdruck. Wer sich nicht darüber erheben kann, Cromwell's Sprache für den verächtlichen Jargon der Heuchelei, Cromwell's Sitten für die durchsichtige Maske berechnender Politik zu halten, lasse sich aus seinen vertrautesten Briefen, die er an Verwandte und Freunde gerichtet, den wahrsten Ergießungen seines Herzens, das Gegentheil beweisen. Wie er hier erscheint, energisch und beschaulich, weltklug und mystisch zu gleicher Zeit, so wirkte er im Kreise seiner Familie, seiner Mitbürger, auf der ererbten Scholle, von Anfang an ein heftiger Gegner der Despotie in der Kirche und in dem Staate Karl's I. Auch seine Stimme ertönte in der letzten stürmischen Versammlung, auf welche das eilfjährige parlamentarische Interregnum folgte. Sein Haus wurde in dieser Zeit ein Asyl für die verjagten Geistlichen, sein Wort trat für das Recht seiner Landschaft ein, als königliche Willkür den Besitz der Privaten angriff, seine wuchtige Gestalt war in der dichten Reihe der Volks-Vertreter zu erblicken, welche der König nach langer Pause zu berufen und wieder zu berufen sich entschließen mußte.

Aber seine Größe lag auf einem anderen Felde. Erst als die Waffen statt der Worte sprachen, lenkte er Aller Augen auf sich. Er fühlte, daß man der legalen Ritterlichkeit der Cavaliere ein anderes ideales Element entgegensetzen müsse. „Ich will Männer erwerben — sagte er zu seinem Vetter John Hampden, — welche Gottesfurcht im Herzen tragen, die ihr Gewissen treibt, und ich versichere Euch, sie sollen nicht geschlagen werden." Danach handelte er. Er bildete seine Eisenseiten aus der Klasse der Freisassen und kleinen Landleute, beugte sie unter die Gesetze einer eisernen Disciplin, erfüllte sie mit einem heiligen Eifer und führte sie zum Siege. Er war es, dem man allein die großen Erfolge verdankte, den man nirgends umgehen konnte, und dessen mächtige Persönlichkeit eine unwiderstehliche Gewalt

ausübte. Die Siege von Marston-Moor, von Naseby, von Preston machten ihn zum Befreier und Retter. Das independentische Heer, die kriegerische Masse der „Heiligen", war Werkzeug in seiner Hand, und er theilte ihre Gefühle insoweit, daß er den König opferte.

Mit der Republik stieg sein Gestirn und sein Ehrgeiz. Sein Arm allein konnte mit grausamer Kraft Irland bändigen, Schottland zum Gehorsam zurückführen, den Prätendenten, Karl II., verjagen. Und indem die Militär-Macht, durch ihn so gewaltig gesteigert, in unvermeidliche Konflikte mit der Civil-Macht gerieth, zersprengte er jenes Parlament, das sich in Permanenz erklären zu wollen schien, entbot er ein neues, wesentlich aus Mitgliedern der „Heiligen" zusammengesetzt, brachte auch dies zur Auflösung, als es Miene machte, tief einschneidende Beschlüsse gegen Patronat und Zehnten zu fassen und ließ sich die Würde des Protektors, des Beschützers der Republik übertragen. Er wurde allmählich zum Alleinherrscher, der monarchische Gedanke drängte sich in neuer Form in der Verfassung des Landes wieder vor.

So wurden sie beide in den alten königlichen Gemächern von Whitehall zusammengeführt, John Milton und Oliver Cromwell, der Mann des Wortes und der Mann der That, jeder von beiden eine streng in sich abgeschlossene Individualität, jeder Meister in seinem Fache, durch dieselbe Welle der stürmischen Zeit emporgehoben, um demselben Gemeinwesen in gemeinsamer Arbeit zu dienen.

Der Bund des Dichters mit dem Staatsmann erscheint an sich nicht natürlich. Denn zu verschiedenartig sind die Sphären, in denen sie sich bewegen. Sie leben in getrennten Welten, der Welt der Einbildung und der Welt der Wirklichkeit. Der eine mag, wenn er in goldenen Stunden aus luftigen Träumen sein Gebäude des Schönen errichtet, sich über den Schmutz der Erde

erheben, der andere darf sich nicht für zu stolz halten, mit oft sehr unreinem Kitt und Mörtel, die seinem Werke dienen müssen, die Hand zu beflecken. Jener überschwebt in idealistischem Fluge Zeiten und Räume, dieser berechnet realistisch jede Minute und jeden Schritt. Läuft jener Gefahr, über dem abstrakten Gedanken die Fülle des Lebens, über dem Ziel die Mittel zu vergessen, so droht diesem die Klippe sich im Einzelnen zu verlieren und die große Idee durch kleinliche Rücksichten zu verkümmern. Allerdings seit den Tagen der Propheten sind Dichter und Politiker nicht selten selbst in einer Person verbunden gewesen. Für den Sänger der göttlichen Komödie fiel beides zusammen, Ulrich von Hutten glühte als Dichter für's Vaterland, als Patriot für die Dichtung, Lamartine getraute sich die Wogen der Revolution zu beschwören. Aber bei genauerer Betrachtung wird man finden, daß meistens in solchen Naturen der Poet dem Politiker, häufiger der Politiker dem Poeten geopfert wurde. — Bei dem gewaltigen Uebergewicht der Persönlichkeit und der Stellung Oliver Cromwell's war dies Letzte nun freilich nicht zu fürchten, daß aber auch jenes nicht geschah, daß jeder von beiden sein Wesen voll und rein bewahrte, und beide sich dennoch in der Hauptsache verstanden, macht diesen Bund zu einer so edlen, man möchte sagen, vornehmen Erscheinung.

Es ist bedauerlich, daß wir über das nächste persönliche Verhältniß beider Männer so wenig wissen. Zwar in der ersten Zeit der Republik konnte sich ein solches kaum herstellen. Es war die Zeit, als Milton durch die Streitschriften, die er im officiellen Auftrag des Staatsrathes abfaßte, sich Europäischen Ruhm erwarb: den Bilderstürmer, der sich gegen eine plumpe Fälschung richtete, deren Zweck die „sentimentale Vergötterung" des Königs-Märtyrers war, die erste Vertheidigung des Englischen Volkes, in der er den Ruhmeskranz des großen Salmasius zerzauste und

den Wahn vom göttlichen Rechte des Königthums zerstörte. Aber Cromwell war damals fast beständig abwesend und mit der Bekämpfung Irlands und Schottlands beschäftigt. Erst als er zurückgekehrt war, die Zügel der Regierung mehr und mehr selbst ergriff, konnten beide Männer sich näher treten. Es wäre wohl irrig zu vermuthen, daß sie zu intimen Freunden geworden, in vertrautem Umgang mit einander verkehrt hätten. Künstlerische Phantasie mag sich ausmalen, wie der Protektor, auf sein Schwert gestützt, mit der Lady Protectreß im Kreise seiner Kinder und Getreuen dem Orgelspiel des Dichters lauscht. Die Geschichte weiß nichts davon. Auch darf man den Unterschied der socialen Stellung nicht vergessen, der selbst im republikanischen England hervortreten mußte. Cromwell war doch immerhin der gewaltige Beherrscher dieses Großbritannischen Reiches, das unter ihm erst eine Wahrheit wurde, der Mann, dessen Wort zu Land und zur See gebot, dessen Gunst von den Staaten des Kontinents umworben ward, vor dessen Winke Throne wankten und Könige bebten. Milton war und blieb auch im Dienste des Protektors der einfache Sekretär, auf eine bescheidene Lebensstellung angewiesen, dazu verwandt Depeschen abzufassen, Uebersetzungen und Auszüge zu machen, Pässe und Beglaubigungsschreiben auszufertigen, einzelne Gesandte zu empfangen und nur selten in der Lage, die Feder zu einer größeren Staats-Schrift oder einem rhetorischen Meisterwerk anzusetzen, wie es seinem Genius entsprach.

Aber wir haben doch einige Zeugnisse, die uns Aufklärung darüber geben, wie beide Männer zu einander standen. In jenen politisch erregten Tagen fand der Dichter Milton nur Muße einen Kranz von Sonetten zu flechten, deren gegebener Form der ernste Inhalt am besten sich einfügte. Unter ihnen nehmen diejenigen eine hervorragende Stelle ein, in welchen gleichsam

die Charakter-Köpfe republikanischer Helden auftreten. Und da erscheint neben dem Feldherrn Thomas Fairfax und dem Denker Henry Vane auch Oliver Cromwell. Das Sonett, welches seinen Namen an der Spitze trägt, stammt aus dem Mai 1652, also noch aus der Zeit vor Cromwells Protektorat. Der Dichter ruft dem Helden zu:

„Cromwell, Du, unser Haupt, der Du gedrungen
Durch der Verwirrung Sturm, der Schlachten Blut,
Geführt vom Glauben, von des Herzens Muth,
Der Frieden uns und Wahrheit kühn errungen,
Der Gottes Siegesbanner Du geschwungen,
Gezügelt des gekrönten Feindes Wuth,
Als Deinen Ruhm gerauscht des Darwen Fluth,
Und Dunbar's Höhn von Deinem Preis erklungen."

Aber noch darf der Kampf nicht ruhn, auch der Friede hat seine Siege: . . . .

„O hilf ein frei Gewissen uns erretten
Ein neuer Feind will unsre Seelen ketten."[1])

Und er nennt ihn diesen neuen Feind, freilich sehr unparlamentarisch mit einem seiner Lieblingsbilder: „Die Miethlings-Wölfe". Es sind die presbyterianischen Geistlichen, die Miethlinge des Staats, die das Joch der bischöflichen Staatskirche nur abgeschüttelt haben, um das Joch der presbyterianischen Staatskirche an die Stelle zu setzen, welche die fetten Pfründen und Besoldungen nicht hergeben wollen, die der Staat ihnen garantirt, statt sich mit dem zu begnügen, was die Gemeinde aufbringt, für deren Zweck sie da sind.

Aber noch deutlicher als dies Sonett spricht eine Stelle in der „zweiten Vertheidigung des Englischen Volkes", die, hervor-

---

[1]) Nach der Uebersetzung von Carrière: Die Kunst im Zusammenhang der Cultur-Entwicklung. IV. 639.

gerufen durch beständige, schmähsüchtige Angriffe, im Jahre 1654, ein Jahr nach Cromwells Erhebung zum Protektorat erschien. Mit feinem Takt sind diesem großartigen geschichtlich-rhetorischen Gemälde einige Portraits eingefügt, biographische Skizzen, in welchen neben den feilen Sklaven, den kriechenden Lohnschreiber der Fürsten der freie Mann, der stolze Bürger der Republik gestellt wird. Von den Bildern dieser letzten Art ist am anziehendsten das Bild, das Milton nach Art der großen Künstler kühn genug war von sich selbst zu entwerfen und dem Zerrbilde, das seine Gegner geschaffen hatten, gegenüber zu stellen. Daneben die Portraits der übrigen republikanischen Größen: John Bradshaws, der beim Proceß des Königs präsidirt hatte, Thomas Fairfax, Fleetwood's, Overton's &c., Allen voran aber wiederum Oliver Cromwell's. In klassischer Sprache skizzirt er das Jugend-Leben des puritanischen Heros, nennt er ihn den größten und ruhmvollsten Bürger, den Befreier des Vaterlandes, den Wächter, den Erhalter. Man könnte meinen, dieser Redeprunk sei die schmeichlerische Demüthigung des Journalisten vor dem Manne der That, weil der Erfolg auf dessen Seite stand. Kein größeres Unrecht könnte man Milton anthun. Wenn er die wahrhaften Verdienste des mächtigen Genius erhebt, so opfert er seine eigne Meinung deshalb nicht auf. Der Anwalt des Freistaates stellt sich ebenbürtig neben seinen Protektor. In demselben Athem, in dem er seinen Namen zu den Sternen erhoben hat, fordert er Gehör für sich und alle Freien in England und wagt es, dem Sieger ahnungsvolle Warnungen und Ermahnungen zuzurufen:

„Denke daran, welch' ein kostbares Kleinod die Freiheit ist, welche das Vaterland Deinem Schutze anvertraut hat, denke daran, daß dies Vaterland die Hoffnung, die es eben noch auf seine trefflichsten Bürger setzte, jetzt auf Dich allein übertragen hat. Ehre diese Hoffnung, ehre dies Vertrauen. Ehre das Antlitz

und die Wunden all der Tapferen, die unter Deiner Führung so wacker für die Freiheit gestritten haben, ehre die Schatten derer, die im Kampfe gefallen sind, ehre das Urtheil der fremden Völker, die von unserem tapfer erkämpften und rühmlich geschaffenen Gemeinwesen so Viel erwarten .... ehre vor allem Dich selbst und laß es nicht geschehn, daß die Freiheit, für welche Du so vielen Sorgen und Gefahren Trotz geboten, von Dir selbst oder von andern verletzt werde. Du kannst nicht frei sein, wenn wir es nicht sind. Denn das ist ein ewiges Gesetz der Natur, daß der, welcher andern die Freiheit raubt, zuerst die seinige verlieren und sich zum Sklaven machen muß."[1])

Und nun faßt er alle die Forderungen zusammen, deren Erfüllung er von dem großen Staatsmann erwartet. Es ist vor allem Trennung des aus der Vergangenheit überkommenen, nach Milton's Ansicht unheilvollen, ja unsittlichen Bundes zwischen Kirche und Staat. Jenes Verhältniß sei aufgehoben, bei welchem beide Gewalten sich scheinbar gegenseitig ihre Hilfe leihen, um sich in Wahrheit gegenseitig zu schwächen. Die Kirche sei ganz auf sich selbst angewiesen, auf eigene Kraft gestellt, ohne die Fähigkeit, thätliche Gewalt auszuüben. Dies ist aber, man hatte es unter Karl I. erlebt, am wenigsten möglich, so lange ihre Diener bezahlte Staatsdiener sind. „Denn die Gewalt wird nie aufhören, so lange der Sold für Verkündung des Evangeliums wider Willen den Unterthanen abgepreßt wird, was nur dazu dient, die Religion zu vergiften und die Wahrheit zu erwürgen."

Er verlangt sodann Verbesserung der Gesetze, nicht sowohl durch Zufügung neuer, als durch Abschaffung alter. „Schaffe mehr alte Gesetze ab, als Du neue einführst. Es giebt oft Leute im Staate, die ein ähnlicher Kitzel treibt, viele Gesetze zu machen,

---

[1]) Dies wie das Folgende nach Liebert: Milton. Hamburg 1860.

wie ihn gewisse Dichterlinge empfinden, viele Verse hinzusudeln, aber je größer die Anzahl der Gesetze, desto geringer ihr Werth, aus einem Zügel werden sie zum Fallstrick; sorge daher, daß die Vorschriften, die Du als nöthig aufrecht erhältst, sowie die, welche Du zufügst, nicht die Guten und Bösen unter das gleiche Joch beugen. Strafe das Verbrechen, aber verbiete nicht an sich Erlaubtes, unter dem Vorwand, es könne gemißbraucht werden. Das Gesetz vermag nur das Laster zu zügeln, die Freiheit allein ist die Bildnerin der Tugend."

Er fordert endlich bessere Sorge für die Erziehung der Jugend, von Staatswegen, ohne andere Gunst und Parteilichkeit als für Wissen und Talent, Freiheit der Lehre, Freiheit der Presse. Auf diesem Boden können die widerstrebenden Kräfte, Lüge und Wahrheit, im Kampfe sich messen, auf diesem langsamen, sicheren Wege gelangt man zum Zustande eines friedlichen Glückes. Solche Bestrebungen und das Bemühen Aberglauben, Habsucht, Luxus zu bekämpfen, fügt er mahnend an die Adresse seiner Mitbürger hinzu, sind werthvoller als Vermehrung der Einkünfte durch raffinirte Kunstgriffe, Vergrößerung des Heeres und der Flotte, Ueberlistung fremder Gesandten, Abschließung schlauer Verträge und Bündnisse.

So wagte es damals der erste Schriftsteller der Nation vor ihrem ersten Staatsmann zu sprechen.

Persönliche Aeußerungen der Art, in welchen der Protektor sich über den Sekretär ausgesprochen hätte, besitzen wir nicht, daß er aber seinen Werth vollauf erkannte, schließen wir aus seinem Verhalten gegen ihn und aus der Art, wie er ihn beschäftigte. Als Cromwell das Protektorat erlangte, welches Milton stillschweigend anerkannte, war über den Dichter bereits das schwere Leiden gekommen, das seine Gestalt zu einer doppelt ehrwürdigen gemacht hat. Sein linkes Auge hatte längst seine

Sehkraft eingebüßt, nun begann auch das Licht des rechten Auges zu erlöschen. Unermüdlich beschäftigt dem Gemeinwohl mit der Feder zu dienen, opferte er recht eigentlich dem Vaterlande, was der Mensch am ängstlichsten hütet, was ihm doppelt theuer sein mußte. Den Dichter, dessen Schöpfungen die äußere Welt, Farben-Fülle und Formen-Schönheit wiederspiegeln sollen, begann eine undurchdringliche Nacht zu umhüllen. Oliver Cromwell verstieß ihn deshalb nicht aus seinem Dienst. Milton hatte schon früher, wie es scheint, in dem deutschen Dichter Weckherlyn, einen Gehülfen gehabt. Unter Beigabe eines solchen konnte er auch jetzt noch, neben dem Staats-Sekretär Thurloe, mit Nutzen seine Talente für den Staat verwenden. Sein. Geschäftskreis ließ sich verengen, man konnte ihn von der lästigen Verpflichtung befreien, bei Konferenzen mit den Gesandten gegenwärtig zu sein, und handelte es sich darum, im Auftrag und nach Angabe des Protektors eine Depesche abzufassen oder eine Denkschrift auszuarbeiten, so mochte er sie einem anderen in die Feder diktiren. Auf diese Weise sind die berühmten Depeschen des Jahres 1655 entstanden, so großartig gedacht und geformt, wie nicht leicht ähnliche aus irgend einer Staats-Kanzlei jemals hervorgegangen sein mögen, der schönste Ausdruck des Zusammenwirkens der beiden Männer, von denen der eine das Schwert, der andere die Feder für sein Vaterland führte. Sie drehen sich fast ausschließlich um die Angelegenheit der Waldenser, welche für den Staatsmann, wie für den Dichter zur Herzenssache wurde, und deren Bekanntwerden in allen protestantischen Landen Europas mit einem Schrei der Entrüstung und des Abscheus aufgenommen wurde.

In einigen Piemontesischen Alpenthälern lebte das arme Volk der Waldenser, in seinem Glauben von seinen katholischen

Landsleuten geschieden und von der Kirche als ketzerisch betrachtet, der Herrschaft der Herzöge von Savoyen unterworfen. Diese hatten den Waldensern zu verschiedenen Malen Privilegien eingeräumt, durch die ihre religiöse Freiheit gewährleistet wurde, und es war gelungen, diese Privilegien durch alle Verfolgungen hindurch zu retten. Im Anfang des Jahres 1655 wurde aber ein Kampf gegen sie eröffnet, der, abgesehen vielleicht von der Irischen Revolution des Jahres 1641 und dem Aufruhr in den Cevennen, seines Gleichen in der neueren Geschichte nicht hat. Die Römische Propaganda stellte sich an die Spitze der Bewegung, und der Hof von Turin übernahm die gehorsame Ausführung ihrer Befehle. Den Waldensern wurde die Wahl gelassen, den Katholicismus anzunehmen oder auszuwandern. Nur vier Gemeinden wurden ihnen zum Wohnen und zur Ausübung ihrer Religion angewiesen, auch hier sollte die Messe täglich celebrirt, der Versuch, einen Protestanten von der Abschwörung seines Glaubens zurückzuhalten, mit dem Tode bestraft werden. Mitten im Winter verließen zahlreiche Familien den heimischen Heerd, aber noch während die Abgesandte mit dem Hof von Turin unterhandelten, drang ein Heer von 15000 Mann in die Thäler ein, verbrannte 22 Dörfer und erfüllte die ganze Landschaft mit Scenen unmenschlicher Gräuel, wie sie unserm Gedächtniß nicht etwa in Gestalt übertreibender Gerüchte, sondern durch die glaubwürdigsten, [illegible], in trocknen Zahlen redenden Dokumente überliefert worden sind. Hunderte von Frauen und Kindern wurden verbrannt, hunderte von den Felsen in die Tiefe geschleudert, ein großer Theil der streitbaren Männer erlag im nutzlosen Kampfe. Die übrig Gebliebenen wandten sich Hilfe suchend an Cromwell, dessen Name bis in diese einsamen Thäler seinen Weg gefunden hatte. Ihr Ruf fand in England ein Echo. Eine Sammlung,

welche hier für die Opfer des Fanatismus veranstaltet wurde, ergab sofort die Summe von beinahe 40000 £. Erst kurz zuvor war der Admiral Blake im Mittelmeer mit einer ansehnlichen Flotte erschienen und hatte, indem er alte Forderungen vorbrachte und ihre Gewährung erzwang, die Italiänischen Höfe und selbst die päbstliche Residenz in den größten Schrecken versetzt. Auf's Neue wurde der Plan erwogen, die Flagge der Englischen Republik zum Schutze der Glaubensgenossen wehen zu lassen, wurde die Drohung hörbar, Englische Truppen an der Küste von Nizza zu landen. Gleichzeitig arbeitetete der Gesandte, welcher England bei der Eidgenossenschaft vertrat, der berühmte Mathematiker John Pell, mit höchstem Eifer daran, die reformirten Kantone zum Einschreiten zu bewegen. Durch Frankreich zu Mazarin, nach Turin zum Herzog von Savoyen wurde Sir Samuel Morland geschickt, wie Pell als Naturforscher bedeutend. Er sollte den mächtigen Minister zur Einwirkung auf den Savoyischen Herzog a[illegible]fen. und diesem selbst das Verwerfliche und die möglichen Folgen seines Vorgehens klar machen. Die Rede, mit der er sich in Turin einführte, die Briefe des Protektors, die ihn unterstützten, waren von keinem Geringeren verfaßt als von John Milton. Und von Milton's Hand rührten alle die Sendschreiben, deren Abfassung der Protektor in einer beinahe fieberhaften diplomatischen Thätigkeit für die Sache der Waldenser befahl. Fast alle protestantischen Mächte, der König von Schweden, der König von Dänemark, die reformirten Kantone der Schweiz, die vereinigten Niederlande wurden zu gemeinsamer Thätigkeit aufgerufen. Bis zu Georg Rakoczi, dem Fürsten von Siebenbürgen, drang der Hilfe-Ruf, den Cromwell im Namen des gesammten Protestantismus erhob. Man hatte zuletzt die Genugthuung, durch Frankreichs Bemühungen den Leiden ein

Ziel gesetzt zu sehen, deren Zeugen die Savoyischen Berge gewesen waren. — Für Milton's Feder konnte es kein geeigneteres Thema geben. Der ganze Schmerz und die ganze Entrüstung über das Geschehene findet sich in seinen feurigen Worten ausgedrückt, seine Depeschen sind nur eine prosaische Uebertragung der Verse, in denen er das Martyrium derer beklagt, deren Jammer aus ihren heimatlichen Thälern zum Himmel schreie. Und so stellte er überhaupt mit wahrer Begeisterung sein Talent zu Diensten Oliver Cromwell's, sobald dessen Politik eine immer entschiedenere Wendung gegen die Macht Spaniens nahm, die alte Feindin der Englischen See- und Handels-Größe. Das Kriegs-Manifest gegen Spanien, die Depeschen, in welchen der Protektor die Protestanten des Kontinents ermahnt, von ihren Zwistigkeiten unter einander abzustehn und die ganze Kraft zum Kampfe gegen den einen Feind aufzusparen: alle diese Aktenstücke sind von Milton verfaßt.

Wenn etwas die beiden Männer vereinigte, so war es dies protestantische Gemeingefühl. Cromwell erklärte seinem Parlament: „Die große Angelegenheit, mit welcher verglichen alle anderen nichts bedeuten, ist zu wissen, ob die Christliche Welt ganz und gar dem Pabstthum unterworfen werden soll“ und forderte seine Engländer auf, sich um Luthers Psalm: „Eine feste Burg“ als die gemeinsame Parole zu schaaren. Milton hatte von je mit jenem auserlesenen Kreise von Männern verkehrt, als deren Repräsentant der Schotte Dury gelten kann, deren Pläne auf eine Vereinigung, auf einen Bund wie der protestantischen Kirchen so aller akatholischen Mächte Europas abzielten.

In diesen gemeinsamen Bestrebungen ließen sich beide Männer zu einer Inkonsequenz fortreißen, die sich mit ihren übrigen Grundsätzen schlecht vertrug. Beide, Cromwell wie Milton,

waren Anhänger des Independentismus. Ueber die presbyteria-nische Engherzigkeit waren sie beide erhaben. Sie wollten unbedingte religiöse Toleranz für alle Sekten. Aber selbst diese Geister vermochten nicht sich zu der Höhe der Anschauung zu erheben, auch den Katholizismus, als solchen, zu dulden. Denn noch immer erschienen dessen Anhänger beiden nicht als eine religiöse, sondern als eine politische Partei, deren Dasein den Bestand des Staates gefährde. Weil die Irischen Aufrührer im engsten Zusammenhang mit Rom gestanden hatten, galt ihnen jeder als Landesfeind, der sich zu derselben Römischen Kirche bekannte. Was sie ihren Gegnern vorwarfen, dessen machten sie selbst sich schuldig, nur auf anderem Wege. Spanien wollte den Protestanten nicht dulden, weil derjenige, welcher die Autorität des geistlichen Oberhauptes zu Rom läugne, ein Ketzer sei, England wollte den Katholiken nicht dulden, weil derjenige, welcher die Autorität des geistlichen Oberhauptes in Rom anerkenne, ein staatsgefährliches Subjekt sei. Das Ergebniß war in beiden Fällen dasselbe. Noch ein Mal wurde ein großartiger Versuch gemacht, die Politik ausschließlich vom religiösen Gesichtspunkt aus zu leiten und die Parteien einzig um die Standarte des Glaubens zu schaaren. Aber die Nothwendigkeit der Allianz mit dem katholischen Frankreich nöthigte selbst einen Cromwell diese ausgefahrenen Bahnen zu verlassen, an denen das Blut so vieler Religions-Kriege klebte. —

Wenn die beiden Männer in ihrer Beurtheilung der äußeren Politik und des Katholicismus übereinstimmten, so hat man Grund anzunehmen, daß sie in anderen Punkten nicht eines Sinnes waren. Man geht allerdings zu weit, wenn man behauptet, daß ein förmlicher Zwiespalt zwischen Milton und seinem Amte bestanden, und daß er deshalb seinen Abschied ge-

nommen. Es existiren noch lateinische Depeschen, von Milton verfaßt, die sogar über die Zeit Oliver Cromwell's hinausgehn und der kurzen Epoche der Regierung seines schwachen Sohnes Richard angehören. Unter denen, welche der Leiche des großen Staatsmannes und Kriegers folgten, figurirt nach einem alten Verzeichniß auch John Milton unter seinem Titel als Sekretär. Man legt vielleicht zu viel Gewicht darauf, daß er einem Bekannten, der ihn um seine Verwendung ersuchte, im Jahre 1657 antwortete: „Ich pflege keinen vertrauten Umgang mit denen, welche in Gunst stehen und ziehe es vor, ruhig zu Hause zu bleiben."

Aber es gab in der That Gebiete, wo zwischen dem tiefen Denker und dem leitenden Staatsmann ein Zusammengehn nicht möglich war. Die independentische Gesinnung des einen war doch von der des anderen wesentlich verschieden. In Milton wird sie zur Ahnung des zukünftigen Verhältnisses von Staat und Kirche, wie es sich allmählich mit Entschiedenheit jenseits des Oceans verwirklichte, in Cromwell greift sie beinahe auf die Ideale einer fernen Vergangenheit zurück, welche dem Wesen der modernen Zeit nicht entsprechen. Milton will dem Staat einen großen Theil von dem geben, was sich bis dahin die Kirche angemaßt hatte und den kirchlichen Gemeinden auf ihrem sehr beschränkten Territorium Freiheit gewähren, wie jedem Verein in gesetzlichen Schranken. Ihm war, da es mehrere Religionen gab, der Staat religionslos und die Kirche, deren Einheit längst gebrochen war, keine Staats-Anstalt. Cromwell, so weit entfernt er von irgend welchem dogmatischen Zwange war, wollte dem Staate selbst doch kirchliche Aufgaben zuweisen, einen Gottes-Staat errichten, welchem die Verehrung Gottes in Leben und Lehre als Ziel gesteckt wäre.

Wenn daher das kleine Parlament jeder Gemeinde die Wahl der Geistlichen übertrug, wie es schon 1525 die zwölf Artikel der Bauern gefordert hatten, wenn es das Präsentations- und Berufungs-Recht der Patrone völlig beseitigen, wenn es die erzwungenen Zehnten jeder Art aufheben wollte, wenn dies Parlament zuerst, vor mehr als zwei Jahrhunderten, als die einzig gesetzlich gültige Form der Eheschließung die bürgerliche vor dem Friedensrichter der Grafschaft festsetzte, so konnte Milton dem jubelnd beistimmen. Das waren seine eignen Gedanken. Ganz ähnliche Ideen sprach er in den Schriften aus, die er unmittelbar vor der Wiederherstellung des Königthums erscheinen ließ: Beseitigung des Kirchen-Guts, aus welchem Volks-Schulen und öffentliche Bücher-Sammlungen gegründet werden sollten, Abschaffung der Zehnten, der Gebühren für Heirathen und Begräbnisse, Ueberweisung der Ausführung dieser Akte an die bürgerliche Gewalt, Wahl und Besoldung des Geistlichen durch die Gemeinde, wodurch allein die Heuchelei vermieden werde und die Heiligkeit der Religion gewinne. Diesen Ideen ist er bis zum Ende treu geblieben.

Cromwell dagegen löste jenes Parlament der Heiligen auf, er führte viele seiner Beschlüsse nicht durch, er ernannte von Staats wegen eine Kommission zur Prüfung der Pfarrer, bestimmte Fragen wurden ihnen vorgelegt über die Zeiten, Tag und Stunde der Wiedergeburt, Auffassung der Prädestination, Gewißheit der Gnade; ihr Wissen, ihr sittlicher Wandel wurde geprüft, von dem Ausfall dieses Examens hing das Verbleiben im Amte, der Bezug der Besoldung ab. — Das konnte nicht nach Milton's Sinne sein. Regierungen wechseln und mit ihnen die Handhabung solcher Gesetze. Was Cromwell heute mit Milde ausführte, hatte gestern die Tyrannei William Lauds

ausgemacht und wurde morgen die Despotie Karls II. und Jakobs II.

Und überhaupt der Gesammt-Charakter der inneren Politik Cromwell's mußte den freiheitliebenden Dichter mit Schmerz erfüllen. Von so vielen Parteien bekämpft, von Feinden umlauert, bei jedem Schritte gereizt und persönlich gefährdet, wurde die Regierung des Protektors immer gewaltsamer. Parlament auf Parlament wurde aufgelöst, das Land stand unter der Herrschaft des Säbels, das Gesetz wandelte sich in das Standrecht um. Ein geistvoller Schriftsteller hat die Vermuthung geäußert, kein anderer als der Urheber dieser Gewalt-Akte habe Modell gesessen zum Satan im „Verlorenen Paradiese": Oliver Cromwell selbst. Es ist etwas Bestechendes in dieser Idee. Das überaus Kraftvolle, Beherrschende, Selbstbewußte, das titanenhafte sich Aufbäumen in dem Tyrannen der Hölle, jenem wunderbarsten Geschöpf der Milton'schen Phantasie: Das Alles waren Züge, die sich in Cromwell vorfanden. Wenn der Satan beständig mit Freiheit athmenden Reden seine diktatorische Gewalt rechtfertigt, wenn er als ein Despot im Namen der Freiheit erscheint, wenn er sich zur Entschuldigung seines Thuns beruft auf den Staats-Zweck, auf die Nothwendigkeit, „den Rechtsgrund der Tyrannen", wie der Dichter zufügt, so glaubt man oft den gewaltigen Protektor selber, sogar nach dem Wortlaut seiner Reden wiederzuerkennen. Aber, will man ein Mal die frei schaffende Einbildungskraft des Poeten in dieser Weise fesseln, so gab es doch auch andere zeitgenössische, historische Persönlichkeiten, deren Andenken wie von selbst sich aufdrängte. Wo war ein besseres Urbild des Despoten, des Listigen, des noch im Sturze Vornehmen und Fesselnden zu finden als in Karl I.? Wer hieß mit mehr Recht ein schlauer Heuchler, ein

Verräther der Freiheit, „der nach Ehre strebt um Schändliches", als Monk, der Wiederhersteller der Monarchie? Mag immerhin Einiges der Helden- und Herrscherkraft Cromwell's auf die Gestalt des Satan übertragen sein, daß mit diesem eine Satyre des Protektors gegeben sein sollte, ist nicht zu erweisen.

Wir wissen nicht, wie Milton in jener späteren Zeit über Cromwell gedacht hat, es wurde gefährlich über die Epoche der Republik sich zu äußern, und Milton schwieg daher. Aber damals, als die Stuarts zurückgekehrt waren, die nichts vergessen und nichts gelernt hatten, als am königlichen Hofe zu Whitehall Scham und Zucht unbekannte Begriffe waren, als England zum Vasallen des Auslandes herabsank, „in argen Tagen, unter bösen Zungen, blind, einsam, von Gefahren rings umdroht", wie hätte der Dichter nicht mit Wehmuth an die Helden-Gestalt zurückdenken wollen, die England so groß gemacht, in der sich die sittliche Hoheit des Puritanismus ausgeprägt hatte. Mochten sie sich in Vielem getrennt gesehn haben, mochte der idealistische Schriftsteller so manches Mittel mißbilligen, dessen der praktische Staatsmann nicht entrathen zu können glaubte: in den wichtigsten Zielen, im tiefsten Kerne des Denkens und Strebens waren sie einig. Gegen denselben Feind hatten sie gestritten, desselben Vaterlandes Ehre und Ruhm wollten sie in aller Welt erhöhen, mit demselben Haß hatten sie priesterliche Anmaßung und Gewaltsamkeit verfolgt, sie standen auf gleichem geistigen Grund und Boden.

Cromwell war kein König, er hatte die seltene Größe, sich vom Glanz des Purpurs, vom Schimmer des goldenen Reifs, der ihm entgegengetragen wurde, nicht blenden zu lassen. Aber wenn königlich herrschen gleich viel bedeutet wie mit Einsicht und Kraft, so war dieser einfache Englische Landadlige eine

fürstlichere Erscheinung als die meisten Monarchen seiner Zeit und das Wort des Dichters:

> Es soll der Sänger mit dem König gehen,
> Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen

es wird sich auch auf den Bund dieser beiden Männer übertragen lassen, dessen die Geschichte immer mit stolzer Freude gedenken wird.

---

(711)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.

Ueber die Landespferdezucht im Regierungsbezirk Gumbinnen.

Vortrag gehalten im Gumbinner Handwerkerverein und im dortigen landwirthschaftlichen Kreisverein 1865

von

J. P. Frentzel.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

„Das Roß, es stampfet auf den Boden, und ist freudig mit Kraft, und ziehet aus den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht und erschrickt nicht, und fliehet vor dem Schwerdte nicht, wenngleich wider dasselbe klinget der Köcher, und glänzet beide Spieß und Lanze. Es zittert und tobet, und scharret in die Erde, und achtet nicht der Trompete Hall. Wenn die Trompete klinget, spricht es: Hui! und riechet den Streit von ferne."

Wie schon in den ältesten Zeiten die Dichter der Hebräer das Pferd feierten, uns ein Zeichen, wie es dort geachtet und geliebt war, so finden wir es auch in viel späterer, wenngleich für die Geschichte Litthauens fast ebenso dunkler, sagenhafter Zeit hier geliebt und geachtet. Aus Wulfstan's des Engländers Reisebericht über Preußen, aus dem Ende des 9. Jahrhunderts, erfahren wir, daß die alten Preußen große Liebhaber von Pferderennen waren, daß es Sitte war, die bewegliche Hinterlassenschaft von Verstorbenen fast ganz als Prämien zu Rennen von etwa einer deutschen Meile und weiter auszusetzen und daß daher schnelle und ausdauernde Pferde sehr gesucht und hochgeschätzt wurden. Hartknoch in seiner Chronik theilt uns nach den Angaben eines weit ältern Chronikschreibers, Peter von Duisburg, mit, daß es bei den alten Preußen Regel war, daß das Samland zu einem Kriege 4000 berittene Streiter, Sudauen 6000

stellen mußte, und daß es fast keine Landschaft gab, die unter 2000 Reiter stellte. Es gab aber außer den beiden genannten Landschaften noch 9. Danach zu urtheilen, muß die Pferdezucht schon damals in Preußen stark verbreitet gewesen sein. Wir wissen weiter, daß zur Zeit der deutschen Ordensritter aus einzelnen Ordensgestüten, so wie später aus den herzoglichen, kurfürstlichen und königlichen Gestüten in Preußen gezogene Pferde im Auslande sehr geschätzt waren und, wenn sie auch keinen rechten Handelsartikel bildeten, doch von auswärtigen Potentaten gerne als Geschenk genommen wurden, ja sogar oft dahin gestrebt wurde, solche Geschenke zu erhalten. Auch einzelne preußische Privatgestüte lieferten im Ausland geschätzte und gut bezahlte Produkte.

Will man indessen von der jetzigen Landespferdezucht Preußens reden, so wird man eingestehen müssen, daß alle diese frühern Leistungen wenig oder gar nicht auf die eigenthümliche Entwickelung und Bildung des Stammes gewirkt haben und sie nur in so weit in Betracht kommen, daß durch sie die Passion für das Pferd und dessen Zucht in der Bevölkerung vom Vater auf Sohn forterbte und so einen Boden vorbereitete, auf dem eine Landespferdezucht entstehen konnte, die ohne Passion der Bewohner für das Pferd in keinem Lande der Welt möglich ist. Wenn auch die Jahre von 1735 bis 1786 für die Entwickelung unseres Pferdestammes sehr wichtig und vorbereitend waren, so beginnt doch die eigentliche Entwickelung desselben und die Geschichte dieser nun mit Riesenschritten vorgehenden Entwickelung erst mit dem Jahre 1786. Was weiter zurück liegt, mag für den Forscher geschichtliches Interesse haben, für den Züchter wohl nur in so weit, als die Ergebnisse dieses Forschens ihm deutlich zeigen werden, daß noch so rühmliche Bestrebungen und Leistungen Einzelner in Ländern eine gute Landespferdezucht nicht her-

vorrufen können. Die Landespferdezucht entsteht durch die Passion der Bewohner für das Pferd. Sie kann nur gedeihen, wenn durch diese Passion Zuchtthiere so häufig vorhanden sind, daß durch ihre Zahl ohne Schwierigkeit für den einzelnen Züchter und vielleicht demselben sogar unbewußt die nahe Inzucht vermieden wird, sie kann nur eine gute werden, wenn zu der Passion der Bewohner für die Zucht und der dadurch erzeugten großen Zahl wenn auch nur mittelmäßiger Stuten noch das Vorhandensein guter Vaterthiere in Masse hinzutritt. Sie ist in Ostpreußen nur entstanden durch Trakehnen und sein 1787 gegründetes Landgestüt. Dennoch werden wir hier, eben der Geschichte der Pferdezucht wegen, auch auf die Vorgänge derselben im vorigen Jahrhundert bis 1787 zurückgehen müssen, sie waren immer, wie ich bemerkt, vorbereitend für unsre jetzige Zucht.

1725 war es als Friedrich Wilhelm I. den Befehl gab, die jetzt Trakehnen und seine Vorwerke bildenden Ländereien, damals Sumpf und Strauch, zu entwässern, um daselbst die verschiedenen königlichen Gestüte aus Ragnit, Schreitlaugken, Budupönen, Insterburg, Batriken, Balga, Brandenburg und Koppelbude hinzubringen und mit dem schon in Guddin befindlichen Staatsgestüt zu vereinigen. 1726 begann die Entwässerung und schon 1732 erhielt das neu gegründete Stut-Amt Trakehnen mit den Vorwerken Bajohrgallen, Jonasthal, Jodßlauken, Guddin, Kalpakin, Gurdßen und Birkenwalde die erwähnten königlichen Gestüte, in Summa 1101 Köpfe stark mit 513 Mutterstuten. Den erwähnten Vorwerken kamen später noch dazu: 1788 Mattuschkehmen, 1815 Danzkehmen, 1819 Taukenischken und 1829 Burgsdorfhof, die jetzt mit jenen zusammen das Hauptgestüt Trakehnen bilden.

Die Oekonomie in dem neu gegründeten Stut-Amt wurde durch einen Amtmann, das Gestüt separat verwaltet; doch hatte

die letztere Verwaltung bis zum Jahre 1787 keinen rechten Zug. Die Direktoren derselben (von 1746 bis 1780 der Oberpräsident von Domhardt) wohnten nicht in Trakehnen; natürlich war also das Directorat ein nur dem Namen nach geführtes und die Geschäfte wurden durch die verschiedenen Vorwerksvorsteher, Stutmeister genannt, besorgt, die nach verschiedenen Ansichten paarten und züchteten. Von einheitlicher Leitung der Zucht war keine Rede und konnte so selbstverständlich auch keine sein. Landstallmeister von Brauchitsch, 1787—89, war der erste Gestütverwalter, der in Trakehnen selbst wohnte. Ihm folgten

1789—1814 Landstallmeister von Below,
1814—1843 „ „ von Burgsdorf,
1843—1844 „ „ von Mülheim,
1844—1847 „ „ Max,
1847—1864 „ „ von Schwichow,
von 1864 „ „ von Dassel.

Bis zum Jahr 1789 erhielt Trakehnen keine fremde Stuten, es wurde mit den alten Gestütstuten fortgezüchtet. Im Jahre 1740 hatte das Gestüt 368 Stuten zur Pferde- und 19 zur Maulthierzucht. In dieser Zeit d. h. von 1732 bis 1786 wurden in Trakehnen 356 Hengste benutzt, bis zum Jahre 1762 zum Theil ohne Namen und später stets dieselben Namen sich vielfältig wiederholend. Von 32 Hengsten, die bis 1749 in's Gestüt kamen, waren:

19 ohne Angabe der Register woher,
5 Engländer,
5 Rosenburger,
1 Barbe,
1 Neapolitaner,
1 Trakehner, ein Rappe mit Namen Katt, den der große Friedrich, der 1739 das Stut-Amt Trakehnen von

seinem Vater zum Geschenke erhalten hatte, bei seiner ersten Anwesenheit als Kronprinz so taufte. Er soll damals das beste Pferd Trakehnens gewesen sein, und wollte der Kronprinz mit dieser Taufe wohl das Andenken seines unglücklichen Jugendgefährten ehren. Unter den 19 ohne Angabe der Abstammung befinden sich 8 mit dem Namen Rosenburger und den Beinamen: „der plumpe, große, schöne, lange Kopf, dicke, magere“ rc., wahrscheinlich Kinder eines Rosenburger, in Trakehnen gezogen. — Wer aber waren überhaupt die Rosenburger? In den Akten ist darüber, wo Rosenburg lag, nichts zu finden; alle Recherchen danach, wo es lag, wie verschieden ich sie auch anstellte, sind vergebens gewesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach muß Rosenburg wohl ein Vorwerk des Ansbachschen Gestüts zu Triesdorf gewesen sein, dann aber, wenn diese Annahme richtig, muß dieses Vorwerk wohl später einen andern Namen erhalten haben.[1])

Ueber den Geschmack in Beziehung auf Abzeichen der Pferde ist es bemerkenswerth, daß bis 1748 die Zahl der Hengste ohne Abzeichen, in Trakehnen, denen mit solchen gleichkam. Dann nahmen die Abzeichen zu, so daß nach 1770 nur noch viele Rappen ohne Abzeichen, alle andern Farben fast nur mit solchen einrangirt wurden. Von 1777 bis 1786 aber sind von 63 einrangirten Hengsten nur noch 3 Rappen und 6 andersfarbige ohne Abzeichen.

Von preußischen Privatgestüten wurden für Trakehnen in dieser Zeit Hengste angekauft:

in den 40er Jahren aus Georgenburg, Ragnit, Schlobitten;

in den 50er Jahren aus Barten, Ragnit, Heinrichswalde, Grumbkowkeiten, Czychen;

in den 60er Jahren aus Georgenburg, Kiauten und durch die freundliche Fürsorge der russischen Regierung, die damals Preußen besetzt hatte, für recht hohen Preis aus dem gräf-

lich Kaiserlingschen Gestüt zu Rautenburg einige Thiere, die aber nach dem Abzug der Russen sofort als unbrauchbar ausrangirt wurden,

in den 70er Jahren aus Worienen.

Von den 356 Hengsten, die bis 1786 in Trakehnen benutzt wurden, waren:

in Trakehnen gezogen	185
Böhmen, erbeutetete Thiere, nicht viel werth und wenig benutzt	39
ganz ohne Angabe des Ursprungs . . .	36
in Preußen erzogen	31
Engländer	15
Rosenburger	14
Dänen	10
aus Berlin, ohne weitere Bezeichnung . .	5
Spanier	3
Neapolitaner	2
Orientalen	1
Perser	1
Barbe	1
Egypter	1
Bulgare	1
Schlesier	1
Summa	356 Stück.

Unter diesen sind 3, auf die am häufigsten der Stammbaum der im Hauptgestüt benutzten Hengste zurückgeht und die unbedingt sehr viel, vielleicht am meisten genützt haben:

1. Persianer, Schimmel, Perser, wurde benutzt von 1739 bis 1747, wurde vom Präsidenten von Lesgewang den 10. August 1739, zwanzig Jahr alt erkauft und 1748 an den Amtsrath Stenzler für 20 Thaler verkauft.

2. Spinola, Blauscheck, benutzt von 1764 bis 1780, wurde aus dem Georgenburger Gestüt angekauft, war ein Abkömmling des vorigen.

3. Pitt, kirschbraun, Blässe, rechte vordere Köthe weiß gefleckt, benutzt von 1764 bis 1771, wurde 1764 in England erkauft, aus der Wettläufer-Rasse, wie die Akten sagen. Privatnachrichten aus der Provinz behaupten, Pitt habe vorher im Gestüt des Herrn von Schön in Schreitlaugken gestanden und sei von da gegen einen in Trakehnen gezogenen Hengst nach Trakehnen vertauscht worden; dem widersprechen die Trakehner Akten ganz bestimmt, und scheint der in Schreitlaugken gestandene Pitt, ein Thier gleichen Namens, aber später aus England eingeführt, in den 70er Jahren nach Trakehnen gekommen zu sein.

Die früher erwähnten erbeuteten Böhmen werden als ganz sonderbare, nichtsnutzige Thiere beschrieben. Sie sollen hochbeinig, flachgerippt, aber ohne Ausnahme dadurch verschieden von andren Pferden gewesen sein, daß ihre Kopfstellung wie bei manchen lange mit Kandarre gerittenen Thieren war d. h. vollständig am Halse oben so gebogen, daß der Unterkiefer beinahe den Hals berührte. Dabei waren sie aber nicht im Stande, dem Kopf eine andere Stellung zu geben, sie waren durch Natur oder Kunst (sagen wir lieber durch wahrscheinliche Verstümmelung) vollständig steif im Genick und mußte ihnen das Heu in den Krippen gegeben werden, da sie nicht im Stande waren, es aus den Raufen zu nehmen.

Mit diesen verschiedenen Hengsten war bunt durch einander gezüchtet worden, ohne irgend einer Rasse den Vorzug zu geben, nur gegen die nichtsnutzigen Böhmen fand eine Opposition statt. Wie Zufall oder Laune der vorgesetzten Beamten diese Hengste ins Gestüt brachten, so wurden sie benutzt, und es war so 1786

in Trakehnen ein Stutengemisch entstanden, das neben vielen schlechten auch viele gute und einige der edelsten und besten Stuten enthielt.

Zufall oder Laune habe ich gesagt und kam der Zufall zur Laune, so kamen manchmal ganz närrische Dinge zum Vorschein. So verfügte einst ein Vorgesetzter aus Berlin und es war dies ein als Hippologe bekannter, um die vaterländische Pferdezucht hochverdienter Mann, es sollten Kühe mit Trakehner Hengsten gepaart werden. Umsonst war die Vorstellung, das würde wohl unausführbar sein, es hieß von Berlin zurück: „ich habe ein so gezüchtetes Thier in einer Menagerie in Hessen gesehen, es hat mir gefallen, und ich will, daß auch Trakehnen solche Thiere züchte.“ Punktum!

Das wäre ungefähr von Trakehnen zu erwähnen gewesen als das, war ich früher als vorbereitend für unsre jetzige Pferdezucht im Regierungsbezirk Gumbinnen im vorigen Jahrhundert bezeichnet habe. Sehen wir uns jetzt um, wie die Pferdezucht bei den Bauern, auf den Gütern in jener Zeit beschaffen war.

Beginnen wir mit den Pferden der Bauern, der kleinen Besitzer, mit der eigentlichen Landespferdezucht in jenem Bezirk. Wir finden dort 3 Rassen vor, von der Veredlung noch ganz fern gehalten.

Erstens in den masurischen Kreisen und in dem nördlichsten Theile des Regierungsbezirks nach dem Memler Kreise zu das jetzt mit dem Namen masurische Pferd bezeichnete und bekannte Pferd. Diese Thiere waren meistens breit, 4 Fuß 3 Zoll bis höchstens ausnahmsweise 4 Fuß 10 Zoll groß, rund gerippt, gut geschlossen, kurz- und verhältnißmäßig starkbeinig, mit kurzem unedlem, mitunter sehr gut angesetztem Halse, oft aber auch beinahe ganz ohne Hals, mit gutem, förderndem, etwas hohem Gange, vorne fast ohne Ausnahme bügelnd.

Zweitens die Niederungs-Rasse in der Tilsiter Niederung. Nach damaligen Begriffen große Thiere von 4 Fuß 10 Zoll bis 5 Fuß 2 Zoll groß, in einzelnen Exemplaren auch mitunter bedeutend größer, gut rund gerippt, mit unedlen schwammigen Beinen, abschüssiger Croupe, fast durchweg mit Ramsköpfen, oft mit Rattenschwänzen. Um Kuckermese in der Niederung waren die größesten und stärksten Thiere dieser Gattung hauptsächlich zu finden.

Die dritte Landrasse endlich war die schlechteste und elendeste und hatte ihren Sitz in dem zwischen der Niederung und den masurischen Kreisen gelegenen Theil des Regierungsbezirks, wo jetzt gerade die edelsten und besten preußischen Pferde zu finden sind. Der Spottname „kleine Litthauer“ kennzeichnete die Voreltern der Thiere, denen jetzt mit Stolz die Bezeichnung litthauisches oder preußisches Pferd beigelegt wird. Diese kleinen Litthauer waren Pferde in fast allen Formen, aber klein und nur zu häufig zu flach gerippt und zu lang gefesselt. Wahrscheinlich waren diese Thiere aus der erst bezeichneten Rasse und Paarung mit größeren Hengsten aus der bezeichneten zweiten Landrasse oder vielleicht auch mit edleren Hengsten einzelner größerer Besitzer, ohne den erhaltenen Füllen genügende Wartung und Futter zukommen zu lassen, entstanden. Es war eine ziemlich schlimme Gesellschaft.

Mit der Pferdezucht der größeren Besitzer sah es im vorigen Jahrhundert nicht so schlimm aus als mit der der Bauern, es beweisen das ja schon die Namen der angeführten Privatgestüte, aus denen Hengste für Trakehnen angeschafft waren. Dennoch möchte ich bezweifeln, daß noch jetzt eines jener genannten Gestüte in Preußen, fortzüchtend mit dem alten Material, als bedeutendes, renommirtes Gestüt fortbesteht. Eines allerdings existirt noch, leider aber nicht in Preußen, sondern zu Gielgu-

dischken im russischen Polen. Bei Spinola nannte ich oben das Georgenburger, bei Pitt das Schreitlaugker Gestüt. In beiden Orten befinden sich jetzt sehr renommirte Gestüte des Regierungsbezirks Gumbinnen; es wird also nöthig, auf dieselben hier zurück zu kommen, damit es nicht scheine, als habe ich jene Behauptung des nicht Fortbestehens jener alten Gestüte leicht und unbegründet hingeworfen.

Das Georgenburger Gestüt, aus welchem Spinola gekauft wurde, war im Besitz der Familie von Keudell und wurde, bestehend aus 35 Mutterstuten, im Jahre 1799 durch den Amtsrath Theodor von Keudell von Georgenburg nach Gielgudischken, an der Memel belegen, jetzt im russischen Polen, damals preußisch, verlegt, und gehen die Stammbäume vieler der dortigen Mutterstuten auf die Stuten Cyany, Puppe, Bella und Aruja (letztere eine Ukrainerin), die schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Georgenburg standen, zurück. Das jetzige Georgenburger Gestüt, mit vollem Recht als eins der ersten Privatgestüte, wenn nicht als das erste, im Regierungsbezirk Gumbinnen zu bezeichnen, im Besitz des Herrn von Simpson, ist durch den Vater des jetzigen Besitzers vor 50 Jahren in Plicken gegründet und vor 30 und einigen Jahren nach Georgenburg übergesiedelt. Seine aus etwa 10 bis 12 englischen Vollblutstuten und 30 bis 35 Stuten,[2]) größtentheils Trakehner Abkunft, bestehende Mutterheerde erlangte ihre Ausgeglichenheit hauptsächlich durch Benutzung der beiden englischen Vollbluthengste Gomez und Jung Gomez. Auch im englischen Vollblut ist bei der Züchtung, ohne die Rücksicht auf Leistung ganz aus den Augen zu lassen, stets noch mehr Rücksicht auf untadelhaftes Exterieur genommen worden, so daß sich die Vollbluthengste dieses Gestüts namentlich zur Züchtung von kräftigen, starken Halblutpferden eignen. Mit dem alten Georgenburger Gestüt

hat es nur in so fern Zusammenhang, als einige Mutterstuten Abkömmlinge der im Anfang der 40er Jahre aus Gielgudischken erkauften Stute Jadarra alias Gielgutta sind, die ihren Stamm auf die 1778 in Georgenburg gezogene Stute Habicht vom Alexander aus der Louise zurückführt.

Das alte Schreitlaugker Gestüt, gegründet 1740 durch den Kriegsrath von Schön in Absteinen, und etwa 20 Jahre später nach Schreitlaugken verlegt, erlangte einen großen Ruf, kam aber nach 1793, als der Besitzer das Unglück hatte zu erblinden, allmälig in Verfall und wurde 1801 aufgelöst. Die Stuten gingen nach Stanaitschen, Blumberg, Blokinnen, und ist die letzte, mir bekannte, in gerader Linie aus jenem Gestüt herstammende Stute 1864 in Blumberg bei Gumbinnen gestorben. Das jetzige Schreitlaugker durch Herrn Dreßler (Großvater des jetzigen Besitzers) gegründete Gestüt wurde aus Trakehner und Döhnhoffstädter Stuten gebildet und verdankte seine schon vor etwa 30 Jahren sehr hervortretende Ausgeglichenheit der langen Benutzung des Hengstes Tankred, 1817 geboren vom Heliotrop aus der Trakehner Stute Hulda, diese vom Turkmainatti aus der englischen Vollblutstute Corde. Heliotrop in Trakehnen war der Sohn des Herod, eines national-englischen Halbbluthengstes und der Bambine von Bambo (einem gemischten Vollbluthengst) aus der englischen Vollblutstute Violet.

Solcher Gestalt etwa war die Pferdezucht im Regierungsbezirk Gumbinnen, als in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts beim Oberpräsidenten von Domhardt auf Anregung des Kriegsraths Blömer (Litthauen kann diesem Mann für diese seine eigenste Idee nicht genug danken)[3]) der Gedanke entstand, in Litthauen ein Landgestüt zu gründen. Zwar genehmigte König Friedrich II. seine Anträge nicht, indem er bemerkte, er sei zu alt dazu und wolle das seinem Nachfolger überlassen;

dennoch unternahm Domhardt, durch Wlömer dazu angetrieben, die Sache auf eigne Verantwortung heimlich und verfügte, daß 10 Hengste des Stut-Amts Trakehnen (es wurden nachher durch Wlömer 11 aufgestellt und dazu benutzt) theils ausgemusterte alte Thiere, theils junge einhüftige, die für den Marstall unverwendbar waren, zur Paarung mit Landstuten 1779 verwendet werden sollten.

Die Namen dieser ersten 11 Hengste des heimlich beginnenden litthauischen Landgestüts, das sich mit Stolz jetzt das erste der preußischen Landgestüte nennt, waren: Arrack, Berlock, Blitz, Bravo, Cato, Gallant, Pistol, Skies, Sprunk, Tarrock und Tybo. —

Diese 11 Hengste erzeugten im ersten Jahr 58 Füllen, und war Domhardt damit so zufrieden, daß er ferner erst weiter heimlich, dann zwar ohne ausdrückliche Genehmigung, aber mit Wissen des Königs jährlich bis 1787 incl., als bis zur eigentlichen, staatlich anerkannten Gründung des litthauischen Landgestüts, 20 Hengste verwenden ließ. Der Andrang zu diesen Thieren wurde bald sehr groß, besonders nachdem ein Bauer in Groß-Warningken bei Pillkallen einen 3jährigen von einem Landgestüthengst gezogenen Hengst 1783 für 100 Thaler verkauft hatte, etwa das Achtfache des damaligen gewöhnlichen Preises für ein Bauernpferd. — Graf Lindenau war inzwischen Oberstallmeister geworden und hatte darauf gewirkt, daß der Kriegsrath von Brauchitsch 1787 zum Landstallmeister von Litthauen ernannt wurde. Die Gründung des litthauischen Landgestüts war beschlossene Sache. 1788 im Frühjahr sollten zum ersten Mal die litthauischen Stuten zu den angekauften Landgestüthengsten geführt werden. Die Bauerstuten wurden gemustert, die bessern mit den Buchstaben L. G. (Landgestüt) gebrannt und die Besitzer solcher Stuten verpflichtet, sie den königlichen Landgestüthengsten zuzuführen. Das gab viel böses Blut. Um Trakehnen herum kannten die

Bauern schon den Nutzen, der ihnen aus Benutzung der königlichen Hengste entsprang und drängte man sich dort dazu, damit die Stuten angenommen würden, nicht so in entferntern Gegenden. Und was war damals entfernt? War ja doch erst seit nicht zu langer Zeit durch Friedrich II. die Leibeigenschaft aufgehoben worden und das Gebundensein an die Scholle, eigentlich also noch die halbe Leibeigenschaft bestand für den Scharwerksbauer noch immer fort und sollte noch beinahe 2 Jahrzehnte fort bestehen. Unter solchen Umständen war die Verwandtschaft der Bauern in der Regel nur in benachbarten Dörfern zu finden, einen andern Trieb zum Reisen als eben die Verwandten zu besuchen hatten die Leute nicht und 6 Meilen war oft ungeheuer entfernt und eine den so weit abwohnenden Bauern ganz fremde Gegend. So zeigten sich denn die Bauern fast überall widerwillig und man kann wohl sagen, es gab damals in Ostpreußen keinen verhaßteren Mann als Graf Lindenau und wurden zum Spott die mit L. G. gebrannten Pferde Lindenau Graf genannt. Dieser letztere ging aber unbehindert gleichgiltig gegen Haß und Liebe seinen Weg ruhig fort, Gutes in der Landespferdezucht zu stiften, wenn auch oft mit zu sanguinischem Hoffen. So verfügte er (das Papier war damals wie jetzt geduldig, und Erfahrung, wie viel Procente an brauchbaren Vaterthieren eine Stutenheerde höchstens liefern konnte, fehlte noch dem sonst verdienten Gestütmann, auch waren die Anforderungen an ein Vaterthier noch nicht so hoch als später), daß fortan Trakehnen jährlich 100 Hengste für die preußischen Landgestüte liefern sollte, was natürlich nie aus der Aufzucht geschehen konnte. 1787 bis 1789 wurde der Bau der 4 Marställe für das litthauische Landgestüt zu Trakehnen, Ragnit, Insterburg und Oletzko ausgeführt und diese Ställe nach und nach mit 270 Hengsten besetzt. Doch bald, schon 1807, sollte die junge aufblühende Pferdezucht in ihrer Entwickelung gehemmt

werden. Die unglückliche Lage unseres Vaterlandes zwang zu Reduktionen; einige Landgestüte, denn nach der Gründung des litthauischen Landgestüts war die andrer preußischer Landgestüte rasch gefolgt, gingen ganz ein, von dem litthauischen wurde das Etablissement zu Ragnit verkauft, das zu Oletzko verpachtet und nur der Trakehner und Insterburger Stall blieben. Später wurde Oletzko wieder besetzt, ging aber 1824 ein und Gudwallen trat an seine Stelle. Von 1828 bis 1834 war auch im Trakehner Vorwerk Jonasthal ein eigner Stall für Hengste des litthauischen Landgestüts. Nach 1834 und bis auf den heutigen Tag hat das litthauische Landgestüt 3 Ställe:

zu Trakehnen,
zu Insterburg und
zu Gudwallen,

mit je 80 Hengsten und werden jährlich in Jonasthal die in Trakehnen für die Landgestüte überhaupt gezogenen Remonten (circa 40 bis 70 Stück) aufgestellt, und vierjährig nur im Bereich des litthauischen Landgestüts benutzt, so weit sie zur Benutzung brauchbar sind. Mit geringen Ausnahmen werden und sind diese Ställe, die also seit länger als 70 Jahren die Vaterpferde enthalten haben, die unsrige jetzige Landespferdezucht gebildet, aus Trakehnen remontirt. Die kleinen Pferdezüchter des Regierungsbezirks Gumbinnen ziehen einen Hengst Trakehner Abkunft bei Weitem einem angekauften vor. Das Vertrauen auf erbfehlerfreie Vererbung ist größer bei Trakehner Hengsten, als bei solchen, die im Privatbesitz gezüchtet sind, und wohl mit Recht, da Jeder, der den Hengst benutzt, beim Trakehner weiß, daß seine Mütter durch viele Generationen sicher erbfehlerfrei gezüchtet sind. Auf eine genauere Geschichte der Landgestütställe einzugehen (auf die Zucht der in ihnen aufgestellten Hengste komme ich später zurück) dürfte hier nicht am Platze sein; wer

sich dafür interessirt, dem sei das Werk „zur Geschichte des litthauischen Landgestüts von Hauptmann Gräfe, Berlin, bei Gustav Bosselmann, 1862" empfohlen.

Sehen wir uns nun in der Provinz um, wie die Veredlung durch die Hengste des Landgestüts, also der Trakehner Hengste, gewirkt hat, und betrachten jene Gegenden, in denen vor 80 Jahren die oben angeführten 3 Landrassen standen. Erst nach Masuren. Da finden wir, daß die Einwirkung auf diese früher zuerst angeführte Landrasse mitunter keine günstige gewesen ist, wenigstens nicht in den bergigen, sandigen, dürftigen Gegenden. Nur selten sieht man gute Exemplare des alten, guten, zu manchen Leistungen bei geringem Futter geeigneten Schlages. Meistens sind die noch zahlreich vorhandenen Individuen desselben verkommene Exemplare, bei denen es unverkennbar, daß wohl oft die guten, aber für den Schlag und die Gegend (mit zu knapper Weide und zu kargem Futter für die Aufzucht) zu großen Hengste, oft auch der Unverstand, verkümmerte, halbgroße litthauische Hengste statt der allerdings kleineren, aber sicher besseren masurischen zu benutzen, das Ihrige zur Verschlechterung der Rasse beigetragen haben. Diesen Umstand hatte der landwirthschaftliche Centralverein für Litthauen und Masuren wohl erkannt, und da ihm vom Staate jede Beihilfe zur Erhaltung der alten masurischen Rasse abgeschlagen wurde, weil der Staat bei Unterstützung der Pferdezucht das Ziel verfolge, Soldatenpferde zu schaffen, eine Unterstützung zur Erhaltung der kleinen masurischen Rasse aber von diesem Ziel ablenken würde, so beschloß er am 16. Mai 1854, achthundert Thaler aus seinen Mitteln herzugeben, um in 2 masurischen Kreisen Hengste der alten masurischen Rasse, oder doch in der Form ähnliche, aufzustellen. Es sind denn auch 3 bis 10 solcher Hengste jährlich, jetzt leider nur noch 3, aufgestellt worden, zum Theil in Masuren selbst erkauft, zum

Theil im Wilnaer und Suwalker Gouvernement in Rußland, und ein kleiner, knapp 4 Fuß 10 Zoll großer, gemischter Vollbluthengst, von rein orientalischer Mutter und englischem Vater, ein kurzbeiniges, festes, in Tarputschen von Herrn von Saucken gezogenes Thier. Diese Versuche sind, so weit sie die Qualität der erzielten Nachzucht betreffen, gelungen zu nennen, namentlich ist die Nachzucht des Ball, eines masurischen Hengstes, so gut ausgefallen, als es nur zu wünschen war; als fehlgeschlagen sind sie aber doch zu bezeichnen, weil dem Verein Geldmittel nicht nur zur Erweiterung, sondern auch zur Fortsetzung der Maaßregel fehlen und eben auch in Folge der geringen Mittel die Thiere zum Theil schlecht gehalten, nur wenig Nachzucht gaben, diese wenige gute Nachzucht aber bei der nicht gerade seltenen Nachfrage nach guten masurischen Pferden größtentheils für gute Preise verkauft wird und nicht der Pferdezucht Masurens verbleibt. Es wäre zu wünschen, daß der Staat sein Augenmerk auf die Erhaltung, resp. Veredelung dieser kleinen Rasse richtete, da in den bergigen, sandigen Theilen Masurens, in der sandigen Gegend um Memel und Heidekrug, eine Pferderasse nur klein sein kann, wenn sie eine gute bleiben soll. Auch möchten bei einer Mobilmachung zu manchen Trainzwecken diese kleinen, bei geringem Futter und schlechter Pflege verhältnißmäßig sehr viel leistenden Thiere wohl gut zu verwenden sein. — In vielen bessern Gegenden Masurens hat die Veredlung durch die Hengste des Landgestüts so segensreich gewirkt, wie es sogleich von der Rasse im Herzen Litthauens berichtet werden wird. Da ist wie in Litthauen der alte Landschlag viel bessern, edlern Thieren gewichen.

Die zweite Landrasse in der Tilsiter Niederung ist gänzlich verschwunden, und nur sehr selten erinnert ein einzelnes Individuum der jetzt dort vorhandenen Rasse in einzelnen Partien an

die Formen seiner Voreltern. Der Ramskopf und die Thiere, die ihn trugen, sind gänzlich fort und an ihre Stelle sind mehr oder weniger edle Pferde getreten, die man bald als starken edlen Reitschlag, bald als leichten Wagenschlag bezeichnen kann, je nachdem eben das verwendete edle Vaterblut die schwammigen Beine der Voreltern in ganz oder minder trockne Beine verwandelt hat. —

Die dritte alte Landrasse endlich, die schlechteste, die der kleinen schlechten Litthauer, ist von der Erde verschwunden. Statt ihrer finden wir in den Kreisen zwischen der Memel und Masuren einen edlen Schlag Pferde, die man als Reitschlag, bald leichter, bald schwerer, bald schwer bezeichnen muß, selten als leichten Wagenschlag, denn wenn auch sehr viele dieser Thiere als leichtere Wagenpferde sehr zu gebrauchen sind und auch als solche gern gebraucht werden, so berechtigt doch ihre ganze edle Form, Haltung und Gang sie dazu auch dann, auf den Namen schwerer Reitschlag Anspruch zu machen.

Man sieht also, mit Ausnahme der schlechteren Gegenden, in den masurischen Gegenden und um Heidekrug ist in den übrigen Theilen des Gumbinner Regierungsbezirks, wo überhaupt mehr Pferdezucht getrieben wird, der Einfluß des Landgestüts in den letzten 80 Jahren, in denen es besteht, ein ganz ungeheurer gewesen. Die alten schlechten Pferde sind verschwunden und an ihre Stelle ist ein edler Schlag getreten, den man einen Theils als leichten Wagenschlag, mitunter schweren Reitschlag, andern Theils als schweren und leichten Reitschlag, mitunter leichten Wagenschlag bezeichnen kann. Dieser Schlag hat seit 80 Jahren die Hengste des Landgestüts zu Vätern, diese aber waren größtentheils Trakehner oder, wenn angekauft, was selten geschah, größtentheils Söhne von Trakehnern. Wo aber nicht Landgestüthengste benutzt wurden, waren die Hengste im Privatbesitz fast auch nur

Söhne von Trakehner Hengsten, sehr häufig auch solcher Stuten. Es wird also nöthig sein, da wir schon gesehen haben, wie Trakehnen vor Gründung des Landgestüts beschaffen war, zu sehen, wie nun in den letzten 80 Jahren in Trakehnen gezüchtet ist, um genau den Ursprung und die Art der Väter der jetzigen Landespferdezucht kennen zu lernen, denn die Geschichte der Züchtung Trakehnens ist ja eben auch die Geschichte der Züchtung der Landrasse, deren Väter unmittelbar oder mittelbar Abkömmlinge Trakehnens waren.

Als 1786 Graf Lindenau Oberstallmeister wurde, begann, wie für die Pferdezucht des ganzen Landes, durch die erwähnte Vornahme der Gründung von Landgestüten, so auch für die Zucht des Hauptgestüts Trakehnens eine neue Aera, 1787 unternahm der sachverständige Mann die Musterung des Gestüts. Von 28 Hengsten des Hauptgestüts wurden 25 als ungenügend den gestellten Anforderungen sogleich ausgemustert, von den 381 Mutterstuten 144; zum Theil wegen Spaths und Hasenhacken, zum Theil wegen andrer Erbfehler, zum Theil als nicht rund gerippt genug und zu feinknochig. Trakehnen sollte fortan nicht nur Pferde für den Obermarstall ziehen und baare Einnahmen geben; es sollte hauptsächlich Thiere für die neu gebildeten Landgestüte liefern. Nur lauteres Gold an Vaterpferden, seien sie Engländer, Orientalen oder andrer Rasse, sollte fortan benutzt werden. So lautete der Ausspruch des Grafen Lindenau. Es wurden die Stuten in 4 Heerden getheilt, die in 5 Vorwerken untergebracht wurden. In Gurdßen wurden die Rappen, in Kalpakin die Braunen, in Guddin die Füchse des Wagenschlages, in Trakehnen und Bajohrgallen das Reitgestüt ohne Rücksicht auf Farbe eingestellt. Bajohrgallen wurde zwar nach der Rückkehr des geflüchteten Gestüts 1810 zum Füllenhof gemacht, doch 1819 wieder seiner Bestimmung zurückgegeben und nun das Reitgestüt so

getheilt, daß die leichteren Stuten in Trakehnen, die schwereren in Bajohrgallen eingestellt wurden. In Bajohrgallen sollten, wie die Verhandlungen aus jener Zeit besagen, Hunters gezüchtet werden, und steht jetzt dort die Elite der Stuten Trakehnens, durchweg Thiere des stärksten Reitschlages. So stehen die Heerden bis auf den heutigen Tag, doch dürfte jetzt, mit wenigen Ausnahmen, fast jedes in den Wagenschlägen gezüchtete Thier auch auf die Bezeichnung als schweres Reitpferd Anspruch machen dürfen. Von den Herren Landstallmeistern von Brauchitsch und später von Below verlangte Graf Lindenau bestimmt, daß mehr gleiche Form in die verschiedenen Heerden gebracht würde. 1805 wurde die Zahl der Trakehner Zucht sehr vermindert, da die Scharwerksaufhebung das Halten von Arbeitsvieh nothwendig machte, und wenn auch nach Trakehnen geflüchtete Thiere des Friedrich-Wilhelms-Gestüt zu Neustadt an der Dosse, das in Qualität damals viel höher als Trakehnen stand, manch gutes Blut nach Trakehnen brachten, so ging doch an Quantität auch vieles wieder verloren bei der Flucht des Trakehner Gestüts im December 1806 nach Rußland in die Gegend von Szawlen, so daß nach Rückkehr des Gestüts die Zahl der Mutterstuten nur auf 180 festgesetzt werden konnte. Die Flucht des Gestüts 1813 nach Schlesien, wie vorher 1810 die Wiederbesetzung des Friedrich-Wilhelm-Gestüts theils mit den nach Trakehnen geflüchteten, theils aber mit den besten Trakehner Stuten, im Ganzen mit 44, wie die Abgabe der Hengste Allahor (auf diesen komme ich später näher zu sprechen) und Arthur dahin, war auch kein Segen für Trakehnen. So übernahm 1814 Herr von Burgsdorf als Landstallmeister die Leitung des Gestüts mit der schon gehobenen Zahl von 210 Stuten. Er fand, sehr natürlich unter so für's Gestüt unglücklich vergangener Zeit, trotz der eifrigen Bemühungen des Herrn von Below, daß noch wenig von Lindenau's Wunsch,

einigermaaßen gleiche Form bei den Stuten hervorzubringen, erreicht war. Mit Thatkraft, Sachkenntniß und bestem Willen übernahm er die Leitung und hat Unglaubliches geleistet. Zwar schwankte während seiner Leitung seine Ansicht mehrmals, und gab er erst den Orientalen, dann den Engländern, dann wieder den Orientalen und schließlich den Engländern als Vaterpferden den Vorzug, wie man aus der Art, wie er die Stuten den Hengsten zutheilen ließ, deutlich ersehen kann; dennoch scheint seine zeitweilige Vorliebe nie seinen richtigen Blick beim Einrangiren getrübt zu haben. Er hat stets mehr Nachkommen von Engländern auch in der Zeit einrangirt, in der seine Vorliebe für Orientalen ihn mehr Paarungen der bessern Stuten mit Orientalen vornehmen ließ, und mit sicherm Auge hielt er seinen Grundsatz fest, nicht nur von Erbfehlern freie, sondern auch nur in ihrer ganzen Erscheinung gute Thiere zur Zucht zu benutzen. Von seinem Liebling, dem Orientalen Nedjed, rangirte er allerdings in den ersten 6 Jahren, nach Ankunft des Hengstes, in der zweiten Periode seiner Vorliebe für Orientalen, 26 Töchter ein, in den letzten 7 Jahren aber nur noch 2 und manche der früher einrangirten wurden ausrangirt. Dem Hauptgestüt hat also dieses sein Schwanken gar nicht oder doch nur wenig in so weit geschadet, als eben sehr vorzügliche Stuten für einige Jahre keine zur Einrangirung brauchbare Stuten lieferten. Jedenfalls muß man hiebei der Pflichttreue des Herrn von Burgsdorf die vollste Anerkennung zollen. Ist es doch schon nicht leicht einen Irrthum, in dem man befangen gewesen und in Folge dessen man Vieles mit Liebe gethan und es warm gepflegt hat, einzugestehen, durch das Leben, durch die Erfahrung von diesem Thun als einem Irrthum überzeugt zu werden, wie viel schwerer ist es noch, eine öffentlich begangene, öffentlich vertheidigte, den Untergebenen genau bekannte Maaßregel, nachdem man sie als eine

schlechte erkannt hat, offen und ehrlich als eine solche nicht nur sich einzugestehen, sondern auch durch rücksichtsloses Entgegenarbeiten gegen die weitern schlechten Folgen dieser Maaßregel, seinen begangenen Irrthum öffentlich zu bekennen, während bei nur etwas geringerer Pflichttreue es leicht möglich war, sich nicht als im Irrthum befangen gewesen zu sein darzustellen, den ganzen Irrthum zu vertuschen. Um so größer muß uns der Mann in diesem Falle erscheinen, wenn man bedenkt, wie er durch seine Zeit und seine Zeitgenossen verwöhnt war. Er war gewissermaaßen der Alleinherrscher des Regierungsbezirks Gumbinnen, nicht nur die Herren Rittergutsbesitzer, nein auch der Herr Regierungspräsident standen mit gezogener Kopfbedeckung vor ihm, er war durch diese Huldigungen so verwöhnt, daß er seine Stellung oft gänzlich verkannte. Mag eine verbürgte Anekdote hier Platz greifen. Ein Brauereibesitzer Gumbinnens, ein Herr Ehmer, brauchte Gerste und fuhr nach Trakehnen, nachzufragen, ob dort welche verkäuflich sei. Er fuhr an der Thür des Herrn Landstallmeister in raschem Tempo vor. Dieser saß mit einigen Gutsbesitzern und Beamten im Vorderzimmer und warf sein Haupt unwillig empor, als er das Vorfahren des Wagens bemerkte; natürlich auch maaßloses, aber stilles Erstaunen bei den meisten Anwesenden ob solch kühner That, denn die Herren Rittergutsbesitzer jener Zeit pflegten am Kruge vorzufahren, oder auf dem Hofe zu halten und zu Fuß sich der Wohnung des Herrn Landstallmeisters zu nahen. Ehmer wird gemeldet. Was will er, fährt Burgsdorf seinen Diener an. Dieser geht heraus und kommt mit der Nachricht wieder, Herr Ehmer wolle Gerste kaufen. Keine da, ist die lakonische Antwort und als der Diener mit diesem Bescheid abtritt, wendet sich Burgsdorf zu den Anwesenden mit den Worten: „Was denkt sich der Mensch, fährt mir hier vor, als wenn er mir Tra-

kehnen abkaufen will.“ Sicherlich kein hübsches Zeichen von Burgdorf's Charakter, aber da er einmal so war, nicht nur durch eigne Schuld, sondern durch eben so große Schuld seiner Zeitgenossen, und, werfen wir auch auf diese nicht zu sehr den Stein, durch seine und ihre Zeit, so müssen wir um so mehr die Größe seiner Pflichttreue anerkennen, die selbst den Stolz überwand. Während seiner Leitung des Gestüts wurde Geld zum Ankauf von Hengsten oft hergegeben, auch 1817 fremdes Stutenblut eingeführt, englisches, orientalisches, auch russisches, letzteres aber gleich wieder ausgemerzt; auch wurde das Gestüt 1815 dadurch vergrößert, daß das Maulthiergestüt in Birkenwalde aufgelöst und die Stuten dem Hauptgestüt einverleibt wurden. Dieser Erwerb für's Hauptgestüt war nicht so gering anzuschlagen, als man vielleicht denken könnte. Gewiß waren die in's Maulthiergestüt abgegebenen Stuten nach damaliger Ansicht nicht die besten Stuten, es scheint aber doch, als wenn es stets sehr starke gewesen sind. Wenigstens äußert sich ein noch lebender, einige 90 Jahr alter Stutmeister Leder stets beim Anblick einer recht massenhaften Stute: „Das wäre eine Stute für's Maulthiergestüt gewesen,“ und die Nachkommen der Gonorilla, der einzigen Stute des Maulthiergestüts, die noch directe weibliche Nachkommen in Trakehnen hat, gehören zu den stärkeren Thieren Trakehnens. Gonorilla hatte 1810, 1812 und noch 1815 Maulthiere gebracht, brachte 1816 die Stute Fury von Gustav, einem Halbbluthengste von 5 Fuß 3 Zoll Größe und von dieser Stute stammen die Stuten Dogda, Doralice, Donabella, Darioletta, Delphine, Datura, Dolosa, Deducta und Delta, deren sich diejenigen Herren, die in den letzten 10 Jahren Trakehnen gemustert haben, als starke, breite, gängige Thiere erinnern werden. Diese Nachzucht hat dem Hauptgestüt Trakehnen viel genützt und ihm namentlich die Hengste Delos, Djalma, Danilo und dem Friedrich-Wilhelm-

Gestüt den Hengst Deltura geliefert. Ueberhaupt scheint auf so besondere Stärke und Größe, der zu Liebe man jetzt manchen anderen geringen Mangel übersieht, früher viel weniger Rücksicht genommen zu sein. Bezeichnend bleibt es, daß Eurydamus oder, wie er in den ersten Registern stets genannt ist, Eurydamas, Rappe, 1833 geboren, vom Prätor aus der Gabrielle, 5 Fuß 9 Zoll groß, von 1837 bis 1847 im Obermarstall zu Berlin und dann bis 1852 als Vaterpferd in Trakehnen benutzt und später noch im Gielgudischker Gebiet bei seiner Geburt für ein solch schlecht Füllen gehalten wurde, daß er im Herbst 1833 gar nicht mit dem Gestütbrande gebrannt wurde.

Nach von Burgsdorf wurde 1843 Herr von Mühlheim Landstallmeister. Er blieb es nur ein Jahr, und ihm folgte bis 1847 Herr Landstallmeister Max. Ich glaube, jeder Litthauer wird mit mir übereinstimmen, wenn ich sage, Gott sei Dank, nur auf diese kurze Zeit, und doch war diese Zeit lang genug, um seinem Nachfolger, dem Herrn Landstallmeister von Schwichow, vollauf zu thun zu geben, den dem Gestüt durch Unkenntniß und bösen Willen, sagen wir geradezu Fälschungen, seines Vorgängers zugefügten Schaden für folgende Zeiten nicht nachwirkend zu machen.

Was nun die Zucht unter Herrn Stallmeister von Schwichow betrifft, der von 1847 bis 64 Dirigent des Gestüts blieb, so ist es keine Frage, daß er dem englischen Blute den Vorzug gegeben hat. Mir hat es geschienen, daß er vor Allem Anfangs sich bestrebte, erst in den schönen, edlen, gegen jetzt leichteren, von Erbfehlern freien, mit untadelhaften Beinen versehenen Trakehner Stamm mehr Masse, Stärke, Größe und im Oberkörper mehr die Verhältnisse hineinzubringen, ohne die ein Engländer ein Pferd nicht schön findet, d. h. lange tiefe Schulter, lange Croupe und verhältnißmäßig kurzer Rücken.

Nach dem ihm dieses, und namentlich das erstere schon in den ersten 12 Jahren seines Wirkens durch darauf gezielte Paarung und bedeutend stärkere Fütterung der Aufzucht auffallend gelungen war, schien es mir, als ob er in der letzten Zeit wieder neben den schönen Verhältnissen des Oberkörpers auch mehr Gewicht legte auf Schönheit des Kopfes, Schweifes und Halses und dieses bei den Paarungen berücksichtigte. Mit einem Worte Herr Landstallmeister von Schwichow kannte die Charybdis und Scylla der Pferdezucht: „Viel Masse zu gemein, viel Adel zu fein", sehr wohl und wußte seine Paarungen so einzurichten, daß er zwischen beiden glücklich durchsteuerte. Leider erfolgte nach überstandener schwerer Krankheit seine Pensionirung plötzlich und zu früh für die Wünsche der litthauischen Pferdezüchter. Herr Landstallmeister von Dassel, der jetzige Dirigent des Gestüts, als tüchtiger Pferdekenner bekannt, berechtigt indessen zu der Hoffnung, daß die Trakehner Züchtung nach denselben Grundsätzen wie unter von Schwichow fortgeleitet werden wird. Allerdings stutzt jetzt die Provinz, da drei unedle möglichst schwere französische Hengste nach Trakehnen gebracht sind; indessen heißt es, daß sie fürs Hauptgestüt nur ausnahmsweise hauptsächlich zu Experimenten im Landgestüt benutzt werden sollen. Dieses Experiment, viel mehr Breite und Masse in unseren litthauischen Pferdestamm hineinzubringen, wird sicher fehlschlagen, wie schon manche frühere, auf die ich später zurückkomme, fehlgeschlagen sind. Die Zahl der Stuten in Trakehnen ist in letzter Zeit möglich egal, stets einige über 300 gewesen. Darunter ist die der englischen Vollblutstuten seit 1830 allmälig vermehrt worden, und wenn auch Trakehnen darunter nicht Stuten besitzt, die als Rennpferde sehr hoch stehen, so haben viele von ihnen, und namentlich die durch mehre Generationen in Trakehnen gezüchteten, doch als Mütter von Landbeschälern einen hohen Werth.

Das Vertrauen des litthauischen Pferdezüchters auf Vererbung eines fehlerfreien Exterieurs ist bei Hengsten, deren Mütter schon durch mehrere Generationen in Trakehnen gezogen sind, mit Recht viel größer als bei denen von angekauften Stuten. Im Ganzen sieht der litthauische Pferdezüchter daher wohl ungern frische Stuten in Trakehnen einführen und dadurch die Zahl der von alten Gestütstuten stammenden Mütter vermindert werden.

Was nun die seit 1800 in Trakehnen benutzten Hengste betrifft, so behaupte ich, daß in Trakehnen stets mehr englisches Blut zur Bildung des Gestüts benutzt ist als orientalisches. Ich weiß, daß es, und namentlich hier in der Heimathprovinz des Trakehner Gestüts, noch Viele giebt, die diese Behauptung für falsch erklären werden, die bei ihrem, wenn ich so sagen darf, mit der Muttermilch eingesogenen Glauben verharren, Araber, nur Araber haben Trakehnen brillant gemacht, seine ganze Schönheit und Pracht beruhe auf Leistungen der früheren Araber, und müsse, wenn diese nicht wieder zahlreich angewendet werden, erlöschen. Gewiß ist der gute, schöne Orientale ein schönes Pferd und könnte auch in Trakehnen, wenn er da wäre und vorsichtig gepaart würde, sehr nützlich verwendet werden. Ist er aber nicht vorhanden, und daß er schwer zu finden, beweist die Erfahrung, da von den vielen seit 1786 benutzten Vollblut-Orientalen, 45 an der Zahl, nur eigentlich 3: Turkmainatti, Bagdadli und Nedjed, von denen der erste noch bezweifelter, und wohl nur Orientale auf dem Papier ist, brauchbar waren, so wird Trakehnen das, was es ist, auch ohne ihn bleiben, eben so gut wie es das, was es ist, auch ohne sein großes Zuthun geworden ist, und um so mehr, da die jetzt in letzter Zeit stärker benutzten gemischten Vollbluthengste den besten

Orientalen wohl an Schönheit erreichen, an Größe, Stärke und schöner Schulterlage ihn bei Weitem übertreffen.

Auf die 3 soeben genannten Orientalen muß ich noch näher zurückkommen. Ich habe Turkmainatti einen bezweifelten Orientalen, einen Orientalen auf dem Papier genannt. Ich meine hier ist der Ort zu erwähnen, was mein verstorbener, verehrter Lehrer, Herr Professor Naumann, mir und vielen seiner Zuhörer, die ihm näher standen, nicht einmal, sondern oft und als ganz bestimmt erzählt hat. Das Friedrich-Wilhelmgestüt war neu gegründet, es war besetzt mit hochedeln englischen Vollblutstuten und nun sollte auch ein hervorragender orientalischer Hengst für dasselbe angeschafft werden. Die österreichische Regierung unternahm es, den Ankauf eines solchen für Preußen zu besorgen, und es wurde angezeigt, daß in Damaskus ein Hengst Turkmainatti angekauft, in Wien eingetroffen sei und von Preußen abgeholt werden könnte. Naumann wurde hingeschickt, denselben zu übernehmen. Er fand dort einen guten braunen Hengst, 5 Fuß 2 Zoll groß, der ihm nach Größe, Stärke und Figur nicht Vollblutorientale zu sein schien. Bald erfuhr er denn auch unter der Hand von Leuten, die beim Kauf und Transport mitgewesen waren, daß dem so sei, daß das Thier *bestimmt* nicht aus Arabien oder der Türkei, sondern aus Rußland nach Damask gebracht worden sei, und daß es *wahrscheinlich* aus dem orlowschen Gestüt stamme. Er verweigerte also die Annahme und berichtete darüber nach Berlin. Inzwischen war dem Fürsten Kaunitz, dem damaligen allmächtigen Minister Oesterreichs, die Sache sehr unangenehm geworden, um so mehr, behauptete Naumann, weil er wohl einsah, daß bei nur einiger genauer Untersuchung die Abkunft Turkmainatti's sicher festgestellt werden konnte und der zum Ankauf benutzte höhere österreichische Beamte arg compromittirt werden würde. Fürst Kaunitz that es also selbst, oder

bewirkte, daß die Regierung es that, kurz Turkmainatti wurde Friedrich Wilhelm II. zum Geschenk übermittelt. Nach dem Sprüchwort: „einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul", und weil der Hengst dem Könige Friedrich Wilhelm II. sehr gefiel und er ihn nicht in der Abkunft herabgesetzt sehen wollte, auch wohl dem Fürsten Kaunitz zu Liebe, bekam Naumann den Befehl, nichts weiter über Ankauf und Abstammung des Hengstes nachzuspüren und zu verlautbaren. So ist Turkmainatti, wie ich gesagt, bis heute Vollblut Orientale auf dem Papier geblieben, und bei allen weitern Berechnungen, auf die ich noch kommen werde, habe ich ihn auch als Vollblut-Orientalen angenommen.

Was nun Bagdadly und Nedjed anbelangt, so ist es keine Frage, daß sie als Orientalen sehr genützt haben. Wenn ich auch früher aus der Zeit der Verwaltung Burgsdorf anführte, wie er Nedjed zuerst sehr, nachher vorsichtig benutzte, was thatsächlich feststeht, so bleibe ich dabei, auch er hat genützt. Allerdings muß ich zugeben, daß mein Liebling von allen Orientalen der Perser Bagdadli war und ist und behaupte ich, daß das Gestüt von seiner Tochter Vega ganz hervorragende Stuten besitzt, wohl die besten, in deren Adern orientalisches Blut fließt. Eine Linie derselben hat auch noch Nedjedblut in sich, doch will mir bedünken, diese sei die weniger bedeutende. Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß aber auch hier das Urtheil eines sicher competenteren Richters, als ich es bin, des Landstallmeisters von Schwichow, angeführt werden, der der Nachzucht des Araber Nedjed vor der Bagdadly's den Vorzug gab. Er behauptete, aus Bagdadly's Nachzucht kämen häufig noch flache, etwas hochbeinige Thiere heraus, bei auch ganz hervorragend guten, aus Nedjed's fast nur gute, wenn auch häufig zu kleine Thiere.

Sicher sind gute Orientalen, vorsichtig benutzt, zu vielen

Zwecken gute Vaterpferde, aber wo hernehmen? Ich bleibe aber aber doch dabei, daß,

erstens in Trakehnen stets englisch Blut mehr zur Bildung des Gestüts benutzt ist, als orientalisches, zweitens orientalisches Blut noch immer zur Erhaltung des Gestüts so stark oder stärker benutzt wird als früher, drittens englisches Blut mehr genützt hat als orientalisches.

Allerdings glaube ich, daß meine zweite Behauptung, die jetzt noch wahr ist, nach 10 bis 20 Jahren gestellt, nicht mehr wahr sein können wird, denn die in Trakehnen gezogenen reinen Orientalen sind für die dortigen Stuten der engen Verwandtschaft wegen nicht gut mehr zu benutzen, alle Versuche aber, aus dem Orient oder von Würtemberg her, wie z. B. mit Dschingis Chan brauchbare orientalische Vaterpferde zu beziehen, sind gescheitert und die reine orientalische Zucht in Trakehnen wird untergehen müssen und somit auch die Verwendung orientalischen Blutes für die Halbblutstuten.

Jetzt zum Beweise meiner Behauptungen. Trakehnen besitzt augenblicklich mit den in diesem Jahre einrangirten jungen Stuten (die Ausrangirung der alten ist noch nicht erfolgt) 329 Stuten. In dem Manuscript eines Trakehner Stutbuchs, das ich aus den dortigen Akten zusammengestellt habe, habe ich die Stuten Trakehnen's, die sich im Jahre 1801 dort befanden, oder bald darauf aus dem Friedrich-Wilhelmgestüt dahin kamen, indem ich bei ihrer Abstammung bis 1786 zurückging, in 320 Familien getheilt. Jede im Gestüt 1786 befindlich gewesene oder bis 1801 zugekommene Stute nahm ich als Stammmutter, als mögliche Begründerin einer Familie an. Später sind mit den in den letzten Jahren aus Würtemberg angekauften 2 orientalischen und 4 englischen Vollblutstuten, die noch keine einrangirten Töchter im Gestüt haben können, noch

53 Familienmütter zugekommen, so daß in Summa 373 Familiennummern zu zählen sind. Nennen wir der Kürze wegen die aus den ersten 320 Familien stammenden Thiere das alte Gestüt, die aus den letzten 53 respective 47 stammenden (6 Stuten, wie bemerkt, haben noch keine Nachzucht) das neue Gestüt. Das Stutbuch ergiebt nun, ebenso die in der Fühling-schen zu Glogau erscheinenden neuen landwirthschaftlichen Zeitung Jahrgang 1864 veröffentlichten Stammtafeln des Trakehner Gestüts, daß im alten Gestüt nur noch 42, im neuen nur 13 Familien durch directe weibliche Nachkommen vertreten sind. Zum Beweise meiner Behauptung wird es nun nöthig sein nachzuweisen, wie die Stuten dieser 42 alten und 13 neuen Familien die erstern seit 1786 bei letztern seit Eintritt der Stammmütter ins Gestüt gezüchtet sind. Um nun bei Angabe der Zahlen den Bezug auf meine Behauptuugen leicht verständlich zu machen, habe ich die Hengste in folgende Klassen gebracht:

1. Halbblut, über dessen Größe keine Nachricht ist,
2. kleines Halbblut bis 5 Fuß 2 Zoll groß, also anzunehmen, daß bei ihm viel orientalisches Blut verwendet worden ist,
3. mittel Halbblut über 5 Fuß 2 bis 4 Zoll groß, bei dem schon mehr englisch Blut als verwendet anzusehen ist,
4. groß Halbblut über 5 Fuß 4 Zoll groß, also vorzugsweise mit englischem Blut gezogen,
5. englisch Vollblut,
6. orientalisch Vollblut,
7. gemischt Vollblut,
8. gemischt Vollblut mit englischem Vollblut als Mutter,
9. gemischt Vollblut mit orientalisch Vollblut als Mutter,
10. Thiere unbekannter Abstammung [4]) und Größe.

329 Stuten haben wir, wie ich früher anführte, im Gestüt, davon kommen 6, die noch keine Nachzucht haben, nicht in Be-

tracht, bleiben 323 Stuten. Davon gehören 270 Stuten dem alten Gestüt, 53 dem neuen Gestüt an. Zählt man deren Voreltern zurück vom alten Gestüt bis 1786, vom neuen bis zum Eintritt der Stammütter ins Gestüt, so findet man, daß incl. der jetzt lebenden Stuten 783 nöthig waren, das jetzige Gestüt herzustellen, und zwar 686 Stück für das alte, 97 für das neue Gestüt. Um nun zu sehen, wie die Züchtung vor sich gegangen ist, werden wir uns klar machen müssen, was für Hengste dazu verwendet worden sind, und wir finden, es waren:

die Väter	I. sämmtlicher 783 Stuten	II. der 686 Stuten des alten Gestüts	III. der 97 des neuen Gestüts
H.	26½	26½	keine
k. H.	45	45	keine
m. H.	107	105	2
g. H.	280	275	5
e. V.	205	142	63
o. V.	52½	41½	11
g. V.	29	19	10
g. V. M. e.	28	25	3
g. V. M. o.	keine	keine	keine
unbk.	10	7	3

Ich bemerke, daß ich in den Fällen, in denen 2 Hengste benutzt wurden, für jeden ½ angenommen habe, und daß, wenn man in dem neuen Gestüt in Erwägung zieht, daß mehr als die Hälfte der Stammmütter der Familien, von 13 nämlich 8, e. V. Familien sind (im alten Gestüt keine einzige), in denen eben nur e. V. verwendet wurde und man diese 8 Familien abrechnet, man finden wird, daß für das Halbblutgestüt, und das ist ja die Hauptsache in Trakehnen, nicht mehr e. V. als früher, o. V. aber verhältnißmäßig mehr als früher benutzt ist.

Nun könnte allerdings Jemand behaupten, diese Rechnung

genüge nicht, der Hengst, der der Vater einer Stute sei, müsse so oft gezählt werden, als sie lebende weibliche Nachkommen im Gestüt habe, denn er sei in jeder vertreten, dann würde sich zeigen, daß doch mehr orientalisch Blut in Trakehnen sei. Stellen wir auch hierauf Rechnung an und zählen wir die Väter, Großväter ꝛc. jeder einzelnen Stute zurück bis 1786, so ergiebt sich, daß waren:

die Väter der Stuten und ihrer Vormütter	I. im ganzen Gestüt	II. im alten Gestüt	III. im neuen Gestüt
H.	191½	191½	keine
k. H.	168	168	keine
m. H.	451	448	3
g. H.	551	542	9
e. V.	389	280	109
o. V.	213½	161½	52
g. V.	39	26	13
g. V. M. e.	58	50	8
g. V. M. o.	keine	keine	keine
unbk.	53	46	7

Allerdings ist hier das Verhältniß für das orientalische Blut etwas günstiger, als bei der früheren Rechnung, aber es ist eben zu berücksichtigen, daß viele Stuten der orientalischen Vollbluthengste Bayan, Nischti, Yemen und Turkmainatti gleich Anfangs ins Gestüt kamen, die nun oft gezählt sind und keine einzige eines englischen Vollbluthengstes, denn ich habe, damit mir kein Vorwurf der Parteilichkeit für meine Behauptung gemacht werden kann, entschieden zu Gunsten des orientalischen Blutes gerechnet. Ich habe Williams, der in den Registern als aus der englischen Wettläuferrasse angegeben ist, nicht als englisch Vollblut gerechnet, weil er nicht im Stutbuch als Vollblut nachzuweisen ist, ich habe aber als orientalisch Vollblut auch alle zweifelhaften Thiere angenommen,

z. B. Merkur in Triesdorf, der nur nebenbei als Türke bezeichnet ist, wenn sie in dem allgemeinen Gestütbuch auch nicht als Vollbluthiere orientalischen Blutes verzeichnet sind. — Trotz alledem bestätigt sich doch noch immer unzweifelhaft meine Behauptung, daß weit mehr englisches Blut als orientalisches benutzt worden ist. Meine erste Behauptung ist also bewiesen.

Um nun auch festzustellen, daß jetzt noch immer so viel orientalisch Blut benutzt wird als früher zur Einrangirung in's Gestüt, und daß namentlich nach Abgang des Landstallmeisters von Burgsdorf und unter Landstallmeister von Schwichow dieses gegen früher nicht abgenommen hat, wollen wir die Väter der Stuten besonders zusammenstellen, die, im Gestüt einrangirt, noch Nachzucht haben und geboren sind:

die Väter waren	von 1830–1839 unter v. Burgsdorf	von 1840—1849 3 J. u. v. Burgsdorf 1 J. u. v. Mühlheim 3 J. u. Max 3 J. u. v. Schwichow.	von 1850–1860 unt. v. Schwichow
H.	keine	keine	keine
k. H.	4	keine	2
m. H.	10	17	20
g. H.	31	72	136
e. V.	32	55	82
o. V.	6	1	7
g. V.	keine	1	15
g. V. M. e.	6	keine	keine
g. V. M. o.	keine	keine	keine
unbk.	2	keine	keine

Somit wäre auch meine zweite Behauptung bewiesen.

Es bleibt nun noch zu beweisen, daß orientalisch Blut weniger genützt hat, als englisches. Betrachten wir die Hengste, die seit 1786 nicht nur zur Bildung des Stutenstammes, sondern

überhaupt während der Zeit, daß er entstand, benutzt sind, so zählen wir 535 Hengste. Davon haben 5 noch keine erwachsene Nachzucht, 20 sind Probierhengste, die nur für Arbeitsstuten, oder durch Zufall benutzt sind, bleiben 510 Hengste, zu denen nun noch 15 kommen deren Töchter in Trakehnen eingeführt sind. Sehen wir nun, welcher Gattung diese Hengste angehören, wie viele von ihnen Stuten oder deren Vormütter dem Gestüt geliefert haben, und wie viele es sind, deren weibliche Nachzucht ausrangirt ist, so finden wir:

Hengste waren Gattung	Zahl	Zahl derer, die Stuten geliefert haben	Zahl derer, deren weibliche Nachzucht ausrangirt ist.
H.	83	21	62
l. H.	81	23	58
m. H.	106	43	63
g. H.	97	55	42
e. V.	78	48	30
o. V.	45	20	25
g. V.	18	6	12
g. V. M. e.	15	10	5
g. V. M. o.	2	keine	2
Summa	525	226	299

Ich glaube nun, daß jeder unparteiische Mann den Satz zugeben wird, daß im Allgemeinen die Gattung der Hengste am meisten genützt hat, von welchen die meisten Individuen brauchbare Nachzucht lieferten und umgekehrt, und daß somit auch meine dritte Behauptung bewiesen ist.

Auf diesen Punkt der Benutzung des englischen und orientalischen Blutes in Trakehnen bin ich deßhalb so speciell eingegangen, weil das Vorurtheil, Araber hätten nur und nur allein Trakehnen groß gemacht, zu sehr eingewurzelt ist. Dazu ein

Beitrag. Fast allgemein hört man von Besichtigern des Trakehner Gestüts, daß die Fuchsstutenheerde am besten gefalle. Hat nun auch die Bajohrgaller Heerde hervorragendere Thiere als Guddin, so gebe ich gern zu, daß der Gesammteindruck, den die ganze Heerde giebt, bei Guddin dem oberflächlichen Beschauer entschieden der beste sein kann. Noch ganz kürzlich hörte ich nun von einem Beschauer dieser Heerde: „Ich gebe zu, Ihre Rechnung wird für gesammt Trakehnen richtig sein, aber hier, hier, sehen Sie die beste Heerde an, da ist sicher mehr orientatalisch Blut darin als in der andern.“ — Sieht man aber die Abstammung der 42 Guddiner Stuten durch und läßt eine Familie unberücksichtigt, da es nicht feststeht, ob Delue ein Araber oder Podhorski ein Pole der Vater der Stammmutter ist, ja die Wahrscheinlichkeit für letztern spricht, so findet man, daß nur 5 Stuten: Costarika, Lonny, Lubinka, Tranka und Teresina jede ein Mal einen orientalischen Vollbluthengst in ihrem Stammbaum hat, wogegen bei 31 Stuten 41 englische Vollbluthengste in den Stammbäumen vorkommen und 7 gemischte Vollbluthengste, deren Mütter englische Vollblutstuten waren. Diese Heerde gerade hat das wenigste orientalische Blut. Nicht wenig hat zur Befestigung des Irrthumes, die Araber hätten hauptsächlich in Trakehnen genützt, der in der Festgabe für die Theilnehmer der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Königsberg 1862 enthaltene Aufsatz über Trakehnen von Herrn von Bujak-Medunischken beigetragen. Es ist dieser Aufsatz eine durch und durch leichte Arbeit, die ebenso, wie sie thatsächliche Widersprüche und falsche weltgeschichtliche Angaben enthält, auch pferdezuchtgeschichtich Irrthum an Irrthum reiht.

Meine Behauptung, daß man in Trakehnen sicher sei, von Erbfehlern frei gezüchtete Thiere zu finden, will ich durch ein Beispiel begründen, das eben beweiset, wie sorgsam stets die

Dirigenten gemacht haben, eine ganze Nachzucht und ganze Familien verschwinden zu lassen, wenn gewisse Mängel in der oder denselben sich oft wiederholten. 1799 kam Meteor, ein Sohn Turkmainattis und der Chestes (englische Vollblutstute), nach Trakehnen, von dem 28 Töchter einrangirt wurden. Meteor soll ein hervorragend schönes Thier gewesen sein, der schönste Sohn Turkmainattis. So beschreibt ihn auch von Burgsdorf in einer Randbemerkung im Hengstregister, tadelt aber seinen Widerrüst und in Folge dessen seinen Gang vorne (eine Bemerkung, die noch bei einigen Söhnen Turkmainattis vorkommt). Der fehlerhafte Gang vorne wiederholte sich bei den späteren Nachkommen oft und da noch dazukam, daß Meteor selbst später wegen eines bedeutenden Augenfehlers ausrangirt werden mußte, so ist heute von allen einrangirten 28 Töchtern auch nicht eine Stute direkter weiblicher Nachkommenschaft mehr in Trakehnen vorhanden, von den von denselben gezüchtigten Hengsten ist der stolze Roderich, der einst so fromm war, daß ihn die Königin Louise ritt und der 1817 wegen zu bösen Charakters getödtet werden mußte, der einzige, von dem sich weibliche Nachkommen und zwar 7 im Gestüt befinden.

Ich habe so versucht, ein Bild der Züchtung Trakehnens zu geben und habe behauptet, der schöne, leistungsfähige litthauische Pferdeschlag der kleinen Besitzer sei nun ebenso gezüchtet wie Trakehnen, da stets die Väter dieses Schlages die Kinder Trakehnens gewesen sind. Ich weiß sehr wohl, daß wenn auch in diesem Schlage sehr gute hervorragende und hochhervorragende Thiere in Masse zu finden sind, er sich doch mit den Trakehner Pferden im Exterieur und Schönheit im Durchschnitt nicht vergleichen kann, denn hier in Trakehnen wurde stets das Beste vom Guten an Vater- und Mutter-Thieren zur Fortpflanzung des Gestüts benutzt, während der Bauer nur leider zu oft das

Stutfüllen für sich behielt, das ihm keiner abkaufen wollte; aber dasselbe Blut, das in den Adern der Trakehner fließt, fließt auch in den Adern unserer Litthauer und dasselbe Blut, das jene leistungsfähig gemacht hat, hat auch diese leistungsfähig gemacht. Hier werde ich wieder beweisen müssen. Ich weiß, meine Widersacher, die blinden Verehrer nur des orientalischen Blutes, welche predigen ohne zu untersuchen, sind zahlreich wie Sand am Meer. Meine Behauptungen in Bezug auf die Züchtung in Trakehnen sind unwiderlegbar, sie basiren auf Akten und Zahlen, nun aber soll die Züchtung im Lande anders gewesen sein. — Wenn auch die Orientalen, sagen jene Herren, nicht im Hauptgestüt dauernd einrangirt wurden, denn das geben wir jetzt zu, daß dort mehr Engländer als Orientalen benutzt sind, so waren doch in Masse ihre Söhne und Töchter zeitweise da, die ins Landgestüt gingen oder Kinder dahin brachten und unsern Landschlag gut und reich machten, daher ist ja auch unser Landschlag kleiner als die Trakehner. Daß diese letzte Folgerung eine ganz willkürliche ist und kaum der Widerlegung bedarf, wird wohl jeder einsehen, der unparteiisch sein will und weiß, wie die Aufzucht in Trakehnen, wie dieselbe größtentheils bei den Bauern gefüttert wird, aber versuche ich jetzt auch den Beweis, daß im Landgestüt auch weit mehr englisch Blut aus Trakehnen hingekommen ist als orientalisches. Die Herren haben ja recht, die Orientalen, die da waren, gingen ins Landgestüt, aber sie vergessen, daß eben die Dirigenten des Gestüts, die mehr Engländer für's Hauptgestüt einrangirten, nachdem sie sich von dem größern Nutzen dieser Thiere überzeugt hatten, auch die Engländer und ihre Töchter überhaupt mehr benutzten und daher immer auch zur Einrangirung ins Landgestüt, die ja viel größer als die im Hauptgestüt war, wieder mehr, weit mehr Thiere mit englischem Blut als mit orientalischem da waren und so das Verhältniß dasselbe blieb.

Meinen Beweis zu führen, werden wir nachsehen müssen von 1800 ab bis in die zwanziger Jahre, denn später standen entschieden mehr Engländer als Orientalen im Hauptgestüt, wie die eingeführten Hengste englisch Voll- und Halbblut und orientalisch Vollblut benutzt sind, wie viel Zuchstuten überhaupt sie lieferten, ohne, wie es bei den früheren Berechnungen geschah, Rücksicht darauf zu nehmen ob von diesen noch Nachzucht im Gestüt ist, aber wohl mit Rücksicht darauf, wie viel Jahre dieselben als Zuchtstuten benutzt wurden, denn gerade aus dieser Jahreszahl kann man auf die Zahl der fürs Landgestüt gezüchteten Hengste schließen. Also:

Von 1799 bis 1817 kamen 17 Söhne Turkmainattis ins Gestüt. Diese Hengste nützten viel fürs Haupt- wie Landgestüt,

sie wurden benutzt Jahre:	waren Stück:	lieferten Zuchtstuten:	die als Zuchtstuten benutzt wurde
95	17	141	946

Von diesen Hengsten war nur einer, Arnim, der Sohn einer nicht englischen Mutter, von welchem auch keine Stute einrangirt ist, 5 waren Söhne englischer Halbblutstuten, die zu der obigen Zahl 20 Stuten lieferten, 11 aber sämmtlich Söhne englischer Vollblutstuten, von denen 121 Stuten ins Gestüt kamen. Den Hauptnutzen haben unter ihnen 3 Thiere gebracht:

sie heißen:	Die Mutter englisch Vollblut hieß:	lieferten Stuten zur Zucht:	die benutzt wurden Jahre:
Meteor	Chestes	28	115
Allahor	Miß Croke	25	230
Corplaß	Caroline	31	228
	3 Hengste lieferte	84	573

Man sieht, die erste Benutzung der Söhne Turkmainattis war der Anfang der Benutzung reichlichen englischen Blutes.

Es befanden sich 1800 4 Vollblut-Orientalen in Trakehnen,

dieselben hießen:	wurden benutzt Jahre:	lieferten Zuchtstuten:	die benutzt wurden Jahre:
Delue	11	15	144
Dschulfi	6	3	14
Benesacher	11	6	51
Gemen	3	7	43
4 Hengste	31	31	252

Ferner befanden sich 1800 drei englische Halbbluthengste, in England erkauft, in Trakehnen und einer kam gleich darauf hinzu

sie hießen:	wurden benutzt Jahre:	lieferten Zuchtstuten:	die benutzt wurden Jahre:
Blank Bolton	4	9	35
Strubberg	3	2	16
Ormond	14	24	171
John Bull	6	13	118
4 Hengste	27	48	340

Einige Jahre später kam noch der englische Halbbluthengst Oronocco nach Trakehnen,

wurde benutzt Jahre:	lieferte Zuchtstuten:	die benutzt wurden Jahre:
12	47	482

also lieferte er fast das Doppelte an Zuchtjahren und so wohl auch an Nachzucht für die Landgestüte, als alle 4 Vollblutorientalen zusammen.

Nach der Anschaffung des Oronocco 1806 kamen bis 1818 keine angekauften Hengste nach Trakehnen, 1818, 19 und 20 aber erfolgten folgende Ankäufe:

I. 8 orientalische Vollbluthengste

diese heißen:	wurden benutzt Jahre:	lieferten Zuchtstuten:	die benutzt wurden Jahre
Bagdadly	20	33	313
Teheran	8	15	96
Eminlick	11	10	93
Kiurd Arab	8	5	62
Oglan	13	5	29
Delysadehr	2	2	18
Kaseh	3	4	43
Altin	3	9	75
8 Hengste	73	83	729

II. 4 englische Vollbluthengste:

diese heißen:	wurden benutzt Jahre:	lieferten Zuchtstuten	die benutzt wurden Jahre:
Blackamoor	10	52	569
Scrapall	15	40	388
Amber	8	14	119
Mungo	4	4	33
4 Hengste	37	110	1109

III. 3 englische Halbbluthengste:

diese heißen:	wurden benutzt Jahre:	lieferten Zuchtstuten:	die benutzt wurden Jahre:
Trafalgar	8	20	132
Driver	12	45	396
Pretender	13	32	334
3 Hengste	33	97	862

Bald nachher, 1822, kam der englische Vollbluthengst the Cryer ins Gestüt,

er wurde benutzt Jahre:	lieferte Zuchtstuten:	die benutzt wurden Jahre:
20	40	285

und sein Blut wird als leistungfähig sehr geschätzt.

Es stehen, lassen wir die Turkmainatti Kinder fort, die doch mehr englisch als orientalisch waren, doch noch 2793 Zuchtjahre englischem Blute 981 orientalischen Blutes gegenüber, die fürs Landgestüt Hengste lieferten und so hätte ich bewiesen, daß die Landstuten Ostpreußens ungefähr ebenso wie die Trakehnens gezüchtet sind.

Ein Versuch, in den 40er und Anfang der 50er Jahre gemacht, sowohl die Trakehner- wie die Landrasse massenhaft und stärker durch Beimischung von unedlem Blut aus massenhaften starken Vaterthieren zu machen, ist als vollständig mißlungen zu bezeichnen. Die aus England eingeführten starken, schweren Yorkshire-Hengste haben nicht nur nichts genützt, sondern geschadet in Privatgestüten, geschadet, wo sie bei Stuten des Landschlages angewendet wurde, geschadet in Trakehnen, wo der schon erwähnte King William bei so guten Stuten ganz Unglaubliches an schlechter Nachzucht geleistet hat. Ihr Blut ist wohl bis auf den letzten Tropfen verschwunden. Die Nachzucht hatte die unedlen Formen, schwammigen Beine und oft auch die Größe der Väter angenommen, ohne die Breite und massigen Formen mit zu bekommen. Auch die Nachzucht der eingeführen Stuten solchen Schlages ist verschwunden, weder rein gezogen, noch gemischt schien sie für diese Gegend geeignet. Es scheint, als wenn der lange Winter und dadurch herbeigeführte kurze Weidegang oder kurze Grünfütterung und lange trockne Fütterung sehr gut ein Pferd herstellen läßt, was rasch und leistungsfähiger ist, ja leistungsfähiger als Thiere mit massigeren Formen, daß aber diese zuzugesellen das hiesige Klima nicht leicht erlaubt oder bei unsern verhältnißmäßig

recht edlen Stuten doch nicht durch Beimischung von Blut unedler Hengste, sondern höchstens durch unverhältnißmäßig starkes, gutes Futter, namentlich Winterfutter, in den ersten 3 Wintern des Lebensalters der jungen Thiere. Der landwirthschaftliche Centralverein für Litthauen und Masuren hat sich nach allen diesen Erfahrungen am 31. Mai 1859, an welchem Tage fast alle bedeutenden Pferdezüchter der Provinz, durch die bevorstehende Debatte angeregt, anwesend waren, ganz entschieden gegen die Einführung von Suffolks, Clevelands, Percherons und ähnliche schwere Pferderassen in unsere Provinz ausgesprochen und seine Ansicht dem landwirthschaftlichen Ministerio in einer Denkschrift mitgetheilt.

Habe ich nun geschildert, wie die Züchtung in Trakehnen, wie die im Lande mit den eigentlichen Landesstuten, den Stuten im Besitz von Bauern oder kleineren Pferdezüchtern vor sich gegangen ist, so bleibt nun noch übrig, auf die Züchtung in den Privatgestüten zu kommen. Natürlich werde ich bei der Masse von Gestüten, die im Regierungsbezirk vorhanden sind, nur sehr kurz und oberflächlich berichten können, weil einmal, bei aller Passion für Pferdezucht, es doch unmöglich ist, alle Gestüte zu kennen, geschweige denn die Geschichte ihres Fortschrittes, und anderntheils der Raum zu beschränkt ist, auch nur der Geschichte aller mir bekannten Gestüte speciell zu erwähnen.

Die Privatzucht in den Gestüten hat den geschilderten Leistungen in dem Staatsgestüte nicht nachgestanden, sie ist in den meisten Fällen mit demselben Blut und nach ähnlichen Grundsätzen wie in Trakehnen vorgegangen; wo grundsätzliche Abweichungen stattgefunden haben, die mir bekannt sind, soll später erwähnt werden, und hat in einigen Gestüten eine Höhe erlangt, die es erlaubt, dreist ihr Stutenmaterial an die Seite der besten Trakehner Stutenheerde, der Bajohrgaller, zu stellen.

Englisches Vollblut, und zwar in ganz ausgezeichneten

Exemplaren, wurde schon im Anfang dieses Jahrhunderts durch Herrn von Farrenheid-Angerapp, etwa 30 Jahre später durch Herrn von Simpson-Georgenburg und durch einen ostpreußischen Aktienverein eingeführt. Das Angerapper Gestüt ist jetzt an einen Sohn und zwei Schwiegersöhne des Herrn von Farrenheid, in Angerapp, Dombrowken und Meduniſchken übergegangen. Ich meine, die englische Vollblutzucht in allen 3 Gestüten hat sich nicht auf der alten Höhe erhalten können. Neben dem Vollblut züchten aber alle 3 Gestüte gutes Halbblut. Vom Georgenburger Gestüt habe ich schon im Eingang gesprochen. Die Nachzucht der Stuten, die durch den Aktienverein eingeführt wurden, wie die der Georgenburger und Angerapper Vollblutstuten, hat sich über die ganze Provinz ausgebreitet. Das Gestüt des Herrn von Saucken-Julienfelde, aus 15 bis 20 Mutterstuten bestehend, ist, so weit mir bekannt, das einzige, das nur englisch Vollblut züchtet. Herr Graf von Lehndorf zu Steinort dürfte wohl das beste Rennblut (in der Provinz) in seiner Vollblutzucht haben. In vielen Halbblutgestüten wird außer genannten noch nebenbei Vollblut gezüchtet.

Alle die Halbblutgestüte, die ganz oder mehr oder minder nach Trakehner Grundsätzen züchten, hier anzuführen, bin ich nicht im Stande, sie dehnen sich eben über den ganzen Regierungsbezirk aus.

Hervorheben will ich nur noch, daß zwei der bedeutendsten Züchter, wenn nicht geradezu die bedeutendsten, Herr von Simpson-Georgenburg vorzugsweise bestrebt ist, englisches Blut direct seiner Stutenheerde durch möglichste Benutzung englischer Vollbluthengste zuzuführen, wogegen Herr von Neumann-Spirgupöhnen und Weedern umgekehrt möglichst Halbbluthengste benutzt. — Zu bemerken wäre hier noch, daß Herr von Neumann-Weedern in seiner schönen Stutenheerde zu Röseningken nur Füchse, Herr

von Simpson-Georgenburg nur Braune zu züchten beabsichtigen und Herr Werner in Muhlack, allerdings nicht im, sondern nur nahe am Regierungsbezirk Gumbinnen im Kreise Rastenburg, nur Rappstuten in seinem Gestüt hat. Die Heerden sind in diesen 3 Gestüten sehr ausgeglichen und die Farbe möglichst constant geworden.

In den Gestüten der Herren von Saucken-Tarputschen, von Plehwe-Dwarischken und Heidenreich, früher Girrehlischken, jetzt Lasdinehlen, ist eine von der Trakehner Züchtung abweichende Richtung verfolgt worden. Es ist in denselben mehr orientalisches Blut als in Trakehnen benutzt. Der verstorbene Herr von Saucken-Tarputschen war der letzte litthauische Pferdezüchter, der in den 40er Jahren in Verbindung mit zwei andern Züchtern, Herrn Ammon-Althof-Insterburg und von Farrenheid-Angerapp zwei sehr werthvolle National-Vollblut-Araber, Basra und Zarif, nach Litthauen brachte, so wie auch eine national-arabische Vollblutstute. Später wurden noch 3 solcher Hengste eingeführt, doch gingen sie in den Regierungsbezirk Königsberg und sollen möglichst unbedeutend gewesen sein. Der jetzige Herr von Saucken-Tarputschen, Sohn des erwähnten Herrn, hat in letzterer Zeit seine leichten, edlen Pferde auch mit stärkern Halbbluthengsten gepaart. Herr von Plehwe-Dwarischken hat vorzugsweise in Trakehnen gezogene Landbeschäler, die orientalisch Vollblut waren, oder doch Thiere mit vorwiegend orientalischem Blut benutzt. Herr Heidenreich, der neben einigen orientalischen Vollblutstuten, die größten und stärksten Stuten dieser 3 Gestüte hat, hat diese Stärke und möglichste Ausgeglichenheit seiner Zucht einem Zarif-Sohne aus einer Gestütstute des eingegangenen, im königlichen Remonte-Depot Kattenau befindlich gewesenen Gestüts zu danken. Dieser Hengst hat auch die Schimmelfarbe in seinem Gestüt ziemlich vertreten gemacht.

Wie auch gezüchtet wird, dem ruhigen Beobachter kann es nicht entgehen, daß fast bei allen Züchtern die Rentabilität dem Ruhme, Gutes zu züchten, untergeordnet wird, wenn auch natürlich dieselbe dabei nicht ganz außer Acht gelassen wird, ja nicht ganz außer Acht gelassen werden kann bei dem Vermögenszustande und nach dem vernünftigen praktischen Sinne der meisten Besitzer.

Wenn es auch nicht fortzuleugnen ist, daß die Passion für Pferdezucht mitunter manchen guten Theil der Rente bei der Pferdezucht für diese selbst verwenden und aufgehen heißt, daß die befriedigte Passion einen Theil der Rente vertritt und vertreten muß, so ist es doch noch weniger fortzuleugnen, daß ganz ohne Passion und Kenntniß dafür die Pferdezucht wohl nie Rente abwerfen kann und untergehen muß. Wo Kinder im Dorf, wenn ein junges Pferd vorgeführt wird, sich scheu zurückziehen und kommt ja ein junger wiehernder Hengst vor, im höchsten Schrecken die Flucht ergreifen, da ist keine Gegend, in der eine wirkliche Landespferdezucht gedeihen kann; wo aber Knaben und Mädchen, trotz allen Verbots, wenn die Eltern zur Kirche sind, den Roßgarten auf- und dort die Knaben die jungen Pferde zu besteigen versuchen, die Schwestern aber neugierig und ermunternd zuschauen, da wird die Landespferdezucht gedeihen, da mag der Staat mit seiner Hilfe eintreten, da werden die verwendeten Staatsmittel nicht fortgeworfen sein, sondern Segen bringen. Nehme man den durch Generationen den Bewohnern Litthauens eingeimpften Sinn für Pferde und Pferdezucht, und die an sich nicht brillante Rente aus der Pferdezucht und mit ihr die Zucht werden verschwinden. Nur wo, wie in Litthauen, Passion für das Pferd vorhanden ist, kann seine Zucht gedeihen.

Nachtrag.

Neun Jahre sind vergangen, seit der vorstehende Vortrag gehalten wurde. Meine Prophezeiung, daß bald mit der Benutzung orientalischen Blutes in Trakehnen, aus Mangel an solchem, wird eingehalten werden müssen, ist eingetroffen. Der letzte eigen gezogne Orientale Igor ist wegen Alters ausrangirt, die Versuche mit einem kleinen aus Würtemberg erkauften orientalischen Vollblutschimmel Hügel blieben hinter jeder Erwartung zurück, ebenso mit den kleinen Orientalen Sardus und Divan. Die gemischten Vollbluthengste Ganges, Inspector, Nobelmann sind auch eingegangen und nicht ersetzt und, wie vorher gesagt, das orientalische Blut ist knapp geworden oder fehlt beinahe ganz. Dagegen sind edle, schöne englische Vollblutthiere angeschafft worden, Lelio, der inzwischen wieder eingegangen, aus Frankreich, Rustik, Falkirk, Marsworth und andre aus England, Adonis aus dem gräflich Renardschen Gestüt aus Deutschland. Der Versuch mit den 1864 angeschafften 3 Franzosen, deren erwähnt wurde, die von englischem Vater aus normannischen Stuten gezogen waren, ist gescheitert in Trakehnen wie mit den Landstuten. Der Versuch war berechtigter als der mit den schweren englischen unedlen Rassen früher, da unbedingt im Knochenbau, in den Längenverhältnissen des ganzen Knochengerüstes das unedle französische Pferd dem edlen englischen mehr homogen ist, als die unedlen, schweren, englischen Rassen. Sicher wird aus den unedlen französischen Pferden nach Benutzung englischen Vollblutes durch mehre Generationen ein sehr gutes brauchbares Pferd entstehen, für jetzt noch ist es zu unedel für unsre hochedlen Trakehner, für unsre edlen Landstuten. Es wird immer schwerer, die passenderen Vaterthiere zu finden, je edler das zur Zucht vorhandene Stutenmaterial ist. Herr von Simpson-Georgenburg versuchte

in dieser Zeit 4 normannische, aber schon durch mehre Generationen mit englischen Vollbluthengsten gezüchtete Stuten einzuführen. Er hat mit ihnen und seinen Vollbluthengsten weiter gezüchtet und namentlich eine recht gute Stute erzielt, aber mir scheint nicht besser, oder vielleicht auch nicht so gut als solche aus seinem Stutenmaterial. Noch einige Generationen weiter gezüchtet, werden die Franzosen vielleicht dem edlen alten Georgenburger Halbblut-Stutenmaterial ebenbürtig sein. Herr von Dassel steht noch immer an der Spitze des Trakehner Gestütes, und, wollte es den Litthauern auch scheinen, daß die ersten Jahrgänge seiner Zucht gegen die des Herrn von Schmidchow abfielen, sehr abfielen, so mag die noch fehlende nöthige Erfahrung für Zucht, unbedingt auch wohl Zufall daran Schuld gewesen sein; jetzt stehen diese Jahrgänge wieder in ihrem alten Glanze da. Die englischen Vollblutstuten Trakehnens sind in dieser Zeit nach Graditz übergewandert. Diese Bestimmung der obersten Gestütbehörde muß als eine zweckmäßige anerkannt werden. Schon in der Conflikt-zeit im Abgeordnetenhause war in der betreffenden Commission dem Ministerio vorgeworfen worden, daß es seine Kräfte zersplittere, wenn das Vollblut an mehren Orten stehe. Die Hauptgestüte seien dazu da, Hengste für die Landgestüte zu ziehen; da es nun leichter sei, aus derselben Stutenzahl mehr brauchbare Halbbluthengste als Vollbluthengste zu erzielen, frage es sich, ob es überhaupt nicht besser sei, nur Halbblutpferde mit Benutzung des edelsten besten angekauften Vollblutes zu erziehen, und die theurere Vollblutzucht reichen Privatleuten zu überlassen, bei denen befriedigte Passion einen Theil der Rente oder auch die ganze ausmachen könnte; wolle aber der Staat Vollblut ziehen, so habe es nur Sinn, wenn alle Vollblutstuten an einem Orte unter sachverständigem Dirigenten vereinigt ständen, wenn das edelste Blut in Leistung und Exterieur zur Züchtung dieses Stammes

benutzt und so allmälig ein preußisch-englisches Vollblut geschaffen würde, das dem englischen ebenbürtig in den Leistungen, bedeutender als dieses in der Vererbung eines guten, fehlerfreien Exterieurs sei. — Diesen Weg hat die preußische Gestütsbehörde jetzt beschritten. Unter sehr sachverständiger Leitung des Landstallmeisters Grafen George Lehndorf, der sicher das Exterieur bei der Züchtung auch sehr berücksichtigen wird, stehn sämmtliche Staats-Vollblutstuten jetzt in Gradiß, die nöthigen Staatsmittel zur Anschaffung edler Stuten wie Vaterthiere sind hergegeben worden und hoffen wir, daß diese Maaßregel zum Segen und Ruhme unsrer vaterländischen Pferdezucht einschlage.

Inzwischen haben drei Kriege der Leistungsfähigkeit des ostpreußischen Pferdes einen Weltruf verschafft und günstig auf Anordnungen in Bezug auf das litthauische Landgestüt gewirkt. In früheren Zeiten wurden die jungen Trakehner Hengste in 6 bis 9 Abtheilungen getheilt und 3 davon in die 3 Ställe des litthauischen Landgestüts, die andren in andre Landgestüte verloset, doch hatte der Dirigent des litthauischen Landgestüts das Recht, vorne weg die 3 besten Thiere als Wahlpferde für das litthauische Landgestüt zu nehmen. Dieses Recht wurde Litthauen genommen als Herr von der Brincken Landstallmeister im Friedrich-Wilhelms-Gestüt und beim Mangel eines Ober-Landstallmeisters leider der technische Rath im Ministerio in Bezug auf Gestütangelegenheiten war. Umsonst war alles Vorstellen und Bitten, man möge doch das Beste da lassen, wo es am meisten nützen kann, umsonst eine Petition des landwirthschaftlichen Centralvereins an den verstorbenen König, in der der einzige scheinbar stichhaltige Grund des Ministeriums: „der ganze Staat trüge mit seinen Abgaben bei, Trakehnen zu erhalten, der ganze Staat hätte ein Recht auf seine Produkte, nicht Litthauen vorzugsweise“, einfach damit widerlegt wurde, daß Litthauen und gerade seine

Landwirthschaft z. B. eine sehr große Summe an Eisenzöllen an den Staat bezahlten, von der es gar keinen Vortheil habe, daß es aber andren Provinzen diesen Vortheil gönne, man möchte ihm aber auch seine Wahlpferde lassen, die hier viel, in andren Provinzen aber nur geringeren Nutzen bringen könnten, umsonst war es, daß Friedrich Wilhelm IV. sein Gewicht für Gewährung der Bitte einzulegen versprach, Herr von der Brincken, war es Eigensinn oder gänzlich mangelndes Verständniß für die Pferdezucht (was dieser Herr wohl gründlich bei seiner Leitung des Friedrich=Wilhelm=Gestüts leider zur Genüge bewiesen hat), genug er wußte die Gewährung der Bitte Litthauens stets zu hintertreiben. Jetzt liegt die Sache anders. Wie gesagt, 3 Kriege haben die Leistungsfähigkeit des ostpreußischen Pferdes über alle Frage gestellt, und an maaßgebender Stelle ist der richtige Grundsatz anerkannt worden, die edelsten, besten Hengste nur da zu verwenden, wo sie den meisten Nutzen bringen können, d. h. da, wo die edelsten, besten Stuten vorhanden sind. Minder gute Hengste leisten auf unedlen Stuten doch noch immer Ungeheures in Bezug auf Veredlung. Es ist bestimmt worden, daß jetzt eine Commission, bestehend aus 2 Landgestüt=Beamten, doch nicht litthauischen, einem Vertreter des Kriegsministerii und einem Delegirten des landwirthschaftlichen Centralvereins für Litthauen und Masuren mit dem Oberlandstallmeister als Vorsitzenden die jungen Hengste Trakehnens mustre, und zwar, erstens diejenigen 3jährigen Thiere bestimme, die brauchbar sind und als Remonten, im nächsten Jahr, alle im Bereich des litthauischen Landgestüts ein Jahr benutzt werden sollen, zweitens diejenigen 4jährigen Hengste bezeichne, die brauchbar und gut für's litthauische Landgestüt in dasselbe einrangirt werden sollen, drittens diejenigen, die, wenn auch nicht für Litthauen, doch noch für andre Landgestüte Nutzen bringen können, und viertens endlich die ausmustre,

die zur Zucht untauglich sind. Dabei ist dem Vorsitzenden das Recht vorbehalten, auch als brauchbar bezeichnete Thiere, wenn sie ihm nicht genügen, auszumustern. Früher rangirte der Landstallmeister die von ihm gezüchteten Thiere ein und es kamen so wirklich manchmal nicht ganz brauchbare Thiere ins Landgestüt, denn bei der größten Pflichttreue ist es doch möglich, menschlich und verzeihlich, daß der Züchter Vorliebe für die von ihm gezüchteten Thiere habe; jeder Vater, sagt man ja, lobe seine Kinder. Mit Einführung der oben erwähnten Commission ist nicht nur dieser Uebelstand beseitigt, sondern Litthauen auch wieder die Benutzung der besten Trakehner Hengste gesichert worden. Man sehe nicht neidisch in andren Provinzen auf diese Maaßregel. Erstens versorgt der Bereich des litthauischen Landgestüts ja die deutsche Armee mit dem größten Theil der nöthigen Remonten und dann gestehen wir Litthauer ja gerne zu, daß wir bevorzug sind bei der Einrangirung der Thiere in das Landgestüt dagegen vergesse man nicht, daß Litthauen den geringsten Zuschuß vom Staate braucht, um sein Landgestüt, das größte von allen, zu erhalten, es in der That also doch eigentlich nicht bevorzugt ist, da alles doch auf's Geld ankommt. Der Staatsetat pro 1874 ist nach dem Bedarf von 1873 festgestellt und danach ergiebt sich, daß

in dem Landgestüt	besetzt mit Hengsten	Zuschuß im Ganzen nöthig ist	also jeder Hengst Zuschuß verlangt
Litthauisches	300	41 Thlr.	0,13 Thlr.
Westpreußisches	105	12,261 "	116,77 "
Brandenburgisches	160	17,713 "	110,70 "
Posensches	165	18,566 "	112,52 "
Schlesisches	160	12,009 "	75,05 "
Sächsisches	80	10,384 "	129,80 "
Schleswig-Holsteinsches	60	5,375 "	89,58 "

Hannoversches	220	36,810 Thlr.	167,31 Thlr.
Westfälisches	75	14,015 „	186,86 „
Hessen-Nassauisches	110	27,696 „	251,78 „
Rheinisches	50	13,270 „	265,40 „

Zahlen sprechen und ich meine, auch der Laie wird daraus schließen können, daß die Thiere in Litthauen am meisten benutzt werden und so, ganz abgesehen von dem richtigen Zuchtgrundsatz, das Beste mit dem Besten zu paaren, schon in der Stückzahl am meisten in Litthauen leisten müssen. Sollte aber ein Sachverständiger dagegen Einwand erheben wollen und sagen, das stehe noch nicht fest, im Gegentheil wahrscheinlich würden in Litthauen die Hengste übersetzt und verhältnißmäßig die wenigsten Füllen geboren, so mag den auch der amtliche Nachweis beruhigen, daß bis heute noch von den Hengsten des litthauischen Landgestüts die meisten Füllen erzeugt werden. In den 10 Jahren von 1855 bis 64 erzeugte jeder Hengst des litthauischen Landgestüts durchschnittlich 36 Füllen, die lebendig geboren wurden, dann folgte das schlesische Landgestüt mit 29½ Füllen und den Reigen schloß das westfälische Landgestüt mit 16⅔ Füllen pro Hengst. —

Weiter ist noch bestimmt worden, daß das litthauische Landgestüt für seine Ställe selbständige unmittelbar dem Oberlandstallmeister untergeordnete Dirigenten erhält und so die Verwaltung der Hauptgestüte von denen der Landgestüte getrennt wird. Es könnte scheinen, daß diese Maaßregel jetzt, nachdem die erwähnte Commission bei Einrangirung der Hengste in's Landgestüt thätig ist, unnütz wäre, immerhin aber wird sie noch ihr Gutes haben, bei Beurtheilung der Leistungen der Thiere aus Staatszucht im Vergleich mit den Leistungen der aus Privatzucht angekauften. —

Der Trakehner Stall des litthauischen Landgestüts ist zum

Eingehen bestimmt, da man, und mit Recht, das Wirken zweier von einander unabhängigen Dirigenten auf einem Hofe für nicht heilsam hält, sagt doch ein altes Sprüchwort schon: „zwei Hähne auf einem Mist taugen nicht." Die Landgestüt-Ställe in Insterburg und Gudwallen sollten dafür vergrößert werden. Inzwischen sind die Vergrößerungsbauten in Gudwallen inhibirt worden und man hat das Project aufgenommen, einen dritten Stall in Rastenburg aufzustellen und in der Art für den jetzigen Bereich des litthauischen Landgestüts 100 Hengste mehr zu verwenden, daß 40 Hengste und mit ihnen der nordwestliche Theil des alten Bereichs, wo sie stationirt waren, an das westpreußische Landgestüt übergehen und die Zahl der Hengste für das litthauische Landgestüt auf 360 festgesetzt wird. Hoffen wir Litthauer, das Abgeordnetenhaus werde zu diesem sicher zweckmäßigen und nützlichen Project Ja und Amen sagen, um so mehr, da der nöthige Staatszuschuß auf die Dauer unbedeutend sein wird.[5])

So glaube ich, hätte ich nachgeholt, was etwa über das Trakehner Hauptgestüt und litthauische Landgestüt mit Bezug auf die letzten 10 Jahre zu sagen gewesen wäre. Die eigentliche Landespferdezucht mit den Stuten der Bauern und kleinen Besitzer bekam in dem unglücklichen Nothstandjahr 1867 einen argen Stoß. Manche edle, sehr werthvolle Zuchtstute und gute Stuten in Masse wurden verkauft, um das nöthige Brod- und Saatgetreide zu kaufen. Wie mit einem Schlage die Zahl der zur Zucht benutzten Stuten abnahm, beweiset am besten der Zuschuß, den 2 Jahre nach dem Nothstandsjahr 1869 die Hengste des litthauischen Landgestüts verlangten; es war dieses pro Kopf 39¼ Thaler, während sie in 10 Jahren von 55 bis 64 nur 9⅓ Thaler pro Kopf durchschnittlich verlangt hatten. Gott sei Dank, diese Noth ist vergessen. Gute Erndten haben unsern Bauernstand so gekräftigt, daß die alte Zahl der Zuchtstuten nicht nur

wieder vorhanden, sondern überschritten ist; das beweiset ja auch der Umstand, daß, wie angeführt, 1873 pro Kopf des litthauischen Landgestüts nur noch 0,13 Thlr. oder nicht voll 4 Groschen Zuschuß nöthig war. Daß die Qualität der Stuten aber nicht gelitten hat, davon kann sich jeder früher mit den Verhältnissen der Landespferdezucht in Litthauen vertraut gewesene auf der jährlich stattfindenden Thierschau des landwirthschaftlichen Centralvereins für Litthauen und Masuren überzeugen.

So wäre endlich nur noch nachzuholen, was in letzter Zeit sich in der größeren Privatzucht in den Gestüten zugetragen hat. Viele Gestüte, wie das Tarputscher, sind ein-, manche in andre Hände übergegangen. Man würde aber irren, wollte man deßhalb annehmen, die Pferdezucht Litthauens sei im Abnehmen begriffen. Ist doch früher gezeigt worden, wie von den beühmteren Gestüten des vorigen Jahrhunderts nicht ein einziges mehr besteht und dennoch fehlt es Litthauen nicht an jetzt berühmten Gestüten. Das eine löset sich auf, das andre entsteht; so ist auch in diesen Jahren bei Herrn Rauschning-Pieragienen ein Gestüt entstanden, dessen Mutterheerde 14 Vollblutstuten und etwa 25 bis 30 Halbblutstuten zählt, unter den ersten hochedles Rennblut und die meisten von diesen Stuten dabei auch von hervorragend schönem untadelhaftem Exterieur.

Möge Litthauens Pferdezucht weiter blühen und gedeihen und mögen unsre Mitbürger in andren Landestheilen nicht neidisch auf das sehen, was Litthauen in dieser Branche vorzugsweise vor andern Provinzen vom Staate erhält. Wir geben gerne zu, daß wir bei den Einrangirungen in's Landgestüt bevorzugt sind, bevorzugt sind in Zahl wie Güte der Thiere, aber diese große Zahl Thiere braucht fast nichts zu ihrer Unterhaltung, sie unterhalten sich beinahe von selbst, während andre Landestheile dazu großen Zuschusses, wie oben angeführt, bedürfen, und das

eben beweiset, daß diese große Zahl guter Thiere auch eben am rechten Platze verwendet werden und wirklichen Nutzen bringen. Steht es doch fest, daß Litthauen im Stande wäre, fast allein den Bedarf an Remonten für das deutsche Heer zu liefern und daß, da in Hannover auch die Neigung ist, gleiche Thiere wie in Lithauen zu ziehen, diese beiden Provinzen unbedingt im Stande wären, das ganze deutsche Heer mit den nöthigen Remonten zu versehen.

Hier will ich nun abschweifen von der Zucht Litthauens und nur zum Schluß einige Fragen aufwerfen, die sich auf die ganze vaterländische Pferdezucht beziehen.

Ist bei der Staatsunterstützung für die Landespferdezucht der Vortheil der Pferde producirenden Landestheile mit dem solcher, die Pferde consumiren, nicht zu vereinigen?

Könnte der Staat die Unterstützung der Zucht von Kriegspferden nicht auf Ostpreußen und Hannover beschränken und in andren Provinzen, die produciren wollen, die Landgestüte mit solchen Hengsten besetzen, die Producte für die Pferde consumirenden Landestheile liefern würden?

Ist es nicht nützlich Gegenden zu bestimmen, in welchen Arbeitspferde für die Landwirthschaft, Gegenden, in denen Thiere kältesten Blutes, schwerster Masse für Fabrik- und Last-Fuhrwesen gezüchtet werden sollen?

Würde die Zucht solcher Rassen in den bestimmten Gegenden nicht bald heimisch werden, wenn in diesen Gegenden ohne Ausnahme nur Hengste solcher Rasse vom Staate auf die Stationen geschickt würden, ohne das Murren einzelner Züchter, die sich dieser Zuchtrichtung nicht fügen wollen, zu beachten?

Hat Rußland nicht schon uns auf diesem Wege ein Beispiel gegeben, wenn auch nur in seiner Absicht Kriegspferde zu

ziehen, indem es leichte, schwere Reit- und Zugpferde in verschiedenen Provinzen zu ziehen versucht?

Würde, wenn der Staat solchen Weg in Bezug auf Gebrauchspferde beschritte, es denkbar sein, daß ihm hiezu die Mittel nicht mit Freuden bewilligt werden sollten?

Seebad Cranz, im Juli 1874. J. P. Frentzel.

Anmerkungen.

1) Ich wünschte, diese Mittheilung möchte veranlassen, daß mir von einem besser Unterrichteten gütigst eine genaue Nachricht über Rosenburg zuginge.

2) Die Mutterheerde ist inzwischen vergrößert worden.

3) Praktisch ließe sich dieser Dank wohl an jetzt in sehr gedrückten Verhätnissen lebenden Nachkommen des Kriegsrath Wlömer bethätigen.

4) Diese Bezeichnungen sollen fernerhin durch folgende Abkürzungen ausgedrückt werden: 1. H. — 2 k. H. — 3. m. H. — 4. g. H. — 5. e. V. — 6. o. V. — 7. g. V. — 8. g. V. M. e. — 6. g. V. M. o. — 10. unbk.

5) Inzwischen weiset der Etat pro 1875 schon nach, daß jeder Hengst im litthauischen Landgestüt einen kleinen Ueberschuß von etwa 1½ Mark einbringt.

(768)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

(20)

Die

Heilkünstler des alten Roms

und ihre bürgerliche Stellung.

Von

Prof. Gottfried Ritter von Rittershain.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Um unseren Vortrag nicht ungebührlich auszudehnen, wollen wir jede Einleitung bei Seite lassen und uns im Geiste flugs auf den Boden des alten Italiens versetzen.

Ein Arzt, Namens Asklepiades, gebürtig von Bithynien, ein Grieche also, begibt sich auf seine auf römischem Gebiete bereits erworbene Villegiatur [1]) und gewahrt am Wege einen von einer großen Zahl Leidtragender gefolgten Leichenzug. Da ihm Niemand über den Betrauerten befriedigende Auskunft gibt, tritt er näher und betrachtet den Körper, welchen die ermüdeten Träger, um auszuruhen, für einen Augenblick niedergelassen haben. Dabei bemerkt er einige Spuren des Lebens an demselben. Rasch entschlossen rief er: „Der Mensch lebt!" ließ die Fackeln und die Todtenfeuer auslöschen, den Scheiterhaufen zerstören und das Leichenmahl von der Grabesstätte zum häuslichen Tische übertragen. Die Menge murrte, — ein Theil schenkte dem Ausspruche des Arztes Glauben, der andere verhöhnte die medicinische Wissenschaft. Die Anverwandten sahen ob der durchkreuzten Erbschaftshoffnung verdrossen drein und mit Mühe erwirkte Asklepiades einen kurzen Aufschub des

Leichenbegängnisses, um im nächsten Hause einige — wie es scheint, erfolgreiche — Belebungsversuche vorzunehmen. Diese Todtenerweckung imponirte. Auf römischem Gebiete galt Asklepiades für den Fürsten der Aerzte,[2]) er genoß der Freundschaft der angesehensten Männer seiner Zeit, eines L. Crassus, Q. Mucius und M. Antonius; ja noch weiter drang der Glanz seines Namens, und der mächtige König von Pontus Mithridates berief Asklepiades an seinen Hof, welche Ehre der letztere ebenso höflich als selbstbewußt und seine persönliche Freiheit werth achtend mit der Uebersendung einiger seiner Werke ablehnte.

Bloß wenige Fragmente dieser seiner schriftstellerischen Thätigkeit gelangten zu der Kenntniß einer späteren Zeit. Nur zahlreiche Citate in dem uns erhaltenen Buche des Celsus, sowie daselbst und bei Galen erwähnte Titel größerer Abhandlungen, endlich einzelne Fragmente der in attischem Griechisch verfaßten Commentare einzelner Bücher des Hippocrates[3]) geben uns Kunde von der wissenschaftlichen Bedeutung des Mannes. Daß dieselbe für seine Zeit keine gewöhnliche gewesen sein mochte, ist allerdings mehr als wahrscheinlich, — doch genügt hier vor allem das hervorzuheben, daß Asklepiades seinerzeit ein weit berühmter Mann — und Arzt war!

Freund und Feind machen seiner ausführlicher Erwähnung, um ihn in den Himmel zu erheben oder in den Pfuhl der Gemeinheit herabzuziehen. Wenn eine solche Ehre, gleichviel in welcher Richtung einem Arzte widerfährt dann ist man allerdings und zu allen Zeiten berechtigt von ihm zu behaupten, daß er jedenfalls als Arzt oder als Mensch ein bedeutender Mann gewesen sein müsse.

Es gab ja damals weder medicinische oder naturwissenschaftliche Fachjournale, noch eine allgemeine Verbreitung der spärlichen

Schriften eines oder des anderen Forschers — wie jetzt, wo die Früchte des Fleißes auf solchem Gebiete durch die Presse sammt den Namen ihrer Erzeuger der Kenntniß der Nachwelt bewahrt werden. Was uns von Geisteswerken aus jener Zeit erhalten blieb, sind zumeist Schriften historischen und philosophischen, oratorischen und sprachkundlichen Inhaltes oder Dichtungen, — kurz Werke, die für den überwiegend größten Theil der gebildeten Bevölkerung jenes Interesse boten, welches ärztliche Schriften damals wie jetzt nur innerhalb des beschränkten Kreises der Fachgenossen beanspruchen können.

Pflegen doch auch heutzutage weder die Geschichte im Allgemeinen, noch die Chroniken der laufenden Ereignisse, die politischen Tagesblätter sich mit ärztlichen Angelegenheiten oder gar mit einzelnen Aerzten viel zu beschäftigen. In den politischen Journalen finden wir, was Aerzte anbelangt, in der Regel nur die Namen der Inseratenritter oder der Verstorbenen oder solcher, von denen die Tageshistorie irgend ein amüsantes Scandalhistörchen, etwa eine verweigerte Hilfeleistung oder, wenn das nicht, so doch einen Unglücksfall, einen Kunstfehler oder wohl gar eine Auszeichnung bringen kann. Es ist dieß auch sehr natürlich, da der Arzt weit weniger als z. B. der Rechtsgelehrte in seinem Berufe mit dem Gange der politischen Welt- oder Tagesbegebenheiten in Berührung gebracht wird. Höchstens in seiner Eigenschaft als ärztlicher Rathgeber dieser oder jener hohen Persönlichkeit wird seiner hie und da als Arzt gedacht. — Werden Aerzte von der Regierung — zu höheren Posten in ihrem Dienste — sei es auch zur Leitung von Medicinalangelegenheiten berufen, oder spielen sie sonst in politischen Vertretungen und Bewegungen eine Rolle: so geschieht dieß gewiß meist ohne spezielle Beziehung zu ihrer eigentlichen Berufsthätigkeit, ja

gewöhnlich mit theilweisem oder vollständigem Aufgeben derselben.

Aehnlich wie mit Schriften historischen Inhaltes verhält es sich, was die Aerzte anbelangt, mit philosophischen oder dichterischen Werken. So nahe Philosophie, Naturforschung und Heilwissenschaft einander stehen, die Beschäftigung eines in seinem Berufe thätigen Arztes ist meist zu zeitraubend und anstrengend, um ihm Zeit und Kraft übrig zu lassen, sich auch auf jenen anderen verwandten Gebieten einen Namen zu machen, weil dieß wiederum eine beinahe oder ganz ausschließliche Zuwendung, das Einsetzen seiner vollen Kraft erheischen würde.

Von den Philosophen und Naturforschern des Alterthums dürften in der That nicht wenige entweder früher Aerzte gewesen oder es später geworden sein. Indeß wird auch in solchen Fällen mit sehr wenigen Ausnahmen niemals von dem Arzte, sondern eben nur von dem Philosophen gesprochen; und ist daher, weil es dazumal noch keinen Doctorstitel der Medicin gab, der unverwischlich dem einmal als Heilkünstler anerkannten Manne anklebt, wie später und jetzt, — oft recht schwer zu sagen, ob der Mann ein Arzt war oder nicht. Zudem wollen wir uns nicht so sehr damit befassen, welche wissenschaftliche Thätigkeit die alten Aerzte in ihrem eigenen oder einem anderen Fache entwickelten, sondern vielmehr damit, welche *ihre Lage und ihre bürgerliche Stellung als Aerzte in jenen Zeiten* waren.

Ein Bild dieser Verhältnisse zu geben, ist nicht leicht. Schon aus den eben vorausgeschickten Bemerkungen läßt sich entnehmen, daß in den ohnehin nur spärlichen Ueberresten der Literatur des Alterthums, die uns aus der Sündfluth der Barbarei gerettet wurden, — gerade über die Stellung und

über die bürgerlichen Verhältnisse der Aerzte im alten Rom eine nur kärgliche Ausbeute zu erhoffen] sei. Flüchtige Erwähnungen eines oder des anderen Arztes in Briefen, in Reden vor dem Gerichte, in den Werken der römischen Encyklopädisten, in satyrischen und dramatischen Dichtungen, dann die alten Gesetzsammlungen und vor Allem die nicht so leicht verwüstbaren Zeugen der Vergangenheit: die in Stein oder Metall gegrabenen Inschriften verschiedener Art und die Stempel oder Firmen alter Aerzte, die sind es, welche die mühsam zu beschaffenden Fragmente liefern, aus welchen ein in engem Rahmen gefaßtes Mosaikbild vorgeführt werden soll.

II.

Kehren wir zurück zu dem Manne, den wir bei der Belebung eines Scheintodten antrafen. — Ich sagte: Asklepiades war der berühmteste Arzt seiner Zeit in Rom; — sein Vorgehen bei der geschilderten Scene hat auch einen ziemlich starken Beigeschmack von jener Art anständigen Schwindels, ohne welchen noch heutzutage selbst der Arzt solider Bildung selten zu großem Rufe bei der Menge gelangt, mit welchem sich aber auch der Flachkopf mitunter einen weit verbreiteten Namen und großes Vertrauen im Publicum zu verschaffen vermag. Der kluge Anstand, den er bei dieser Gelegenheit kundgab, die Würde, mit welcher er auftrat, die Ruhe und Autorität, die er dabei der zum Theile aufgeregten, zum Theile schon murrenden Menge gegenüber bewahrte, verliehen dem Vorfalle nahezu den Glanz einer wirklichen Todtenerweckung.

Der Mann kannte seine Zeit und die Römer; er war auch dazu angethan, sie selbst auf seinem bescheidenen Gebiete als Arzt zu beherrschen. Auch aus anderen Begebenheiten seines

Lebens, ja aus seiner ganzen ärztlichen Laufbahn geht dieß hervor. Nicht wenig dürften ihn hiezu zwei Umstände befähigt haben: Asklepiades war erstens ein Grieche, und zweitens Philosoph und Redner, ehe er sich der Medicin zuwandte, von welcher er eben einen größeren materiellen Gewinn erhoffte und erzielte, als von seinem früheren Berufe.

Daß Asklepiades ein Grieche war, ist, abgesehen von seinem griechischen und von vielen Aerzten Griechenlands früher und später angenommenen Namen, schon deshalb selbstverständlich, weil er ein Arzt war. Jahrhunderte lang und weit über die Zeit des Asklepiades hinaus gab es fast keine anderen als griechische Aerzte in Rom. Rom war aber weder die Wiege noch die Pflanzstätte von Kunst und Wissenschaft. Die besiegten Griechen wurden die Ueberwinder ihrer Sieger auf dem Gebiete geistiger Cultur, und selbst die Glanzprodukte der Blüthezeit der römischen Dichtung im augusteischen Zeitalter sind im Grunde nur Früchte griechischer Bildung, griechischer Philosophie und griechischer ästhetischer Auffassung in römischem Gewande. Im geistigen wie im Verkehrsleben spielten die Griechen in Rom beiläufig dieselbe Rolle, wie die Franzosen im vorigen Jahrhunderte in England und noch mehr in Deutschland. Das Schöne und Gute, die Errungenschaften einer Jahrhunderte lang vorangeeilten wissenschaftlichen und künstlerischen Entwicklung, einer fast in alle Schichten der Bevölkerung gedrungenen durch die tägliche Anschauung vollendeter Kunstgebilde, durch die Vernehmung der erhabensten Dichterschöpfungen, der ausgezeichnetsten Redner genährten und durch systematischen Unterricht veredelten ästhetischen Bildung, — sie faßten nach und nach nicht minder festen Fuß auf dem bisher starren Boden des römischen Lebens, als so manche Schatten-

seite des luxuriösen leichtlebigen Völkchens. — Griechische Sitten oder besser gesagt griechische Manieren gehörten eine sehr lange Zeit in Rom geradeso zum guten Tone, und wurden ebenso für unentbehrlich bei Jedem gehalten, der auf eine höhere Bildung Anspruch machen wollte, als im vorigen und zum Theile noch in diesem Jahrhunderte die französischen. — Griechische Erzieher für die aristokratische Jugend oder für die Söhne der Vermögenden, welche es der Aristokratie gleich zu thun wünschten, waren dazumal ein ebenso, ja vielleicht noch unentbehrlicheres Bedürfniß als französische Hofmeister, Bonnen und Gouvernanten in unseren Tagen und noch weit mehr im vorigen Jahrhunderte.

Daß man damals so wie jetzt die dem Volke eigenthümliche glatte Außenseite, die feine ruhig höfliche Manier, welche von dem ungelenken, rauhen Benehmen selbst besser unterrichteter Landsleute so vortheilhaft abstach, häufig genug für ausreichende Beweise tieferer Bildung hielt, daß man oft mit der glatten Schale auch schon den Kern zu besitzen wähnte, daß man sich daran genügen ließ das Aeußere nachzuäffen, etwas holprig griechisch zu parliren, griechische Formen in Ornamenten, Meubeln und Gefäßen anzubringen, und nun die echte griechische — so wie später die echte französische Bildung zu besitzen glaubte, — ist leicht begreiflich. Der reiche Emporkömmling wünscht zu allen Zeiten seine Sprößlinge auf eine Stufe der Bildung zu bringen, welche sie in ihrem äußeren Benehmen, in der Achtung, welcher sie sich in der Gesellschaft erfreuen, gleichstellen soll dem Nachwuchse edler Geschlechter, deren Reichthume der seinige gleichkömmt oder ihn wohl überflügelt hat. Es fehlt dabei in der Regel nur eine Kleinigkeit, das Urtheil über den Umfang und die Art der zu einer solchen Gleichstellung nöthigen

inneren Ausbildung, so wie noch weit mehr jenes über den inneren Werth derjenigen, welchen das Erziehungswerk anvertraut wird. Es gehörte aber einmal zur Mode. Die Abfälle griechischer Nation, die Hefe griechischer Pädagogen und Philosophen, ja selbst ganz kenntnißlose Leute, sie fanden ihrer Zeit in dem durch das Zusammenströmen der Schätze nahezu der ganzen bewohnten Erde reich gewordenen Rom so gut ihre Rechnung wie in späteren Tagen abgewirthschaftete französische Lakaien, Stubenmädchen ꝛc. als Hofmeister, Gouvernanten und Bonnen bei uns. Das wird um so leichter begreiflich, wenn man bedenkt, daß die römischen Schulen noch ziemlich lange in die Cäsarenzeit hinaus auf einer bescheidenen Stufe von Mittelmäßigkeit standen, und daß die älteste bekannte höhere Unterrichtsanstalt in Rom, das von Nero beiläufig im Jahre 60 nach Christus Geburt begründete Gymnasium war. Das Verlangen nach höherer wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbildung konnte nur durch den Besuch griechischer Akademien befriedigt werden. Der Unterricht beschränkte sich in Rom meist blos auf das unumgänglich Nöthige und war nicht selten die Erwerbsquelle von Veteranen. Ganz treffend wird das von Horaz charakterisirt in folgender Stelle seiner Dichtkunst:[4])

Ihm (dem Griechen) ward Geist, ihm wurde des Ausdrucks zierliche Rundung
Von der Camöne verliehn, nach Lob nur war er begierig.
Aber die Buben in Rom? was lernen sie? lange Tabellen
Wie man in hundert Theile das Aß theilt! Junger Albinus,
Sag' mal, fünf Zwölftheile um noch ein Zwölftel vermindert,
Was bleibt Rest? Du weißt es gewiß. Vier Pfennige. Richtig.
Sicher bist vor Betrug. Doch jetzt addire das Zwölftel.
Was wird dann? Ein Sechser. Was meint Ihr, wenn sich die Seele
So dem Schacher ergibt, sind dann wohl Lieder zu hoffen,
Die des cypressenen Schreins und Cedernöles sich lohnen?

Moritz Schmidt.

Wozu ich das Alles anführe, wird man fragen, da ich doch von den Heilkünstlern Roms sprechen will? Meine Antwort lautet: — um die Unwahrscheinlichkeit, wenn nicht Unmöglichkeit darzuthun, daß es in den Zeiten der Republik und selbst der ersten Kaiser ein Institut in Rom gegeben haben konnte, welches einen, sei es auch nur entfernten Anspruch auf den Namen einer medicinischen Schule hätte machen dürfen.

In der That geschieht die erste Erwähnung der Begründung einer Art von medicinischer Schule von dem Biographen des Kaisers Alexander Severus, wo nur einfach gesagt wird, daß dieser Kaiser nebst Rhetoren, Grammatikern u. And. auch Medicinern [5]) — (und es läßt sich dabei wol denken, daß nicht Allen und Jedem, sondern nur den zum Lehren Befugten oder Bestimmten) — Jahresgehalte und Hörsäle, so wie Schüler aus der Reihe der Freigeborenen anwies, welche je nach ihrer Armuth auch vom Staate, vielleicht in der Art unserer Stipendisten unterstützt wurden.

Ein Volk, das allem Idealen so ferne stand, wie das altrömische, dessen ganzes Streben sich auf Machtvergrößerung concentrirte, bei welchem zumeist Gewalt Gesetz, und das Gesetz seinerseits häufig ein gewaltthätiges war, — erscheint wenig geeignet dazu, sowohl im eigenen Schoße die Keime der Künste des Friedens und jene der forschenden Wissenschaft zu erzeugen, als die von außen zugeführten Pfropfreiser höherer Cultur zu schneller und gedeihlicher Entwicklung zu fördern. Mir scheint Schiller [6]) in einem seiner kleineren historischen Aufsätze den Griechen unbedingt Unrecht zu thun, wenn er sie mit den Römern völlig gleich stellt, indem er sagt: „Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten

Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen." Der Vorrang Griechenlands vor Rom, was Ausbildung und Werthschätzung der Kunst und des Künstlers, der Wissenschaft und ihres Jüngers anbelangt, ist niemals bestritten worden. Eben so unzweifelhaft aber dürfte es sein, daß eine so hohe Stufe humaner Cultur wie jene, welche das griechische Volk schon in früher Zeit vor allen anderen Nationen auszeichnet und uns jetzt noch mit Bewunderung erfüllt, nur unter den begünstigenden Verhältnissen einer bürgerlichen Freiheit erklommen werden konnte, welche auch der Anerkennung der Rechte des Menschen als solchen, der allgemeinen Menschenfreiheit nicht so sehr im Wege stand, wie die politischen Glaubenssätze der starren Republicaner Roms. Die Römer haben auf dem ganzen großen Schauplatze ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen, als römische Bürger und römische Sklaven; die ersteren mit ungeheueren Vorrechten, die letzteren vor dem Gesetze lange Zeit und zwar bis zu Constantin dem Großen, ganz oder fast rechtlos. Auch die Griechen hatten ihre Sklaven, doch zumeist in einer Anzahl und in einer Stellung, welche jener der Arbeiter und Dienstboten der Wolhabenden der Neuzeit ziemlich gleich kömmt, — der reiche Römer dagegen beherrschte mitunter einen riesigen Skavenstaat zu Hunderten und Tausenden zählend — mit unumschränkter Macht! Erst mit dem Eindringen griechischer Cultur, mit der Verminderung der eingeborenen bürgerlichen Bevölkerung durch Eroberungs- und Bürgerkriege, so wie durch politische Morde — änderte sich allmälig die Lage der Sklaven und wurden nicht nur gesetzliche Beschränkungen der Willkühr ihres Besitzers geschaffen, sondern auch den Begabten und Klugen (wol auch vielen feinen Betrügern) unter ihnen der Weg zur Macht über ihre Gebieter, so wie zur Erwerbung von

Reichthum und bürgerlicher Freiheit gebahnt. Nur so läßt es sich auch begreifen, daß Talent, Kunst und Wissen in Griechenland, weil in der Masse des Volkes werthgeschätzt, zu staunenswerther Entwicklung und Leistung gekommen waren, ehe sich in Rom die ersten Spuren davon bemerken ließen, und daß Rom darin auch später trotz seiner Macht und Größe dieses sein Vorbild niemals erreichte.

In Griechenland so wie allerorts und bei allen Nationen verschwimmen die ersten Anfänge der Medicin mit dem religiösen Cultus des Volkes. Gewisse bereits angenommene Gottheiten, wie z. B. die Isis, Serapis der Aegypter, Apollo, Minerva der Griechen und Römer, für Damen Diana, — werden mit besonderen Berechtigungen ausgestattet die menschlichen Gebrechen zu heilen, oder es werden aus den auftauchenden Begriffen der Gesundheit, des physischen Wohlseins oder des Todes und der Krankheit (Hygieaia, Sanitas, Libitina 2c.) Gottheiten geschaffen, die man um Beistand oder um Nachsicht anflehte. Die Vermittler dieses so wie anderen Aberglaubens sind Priester, welche einerseits die Opfergaben der Gläubigen zu verwerthen wissen, andererseits unter göttlicher Firma und in dem Gewande göttlichen Wortes ärztlichen Rath ertheilen. Mitunter wurden die fabulösen ersten Heilkünstler selbst zu mythischen Persönlichkeiten, zu Gottheiten zweiten Ranges erhoben, es wurde ihnen geopfert und ebenso durch Priester unter ihrer Firma curirt. Obenan steht in dieser Beziehung Aeskulap, griechisch Ἀσκληπιοσ, welchem später selbst ein göttlicher Ursprung und die zweifelhafte Ehre angedichtet wurde, ein bei Gelegenheit einer leichtfertigen Liebesaffaire erzeugter Sohn des Sonnengottes Apollo zu sein. Nachgerade wurden wiederum seine Söhne Podaleirios und Machaon, deren ärztliche Thätigkeit schon mit den Homer'schen Helden

zusammenfällt, zu Göttern erhoben, so wie Hygieia, die Göttin der Gesundheit ihm als Tochter beigegeben. Es mußte der Aberglaube das Dungmittel jenes Feldes abgeben, auf welchem sich zunächst auf dem Wege einfacher Beobachtung, später durch die Bemühung der ärztlichen Priester in der Concurenz, welche die vielen heiligen Tempel in Griechenland, namentlich aber jene des Aeskulap einander machten, — als Sieger hervorzugehen und sich damit eine steigend bessere Existenz zu verschaffen, — endlich die Keime und Anfänge einer wissenschaftlichen, systematischen Forschung und Ausübung der Heilkunst ausbilden sollten. Vergleicht man die ungemeine Macht der Geheimnißthuerei und des Wunderbaren selbst auf die gebildeten oder doch dafür geltenden Menschen der Gegenwart, — kann man es wohl begreifen, um wie viel mehr eine in ihrer Cultur noch auf relativ niedriger Stufe stehende Bevölkerung fast Alles blos von übermenschlicher und übernatürlicher Kraft erwartete. Nur bei äußeren Leiden, bei Verwundungen im Kampfe, wo die Wirkung der geleisteten Hilfe eine augenfällige, eine schnell eintretende ist, da konnte die ärztliche Kunst früher als die Erkrankungen anderer Art der mystischen Hülle, der Vorspiegelung göttlicher Eingebung und göttlicher Vermittlung entbehren.

Es ist somit ein weiterer glänzender Beweis für die hohe Bildungsstufe des griechischen Volkes, das lange früher, ehe die Römer auch nur entfernt daran dachten, daß es außer den Göttern und ihren Priestern Aerzte geben könnte, griechische Aerzte den Priestertrug von sich werfen, — als Aerzte ohne den leisesten Anstrich von Mystik und Charlatanismus aufzutreten wagen, und in der That für sich, für ihren Beruf und für ihren Stand in allen Kreisen der Bevölkerung die ehrendste Anerkennung gewinnen konnten. So weit es uns be-

kannt ist, wurde diese Grenze durch einen Sprößling der Familie der Asklepiaden, der Nachkommen und Priester des Aesculap — Hippokrates überschritten, und die Fessel, welche die Wunderspielerei für die freie Entwicklung der ärztlichen Wissenschaft bildete, abgeworfen. Wir können uns mit diesem großen Manne, dessen klare Auffassung und Objectivität ebenso sehr wie seine unbeschränkte Wahrheitsliebe und Ehrenhaftigkeit ihm die Bewunderung der Mit- und Nachwelt verschafften, heute nicht beschäftigen. Nur so viel sei gesagt, daß nicht nur in den sicher von ihm herrührenden, sondern auch in den ihm vielleicht fälschlich zugeschriebenen Schriften ein Schatz von Erfahrungen und von systematisch zurechtgelegten Beobachtungen angehäuft ist, welche der Einzelne weder zu sammeln, noch ohne vorangegangene Fachbildung in solcher Art zu verwerthen vermocht hätte. Es kann kaum irgend einem Zweifel unterliegen, daß die griechischen Priestercollegien des Aeskulap und namentlich das berühmteste derselben, jenes zu Kos, dem Hippokrates angehörte, wirkliche ärztliche Schulen für diejenigen gewesen sein müssen, welche ein solches Priestercollegium zum Ersatze der in seinem Personalstande entstandenen Lücken heranzog.

Nicht weniger vielleicht bestanden eine systematische Pflege und ein geregelter Unterricht an den Gymnasien, den ganz vortrefflich eingerichteten Schulen der Griechen für allerhand Leibesübungen, besser gesagt, für die leibliche Erziehung ihrer Jugend. — Es mußten jene sowol, welche diese Uebungen zu leiten, als jene, deren ärztliche, namentlich chirurgische Hilfe bei unglücklichen Zufällen oder plötzlichen Erkrankungen der Uebenden nöthig wurde, für diesen ihren Beruf befähigt gemacht und unterrichtet worden sein. Auch manche Andeutungen der griechischen Historiker machen es unzweifelhaft, daß nicht bloß die Priester

der Heiltempel, sondern auch die Gymnasiarchen und Gymnasten der Bevölkerung als Aerzte beistanden, im Kriege als Feldärzte verwendet wurden ꝛc. Hippokrates und dessen Schriften sind nur das älteste uns erhaltene Monument der freien, vom dichten Nebel des Aberglaubens erlösten, den Augen Sämmtlicher, so da sehen und urtheilen konnten, offen gegebenen Ausübung ärztlicher Kunst. Die hohe Achtung, welche Hippokrates so wie dessen Jünger in Griechenland genossen, zeigt nicht minder, wie die wahrlich nicht zu gering anzuschlagenden Fortschritte, welche die Naturforschung im Geleite der Philosophie zu jener Zeit in Griechenland machte, für die verhältnißmäßig hohe — und frühzeitig erreichte Stufe der geistigen Cultur der Griechen. Hippokrates selbst wurde beiläufig um das Jahr 460 vor Christus oder im Jahre 294 nach der Begründung Roms geboren, Aristoteles, dessen Kenntnisse und Forschungen im Bereiche der Naturwissenschaft vielleicht jetzt allzu wenig beachtet werden, 354 vor Chr und 370 nach der Erbauung Roms. Philosophie und, zum nicht geringen Theile auf sie gestützt, die Medicin standen also in Griechenland bereits auf einem hohen Standpunkte der Entwicklung, ehe Rom an irgend etwas Anderes zu denken begann als an Krieg zur eigenen Vertheidigung, noch häufiger jedoch zur eigenen Machtvergrößerung und zur Vernichtung des Gegners.

So spät als im Jahre 535 n. Erb. Roms, also 200 Jahre nach Hippokrates finden wir Archagathus als den ersten griechischen Arzt angeführt, der nach Rom übersiedelte, um dort seine Kunst auszuüben. Weder er noch seine dann immer zahlreicheren Nachzügler griechischer Aerzte fanden in Rom namentlich unter den Gebildeten besonderen Anklang. Trotzdem scheint es nicht recht wahrscheinlich, daß Rom früher gar keine Aerzte, ja selbst, daß es keine griechischen Aerzte besessen haben sollte. —

Zu feindselig und bestimmt gegen alle Medicin und gegen alle Griechen trat der alte Cato — der Mann eisernen Körpers und Geistes — schon 65 Jahre vor der Ankunft des Archagathus auf, als daß man nicht voraussetzen müßte, daß unangenehme Erfahrungen oder der Gegensatz, in welchem sich Catos' Ansichten mit dem Gebahren, mit den Lehren und der Nationalität von zu seiner Zeit eingewanderten Fremdlingen befanden, diese hohe Erbitterung des alten rauhen Mannes hervorgerufen haben. Schon daß er selbst ein altes Kräuterbuch, ein Commentarium, besaß, nach welchem er sich und seinen Haushalt zu behandeln für ausreichend fand, jeden Arzt dagegen für überflüssig und für ein Bedürfniß hielt, welches er unter die Ausgeburten verweichlichenden Luxus zählte, — beweiset, daß bereits vor Archagathus eine Art ärztlicher Behandlung gang und gebe war, welche zwar zumeist von den wenigen bevorzugten Römern, welche sich ein gewisses encyklopädisches Wissen angeeignet haben, im engeren Kreise der Familie und Freunde geübt wurde, mitunter jedoch auch erwerbsmäßig von Leuten, die sich diesem Berufe förmlich widmeten und zumeist wenn nicht durchaus Griechen waren, betrieben worden sein mochte.

Zu jener Zeit aber, in welcher Archagathus nach Rom auswanderte, und eine immer wachsende Menge von Vertretern aller Künste und Gewerbe, Philosophen und Redekünstlern nebst den Aerzten nach Rom zu strömen begann, weil der Bedarf nach ihnen dort zu steigen anfing und der wachsende Reichthum Roms andererseits reichen Gewinn versprach, — zu jener Zeit war mit dem Verluste der Freiheit auch die Blüthezeit des griechischen Volkes, sowie griechischer Kunst und Wissenschaft längst vorüber. Es ist ferner nicht wahrscheinlich, daß gerade die angesehensten Persönlichkeiten und die vorzüglichsten Charaktere

unter den Aerzten Griechenlands nach Rom zu übersiedeln sich bewogen gefühlt hätten. Es mochten sogar mitunter recht verkommene Individuen, unbrauchbare Gehilfen von Aerzten, ja selbst Nichtärzte in Rom ihr Glück auf diesem Wege versucht und trotz aller Unkenntniß durch Verschmitztheit und Reclame, so wie durch Beschwindelung Leichtgläubiger gefunden haben. In Rom blieb nämlich bis in die spätesten Zeiten die Ausübung der ärztlichen Kunst ein freies Gewerbe: an keinerlei Beweise der dazu erlangten Tüchtigkeit von Seite desjenigen, der sich damit befassen wollte, geknüpft. In Griechenland dagegen scheint die Berechtigung zur Ausübung der Heilkunst wenigstens als Regel von einer bei einzelnen Aerzten oder in den ärztlichen Collegien, die an die Stelle der Priestercollegien getreten waren, oder an den Gymnasien erhaltenen Unterweisung und nachgewiesenen Befähigung abhängig gewesen, so wie als Gewerbe unter einem gewissen behördlichen Schutze gestanden zu sein. So waren z. B. in Athen Sklaven und Frauen vom Studium der Heilkunde ausgeschlossen, obwohl letztere später hinzugelassen wurden. Ein Mädchen, Namens Agnodice, umging nämlich das Gesetz, indem sie männliche Kleidung trug und bei einem Arzte, Namens Hierophilus, als Zögling eintrat. Als der geheimgehaltene Umstand später durch eine Frau, die ihre Hilfe von sich wies, weil sie Agnodicen für einen Mann hielt, unter den Frauen bekannt wurde, bedienten sich nun die letzteren, namentlich bei Geburtsanlässen fast ausschließlich der Hilfe dieses weiblichen Arztes. Die übrigen Aerzte traten deshalb klagbar gegen diesen Collegen auf und beinzchtigten ihn, resp. sie, allerlei Verführungskünste zur Erwerbung dieser allgemeinen Gunst der Frauen gebraucht zu aben. Auch war der Aëropag schon ihm Begriffe, Agnodice, obgleich sie ihr Geschlecht auch ihm bekannt gemacht

hatte, auf Grund des obigen Verbotes zu verurtheilen. Da kamen die Weiber über die Richter und riefen: „Ihr seid unsere Gatten nicht, Ihr seid unsere Feinde, weil ihr diejenige, so uns Heil brachte, verurtheilt!" — Der weibliche Einfluß erwies sich bei dieser Gelegenheit wie so oft in späterer Zeit mächtiger als die Standhaftigkeit der weisen Richter. — Das Gesetz wurde richtig dahin abgeändert, daß es auch freigeborenen Weibern bewilliget wurde — die Heilkunde zu studieren und auszuüben.

Damit jedoch, daß die Griechen in Rom in die Mode kamen, die Einheimischen verdrängten und sich bereicherten, wurde die patriotische Reaction sehr bald wachgerufen, und spießbürgerlicher Neid wie moralische Entrüstung der rauhen Republicaner wußten bald nichts als Böses von den Fremdlingen zu erzählen; ja sie griffen, namentlich was die griechischen Aerzte anbelangt, begierig jede Anekdote auf, welche den Stand und die Nation in den Augen der Menge herabzusetzen vermochte.

Selbst diejenigen, welche die wissenschaftlichen Errungenschaften der griechischen Medicin schätzten und sammelten, wie Plinius der Aeltere, verachteten die ausübenden Aerzte, welche von ihrer Praxis lebten, und haßten die Griechen, welche in dieser Eigenschaft nach Rom kamen. Daher kömmt es auch, daß selbst in den späteren Jahrhunderten nur wenige freigeborene und römische Bürger mit der Arzneikunde sich befaßten. So sagt Plinius in seinem großen Sammelwerke (XXIX c. 1. 8.): „Nur diese Kunst auszuüben, hat der römische Ernst noch nicht Gefallen gefunden, nur äußerst wenige Quiriten haben sich bisher damit befaßt, und diese selbst übergingen so ziemlich vollständig in's griechische Lager."

Der Mangel jeder Verantwortlichkeit vor dem Gesetze er-

öffnete überdies auch die Schleußen jeglicher Verläumdung über das Haupt der griechischen Aerzte. Man schenkt noch jetzt so gerne ein willig Ohr jedem kleinen Klatsche, der über irgend einen vermeintlichen oder wirklichen Kunstfehler oder über eine beliebige Schlechtigkeit eines Arztes berichtet, — um wie viel mehr also damals, wo solche liebevolle Berichte auf den fruchtbaren Boden grimmigen Neides und Nationalhasses fielen.

„Es gibt kein Gesetz“ — klagt der genannte Encyklopädist Plinius —, welches die Unwissenheit straft, keinen Fall exemplarischer Ahndung derselben. Sie (die Aerzte) lernen auf unsere Gefahr, ihre Experimente laufen auf Todesfälle hinaus, und nur der Mediciner erfreut sich der größten Straflosigkeit hinsichtlich des Verbrechens des Todtschlages.“ — Plinius aber, der so spricht, beendete sein Werk im Jahre 77 nach Christi Geburt.

Der Verfall republikanischer Strenge in der Handhabung beschränkender Gesetze, führte in Rom wegen des Abganges des inneren, nicht des von Furcht vor grausamer Strafe getragenen moralischen Haltes zu einem Sittenverfalle, dessen furchtbar hoher Grad und schleunige Zunahme zum Theile die Schrecken bürgerlicher Zerwürfnisse und die Parteischlächterei, wie man die römischen Bürgerkriege wohl bezeichnen kann, begünstigte, theils wiederum von diesen letzteren in hohem Maße gefördert wurde. Zu den zahlreichen Giftmorden aus Haß, Erbschaftsgelüsten oder Parteiinteresse, auf welchem Wege man den Gesetzen in Folge der mangelhaften Untersuchungsmethoden und gerichtlichen Procedur am leichtesten Hohn sprechen konnte, — brauchte man Gehilfen der That, welche einerseits mit der Giftmischung vertraut waren, andererseits in ihrer Stellung am meisten Gelegenheit hatten, ohne

besonderes Aufsehen zu erregen, Mißliebige im Interesse ihrer Auftragsgeber auf solche Art aus der Welt zu schaffen.

Dazu war der Auswurf der feilen Individuen, welche meist sehr mit Unrecht sich den Namen eines Arztes anmaßten und zugleich mit der Menge griechischer Gaukler und Sophisten Rom überschwemmten, wohl sehr geeignet, aber kaum ausreichend. Der römische Sklave, der vor dem Gesetze rechtlose Besitz seines Herrn, dessen Leben vollständig in die Hand des letzteren gegeben war, — dieser erwies sich als ein noch weit gefügigeres Werkzeug für solche Zwecke. Die armen Quiriten, deren Anzahl überdieß durch die Bürgerkriege immer mehr verringert und durch überfluthende Massen nach Rom zuziehender Fremdlinge erdrückt wurde, — waren meist zu stolz und zu träge sich mit mühsamen Studien zu befassen. Sie zogen die berufsfreie Abhängigkeit von reichen Patronen, den geschäftigen Müßiggang als Clienten, ja die erniedrigendste Behandlung, welche sie dabei erfuhren, vor und entbehrten auch größtentheils aller Kunstfertigkeit oder sonstigen Befähigung, welche sie dem Patrone in dieser oder jener Richtung unentbehrlich gemacht hätte. Dafür waren eben die industriösen Fremdlinge — also meist Griechen und die Sklaven da. Ganz natürlich gab es unter der zuweilen ganz enormen Anzahl der Sklaven des Haushaltes eines reichen, besonders eines zugleich gebildeten römischen Großen, auch solche, die eine besondere Befähigung besaßen, und welche ihr Herr sorgfältig unterrichten ließ, um sie dann wie z. B. Cicero seinen Tiro als brauchbare Gehilfen für literarische Arbeiten und als Vertraute zu benutzen, und — die dann wohl auch als Freunde geschätzt wurden. Nicht wenige davon ließ man zu Aerzten heranbilden, um sie wenn auch nicht gerade für die eigene Person, so doch für die Sklavenfamilie, welche als veräußerliches Gut ein be-

deutendes Capital repräsentirte, als ärztliche Rathgeber, mitunter aber auch, wie ich früher erwähnte, zur Durchführung ruchloser Gräuelthaten zu verwenden.

III.

Daß nun solche Sklaven, welche zu Aerzten avancirten, in der Regel keine besonders gründlichen Studien durchgemacht haben mochten, dieß dürfte wohl schon deshalb anzunehmen sein, weil es eben in Rom keine Unterrichtsanstalten für Aerzte gab. Mag sein, daß einer oder der andere ungewöhnlich Begabte unter ihnen es später durch eigenes Studium und beobachtende Erfahrung etwas weiter bringen mochte. Im Allgemeinen jedoch dürften die so erzogenen Sklavenärzte, selbst wenn sie von den Aerzten jener Zeit, wie es mitunter geschah, in der Absicht sie als Gehilfen zu benützen unterrichtet wurden, zu keiner besonderen Stufe ärztlicher Kunst gelangt sein, schon deshalb, weil ihnen dazu die nöthige Vorbildung fehlte.

Solcher Art Sklaven dienten je nach ihrer Befähigung als Hausärzte, wurden zur Bereitung von Liebestränken und Giften benutzt, wie Cicero [7]) einen solchen schaudererregenden Fall in seiner Vertheidigungsrede des Cluentius schildert; sie mußten wol auch z. B. durch Eröffnung der Blutadern Henkersdienste verrichten. Als Erwerbsquelle ihres Eigenthümers durften sie jedoch nur dann benutzt werden, wenn dieser selbst Arzt war. War in reichen Häusern die Zahl der servi medici oder der unfreien Aerzte eine ansehnliche, so wurden sie der Aufsicht eines „suprapositus medicorum" unterstellt. Eine Verordnung des Kaisers Justinian [8]) bestimmt sogar einen gewissen Werth eines solchen ärztlichen Sklaven oder einer unfreien Wehmutter, — in welcher Schätzung dieselben beispielsweise bei Erbschaftsverhand-

lungen angesetzt werden sollen, und werden diese so befähigten Personen einander gleich auf 60 Solidi, also beiläufig 60 Ducaten taxirt. Zweifellos repräsentirten aber trotz dieser taxatorischen Bestimmung die ärztlich gebildeten Sklaven oder Sklavinnen je nach ihrer Befähigung und Geschicklichkeit, so wie auch nach ihrer Beliebtheit sehr verschiedene Werthe. Eben so leicht begreiflich ist es, daß man tüchtigen Aerzten unter den Sklaven nur ungern ihre Freiheit gab. War der Herr selbst Arzt, mochte diese Freigebung auf noch größere Schwierigkeiten stoßen, weil er die Concurrenz des Freigewordenen fürchtete. Hiezu muß jedoch bemerkt werden, daß selbst der Freigelassene in Rom nicht zu allen Zeiten mit der Manumissio die vollen bürgerlichen Rechte und vollständige persönliche Unabhängigkeit erwarb. Bis auf Jüstinian bedurfte es hiezu noch eines weiteren Aktes, um ihn zum ingenuus, zum völlig freien, zu machen. Der Libertus blieb vielmehr noch immer in einem Verhältniß zu seinem ehemaligen Herrn, das der Leibeigenschaft späterer Zeiten sehr analog war. Er mußte seinem Patronus noch immer als Client aufwarten, er war verpflichtet, demselben etwa wie der Sohn seinen Eltern beizustehen, wenn dieser Patron in Armuth gerieth; der Patronus hatte unter Umständen, wenn z. B. der Libertus mehr als 100000 Sestertien besaß, rechtlichen Anspruch auf einen bestimmten Erbtheil, gleichviel ob der Verstorbene ein Testament hinterlassen hat oder nicht. Der Libertus, welcher seinen Pflichten gegen den Patron, also gegen seinen unumschränkten Gebieter nicht nachkam, undankbar war, wurde strenge gestraft, und es ist somit leicht zu begreifen, daß häufiger wohl diese Art nomineller, im Grunde jedoch noch sehr beschränkter Freiheit, die sich mehr auf das Befugniß der Anlegung äußerer Zeichen derselben, des Tragens eines Hutes, der gewöhnlichen und nicht

der, den Sklaven kennzeichnenden Tracht erstreckte, als die vollständige Unabhängigkeit den verdienten oder sich loskaufenden Sklaven gewährt wurde. Trotzdem nun nicht zu entdecken ist, daß zu der Gewährung der vollen, unbeschränkten persönlichen Freiheit irgend welche von den bei der gewöhnlichen Freisprechung üblichen verschiedenen Formalitäten in Anwendung gekommen wären, erhellt das Bestehen verschiedener Grade erlangter Freiheit schon aus der sich wohl unterscheidenden äußern Stellung der verschiedenen Freigelassenen. Zu constatiren ist, daß Freigelassener und Sklave in den Jahrhunderten der Kaiser — von August bis Justinian — was Aerzte anbelangt wohl keine sehr differente Bedeutung hatten. Schon in der Familie mag jedoch die Lage des heilkundigen Sklaven, der das Vertrauen seines Herrn oder seiner Herrin besaß eine weit günstigere gewesen sein als jene anderer Sklaven. Hatten doch er oder sie die (Wehmutter nämlich) in wichtigen Momenten unter der Form ärztlichen Rathes ihren Gebietern zu befehlen, — und wirklich oder eingebildet erfolgreiche Hilfeleistungen riefen gewiß damals so wie jetzt — ein wenn gleich mitunter schnell vorübergehendes Dankgefühl, so wie die Achtung der Befähigung zu solchem Liebesdienste wach. Noch günstiger dürfte im Allgemeinen die Stellung der sogenannten servi publici, Sklaven im Dienste des Staates gegenüber den Sklaven der Privaten gewesen sein. Von diesen, welchen es, wenn sie Aerzte waren, oblag die im Dienste der Regierung stehenden Sklaven zu behandeln, erwarben sich manche ganz colossale Reichthümer und wurden überdieß mit ihrer vollständigen Freiwerdung belohnt. Augustus selbst belohnte seinen Freigelassenen Antonius Musa für seine Herstellung durch die von letzterem entgegen früheren ärztlichen Rathgebern durchgeführte Kaltwasserbehandlung mit der Ingenuität, mit dem

Bürgerrechte, Auszeichnungen und Geschenken aller Art und ein Guttheil der aristokratischen Welt Roms, so auch Horaz, der in diese Kreise durch seine geistige Bedeutung einbezogen wurde — huldigte der Heilmethode und ihrem Ausüber Musa in Folge des Beispiels des Cäsars. So wie Musa wurden auch andere zum Theil dem Stande der Freigelassenen angehörende und entsprossene Aerzte Leibärzte einzelner Cäsaren, ja schon früher wird ein solcher als Arzt und Freund Julius Cäsars angeführt.

Sehen wir ab von dem Worte Sklaven, welches ohnehin in unserer Zeit einen ziemlich weit von jenem des Alterthums abweichenden Begriff hat, — und stellen wir dafür Dienstboten und Bedienstete ein: so dürfte sich die Stellung der gebunden lebenden Aerzte Roms nicht mehr als so außerordentlich verschieden herausstellen von jener unserer bestellten Aerzte in großen Familien, oder von jener mancher Leibärzte, oder von jener unserer öffentlichen Armenärzte oder selbst Medicinalbeamten. Eines hatten noch die Sklavenärzte des alten Roms vielleicht voraus: sie durften gesetzlich in ihrer Mittagsruhe nicht gestört und nicht verhalten werden, während ihrer Siesta behufs Behandlung der andern Sklaven aufzustehen, wie Suetonius in der Biographie des Kaisers Claudianus anführt. Das ist nicht viel, aber doch etwas! Daß die Großen des Reiches so wie jetzt sich auf ihren Reisen und im Kriege vorzugsweise von diesen ihnen leibeigenen Aerzten begleiten ließen, ist ganz natürlich und ebenso, daß wenn ein Historiker in die seltene Gelegenheit kömmt, des ärztlichen Begleiters der historischen Person zu erwähnen, deren Thaten oder Geschichte er erzählt, — dieser Begleiter nahezu ausschließlich ein Sklave oder Freigelassener dieses Herrn war.

Sonderbar genug bewog dieser Umstand einige lederne Alterthumsforscher und Philologen, welche dem ärztlichen Stande nicht

recht hold waren, dazu, weitläufige Abhandlungen darüber zu schreiben, daß im römischen Staate alle Aerzte Sklaven oder Freigelassene waren. Noch sonderbarer fühlten sich wieder die Aerzte und ihre Freunde höchlichst indignirt über eine solche Zumuthung und verfochten in nicht weniger umfangreichen Abhandlungen das Gegentheil; als ob dem ärztlichen Berufe, Gott weis, welche Schmach damit angethan worden wäre, wenn seine Vertreter im alten Rom in der That lauter Sklaven und Leibeigene gewesen wären; als ob in einem Staate, dessen Hauptzweck der Krieg und dessen Gewalthaber Kriegführende sind, jene, so Kunst und Wissenschaft üben, nicht immer zurückstehen müßten gegen die Combattanten — so wie beiläufig gesagt noch jetzt die Militärärzte im Heere —; als ob dort, wo eben die Gewalt für Gesetz gilt, die von der Gewalt Bedrückten für schuldig an ihrem Schicksale und was ihren inneren Werth anbelangt — schon deshalb für unwürdig der Achtung der Mit- und Nachwelt erachtet werden müßten!! Trotzdem sich über diese Frage von England ausgehend ein mitunter sehr erbittert geführter Gelehrtenstreit zu Beginn des vorigen Jahrhunderts entwickelte, — der solche Dimensionen annahm, daß die einfachen Titel der einzelnen Streitschriften mehrere Bogen füllen würden, — ist diese Frage an sich völlig bedeutungslos. Es läßt sich nicht bestreiten, daß conform dem bürgerlichen Leben und dem geistigen Entwicklungsgange des römischen Volkes die meisten römischen Aerzte Sklaven oder Freigelassene waren; es läßt sich aber andererseits ebenso wenig in Abrede stellen, daß das gesetzlich frei gegebene Gewerbe eines Arztes eben auch von sehr vielen, meist eingewanderten freien Aerzten, wenn sie gleich nicht immer römische Bürger waren, geübt wurde. Freie oder unfreie Aerzte standen jedoch in Rom — das ist gewiß — in Folge

der ihrem Ansehen und ihrer Stellung wenig günstigen socialen Verhältnisse — vielleicht auch in Folge ihres durchschnittlich geringen inneren Werthes wenigstens anfänglich als Stand auf einer viel niedrigeren Stufe der Achtung —, wol auch der Achtungswürdigkeit als seiner Zeit in Griechenland.

Einzelne wurden immer, schon zur Zeit des Sinkens der Republik, noch mehr unter den Cäsaren theils durch Berühmtheit im Volke, theils durch die Gunst der Machthaber erhoben und ausgezeichnet; so Asklepiades selbst, dessen ich Eingang erwähnte und der dem Laufe der Begebenheiten nach etwa 20 Jahre vor Cicero wirkte. Was sonst dem Stande an Begünstigungen zugestanden wurde, geschah meist aus Gunst für den Einzelnen, so wie August für seine schon gedachte Heilung von hartnäckigen rheumatischen Leiden dem Musa nicht bloß den Ring als Zeichen der Nobilität verlieh — welches Emblem sich bis auf die Doctors-Promotionen der Neuzeit forterhielt: sondern auch allen Aerzten des Landes — und darunter kann man doch wohl nur freie Aerzte verstehen — die Immunität oder Befreiung von gewissen bürgerlichen Lasten zuerkannte. In den vollen Genuß der Immunität gelangten die Aerzte erst unter Hadrian, J. 133 n. Christus; sehr frühe wurde dieselbe auch deren Witwen und Kindern zuerkannt. Um den Vortheil würdigen zu können, welchen die Betreffenden von einer solchen Immunität oder Befreiung hatten, müssen wir der Lasten gedenken, von welchen sie damit erlöst wurden. Diese waren onera patrimonialia und personalia und bestanden entweder in Abgaben an Geld oder Naturalien, die auf dem Grundbesitz hafteten, oder in persönlichen, körperlichen wie geistigen Leistungen, — endlich in der Verpflichtung der gastlichen Aufnahme von Soldaten oder Beamten, welche in Staatsgeschäften reisten. Auch befreite die Immunität

von der Militärpflicht, von der Verpflichtung das Geschäft oder Amt eines Vormundes, eines Gymnasiarchen, Aedilen (welche Ehrenämter meist viel Geld kosteten), eines Priesters 2c. zu übernehmen, (diese Befreiung war nur eine facultative), von dem Onus zum Ankaufe der für den Staat erforderlichen Vorräthe an Getreide, Oel und Wein beisteuern zu müssen 2c. [9])

Diese ursprünglich allen Aerzten ertheilte Immunität wurde von Antonius Pius (138—161 p. Chr. n.) wahrscheinlich des Mißbrauchs halber, der, um die Vortheile der Immunität zu erlangen, mit dem Titel Medicus getrieben wurde, auf eine gewisse Anzahl derselben eingeschränkt; er ordnete an, daß in jeder Stadt je nach ihrer Größe nur fünf, sieben, höchstens zehn Aerzte und zwar nicht so sehr in Anbetracht ihres Berufes, als in Berücksichtigung ihrer Stellung im Dienste des Staates und in jenem der Gemeinde der Immunität theilhaftig werden durften, und zwar nur für so lange als sie solche Stellen bekleideten.

In ihrem Heimathsorte thätige Aerzte genossen ebenfalls die Immunität, nicht aber wenn sie diesen Ort verließen. Ausnahmsweise jedoch durften hervorragende Aerzte auch an fremden Orten unter die Immunes aufgenommen werden. Dieses Vorrecht theilten die Aerzte mit den im Staats- oder Stadtdienste angestellten Rhetoren, Grammatikern (ist zu verstehen Lehrern) u. s. w. Alexander Severus bestimmte für solche Staatsdiener auch Besoldungen; und auf diese überging dann auch der früher blos für die Leibärzte der Kaiser gebrauchte Titel „Archiater.“ Man nannte sie Archiatri populares gegenüber den Hofärzten, welche seit Alexander Severus Archiatri palatinales hießen. Der erste, welcher den Titel Archiater erhielt, war Nero's Leibarzt Andromachus der Vater. Er so wie die meisten Leibärzte der Kaiser waren Griechen. Von den sieben Archiatern des

Kaiser-Palastes, neben welchen noch sehr zahlreiche Spezialisten angestellt gewesen zu sein scheinen, ist wahrscheinlich bloß einer der eigentliche Leibarzt gewesen, und nur dieser bezog eine baare Besoldung, die übrigen Naturalien: wie Getreide, Oel ꝛc. Das Titelchen war aber an sich ganz nett und darf sich kühn den zahlreichen Titulaturen der Gegenwart, wie: Medicinalrath, Geh. Medicinalrath, Geh. Ober-Medicinalrath, Sanitätsrath, Kais. Rath, Regierungsrath, Hofrath ꝛc. an die Seite stellen, um so mehr, als es kein Titel ohne Mittel war. Ja selbst abgesehen von reellen Einkünften war derselbe mit Vortheilen anderer Art verbunden, die nicht zu verachten waren und auch den außerhalb des kaiserlichen Hofhaltes angestellten Archiatern zu Gute kamen.[10]) Wenn der von öffentlichen Aemtern ohnehin befreite Archiater auch die Wahl zu einer solchen beschwerlichen Ehrenwürde ablehnte, erhielt er dessenungeachtet das der eigenen Personen, welche Aemter dieser Art wirklich bekleidet haben, gebürende Ehrenzeugniß, womit der Anspruch auf höhere Ehren und Privilegien verbunden war. Der Archiater durfte bloß vor ein kaiserliches Gericht berufen werden; Beleidigungen der eigenen Person, welchen die Archiatri populares nicht selten ausgesetzt gewesen sein mochten, wurden mit einer Buße von 100,000 Nummi oder Sesterzien bestraft. War der Beleidiger ein Sklave: so wurde er geprügelt, beging er die strafbare Handlung auf Geheiß seines Herrn, so zahlte dieser 10,000 Nummi und der Sklave wurde als Pfand für die Zahlung zurückbehalten. Wurde ein Archiater zum Senator erwählt, so war er nicht verpflichtet die „glebalis collatio“ betitelte Abgabe zu zahlen, welche die Senatoren von ihrem Grundbesitze zu entrichten hatten.

Der Titel war demnach nicht bloß Ehrenzeichen, sondern

er verband zugleich wichtige Vortheile mit einer ehrenvollen Stellung.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Aerzte des alten Roms nicht auch an leeren Titeln ihre Freude gehabt und solche nicht gesucht hätten. Man ließ ihnen auch nicht bloß diese Freude, sondern man ließ ihnen dieselbe nicht selten theuer erkaufen. Ein solcher eifrig begehrter Titel war der „Vir perfectissimus“, „vollkommenster“ oder „vortrefflichster Mann“. Der Titel ist allenfalls eben so viel werth als das aus dem Mittelalter für die Doctoren der Medicin heutzutage noch bewahrte Titelchen: Vir celeberrimus: berühmtester Mann, das an Fadheit der alten Auszeichnung gewiß nicht nachsteht.

Nebst diesen höheren ärztlichen Beamten oder Würdeträgern gab es aber im alten Rom noch eine große Menge im Dienste der Gemeinden oder selbst von Privatunternehmern, für Pfündlerhäuser, für die Wettrennen im Circus, für die Kampfspiele der Gladiatoren angestellte freie und unfreie Aerzte. Es ist auch leicht begreiflich, daß dieselben in Berücksichtigung der häufigen Verletzungen beim Kampfe oder Rennen, so wie wegen verschiedener Zufälle in Folge des Gedränges wohl sehr häufig nöthig waren. Von der Existenz solcher Aerzte, wie auch von Flotten- und Militärärzten geben uns meist nur Inschriften Auskunft.

Feldärzte gab es schon in Griechenland. Die römischen Heere, welche auf ihren Eroberungszügen in die entferntesten und unwirthlichsten Regionen geriethen, — lange in den einmal occupirten Ländern ausharrten, so daß ihre Lager Städten glichen, ja nicht selten zu Städte wurden, die noch heute in ihrem Namen einen solchen Ursprung erkennen lassen, — bedurften deßhalb einer größeren Zahl ärztlicher Begleiter, ja eines dem Bedürfnisse gemäß organisirten ärztlichen Stabes. Zahlreiche uns erhaltene Inschriften

liefern auch den Beweis dafür, daß der Legio ih mentsärzte, medici legionum, den einzelnen Centurien und horten der verschiedenen Truppenarten ihre Bataillons- un Unterärzte zugewiesen waren. Doch bestand eine solche systematische Zutheilung von Feldärzten erst in späterer Zeit. Da findet sich auch bei der Reiterei eine Art von Sanitätscompagnie (διποταται:). Jeder Abtheilung von 300 bis 400 Mann wurden 8 bis 10 Unbewaffnete beigegeben, welche in Abständen von 200 Fuß den Kämpfenden folgten [11]). Ihre Pferde waren auf der linken Seite des Sattels mit 2 Steigbügeln versehen; ferner führten sie Wasserflaschen bei sich, um Ohnmächtigen beizustehen. Für jeden Geretteten erhielten sie ein Goldstück. Außerdem sollten sie an Stellen, wo die ersten Zusammenstöße und Kämpfe stattgefunden haben, wie das Kampffeld wechselte, die Waffen der Gebliebenen und Verwundeten auffsammeln, damit die Fechtenden nicht abstiegen, um zu plündern. Dafür erhielten sie einen Antheil der Beute. — Man könnte da wohl meinen, daß dieses lucrative Geschäft oft Anlaß gegeben haben dürfte, die armen Verwundeten recht lange auf Hilfe warten zu lassen.

Wir haben uns nun (vielleicht allzulange) mit den öffentlich oder privat angestellten Aerzten beschäftiget, — es ist Zeit, daß wir auch über die Verhältnisse der übrigen in Stadt- und Landbezirken ihren Beruf in unabhängiger Weise ausübenden Aerzte etwas erfahren. Durch lange Zeit war der äußere Modus der ärztlichen Praxis jenem bei den Griechen völlig gleich, da es doch zumeist Griechen von Geburt waren, welche sie betrieben. Häufig wurden die beiden Hauptzweige der Heilkunst Medicin und Chirurgie von den griechischen Aerzten zugleich ausgeübt; außerdem bereiteten sie auch ihre Arzneimittel selbst. Bei schwer Erkrankten statteten sie ihre Besuche in den Wohnungen der letz-

teren ab; die leichteren kamen zu ihnen in ihre Ordinationsanstalt: *Ιατρεῖον* genannt, welche Räumlichkeit zugleich als Badeanstalt, Apotheke und chirurgische Werkstatt diente und so ziemlich unseren bis vor Kurzem bestandenen, nun zu einfachen Rasir- wohl auch Haarschneidestuben herabgesunkenen chirurgischen Officinen analog gewesen sein mochten. In der Besorgung der, nöthigen Hilfeleistungen wurden die Aerzte von ihren Gehilfen und Schülern unterstützt. Sie selbst hafteten aber für eine Vernachlässigung zum Schadenersatze, z. B. für den hiedurch oder in Folge eines Kunstfehlers gestorbenen Sklaven, dessen Werth dem Besitzer seitens des Arztes zu ersetzen war. Trotzdem war ihre Verantwortlichkeit namentlich bei den Römern im Allgemeinen eine beschränkte, häufig eine bloß formelle, illusorische.

Da es nun auch keine Prüfungen, keine Nothwendigkeit der Beibringung von Beweisen der erlangten ärztlichen Ausbildung gab, weil das ärztliche Gewerbe, wie erwähnt, ganz frei gegeben war: so drängten sich viele Unberufene, besonders aus den unteren Ständen zur Ausübung der Kunst, die im Falle des Gelingens sehr einträglich war. Schuster, Schmiede und Handwerker aller Art gaben, wie Galen berichtet, ihr Handwerk auf und wurden Aerzte, wie denn auch umgekehrt Aerzte, denen es als solchen nicht glückte, mitunter das Leichenträger- oder Gladiatorenhandwerk ergriffen. Unter solchen Pfuschern nahmen die pharmacopolae, nicht etwa den Apothekern der Jetztzeit, sondern den Quacksalbern, Bereitern von Salben und Zaubermitteln, Liebestränken einer spätern Zeit zu vergleichen, einen hohen Rang ein. Galen warnt solche Herrn Collegen — ironisch auf ihren Mangel an Bildung hinweisend — im Gespräche mit gebildeten Patienten, sich ja nicht durch Sprachfehler zu verrathen. Der Zudrang steigerte sich, seit Thessalus, der ursprünglich Lehrling

seines Vaters, eines Webers, gewesen, nichts desto weniger aber als Arzt unter Nero den ungewöhnlichsten Erfolg hatte, erklärte, daß ein halbes Jahr zur Erwerbung der medicinischen Kenntnisse hinreiche, welche man für die Praxis brauche. Der Unterricht scheint in der Art unserer Polikliniken ertheilt worden zu sein. So erzählt der Spötter Martial, der Arzt Symmachus habe ihn in Begleitung von hundert Schülern besucht und durch die Berührung von 100 eiskalten Händen habe er das Fieber, das er noch nicht hatte, erst bekommen. [12])

Nebst den die Heilkunde im Allgemeinen betreibenden wirklichen oder so genannten Aerzten gab es aber auch bei den Römern eine wahre Unzahl von Spezialisten, von welchen die Augenärzte die allerzahlreichsten waren. Selbst die Heere scheinen von einer Anzahl solcher Spezialkünstler gefolgt oder wenigstens mit den von ihnen fabricirten Salben und Augenwässern in großer Menge versehen gewesen zu sein. Wo immer in Deutschland, England und anderswo Ueberbleibsel römischer Lager aufgefunden wurden, entdeckte man auch immer die den Büchschen oder Fläschchen, in welchen das Medicament verwahrt war, beigebundenen Stempel der römischen Augenärzte, und der sehr verdiente Philolog und Alterthumsforscher Grotefend fand es für nicht unlohnend, eine ganze Sammlung der bekannt gewordenen metallenen Firmen von Augenärzten zu veröffentlichen.

Nebst dieser an sich, wenn sie auf wissenschaftlicher Basis betrieben worden wäre, ganz berechtigten Spezialität gab es aber auch Leute, die ein Geschäft daraus machten, Wimpern auszuziehen, Zähne zu reißen oder zu ersetzen, Brandwunden aus der Haut gebrandmarkter Sklaven zu entfernen, Brüche zu curiren, Steinoperationen zu verrichten — im Grunde Spezialisten, wie sich noch jetzt welche annonciren, mit der Verschiedenheit freilich,

daß sie im Allgemeinen nichts weniger als Aerzte waren. Nichtsdestoweniger hießen und nannten sich aber alle solche Leutchen auch Aerzte. Dieser Titel wurde übrigens in Rom auch ganz officiell den Wehmüttern beigelegt, wie dieß zahlreiche erhaltene Grabschriften beweisen. Sie wurden oft einfach „medica“ titulirt und dürften sich auch vielfach mit Frauenkrankheiten überhaupt beschäftigt haben.

Unter solchen Umständen konnte, wie Friedländer richtig bemerkt, zwischen Handwerk und Kunst, wir möchten lieber sagen zwischen dem einfachen Charlatane und dem charlatanisirenden Arzte kaum eine scharfe Grenze gezogen werden. So weit würde es — nebenbei gesagt — endlich auch bei uns durch die völlige Freigebung der Ausübung der ärztlichen Kunst kommen.

Trotzdem ging es aber im Allgemeinen den Aerzten, abgesehen von den Ehren und hohen Stellungen, welche ein Theil von ihnen, wie wir sahen, erlangte — auch materiell in der Regel nicht schlecht. Es waren so wie jetzt nicht immer gerade die Würdigsten, welche Reichthümer erwarben, sondern meist diejenigen, welche ganz ohne Rücksicht auf ihr wirkliches oder vermeintliches Wissen, Land und Leute wol kennend, sich die Schwachheiten der letzteren zu Nutze machend, mit ihnen entsprechend umzugehen verstanden, so wie sich auch Manches gefallen ließen, was ein achtbarer Arzt sich nicht gefallen lassen kann oder mag. Das verstanden nun die Griechen, wie der Eingangs erwähnte Asklepiades, ganz besonders gut. Das ärztliche Honorar für einen ärztlichen Besuch betrug in gewöhnlichen Fällen etwas mehr als 1 Nummus = 1¼ Frank. Dagegen erreichten die Honarare und Bestallungen welche berühmten Aerzten bezahlt wurden, eine oft enorme Höhe. Toute comme chez nous! nur daß in unsern Tagen ein Abstand zwischen dem mehr oder weniger be-

rühmten Arzte nach innerer Werthschätzung oft gar nicht besteht, gewiß jedoch immer ein unvergleichlich geringerer ist als zwischen dem fürchterlichen ärztlichen Proletarier und dem achtungswerthen gebildeten Arzte in Rom. Wie Plinius erzählt, erhielt der Wasserarzt Charmis 200,000 Sesterzien (13,000 Thaler) für die Behandlung eines Kranken. Die kaiserlichen Leibärzte hatten gewöhnlich einen Gehalt von 20,000 Thalern gegen 300,000 Sesterzien. Unter Claudius (54 n. Chr. G.) rechnete Stertinius, aufgefordert kaiserlicher Leibarzt zu werden, es sich zum Verdienste an, daß er bloß das Doppelte verlangte, weil ihm seine Praxis erwiesenermaßen mehr als 600,000 Sesterzien, also mehr als 40,000 Thaler, einbrachte. Der Bruder dieses Stertinius erhielt von Claudius ein gleiches Gehalt, und obwol beide ihr Vermögen durch große Bauten zur Verschönerung von Neapel stark in Anspruch nahmen, hinterließ doch jeder 30 Millionen Sesterzien (beiläufig 2 Millionen Thaler oder 3 Millionen Gulden).

Trotz allem diesen, was wir Erstaunliches über die von Einzelnen unter den Aerzten bei den Römern erworbenen Reichthümer und Ehren erfahren: finden wir aber doch, daß es der Beruf selbst, der ärztliche Stand in Rom nicht einmal zu jener allgemeinen Achtung gebracht hat, welcher sich derselbe in der Blüthezeit Griechenlands bei den Griechen erfreute.

Es konnte unter solchen Verhältnissen, wie ich sie zu schildern versuchte, auch nicht anders kommen. Der Vorzug und die Beachtung, welche sich der Einzelne erwarb, galten eben nur immer der Person, und seine Standesgenossen bildeten vielmehr die dunkle Folie, von welcher sein Glanz um so greller abstach. Eine Rückwirkung auf die Hebung der Achtung des Berufes

und der Berufsgenossen in den Augen der Menge konnten sie nicht haben.

Von einem Corporationsgeiste, von einer Verbindung der gleichberechtigten Vertreter einer und derselben Kunst oder Wissenschaft konnte unter diesen Umständen kaum die Rede sein. Dazu fehlte die Schule, welche für alle einen gleichartigen Ausgangspunkt für ihre spätere Wirksamkeit, eine gleichartige Basis ihrer ärztlichen Laufbahn und Bildung geboten hätte. Dazu fehlte den römischen Aerzten wie den Römern überhaupt die Achtung der menschlichen Freiheit als solcher; — die gemeine Gesinnung, welche Zwang und Rechtlosigkeit dem Sklaven, dem Leibeigenen einflößten, sie schlug zurück in den Charakter des römischen Volkes und verdarb ihn selbst bei den Edelsten desselben. Wer Menschenrechte nicht zu achten, wer menschliche Freiheit nicht unverkürzt zu lieben vermag, bei dem ist auch eine solche Liebe zum Menschen nicht denkbar, um ihn zu bewegen Opfer an Zeit, Muße und Gesundheit zum Wohle eines Fremdstehenden nur deshalb zu bringen, weil es eben ein Mensch — ein leidender Mensch ist, der ihrer bedarf! Die Motive der römischen Aerzte mußten wenigstens bei der überwiegenden Mehrzahl derselben andere sein. Gewinnsucht mußte den Angelpunkt, das Ziel ihres Strebens bilden —; und weil sie egoistisch bis zum Aeußersten gewesen sein mochten, waren auch ihre äußeren materiellen Erfolge größer als jene der Aerzte der Gegenwart, trotzdem sie in ihrem inneren Werthe, die Ausgezeichnetsten unter ihnen nicht ausgenommen, weit unter jenem der überwiegendsten Mehrheit der modernen Aerzte aller gebildeten Länder und Völker standen.

Der steigende Despotismus der Kaiserzeit beförderte die Entartung der Sitten wohl noch mehr, und mit der Fäulniß,

welche das öffentliche und das Familienleben Roms vergiftete, sank auch der moralische Halt seiner Aerzte, — der ohnehin nicht sonderlich hoch stand, auf den niedersten Punkt! Agesehen von ihrer oft unglaublichen Unwissenheit, wie sie Galen und Scribonius Largus — also Aerzte selbst — schildern, sagt der erstere von ihnen: „Zwischen Räubern und Aerzten ist kein anderer Unterschied, als daß jene im Gebirge, diese in Rom ihre Missethaten begehen.“ Galen spricht da freilich nur von Rom selbst und äußert wiederholt ein sehnliches Verlangen nach einem kleinen Orte, um ruhig und unangefochten in bescheidenen aber reinlichen Verhältnissen leben zu können; was er indeß trotzdem nicht ausführte. [13])

Mit diesem für seine Collegen nicht sonderlich ehrenvollen Ausspruche des berühmten Galen wollen wir für dieses Mal Abschied nehmen von den Aerzten Roms. So dürftig und unvollständig die Schilderung der ärztlichen Zustände ist, mit welcher ich die Geduld der Leser auf die Probe zu setzen wagte, eine Wahrnehmung dürften sie doch als Lesefrucht mit sich nehmen, nämlich die, daß es ohne innere Weihe, ohne Wissensdrang, ohne freie Gesinnung und Werthschätzung menschlicher Freiheit keine berufstreuen und persönlich achtungswerthen Ärzte, noch weniger aber einen ärztlichen Stand geben könne, der als Gesammtheit seinem Berufe Ehre macht. Sie werden aber vielleicht auch einsehen gelernt haben, daß andererseits dieser Stand sich nur dort in der Mehrzahl seiner Mitglieder achtungswürdig erweisen und erhalten könne, wo derselbe die verdiente ehrende Anerkennung preiswürdigen Strebens und Leistens in der Achtung finden kann, die dem Stande und dem Einzelnen als Angehörigem dieses Standes von Seite des Volkes und der Regierung gezollt wird.

von der Militärpflicht, von der Verpflichtung das Geschäft oder Amt eines Vormundes, eines Gymnasiarchen, Aedilen (welche Ehrenämter meist viel Geld kosteten), eines Priesters etc. zu übernehmen, (diese Befreiung war nur eine facultative), von dem Onus zum Ankaufe der für den Staat erforderlichen Vorräthe an Getreide, Oel und Wein beisteuern zu müssen etc.[9])

Diese ursprünglich allen Aerzten ertheilte Immunität wurde von Antonius Pius (138—161 p. Chr. n.) wahrscheinlich des Mißbrauchs halber, der, um die Vortheile der Immunität zu erlangen, mit dem Titel Medicus getrieben wurde, auf eine gewisse Anzahl derselben eingeschränkt; er ordnete an, daß in jeder Stadt je nach ihrer Größe nur fünf, sieben, höchstens zehn Aerzte und zwar nicht so sehr in Anbetracht ihres Berufes, als in Berücksichtigung ihrer Stellung im Dienste des Staates und in jenem der Gemeinde der Immunität theilhaftig werden durften, und zwar nur für so lange als sie solche Stellen bekleideten.

In ihrem Heimathsorte thätige Aerzte genossen ebenfalls die Immunität, nicht aber wenn sie diesen Ort verließen. Ausnahmsweise jedoch durften hervorragende Aerzte auch an fremden Orten unter die Immunes aufgenommen werden. Dieses Vorrecht theilten die Aerzte mit den im Staats- oder Stadtdienste angestellten Rhetoren, Grammatikern (ist zu verstehen Lehrern) u. s. w. Alexander Severus bestimmte für solche Staatsdiener auch Besoldungen; und auf diese überging dann auch der früher blos für die Leibärzte der Kaiser gebrauchte Titel „Archiater.“ Man nannte sie Archiatri populares gegenüber den Hofärzten, welche seit Alexander Severus Archiatri palatinales hießen. Der erste, welcher den Titel Archiater erhielt, war Nero's Leibarzt Andromachus der Vater. Er so wie die meisten Leibärzte der Kaiser waren Griechen. Von den sieben Archiatern des

Kaiser-Palastes, neben welchen noch sehr zahlreiche Spezialisten angestellt gewesen zu sein scheinen, ist wahrscheinlich bloß einer der eigentliche Leibarzt gewesen, und nur dieser bezog eine baare Besoldung, die übrigen Naturalien: wie Getreide, Oel ꝛc. Das Titelchen war aber an sich ganz nett und darf sich kühn den zahlreichen Titulaturen der Gegenwart, wie: Medicinalrath, Geh. Medicinalrath, Geh. Ober-Medicinalrath, Sanitätsrath, Kais. Rath, Regierungsrath, Hofrath ꝛc. an die Seite stellen, um so mehr, als es kein Titel ohne Mittel war. Ja selbst abgesehen von reellen Einkünften war derselbe mit Vortheilen anderer Art verbunden, die nicht zu verachten waren und auch den außerhalb des kaiserlichen Hofhaltes angestellten Archiatern zu Gute kamen.[10]) Wenn der von öffentlichen Aemtern ohnehin befreite Archiater auch die Wahl zu einer solchen beschwerlichen Ehrenwürde ablehnte, erhielt er dessenungeachtet das der eigenen Personen, welche Aemter dieser Art wirklich bekleidet haben, gebürende Ehrenzeugniß, womit der Anspruch auf höhere Ehren und Privilegien verbunden war. Der Archiater durfte bloß vor ein kaiserliches Gericht berufen werden; Beleidigungen der eigenen Person, welchen die Archiatri populares nicht selten ausgesetzt gewesen sein mochten, wurden mit einer Buße von 100,000 Nummi oder Sesterzien bestraft. War der Beleidiger ein Sklave: so wurde er geprügelt, beging er die strafbare Handlung auf Geheiß seines Herrn, so zahlte dieser 10,000 Nummi und der Sklave wurde als Pfand für die Zahlung zurückbehalten. Wurde ein Archiater zum Senator erwählt, so war er nicht verpflichtet die „glebalis collatio" betitelte Abgabe zu zahlen, welche die Senatoren von ihrem Grundbesitze zu entrichten hatten.

Der Titel war demnach nicht bloß Ehrenzeichen, sondern

er verband zugleich wichtige Vortheile mit einer ehrenvollen Stellung.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Aerzte des alten Roms nicht auch an leeren Titeln ihre Freude gehabt und solche nicht gesucht hätten. Man ließ ihnen auch nicht bloß diese Freude, sondern man ließ ihnen dieselbe nicht selten theuer erkaufen. Ein solcher eifrig begehrter Titel war der „Vir perfectissimus“, „vollkommenster“ oder „vortrefflichster Mann“. Der Titel ist allenfalls eben so viel werth als das aus dem Mittelalter für die Doctoren der Medicin heutzutage noch bewahrte Titelchen: Vir celeberrimus: berühmtester Mann, das an Fadheit der alten Auszeichnung gewiß nicht nachsteht.

Nebst diesen höheren ärztlichen Beamten oder Würdeträgern gab es aber im alten Rom noch eine große Menge im Dienste der Gemeinden oder selbst von Privatunternehmern, für Pfündlerhäuser, für die Wettrennen im Circus, für die Kampfspiele der Gladiatoren angestellte freie und unfreie Aerzte. Es ist auch leicht begreiflich, daß dieselben in Berücksichtigung der häufigen Verletzungen beim Kampfe oder Rennen, so wie wegen verschiedener Zufälle in Folge des Gedränges wohl sehr häufig nöthig waren. Von der Existenz solcher Aerzte, wie auch von Flotten- und Militärärzten geben uns meist nur Inschriften Auskunft.

Feldärzte gab es schon in Griechenland. Die römischen Heere, welche auf ihren Eroberungszügen in die entferntesten und unwirthlichsten Regionen geriethen, — lange in den einmal occupirten Ländern ausharrten, so daß ihre Lager Städten glichen, ja nicht selten zu Städte wurden, die noch heute in ihrem Namen einen solchen Ursprung erkennen lassen, — bedurften deßhalb einer größeren Zahl ärztlicher Begleiter, ja eines dem Bedürfnisse gemäß organisirten ärztlichen Stabes. Zahlreiche uns erhaltene Inschriften

liefern auch den Beweis dafür, daß der Legio ihre Regimentsärzte, medici legionum, den einzelnen Centurien und Cohorten der verschiedenen Truppenarten ihre Bataillons- und Unterärzte zugewiesen waren. Doch bestand eine solche systematische Zutheilung von Feldärzten erst in späterer Zeit. Da findet sich auch bei der Reiterei eine Art von Sanitätscompagnie (διποτατοι:). Jeder Abtheilung von 300 bis 400 Mann wurden 8 bis 10 Unbewaffnete beigegeben, welche in Abständen von 200 Fuß den Kämpfenden folgten [11]). Ihre Pferde waren auf der linken Seite des Sattels mit 2 Steigbügeln versehen; ferner führten sie Wasserflaschen bei sich, um Ohnmächtigen beizustehen. Für jeden Geretteten erhielten sie ein Goldstück. Außerdem sollten sie an Stellen, wo die ersten Zusammenstöße und Kämpfe stattgefunden haben, wie das Kampffeld wechselte, die Waffen der Gebliebenen und Verwundeten aufsammeln, damit die Fechtenden nicht abstiegen, um zu plündern. Dafür erhielten sie einen Antheil der Beute. — Man könnte da wohl meinen, daß dieses lucrative Geschäft oft Anlaß gegeben haben dürfte, die armen Verwundeten recht lange auf Hilfe warten zu lassen.

Wir haben uns nun (vielleicht allzulange) mit den öffentlich oder privat angestellten Aerzten beschäftiget, — es ist Zeit, daß wir auch über die Verhältnisse der übrigen in Stadt- und Landbezirken ihren Beruf in unabhängiger Weise ausübenden Aerzte etwas erfahren. Durch lange Zeit war der äußere Modus der ärztlichen Praxis jenem bei den Griechen völlig gleich, da es doch zumeist Griechen von Geburt waren, welche sie betrieben. Häufig wurden die beiden Hauptzweige der Heilkunst Medicin und Chirurgie von den griechischen Aerzten zugleich ausgeübt; außerdem bereiteten sie auch ihre Arzneimittel selbst. Bei schwer Erkrankten statteten sie ihre Besuche in den Wohnungen der letz-

teren ab; die leichteren kamen zu ihnen in ihre Ordinationsanstalt: *Ιατρεῖον* genannt, welche Räumlichkeit zugleich als Badeanstalt, Apotheke und chirurgische Werkstatt diente und so ziemlich unseren bis vor Kurzem bestandenen, nun zu einfachen Rasir- wohl auch Haarschneidestuben herabgesunkenen chirurgischen Officinen analog gewesen sein mochten. In der Besorgung der, nöthigen Hilfeleistungen wurden die Aerzte von ihren Gehilfen und Schülern unterstützt. Sie selbst hafteten aber für eine Vernachlässigung zum Schadenersatze, z. B. für den hiedurch oder in Folge eines Kunstfehlers gestorbenen Sklaven, dessen Werth dem Besitzer seitens des Arztes zu ersetzen war. Trotzdem war ihre Verantwortlichkeit namentlich bei den Römern im Allgemeinen eine beschränkte, häufig eine bloß formelle, illusorische.

Da es nun auch keine Prüfungen, keine Nothwendigkeit der Beibringung von Beweisen der erlangten ärztlichen Ausbildung gab, weil das ärztliche Gewerbe, wie erwähnt, ganz frei gegeben war: so drängten sich viele Unberufene, besonders aus den unteren Ständen zur Ausübung der Kunst, die im Falle des Gelingens sehr einträglich war. Schuster, Schmiede und Handwerker aller Art gaben, wie Galen berichtet, ihr Handwerk auf und wurden Aerzte, wie denn auch umgekehrt Aerzte, denen es als solchen nicht glückte, mitunter das Leichenträger- oder Gladiatorenhandwerk ergriffen. Unter solchen Pfuschern nahmen die pharmacopolae, nicht etwa den Apothekern der Jetztzeit, sondern den Quacksalbern, Bereitern von Salben und Zaubermitteln, Liebestränken einer spätern Zeit zu vergleichen, einen hohen Rang ein. Galen warnt solche Herrn Collegen — ironisch auf ihren Mangel an Bildung hinweisend — im Gespräche mit gebildeten Patienten, sich ja nicht durch Sprachfehler zu verrathen. Der Zudrang steigerte sich, seit Thessalus, der ursprünglich Lehrling

seines Vaters, eines Webers, gewesen, nichts desto weniger aber als Arzt unter Nero den ungewöhnlichsten Erfolg hatte, erklärte, daß ein halbes Jahr zur Erwerbung der medicinischen Kenntnisse hinreiche, welche man für die Praxis brauche. Der Unterricht scheint in der Art unserer Polikliniken ertheilt worden zu sein. So erzählt der Spötter Martial, der Arzt Symmachus habe ihn in Begleitung von hundert Schülern besucht und durch die Berührung von 100 eiskalten Händen habe er das Fieber, das er noch nicht hatte, erst bekommen. [12])

Nebst den die Heilkunde im Allgemeinen betreibenden wirklichen oder so genannten Aerzten gab es aber auch bei den Römern eine wahre Unzahl von Spezialisten, von welchen die Augenärzte die allerzahlreichsten waren. Selbst die Heere scheinen von einer Anzahl solcher Spezialkünstler gefolgt oder wenigstens mit den von ihnen fabricirten Salben und Augenwässern in großer Menge versehen gewesen zu sein. Wo immer in Deutschland, England und anderswo Ueberbleibsel römischer Lager aufgefunden wurden, entdeckte man auch immer die den Büchschen oder Fläschchen, in welchen das Medicament verwahrt war, beigebundenen Stempel der römischen Augenärzte, und der sehr verdiente Philolog und Alterthumsforscher Grotefend fand es für nicht unlohnend, eine ganze Sammlung der bekannt gewordenen metallenen Firmen von Augenärzten zu veröffentlichen.

Nebst dieser an sich, wenn sie auf wissenschaftlicher Basis betrieben worden wäre, ganz berechtigten Spezialität gab es aber auch Leute, die ein Geschäft daraus machten, Wimpern auszuziehen, Zähne zu reißen oder zu ersetzen, Brandwunden aus der Haut gebrandmarkter Sklaven zu entfernen, Brüche zu curiren, Steinoperationen zu verrichten — im Grunde Spezialisten, wie sich noch jetzt welche annonciren, mit der Verschiedenheit freilich,

daß sie im Allgemeinen nichts weniger als Aerzte waren. Nichtsdestoweniger hießen und nannten sich aber alle solche Leutchen auch Aerzte. Dieser Titel wurde übrigens in Rom auch ganz officiell den Wehmüttern beigelegt, wie dieß zahlreiche erhaltene Grabschriften beweisen. Sie wurden oft einfach „medica“ titulirt und dürften sich auch vielfach mit Frauenkrankheiten überhaupt beschäftigt haben.

Unter solchen Umständen konnte, wie Friedländer richtig bemerkt, zwischen Handwerk und Kunst, wir möchten lieber sagen zwischen dem einfachen Charlatane und dem charlatanisirenden Arzte kaum eine scharfe Grenze gezogen werden. So weit würde es — nebenbei gesagt — endlich auch bei uns durch die völlige Freigebung der Ausübung der ärztlichen Kunst kommen.

Trotzdem ging es aber im Allgemeinen den Aerzten, abgesehen von den Ehren und hohen Stellungen, welche ein Theil von ihnen, wie wir sahen, erlangte — auch materiell in der Regel nicht schlecht. Es waren so wie jetzt nicht immer gerade die Würdigsten, welche Reichthümer erwarben, sondern meist diejenigen, welche ganz ohne Rücksicht auf ihr wirkliches oder vermeintliches Wissen, Land und Leute wol kennend, sich die Schwachheiten der letzteren zu Nutze machend, mit ihnen entsprechend umzugehen verstanden, so wie sich auch Manches gefallen ließen, was ein achtbarer Arzt sich nicht gefallen lassen kann oder mag. Das verstanden nun die Griechen, wie der Eingangs erwähnte Asklepiades, ganz besonders gut. Das ärztliche Honorar für einen ärztlichen Besuch betrug in gewöhnlichen Fällen etwas mehr als 1 Nummus = 1¼ Frank. Dagegen erreichten die Honarare und Bestallungen welche berühmten Aerzten bezahlt wurden, eine oft enorme Höhe. Toute comme chez nous! nur daß in unsern Tagen ein Abstand zwischen dem mehr oder weniger be-

rühmten Arzte nach innerer Werthschätzung oft gar nicht besteht, gewiß jedoch immer ein unvergleichlich geringerer ist als zwischen dem fürchterlichen ärztlichen Proletarier und dem achtungswerthen gebildeten Arzte in Rom. Wie Plinius erzählt, erhielt der Wasserarzt Charmis 200,000 Sesterzien (13,000 Thaler) für die Behandlung eines Kranken. Die kaiserlichen Leibärzte hatten gewöhnlich einen Gehalt von 20,000 Thalern gegen 300,000 Sesterzien. Unter Claudius (54 n. Chr. G.) rechnete Stertinius, aufgefordert kaiserlicher Leibarzt zu werden, es sich zum Verdienste an, daß er bloß das Doppelte verlangte, weil ihm seine Praxis erwiesenermaßen mehr als 600,000 Sesterzien, also mehr als 40,000 Thaler, einbrachte. Der Bruder dieses Stertinius erhielt von Claudius ein gleiches Gehalt, und obwol beide ihr Vermögen durch große Bauten zur Verschönerung von Neapel stark in Anspruch nahmen, hinterließ doch jeder 30 Millionen Sesterzien (beiläufig 2 Millionen Thaler oder 3 Millionen Gulden).

Trotz allem diesen, was wir Erstaunliches über die von Einzelnen unter den Aerzten bei den Römern erworbenen Reichthümer und Ehren erfahren: finden wir aber doch, daß es der Beruf selbst, der ärztliche Stand in Rom nicht einmal zu jener allgemeinen Achtung gebracht hat, welcher sich derselbe in der Blüthezeit Griechenlands bei den Griechen erfreute.

Es konnte unter solchen Verhältnissen, wie ich sie zu schildern versuchte, auch nicht anders kommen. Der Vorzug und die Beachtung, welche sich der Einzelne erwarb, galten eben nur immer der Person, und seine Standesgenossen bildeten vielmehr die dunkle Folie, von welcher sein Glanz um so greller abstach. Eine Rückwirkung auf die Hebung der Achtung des Berufes

und der Berufsgenossen in den Augen der Menge konnten sie nicht haben.

Von einem Corporationsgeiste, von einer Verbindung der gleichberechtigten Vertreter einer und derselben Kunst oder Wissenschaft konnte unter diesen Umständen kaum die Rede sein. Dazu fehlte die Schule, welche für alle einen gleichartigen Ausgangspunkt für ihre spätere Wirksamkeit, eine gleichartige Basis ihrer ärztlichen Laufbahn und Bildung geboten hätte. Dazu fehlte den römischen Aerzten wie den Römern überhaupt die Achtung der menschlichen Freiheit als solcher; — die gemeine Gesinnung, welche Zwang und Rechtlosigkeit dem Sklaven, dem Leibeigenen einflößten, sie schlug zurück in den Charakter des römischen Volkes und verdarb ihn selbst bei den Edelsten desselben. Wer Menschenrechte nicht zu achten, wer menschliche Freiheit nicht unverkürzt zu lieben vermag, bei dem ist auch eine solche Liebe zum Menschen nicht denkbar, um ihn zu bewegen Opfer an Zeit, Muße und Gesundheit zum Wohle eines Fremdstehenden nur deshalb zu bringen, weil es eben ein Mensch — ein leidender Mensch ist, der ihrer bedarf! Die Motive der römischen Aerzte mußten wenigstens bei der überwiegenden Mehrzahl derselben andere sein. Gewinnsucht mußte den Angelpunkt, das Ziel ihres Strebens bilden —; und weil sie egoistisch bis zum Aeußersten gewesen sein mochten, waren auch ihre äußeren materiellen Erfolge größer als jene der Aerzte der Gegenwart, trotzdem sie in ihrem inneren Werthe, die Ausgezeichnetsten unter ihnen nicht ausgenommen, weit unter jenem der überwiegendsten Mehrheit der modernen Aerzte aller gebildeten Länder und Völker standen.

Der steigende Despotismus der Kaiserzeit beförderte die Entartung der Sitten wohl noch mehr, und mit der Fäulniß,

welche das öffentliche und das Familienleben Roms vergiftete, sank auch der moralische Halt seiner Aerzte, — der ohnehin nicht sonderlich hoch stand, auf den niedersten Punkt! Agesehen von ihrer oft unglaublichen Unwissenheit, wie sie Galen und Scribonius Largus — also Aerzte selbst — schildern, sagt der erstere von ihnen: „Zwischen Räubern und Aerzten ist kein anderer Unterschied, als daß jene im Gebirge, diese in Rom ihre Missethaten begehen.“ Galen spricht da freilich nur von Rom selbst und äußert wiederholt ein sehnliches Verlangen nach einem kleinen Orte, um ruhig und unangefochten in bescheidenen aber reinlichen Verhältnissen leben zu können; was er indeß trotzdem nicht ausführte. [18])

Mit diesem für seine Collegen nicht sonderlich ehrenvollen Ausspruche des berühmten Galen wollen wir für dieses Mal Abschied nehmen von den Aerzten Roms. So dürftig und unvollständig die Schilderung der ärztlichen Zustände ist, mit welcher ich die Geduld der Leser auf die Probe zu setzen wagte, eine Wahrnehmung dürften sie doch als Lesefrucht mit sich nehmen, nämlich die, daß es ohne innere Weihe, ohne Wissensdrang, ohne freie Gesinnung und Werthschätzung menschlicher Freiheit keine berufstreuen und persönlich achtungswerthen Ärzte, noch weniger aber einen ärztlichen Stand geben könne, der als Gesammtheit seinem Berufe Ehre macht. Sie werden aber vielleicht auch einsehen gelernt haben, daß andererseits dieser Stand sich nur dort in der Mehrzahl seiner Mitglieder achtungswürdig erweisen und erhalten könne, wo derselbe die verdiente ehrende Anerkennung preiswürdigen Strebens und Leistens in der Achtung finden kann, die dem Stande und dem Einzelnen als Angehörigem dieses Standes von Seite des Volkes und der Regierung gezollt wird.

Soll der Arzt und der ärztliche Stand das sein und bleiben, was er sein soll und zum Theil schon ist, der treueste und opferwilligste Gehilfe der Regierung in der Erfüllung ihrer Pflicht für das Gesundheitswohl der Staatsbürger Sorge zu tragen, — dann darf man ihn auch nicht immer mit seiner Bereitwilligkeit zu helfen, mit seinen durch Sachkenntniß gereiften Warnungen und Rathschlägen wie den Bettler vor der Pforte stehen lassen oder abweisen, weil man die Anzeichen der verkündeten drohenden Gefahr nicht zu erkennen vermag, und deshalb jedes Opfer scheut, ihr vorzubeugen, so lange es noch möglich wäre, sie zu dämmen, — und weil man erst dann, wenn der eingetretene Schade zu mächtig geworden ist, um nicht selbst den Kurzsichtigsten ins Auge zu schlagen, die Aerzte zum Helfen zu commandiren pflegt, wenn menschliche Hilfe bereits zu spät kommt. Mit einem Worte, wenn der ärztliche Stand seine wohltäthige Bestimmung im Gemeinwesen recht erfüllen soll, dann muß man ihm auch auf Grund seines Fachwissens im Staate wie in der Gemeinde den gebührenden Antheil an der Bestimmung und Durchführung der als nothwendig erkannten Maßregeln geben, ihn nicht immer bloß als freiwilligen oder gezwungenen Rathgeber betrachten und die Annahme oder Verwerfung so wie die Durchführung des hie und da beliebten Vorschlages ausschließlich in die Hände von Leuten legen, welche von allem Uebrigen mehr verstehen und wissen, als von der Medicin und Gesundheitspflege — nicht im alten Rom! — o nein! bei **uns!**

Anmerkungen.

[1]) L. Apuleius Florida Lib. IV. num. XIX.

[2]) Raynaud A. G. M. de Asclepiade Bithynio medico ac philosopho. Paris 1862. Cicero de orat. I. 14.

[3]) Ch. G. Gumpert. Asklepiadis Bithyni fragmenta. Vimar 1794.

[4]) Hor. ars poetica 323.

[5]) Lampridius cap. 44. Rhetoribus, grammaticis, medicis, mathematicis etc. salaria instituit et auditoria decrevit et discipulos cum annonis pauperum filios modo ingenuos dari iussit. (a. 222 bis 235 p. Chr. n.)

[6]) „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter."

[7]) Cicero Varro I. 16, 4.

[8]) Codex VI. tit. 43 1,3.

[9]) Digest. XXVII tit. 1. De excusationibus.

[10]) Codex III tit. 14.

[11]) Maurici: ars militaris. lib. II. c. 8.

[12]) Martialis V. 9.

In Symmachum:

„Languebam: sed tu comitatus protinus ad me
Venisti centum, Symmache discipulis.
Centum me tetigere manus Aquilone gelatae;
Non habui febrem, Symmache nunc habeo."

Unwohl fühlte ich mich, da kamst Du Symmachus eilig,
Hundert Schüler mit Dir, von dem Nordwind erstarrt
Tasten an mir herum die hundert eisigen Hände,
Fieber hatt' ich noch keins, Symmachus jetzt ist es da!

[13]) Methodus medendi lib. I.

(807)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.



(21)

Klytia.

Von

Dr. Wilhelm Mannhardt.

Berlin, 1875.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Wäre es unter uns Sitte, kulturhistorische Festtage zu feiern so hätte von Rechtswegen auch der Tag Beachtung finden müssen,[1]) an welchem der Cichorienkaffee das hundertjährige Jubiläum seiner Fabrikation in deutschen Landen beging, der Cichorienkaffee, welcher als Bahnbrecher und Begleiter der levantischen Kaffeebohne eine so große Umwandlung der häuslichen Lebensgewohnheiten unseres Volkes bis in die niedrigste Hütte hinein erzeugt hat.[2]) Doch um diese Ehre würde ihn schon ein weit verbreitetes Vorurtheil in den Cirkeln der sogenannten feinen Welt betrogen haben. Gleichwohl giebt es mehr als einen Standpunkt, von dem aus die vielgescholtene Cichorie achtungswerth erscheint und ich möchte es unternehmen meine Zuhörer auf eine Aussicht zu führen, welche uns das vaterländische Hausgetränk, das dem gemeinen Bewußtsein als der Inbegriff und das Symbol der Nüchternheit gilt, umstrahlt von dem Zauber zartester dichterischer Gedanken und gleichsam verwandelt in das Herzblut der holdseligsten aller Prinzessinnen zeigen wird. An die Cichorienpflanze knüpft sich eine Mythe, welche von Deutschland bis Indien von Volk zu Volk reichend auf das sinnigste ein feines Verständniß der Natur mit den köstlichsten Schätzen des Gemüthes verbindet.

Man muß nur einmal ein Cichorienfeld in seiner Blüthe beobachtet haben, um nachzuempfinden, wie die empfängliche

Seele des einfachen und unschuldigen Naturmenschen beim Anblicke dieses Gewächses ahnungsvoll erregt wird. Ich stand im Juni hinter dem Baumgarten der Pächterin, deren selbstgefertigtes Gebäck und trefflicher Kaffee mir so eben trefflich gemundet, auf dem Rücken der Hügelkette, von wo aus mit einem Blicke die weite Meeresbucht und der geschlängelte Lauf des Stromes, der sich in sie ergießt, die alte thurmreiche Stadt und dahinter eine lachende Ebene mit Dörfern und Flecken sichtbar wird. Die wolkenfreie Luft spiegelte sich in See und Strom, uns zur Seite aber blickte ein Acker voll großer Blumen, wie blaue Sterne anzusehen, die ihr Antlitz allesammt, wie ein einstimmiger Chor, der scheidenden Sonne zukehrten, als wollten sie sagen: Verweile doch noch und steige zu uns hernieder, die wir die Farbe deines Himmels tragen. Unfern am Raine blühte, der Gartencichorie (cichorium sativum) in allem ähnlich, größtentheils ebenfalls blau, in wenigen Exemplaren auch weiß, ihre noch unveredelte wild aufgewachsene Schwester (cichorium intybus). Aber besonders an dieser hatten die langen fast blattlosen Stengel, die aus der Wurzel hervorsprießenden, struppigen zerschlitzten Blätter, die an der einzelstehenden Pflanze mehr in die Augen fielen, andererseits auch wieder etwas Gespenstisches an sich, und der Eindruck, den sie in meiner Seele hervorriefen, war der der Unruhe und Zerrissenheit, fast möchte ich sagen, eines herben Herzeleides.

„Dieses von meiner eigenen Hand gepflegte Stück", bemerkte die Pächterin, „ist mir ein lieber und werthvoller Besitz; ich selbst verfertige daraus jenes Getränk, das Sie vorhin nicht so würzlos fanden, und die wilde Sippschaft der Feldcichorien, oder wie wir lieber sagen, der Wegwarten da drüben, erinnert mich immer, wie vieles Nützliche und Brauchbare am Wege liegt und

nur darauf harrt, daß der Mensch es aufnehme und in seinem Dienste adele und erziehe."

Es wäre ein merkwürdiges Zeugniß für eine sozusagen prophetische Begabung des sprachbildenden Geistes, wenn die unwillkürliche Wortdeutung der guten Pächterin Grund hätte, Da aber schon vor mindestens 5 Jahrhunderten der Name Wegewarte für die Pflanze in Brauch war, wer hätte damals voraussehen wollen, daß einst ein von Werlhof für Frau v. Randow verschriebenes Recept zu einer nützlichen Verwerthung der Wurzel im großartigsten Maßstabe den Anstoß geben sollte? Wir schlagen also andere Pfade ein, um den Sinn jenes auffälligen Wortes zu ergründen, und suchen zunächst Belehrung in einem Wortschatz der Muttersprache. Da Grimm noch nicht bis zum Buchstaben W hinauskam, fragen wir den alten Heinsius (1822), doch der gewährt nur die Auskunft, daß die Feldcichorie in den verschiedenen Landschaften des Vaterlandes unter verschiedenen Benennungen bekannt sei: „Wegewarte, Wegeleuchte, Wegeweis, Sonnenwende, Sonnenwirbel, Sonnenwedel, Sonnenkraut, Hindlauft, Hindläufte, verfluchte Jungfer". — Die wuchernde Ueberfülle einheimischer Pflanzennamen, welche die genauere Kenntniß der deutschen Flora vor Linné so außerordentlich erschwerte, ist nicht überall auf die gleichen Ursachen zurückzuführen, in diesem Falle jedoch wage ich dreist die Behauptung, daß sie nur verschiedene Seiten eines und desselben Gedankens darstellen, den der Anblick des Gewächses hervorrief. Zur guten Stunde fällt mir ein, daß unser Volk sich seit alter Zeit eine halbvergessene geheimnißvolle Geschichte in die Ohren raunt, welche einmal mit der Wegewarte sich zugetragen haben soll. Alle Wegewarten — so heißt es — seien verwunschene Menschen, die vielen blauen waren böse, die seltneren weißen aber gute Leute. Andere aber wissen die Geschichte besser. Ein altes Volkslied, das sich

unter den Bewohnern des sogenannten Kuhländchens unweit Oderau in Oesterreichisch-Schlesien erhielt, erzählt, wie ein Mädchen sieben Jahre um den Geliebten weinte, der in der Schlacht gefallen war, und als man sie dann bereden wollte, einem Andern hold zu sein, erwiderte sie:

Eh wenn ich laß das Weinen stehn,
Will ich lieber auf die Wegscheid' gehn,
Will dort 'ne Feldblum' werden.[3])

In der bairischen Oberpfalz können wir in den Spinnstuben noch ausführlicheren Bericht erlauschen. Es gab einmal eine Prinzessin, holdseliger als alle andern Jungfrauen und glücklich in der Liebe ihres Bräutigams, dem keiner an Schönheit gleichkam. Aber der Ungetreue verließ sie und sie saß da, vergoß Thränen und härmte sich Tag und Nacht. Ihre Mägde suchten sie zu trösten und weinten mit ihr, da der Zuspruch nichts half. Denn sie liebten ihre Herrin über alle Maßen. Als nun das edle Königskind vor Gram schon dem Tode ganz nahe kam, sprach es: „Ich wünschte wohl zu sterben und doch möchte ich nicht sterben, damit ich meinen Herzallerliebsten allüberall sehen könne." „Auch wir" — sagten die Dienerinnen — „möchten sterben und doch nicht sterben, damit er uns auf allen Wegen sehe." Der liebe Gott im Himmel hörte ihre Seufzer und sprach: „Wohlan, euer Wunsch soll euch erfüllt sein. Ich will euch in Blumen verwandeln. Du, Prinzessin, sollst mit Deinem weißen Kleide jedesmal dort stehen, wo Dein Geliebter vorübergeht, und ihr, o Mädchen, sollt in eurem blauen Gewande an allen Wegen stehen, daß er euch überall sehe." Daher nennt man diese Blumen Wegewarten.[4]) Wie mannigfache Gestalten auch diese Sage im Gedächtnisse des Volkes annimmt, darin stimmen doch alle Ueberlieferungen überein, daß eine Frau, Gattin oder Jungfrau, in hingebender Treue nach dem fernen Gemahl

oder Bräutigam ausschaute, selbst dann, wenn die Treue auf falscher Fährte geht, wie wahrscheinlich in der einfachen Märe, welche im Jahre 1411 der Dichter Hans Vintler aus dem Munde tirolischer Landleute schöpfte:

Viele bezeugen, die Wegewart
Sei gewesen ein' Fraue zart
Und warte ihr's Buhlen noch mit Schmerzen.[5])

Wie aber das verzauberte Königskind und ihr Geliebter, dem keiner an Schönheit glich, geheißen waren, darüber ist jede Sage verklungen.

Doch die treue Hüterin so vieler Werthstücke des nationalen Gedankenschatzes von seinen ersten Anfängen an, die Sprache, verräth dem redlichen Sucher noch manches tiefe Geheimniß, zu dem schon viele Geschlechter der Menschen den Schlüssel verloren hatten. Warum die Cichorie Wegewarte, im Schweizerdeutsch Wegluege (die auf den Weg hinausschauende), warum sie verwünschte Jungfer heißt, wissen wir nun; war sie aber nicht auch Sonnenkraut benannt? Sprechender noch sind die Ausdrücke Sonnenwende, Sonnenwirbel (vom alten Zeitwort wirbeln, sich im Kreise herumdrehen), Sonnenwedel (von wedeln, in unruhiger Bewegung sein). Sie stellen uns mit malerischen Zügen das Bild der schmachtenden Schönen vor Augen, wie sie unablässig ihr Antlitz der Sonne zukehrt, so bald diese morgens am hohen Himmel emporsteigt und das Köpfchen sich ausreckt, herumdreht und wendet, immer dem Laufe des strahlenden Gestirnes von Osten nach Westen folgend. Dem Landmann ist wohlbekannt und der wissenschaftliche Naturbeobachter bestätigt es, daß unsere Pflanze wirklich ihren Blüthenkelch mit Sonnenaufgang öffnet und Abends fest in sich zusammenschließt, während der Tagesstunden aber mit stets veränderter Richtung jedesmal nach der Seite sich hinneigt, wo das goldene Himmelsauge sichtbar ist.

Weiß doch schon der älteste deutsche Botaniker, jener biedere Priester zu Regensburg Conrad v. Megenberg (1309—81) von der Blume cicorea, Sonnenwirbel zu melden „diu praitt sich ûf gegen der sunnen ûfgang", und aus seinen lateinischen Vorgängern, die wahrscheinlich französische Vulgärbenennungen in die lateinische Gelehrtensprache umsetzten, hatte er gelernt, daß sie nicht allein Solsequium, Sonnenfolge, sondern auch Sponsa Solis, d. h. Épouse du Soleil, Braut des Sonnengottes genannt wurde.[6]) Da hätten wir also den flüchtigen, ungetreuen Bräutigam eingefangen. Dein Incognito, goldlockiger Sonnenjüngling ist enthüllt und Alles sinnvoll und klar, warum die verzauberte Geliebte noch immer an der Feldscheide nach Dir die Aeuglein sich ausguckt, warum die holde Fürstenmaid in ihrem weißen Gewande dort steht, wo Du täglich vorüberwandelst, und ihre blaugekleideten Dienerinnen von Dir auf allen Wegen gesehen werden.

Der lieblichste Duft deutschen Gemüthslebens strömt uns anheimelnd aus diesen Sagen, wahrhaft anmuthigen Blüthen des unbewust dichtenden Volksgeistes entgegen und wohl darf man schließen, daß die Generation edeldenkend und feinfühlend war, unter welcher sie zuerst im Schwange gingen. Dieselbe deckt wohl lange der bemooste Hügel, da seit Jahrhunderten bereits den Weitererzählenden der wahre Zusammenhang der Ueberlieferung aus dem Gedächtnisse entschwunden war. Und in der That, es fehlt nicht an Merkzeichen, daß wir in jenen Sagen nur die Trümmer einer Mythe vor uns haben, welche schon damals die Seelen unserer Vorväter bewegte, als sie noch in keine engere Beziehung zu der römischen und christlichen Cultur getreten waren, und von ihnen in vollständigeren Liedern mag besungen sein. Zwar in solchen Dingen läßt sich selten etwas ganz Gewisses sagen, aber einigermaßen wird es doch das Ver-

ständniß der Sache fördern, wenn ich darauf hinweise, daß in Folge jenes Mythus unsere Blume zu einem Vorbild steter und hingebendster Liebe geworden ist. Ein älteres deutsches Buch „die Bedeutung der Blumen" lehrt: „Wer Wegeweiswurzeln bei sich trägt, der wünscht, daß er auf alle Tugenden hingewiesen werde, die seiner Liebsten gefällig sind. Wem es aber von seiner Liebsten geboten wird, der soll bedenken, daß er immer auf dem rechten Wege sei und sich durch nichts ablenken lasse, sein Herz und Gemüth mit ganzem Wollen nach seiner Liebsten kehre, wie auch die Wegweise sich allzeit kehret gegen die Sonne." [7]) Ist es erstaunlich, daß einem solchen Kraute die wunderbarsten Eigenschaften zugeschrieben wurden? Die Wurzel der Wegewarte, zumal der seltneren weißblühenden, soll die Kraft haben, wenn man ein Stückchen davon in der Tasche trägt, alle Bande und Fesseln zu sprengen, Dornen und Pfeilspitzen aus der Haut zu ziehen, ja selbst stichfest und unsichtbar zu machen, vor allem aber die Liebe aller derjenigen Personen zu erwecken, welche man damit berührt. Sie muß jedoch um die Zeit der Sommersonnenwende, zu Jacobi (25. Juli) oder am St. Peter- und Paulstage (29. Juli), wann die Sonne am heißesten erglüht, Mittags zwischen 11—12 oder um 2 Uhr mit einem Goldstück oder einem Hirschgeweih heimlich und stillschweigend und ohne daß die bloße Hand ihr zu nahe käme, ausgegraben werden. In Franken faßt man die Pflanze in ehrerbietiger Scheu mit einem weißen Tuche an, indeß man sie mit einem Geldstücke aus der Erde löst. Von den Schweizern erzählt Philo im Jahre 1675 in seiner Magiologia, daß sie am Tage Johannis des Täufers (25. Juni) morgens vor Sonnenaufgang knieend die Wurzel mit Golde berühren und in der Kraft des Schwertes des Judas Makabäus herfürgraben, solche wider alles Unglück bei sich zu tragen. Glück in allem Thun und Lassen hat, nach Aussage

der Schwaben, wer die weiße Cichorienblume findet, doch soll er sie sogleich an einen Stab festbinden, sonst „geht sie durch“ und ist am andern Morgen verschwunden [8]). Sind das nicht herrliche Gleichnisse für die Zaubermacht der Liebe, wie für ihre zarte Natur, die keine rauhe und fremde Berührung duldet, für ihr Glück, das gebannt und festgehalten sein will, damit es nicht über Nacht entfliege? Zur vollsten Entfaltung und Wirksamkeit dieser magischen Kräfte gehört es, daß Neigung Gegenliebe finde, daß die angebetete Sonne herniedersteige zum sehnenden Herzen, und nur der wahrhaft Liebende und Geliebte mag es wagen, die Seele des Mädchens zu lösen aus den mütterlichem Boden, in dem sie bis dahin festgewurzelt haftete. Doch waren diese Beziehungen augenscheinlich nicht die ältesten, noch die ursprünglichsten; vielmehr sind sie vermittelt durch den Glauben, daß die Kraft der das Gefängniß der Nacht und die Fesseln des Winters sprengenden Sonne in die Pflanze, die sich ihr zuwende, übergegangen sei. Die Wärme, welche die liebe Sonne ausstrahlt, verglich man und stellte man gleich der Empfindung, welche der Liebe süßer Wahnsinn hervorruft, jener Gluth die, dem Morgenroth bei Sonnenaufgang gleich, als holde Schamröthe beim Begegnen des Geliebten auf den Wangen der Jungfrau spielt, und welche oft Noth und Tod besiegend die Schranken der mächtigsten Hindernisse durchbricht. [9]) Den Spuren dieser Entwickelungsgeschichte der Vorstellung begegnen wir in der runden Scheibe des Goldstücks und in dem Hirschgeweih, mit denen allein die Pflanze berührt werden darf; beide waren poetische oder richtiger mythologische Ausdrücke, jenes für die goldne Scheibe, [10]) dieses für die Strahlen der Sonne. Eine auf Island bald nach der Bekehrung zum Christenthum im Jahre 1000 verfaßte Vision, das Sonnenlied, kennt noch die heidnische Vorstellung von dem Sonnenhirsche (Sólarhiörtr), dessen Füße (die

Strahlen) auf dem Felde stehen, indeß er seine Hörner in den Himmel erhebt;[11]) und nach der Edda führt Freyr, der lichte Gott der milden Frühlingsluft, der über Regen und Sonnenschein waltet[12]) nnd dem die holde Göttin der Liebe Freyja als Schwester verbunden ist, ein Hirschgeweih als Waffe, mit der er den brüllenden Riesen der Winterstürme Beli bekämpft.[13]) Sollte es bei dieser Sachlage[14]) eine vorschnelle Behauptung sein, daß jene Vorschrift über das Ausgraben der Wurzel, welche heutzutage freilich zu gedankenlosem Aberglauben erstarrt ist, in einer Periode entstanden sein müsse, als die ererbte uralte Religion und Mythologie noch so lebendig war, daß man in dem Horn des Hirsches ein irdisches Abbild des Sonnenhirsches in Händen zu haben glaubte, dem darum alle jene wundersamen Kräfte einwohnten, welche dem leuchtenden Gestirne selbst zukommen? Mindestens stimmt diese Annahme mit den gesichertsten Erfahrungen der Mythenforschung überein und ließe sich durch Hunderte von gleichartigen Fällen unterstützen. Und jetzt mit einem Mal wird uns auch der Name Hindlauft, Lauf, Wettlauf mit der Hindin, d. i. der Soune, verständlich. Man vergleiche nur die Wörter Zeitlauft, weitläuftig, Brautlauft (Wettlauf um die Braut oder mit der Braut, Hochzeit). Gemeint ist die Eigenschaft der Pflanze, mit ihren Bewegungen den Lauf des Tagesgestirns zu begleiten.

In dieser Verbildlichung als Hindin an Stelle des Hirschbocks offenbart sich die uralte Neigung unserer Sprache, der Sonne vorwiegend weibliches Geschlecht zuzuschreiben, und man könnte daher einen scheinbaren Vorwand gegen die Heimatberechtigung der Wegewartsage entnehmen wollen. Allein in Wahrheit nur einen scheinbaren, denn in unsern älteren Dialecten, dem Gothischen sowol als Althochdeutschen, läuft neben der Auffassung der Sonne als weibliches Wesen auch eine männliche her;

selbst im Mittelhochdeutschen hörte man noch bisweilen das Masculinum der sunne, des sunnen. Erst die Neuzeit hat diesen langen Kampf um das Dasein endgiltig zu Gunsten des schöneren Geschlechtes entschieden, und da die mythische Personification der Naturerscheinungen und das grammatische Geschlecht ihrer sprachlichen Bezeichnungen in Wechselwirkung stehen, so hat sich die Volksphantasie durchaus entwöhnt, die Frau Sonne als Mann zu denken. Dies war die Ursache, weshalb der Bräutigam unserer Sage in Vergessenheit gerieth. In eine wie frühe Jugendperiode des germanischen Stammes aber mag derselbe zurückweisen, da der Herr Sonne auch in jene ältesten Mundarten nur noch als ein Ueberbleibsel einer noch ferner abliegenden Kulturepoche hereinragt? Wer erfreute sich nun nicht des Zeugnisses, daß die Mythe von der Wegwarte ein durchaus nationales Gewächs aus den Zeiten der noch ungebrochenen Volkskraft ist, nicht ein Lehngut in späteren Jahrhunderten aus der Literatur der Nachbarn herbeigeholt!

Und dennoch — diese Allgegenwart ist eine der räthselhaften Eigenschaften des Mythus — begegnet uns die nämliche Erzählung bei mehr als einem Volke wieder, das ebenfalls gegründete Ansprüche darauf erheben darf, sie unter seine ältesten geistigen Erbschätze zu rechnen. Voller tönt hier noch die Ueberlieferung und was die deutsche Sage nur errathen ließ, wird zur klaren und deutlichen Anschauung.

Wir hängen uns ein Wunschmäntelchen um, das uns mit Gedankenschnelle an die Ufer der Donau versetzt. Leise und ungesehen treten wir ein in die Hütte eines wallachischen Landmannes weit hinten in Siebenbirgen. Da sitzt die fleißige Wirthin und steppt einen weißen Linnenschleier mit blauem und rothem Garne, und die blühenden Töchter verspinnen um's liebe Leben selbstgeschorene Wolle zur künftigen Aussteuer. Ge-

sang verkürzt die schleichenden Stunden. „Nun soll die Maica auch etwas singen," ruft die Jüngste: „bitte, bitte, das Lied, das Du so oft von Deiner Großmutter hörtest, als Du noch Kind warst, wie die Sonne (soare, Masc.) um die schöne Blumenkönigin freite." Und das Mütterchen hebt eine alte Weise an:

Einst lustwandelnd her und hin
Ging die Blumenkönigin
An dem Blumenraine.
Schüttelte die holde Frau
Von den Blüthen ab den Thau,
Wusch darin ihr Antlitz.

Niemand ward sie dort gewahr,
Nur der heilige Soar;
Liebesgluth erfaßt ihn,
Und er schickt zur Erdenfern'
Abendstern und Morgenstern,
Um für ihn zu werben.

Vor die Blumenkönigin
Traten mit dem Gruß sie hin:
„Segen Dir zur Arbeit!"
Lange schweigt sie, dankt nicht gleich.
Endlich sagt sie: „Setzet Euch
„Her zu uns, ihr Boten."

Doch sie sprachen: „Nimmermehr
„Setzen säumig wir uns her,
„Kamen nicht um's Sitzen.
„Als Brautwerber sind wir hier,
„Dich verloben wollen wir
„Dem heiligen Soare."

Drauf die Blumenkön'gin spricht:
„Nein, fürwahr, ich nehm' ihn nicht!
„Er ist ja ein Wand'rer,
„Welcher ohne eignen Heerd
„Tags stets über Dörfer fährt,
„Nachts stets über Wasser." —

Also mit betrübtem Blick
Kehren zu Soar zurück
Seine beiden Boten;
Und ihm, der sogleich sie fragt,
Was die Königin gesagt,
Bringen sie die Antwort:

„Sie verschmäht Dich, sagte: Nicht
„Mag ich ihn, da ihm gebricht
„Eine Heimathstätte,
„Denn er wandert fort und fort
„An dem Tag von Ort zu Ort,
„In der Nacht zum Meere."

Also jene. Zornig war
Da der heilige Soar,
Redet diese Worte:
„Laß sie schalten; bald in Schmerz
„Wird vergehn ihr stolzes Herz,
„Weil sie mich verschmähte.

„Denn noch, eh' sie es gedacht,
„Hab' den Zauber ich vollbracht,
„Der sie umgestaltet,
„Eine blaue Wegewart
„Werde sie, die sehnend harrt
„Immerdar der Sonne.

„Steig' ich morgens strahlend auf,
„Zu beginnen meinen Lauf,
„Blüh' sie auf in Wonne;
„Tauch' ich Abends in die Fluth,
„Um zu ruhn in stiller Hut,
„Welke sie und traure!" [15])

Dieses in edler Einfachheit schöne Volkslied ist mit ganz unbedeutenden Abweichungen in verschiedenen Theilen Rumäniens verbreitet und wird in den Spinnstuben des Gebirges auch wohl von den Bänkelsängern (poveschtitor), die aus Märchenerzählen ein Gewerbe machen, vorgetragen. Hört man mitunter statt der Cichorea die Sonnenblume nennen, so meint doch das Volk damit ebenfalls nur die blaue Wegewarte, die ja auch in Deutschland Sonnenkraut heißt, oder es versteht darunter nur fälschlich, vermöge einer leicht erklärbaren Uebertragung, die hochstämmige Sonnenrose unserer Gärten (Helianthus), die zwar in hervorstechendem Grade ebenfalls die Eigenheit besitzt, ihre große Blüthenkrone nach dem jedesmaligen Stande der Sonne zu drehen, aber erst seit zwei Jahrhunderten aus ihrem amerikanischen Vaterlande Peru und Mexiko nach Europa eingeführt ist. Denn nicht zweifelhaft bleibt es, daß der Soaresang als kein so modernes Erzeugniß, vielmehr als ein Nachhall der Volksdichtung altitalischer Bauern zu betrachten sei, ja, daß er seinem Urstoffe nach in jene Tage zurückreiche, als Kaiser Augustus durch massenhafte Ansiedlung römischer Kolonisten in dem 29 v. Chr. eroberten Mösien, die Grundlage der heutigen rumänischen Nationalität schuf.[16]) Während damals der Zersetzungsproceß des antiken Heidenthums in den städtischen Bevölkerungen beinahe schon bis zum letzten Stadium der Auflösung vorgeschritten war, nahm der überall conservativere Ackersmann noch den frommen und ungebrochenen Glauben an die ländlichen Gottheiten in die neuen Sitze mit sich und die wallachischen und moldauischen Nachkommen, ließen sich dieselben selbst durch das Christenthum nicht völlig entreißen. Noch heute sind sie auf das innigste überzeugt, daß

einige Tage nach der Geburt, die unsichtbaren Schiedsrichterinnen Ursitorile (die Parzen) an der Wiege zusammenkommen und das Schicksal des Kindes entscheiden. Noch zeigen sie in Feld und Wald die Stätten, wo die in den Wolken mit einem großen Gefolge von Feen und Zauberinnen jagende Dina (Diana) über Nacht zu tanzen pflege. Ebenso unverbrüchlich schwören sie auf das Dasein der Blumenkönigin, Domna Florilor, wissen für gewiß, daß dieser gute Genius über die Menschen Macht habe und daß man ihn sich durch Zaubersprüche (Diskantitsche) geneigt machen könne.[17]) Siehe, da ist sie, die liebliche Göttin, die Jungfrau oder Mutter Flora, welcher schon die Sabiner den Maimonat zueigneten, sie, die der Römer in allem wirksam dachte, was da blüht in Feld und Wald, Weinberg und Olivenpflanzung „in der Blume des Weins, der im Fasse sich regt, im Honig, dem Auszug aller feinsten Stoffe des Blumenkelchs, wie in der Blüthe der Jugend und des fröhlichen Lebensgenusses, „„so lange die Rose blüht.““[18])

Die bis auf den einzigen Umstand, daß der Sonnengott selbst als ein Heiliger angeredet wird, vollkommene Abwesenheit jeder Beimischung christlicher Legende, welche in den epischen Rhapsodien der Rumänen mit der Natursymbolik gemeinhin zu einer reizvollen Mischung zu verschmelzen pflegt,[19]) drückt dem Soareliede das Gepräge höchster Alterthümlichkeit auf, und wenn wir nicht mehr ergründen können, in welcher Epoche es in seine jetzige poetische Form gegossen sei, so dürfen wir mit um so größerer Zuversicht den Anzeichen trauen, daß die zu Grunde liegende Sage bereits am Heerde sabinischer oder latinischer Landleute erklang. Denn auch im alten Italien hieß die wilde Eichorie mit einheimischem Namen erraticum, das herumirrende Gewächs, oder Ambula, Ambubeja, die Umläuferin, und von Markt zu Markt ziehende Zauberer oder Quacksalber priesen dieses Kraut als allüberwäl-

tigend (pankration) und boten den Saft seiner Wurzel mit der Versicherung aus, daß es jeden, der sich damit salbe, beliebt mache und kräftige, jeden Herzenswunsch leichter zu erreichen.[20]) Auf diesem Wege gelangte die Wegewarte um ihrer mythischen Wunderkräfte willen in die Medicin des Mittelalters und schließlich in die Hände jenes Arztes, der den Kaffee erfand.

Auch in Griechenland wußten bereits die Zeitgenossen Alexanders des Großen von unserm Mythus zu sagen und zu singen. Doch nicht unmittelbar das bescheidene und anspruchslose Feldblümchen vermag ich der Lethe zu entreißen, das wohl einmal in den gesegneten Thälern von Tempe und Arkadien zu Hause war, sondern nur die prachtvolle Zierpflanze, welche eine verfeinerte Kunst daraus zu ziehen verstand, mit andern Worten, die hellenische Ausgestaltung der Sage lernen wir aus der späteren Bearbeitung eines römischen Kunstdichters kennen.

Es öffnet sich vor uns der glänzende Salon eines vornehmen Hauses in der kaiserlichen Roma. Nach lucullischem Mahle haben sich die Gäste in ein anderes Zimmer zurückgezogen und besprechen, von Augustus der Beschäftigung mit den ernsteren Angelegenheiten des politischen Lebens entwöhnt, die neuesten Erzeugnisse der modischen Literatur, indeß bekränzte Knaben aufs Neue die Trinkschalen füllen. Vor 8 Tagen erst ist vom Ufer des Schwarzen Meeres das langerwartete Manuscript der Metamorphosen des Ovidius Naso, des vielberedeten Dichters eingetroffen, der die lüsternen Verse seiner „Kunst zu lieben" und die Mitwissenschaft einer mysteriösen Hofgeschichte in der Verbannung büßen muß. Der Gastgeber war so glücklich, eine der ersten Abschriften brühwarm aus der Verlagshandlung zu erhalten und giebt unter allgemeinem Beifall einige Stellen zum Besten. Was nur die Fabelwelt der Griechen an Histörchen von wunderbaren Verwandlungen aufzuweisen hatte, hat der

Poet an einen fortlaufenden Faden gereiht. Aber nicht sowohl das Interesse des Stoffes fesselt die Aufmerksamkeit der aufgeklärten, über jeden Köhlerglauben lächelnden Zuhörer, sondern der Wohllaut der Verse, die oft pikante, der Sinnlichkeit schmeichelnde Darstellung, häufig genug jedoch auch der noch frische Reiz echter und wahrer Poesie. Denn die neue Dichterschule beutete die Schätze Griechenlands aus; zum Theil vor Jahrhunderten schon hatte der Bienenfleiß der Gelehrten zu Alexandria und Pergamus, unter denen in vorderster Reihe Nikander aus Kolophon 150 vor Christo zu nennen ist, aus der älteren Literatur der Hellenen diese Geschichten zusammengelesen, welchen Ovid zuweilen ein prachtvolles Staatsgewand umhing, zuweilen ziemlich unverfälscht den ursprünglichen Character bewahrte. „Hört nun, Ihr Freunde", sagt der Hausherr, „noch eine Probe der göttlichen Dichtung, und wahrlich, die letzte ist nicht die schlechteste." Und nun wickelt er eine Rolle auf und liest, wie Helios, der allsehende Sonnengott, der schönen Klytia hold war und zu ihr täglich zu seliger Umarmung sich herabließ. Aber Aphrodite zürnt ihm, weil er ihre galanten Zusammenkünfte mit Ares belauschte und dem Gelächter des ganzen Olympos preisgab. Darum muß ihn des Eros Geschoß mit neuem Pfeile verwunden. Fern im Morgenlande herrscht Orchamos aus Babylons uraltem Königsgeschlecht und eine Tochter Leukothoë gebar ihm die Gattin Eurynome, des wohlgeruchzeugenden Arabiens schönste Sprossin. So weit aber diese alle anderen Frauen an Schönheit übertraf, so weit überstrahlte Leukothoë, zur Jungfrau erblühend, die Mutter. Helios sah sie, und vergessen waren alle Nymphen und Erdenkinder, für die er jemals empfunden hatte, Klymene und Kirke und selbst die zarte Klytia, die trotz aller Verschmähung nur um so mehr nach seiner Nähe schmachtete. Der alle Lande mit seinen Gluthen erwärmt, entbrannte selbst in

noch ungekanntem Feuer. Nur Leukothoë blickte er an, nur auf dem Mädchen ruhte sein Strahlenauge, das der Welt gehört. Frühzeitiger erschien er morgens am Himmel, später tauchte er Abends in die Fluthen, im Anschauen sich vergessend verlängerte er die kurzen Tage des Winters. Unter hesperischem Himmel liegt die Wiese, wo die Rosse des Sonnenwagens ambrosische Kräuter weiden und ausgeschirrt Abends ihre ermüdeten Glieder für das künftige Tagewerk stärken. Einst, als sie hier schon himmlisches Futter grasten und die Nacht ihren Wechsellauf begann, trat der Gott unter der Mutter Eurynome Gestalt in das Gemach, wo Leukothoë zwischen zweimal zwölf dienenden Mägden die Spindel drehte. Als Mutter küßte er die geliebte Tochter und hieß die Mägde hinausgehen: „Entfernet euch und lasset mich insgeheim ein Wort mit meinem Kinde reden." Sie gehorchten, und als er nun ohne Zeugen der Jungfrau gegenüberstand, sprach er: „Ich bin der Gott, der die Länge des Jahres abmißt, der Alles sieht und Alles sichtbar macht, das Auge der Welt; wisse, ich liebe Dich!" Leukothoë erschrak; die Spindel entglitt den nachlassenden Fingern, aber auch die Furcht stand ihr schön. Länger hielt er sich nicht, im vollen Glanze seiner wahren Gestalt stand er plötzlich vor ihr; und nur zu bald glaubte sie, von dieser himmlischen Schönheit besiegt, seinen heißen Schwüren. Doch das Glück der Nebenbuhlerin erregte Klytias Neid, denn inbrünstig hatte Helios sie geliebt, und von namenloser Eifersucht getrieben, verrieth sie dem Vater die Entehrung der Tochter. Zornig brauste Orchamos auf. Er hört nicht auf die flehende Leukothoë, die umsonst ihre Arme zur Sonne emporstreckt, lebendig begräbt sie der Unmensch und thürmt einen Hügel Sandes über ihr auf. Wohl neigte Helios sich herab und durchdrang mit der Gluth seiner Blicke den Hügel, aber selbst diese vermochten nicht in den schönen Leichnam

die Wärme des Lebens zurückzurufen. Da besprengte er unter lauten Klagen das Grab mit olympischem Nectar: Trotz alledem, sagte er, sollst Du zum Himmel emporsteigen. Und siehe, vom Nectar getränkt, zerfloß der Körper und netzte die Erde mit Wohlgerüchen, das Sprößlein einer Pflanze wurzelte am Boden, trieb und wuchs und durchbrach endlich als Weihrauchstaude mit seinem Wipfel den Hügel. Zu Klytia aber, der früheren Geliebten, mochte immerhin ihre Liebe die Eifersucht und die Eifersucht den Verrath entschuldigen, kehrte der Urheber des Lichtes nimmermehr zurück, sein Herz war für sie auf immer erkaltet. Von Stund an verzehrte sie der Gram über ihre Unbesonnenheit. Sie floh den Reigen der Nymphen; leidversenkt saß sie Tag und Nacht mit aufgelöstem Haar auf kalter bloßer Erde, neun Tage enthielt sie sich der Speise und lebte von hellem Thau und ihren eigenen Thränen. Beständig schaute sie empor in das Antlitz des über sie hinwandelnden Gottes, bis — so geht die Sage — ihre Glieder am Boden festhafteten, ein Theil ihrer Todtenfarbe in ein blasses Kraut, ein Theil aber in Roth überging und eine veilchenähnliche Blume ihr Angesicht bedeckte. Auch im Erdreich wurzelnd wendet sie sich noch immer unaufhörlich nach ihrem Helios hin und auch verwandelt bewahrt sie ihre Liebe.[21])

Fein und geistvoll war der Einfall, die Kinder zweier Welten, die exotische Weihrauchpflanze Arabiens und ein unscheinbares veilchenblaues Feldblümchen Europas als Nebenbuhlerinnen um die Gunst des Sonnengottes einander gegenüber zu stellen. Durch diesen Gegensatz mochte der Dichter bei seinen Zeitgenossen eine ähnliche Wirkung hervorbringen, wie H. Heine durch sein berühmtes Lied vom Fichtenbaum und der Palme. Dennoch mußte es selbst der vollendeten Meisterschaft eines Ovid mißlingen, die Nähte zu verdecken, mit denen in obiger Dichtung zwei zwar

ähnliche und verwandte, aber ursprünglich unabhängige und selbständige Erzählungen aneinandergereiht sind.

Kaum je war ein Grieche bis in das Innere von Saba vorgedrungen, dessen Königin einst die Weisheit Salomos verehrte, noch keiner hatte dort zwischen unzugänglichen Felswänden die Haine besucht, von deren Bäumen — wie die Rede ging — um die Hundstage jenes dem Sonnengotte heilige Harz herabtropfte, das nach Leib und Seele reinigender Vorbereitung mit religiöser Scheu gesammelt, zunächst in den Sonnentempel gebracht wurde und von dort als ein überaus kostbarer Handelsartikel auf den Weltmarkt kam, um als Weihrauch mit lieblichem Wolgeruch von den Altären der Götter aufzusteigen.[22]) Nur dunkle Gerüchte, widersprechende Angaben über die Natur und das Aussehen des Gewächses waren zu den hellenischen Kaufleuten in den asiatischen Küstenstädten gelangt, bevor die letzten Lyderkönige es auch bei Sardes anbauten; aber das Mysterium seines Ursprungs unter der heißen Sonne des Wendekreises beschäftigte um so lebhafter die Einbildungskraft. So entstand das Märchen, das einen Theil der ovidischen Schilderung bildet. Die Weihrauchpflanze — so wird es zu Anfang gelautet haben — war eine Nymphe, welche der Sonnengott liebte. Aber diese Liebe ward ihr verderblich, es welkt und stirbt ja die Pflanzenwelt durch die verzehrenden Gluten des tropischen Hochsommers. Ihr Vater, der Wind, der König der Wüste (Orchamos ist ein Appellativ und bedeutet nichts anders als Anführer, Herrscher) thürmt Haufen Sandes über der Leiche auf, aber des Gottes Blicke dringen hindurch, er gießt den himmlischen Nectar warmer Regengüsse über die Erstorbene aus und aus der Gruft erhebt sie sich düfteverbreitend zu neuem Leben. Wenn somit das uralte, niemals ausgesungene Thema der Dichtung, das jährliche Vergehen und Wiedererstehen der Pflanzenwelt in frischen morgen-

ländischen Localfarben den Inhalt dieser Geschichte ausmachte, so war andererseits in der damit verknüpften Klytiasage ein ganz anderer Ideenkreis verkörpert, der sich vielmehr auf den täglichen Umlauf des Sonnengottes bezog. Dürfte man mit einiger Sicherheit annehmen, daß der Name Leukothoë d. h. die schimmernde Läuferin, vom römischen Dichter, oder wer sonst zuerst die beiden Erzählungen in einander verwebte, nicht dem orientalischen Märchen, sondern der hellenischen Sage entlehnt sei, so ließe sich nach Ausscheidung aller Zuthaten für die letztere nicht ohne Wahrscheinlichkeit diese Grundform herstellen. Klytia, die göttliche Jungfrau, die man so oft im Gespräche des Volkes rühmend erwähnen hört — dies besagt ihr Name und nichts hindert uns dabei, an die Blumengöttin des Frühlings zu denken — Klytia genoß die seligsten Stunden im Bunde mit Helios. Doch der Flatterhafte kehrt sich von ihr ab um Leukothoës willen, der Mondgöttin, die den zwölf Monaten gebietend (die 24 Mägde sind wol eine hyperbolische Verdoppelung) weißschimmernd über den nächtlichen Himmel eilt. Im Dunkel des Abends schleicht er zu ihr, unkenntlich, verwandelt, in der Gestalt einer alten Frau, ihrer Mutter, der Nacht. Leukothoë, die Mondgöttin stirbt, nachdem er sich ihr, wie Zeus der Semele, in seiner wahren Gestalt gezeigt hat, beim Anbruche des Tages. Fern bleibt er dennoch der verlassenen Klytia, die in sehnender Herzensangst unablässig zu dem droben Wandelnden emporschaut und in jene Blume verwandelt wird, welche noch immer mit ihren Bewegungen nach dem Laufe des Tagesgestirns sich richtet. Die Auffassung der nächtlichen oder winterlichen Verdunkelung des Sonnengottes als eine Verkappung oder Vermummung, kehrt in vielen andern mythischen Erzählungen z. B. in jenen Märchen, die der Geschichte von Amor und Psyche bei Apulejus verwandt sind, so wie in vielen anderen wieder, in

denen der Held seine goldenen Haare unter schwarzer Kappe bergend im schmutzigen Gewande eines Küchenjungen oder Gärtnerburschen auf dem Königsschlosse dient.

Einen Einwand gegen die von uns versuchte Wiederherstellung der griechischen Volkserzählung dürfte man auch nicht etwa daraus entnehmen, daß der Hellene Sonne und Mond gemeinhin in geschwisterlichem Verhältniß sich dachte, denn in solchen poetischen Auffassungen pflegt der Volksgeist zu schwanken, wie das deutsche Beispiel des Herrn und der Frau Sonne uns lehrte; und nicht nur in der Mythologie anderer Völker begegnen uns jene Beiden als ein freilich meistens zänkisches Ehepaar — den Letten galten sie für die Eltern der Sterne — sondern selbst der Grieche wußte auch sonst von der Neigung des Helios zur Perseis, d. i. der Mondgöttin Hekate zu berichten. Daß Helios um Leukothoës willen am Himmel verweilt, verräth die übertreibende Phantasie eines echten volksthümlichen Märchenerzählers. Gradeso heißt es in dem schönen siebenbirgischen Märchen von den beiden Goldkindern, daß die Sonne auf ihrem Tagesgange stehen blieb, sich nicht satt sehen konnte und sieben Tage nicht unterging, um die lieblichen Knaben mit den goldenen Haaren zu bewundern. Noch mehr klingt es an, wenn im bulgarischen Liede von der Heirath der Sonne (Masc.) mit der schönen Grozdanka erzählt wird, daß Prinz Sonne, als er die Schöne sah, von Zauber gefesselt drei Tage und drei Nächte bebte und in liebender Sehnsucht vom Himmel zu verschwinden versäumte.

Welches Kraut Ovid im Sinn hatte, wird sich schwer ausmachen lassen. Die Ausleger denken an diejenige Pflanze mit bläulicher Blüthe, die der Grieche Heliotrop, Sonnenwende, der Lateiner Solago, Sonnenwirbel nannte, weil man — wie Plinius sagte — an ihr das Wunder bestaunte, daß sie selbst bei nebligem Tage zur Sonne aufschaut, mit ihr stündlich im Kreis-

laufe herumgeht: und so große Liebe zu dem Gestirne bezeigt, daß sie Nächtens gleichsam aus Sehnsucht sich zusammenzieht[23]); allein die Blüthen der beiden Pflanzen, in welchen neuere Reisende, wie Sibthorp und Fraas, diese Sonnenwende der Alten wiedererkannten, nämlich ein unserm peruanischen moschusduftenden Gartenheliotrop verwandtes Gewächs und das einer ganz andern Classe angehörige Croton Tinctorium, franz. Tournesol, entsprechen Ovids Beschreibung nicht, ebensowenig das Kraut Sonnenschau, Helioscop, eine Art Wolfsmilch, noch die Lupine, die dem Landmann selbst bei bewölktem Himmel die Tagesstunde verkünden soll. Am zutreffendsten wäre das sogenannte Alpenveilchen, eine rothe veilchenförmige Blume, wenn es feststünde, daß auch diese Pflanze jene — wie die Alten sagen — göttliche Eigenschaft besitze. Möglicherweise hatte ursprünglich auch die antike Mythe die Cichorie im Sinne und erst Ovid deutete die in seiner Vorlage genannte blaue Blume in ein veilchenartiges Gewächs um, oder es haftete dieselbe Sage an mehreren Pflanzen, der Italiener nennt noch heute eine Caltha Sposa del Sole.

Die Analyse der römischen Dichtung hat uns vorbereitet, auch die Hauptzüge des slavischen Mythus zu entziffern, der (wie das orientalische Märchen von der Weihrauchsstaude) um das Jahresgeschick der Pflanze sich bewegt, jedoch abweichend von den im bisherigen Laufe unserer Betrachtung beobachteten Beispielen, an eine bestimmte Lokalität angeknüpft ist.[24]) Zwei mährische Berge umspinnt die Epheuranke jenes Mythus; das Waldrevier des 4300 Fuß hohen Altvaters an der Grenze nach Schlesien und die Kuppe des zehn Meilen östlicher gelegenen Kotaucz, im Kreise Prerau mit einer tiefen geheimnißreichen Höhle, die der Volksglaube für den Sitz schädlicher Dämonen hielt, und einer Halde, welche noch im 17. Jahrhundert

nach uraltem Väterbrauch als Stätte einer tanzreichen Frühlingsfeier am Himmelfahrtstage diente[25]). So aber lautet die Erzählung: Drüben im Altvaterwalde wohnte der Zauberer Batir (d. i. Altvater, Ahnherr, vgl. czch. bata, Vater, slavon. Batja, Ahnherr, lith. battis, battužis, Väterchen) mit seiner holden Tochter Czekanka (d. i. die Harrende von czch. czekam, ich warte). Der Mann, welchem sie ihr Herz zu ewigem Eigenthum übergeben hatte, Wrawanec (d. i. Lärmmacher von czch. wrawiti, lärmen, tosen) wurde von einem Nebenbuhler ermordet; da erfaßte sie ein namenloser Schmerz und sie tödtete sich über dem Grabhügel des Geliebten. Sterbend ist sie in die blaue Wegewarte (czekanka) verwandelt worden. Wuthentbrannt schüttete Kotaucz (d. h. czch. kotaucz Kreis, Scheibe, Rad), so hieß der Mörder, einen Ameisenhaufen über der Blume aus,[26]) die kleinen Thiere aber verfolgten ihn, bis er sich in eine Schlucht des nach ihm benannten Berges stürzte. Es bedarf nur eines geringen Nachdenkens, um einzusehen, daß in der uns überlieferten Form dieser Erzählung von den Berichterstattern die ursprüngliche Reihenfolge der Namen vertauscht ist. Altvater, dies war der ältere und richtige Zusammenhang, hatte eine Tochter, die von Kotaucz geliebt wird, und ihn wieder liebt. Die Liebende ist die wolbekannte Eichorienpflanze, ihr Buhle aber, dieser Herr Kreis oder Scheibe (offenbar eine Personification der Sonnenscheibe oder des Sonnenrades als männlicher Heros), wird von seinem Nebenbuhler Wrawanec, dem Brüller[27]) d. h. dem lärmenden stürmereichen Herbste den Berg hinuntergestürzt. Ueber seinem Grabe stirbt ihm nach die in Treue ihm anhangende Jungfrau. In der That sinkt ja das Licht der Sonne von Mittsommer an von seiner höchsten Höhe gleichsam bergab hinunter, was bei der Sonnewendfeier (am 23. Juni) an vielen Orten sinnbildlich durch den Volksgebrauch

ausgedrückt wird, feurige, d. h. in Brand gesteckte Scheiben oder Räder, Abbilder der Sonne, aus Holz oder Stroh erst hoch im Bogen in die Luft und dann einen Berg hinab zu treiben. Von dieser Zeit an ist dann auch die Blume der Brautwerbung herbstlicher Mächte verfallen, sie welkt und stirbt endlich, wenn der Winter beginnt, oder mythisch ausgedrückt auf dem Grabe ihres Geliebten, des sommerlichen Sonnenheros.

Doch auch diese nunmehr erschlossene Form der Sage beruhigt unser kritisches Gewissen noch nicht. Es muß eine ältere vorausgegangen sein, welche den Namen Czekanka d. h. die Harrende motivirte. Nicht des Todten harrt man, dessen Grab man kennt, sondern des Lebenden, der davonziehend ein treues Herz daheim ließ. Ergänzen also muß unsere Phantasie auch den slavischen Mythus durch den Zug, daß Kotaucz von seiner Czekanka in die Ferne zog; treulich erwartete sie ihn, bis sie entdeckte, daß er von des Wrawanec Mörderhand getödtet sei, der an seiner Stelle sie umworben. Im Frühling und Sommer ist der Sonnenball der Pflanze Bräutigam, aber wenn die Tage abnehmen, die Sonne in die Ferne geht, dann buhlt der Herbstwind um der Pflanze Gunst. Kommt aber der Zeitpunkt, in welchem die Sonne so schwach wird, daß sie so zusagen gestorben, von dem Nebenbuhler getödtet erscheint, dann haucht auch die treue Pflanze ihr Leben aus. Auch der Mörder, der Dämon des Herbstes und Winters findet sein Ende im Frühling, wenn die Sonne die längeren Tage zurückbringt. Dies etwa war, in die Sprache des gemeinen Lebens übersetzt, der Gedanke, den die alte czechische Czekankasage zum Inhalt hatte, ehe die Aehnlichkeit der Bergnamen Altvater und Kotaucz Veranlassung wurde, ihren Schauplatz an diese dem Gemüthe des mährischen Volkes so werthen Orte zu verlegen. Hiemit aber vollzog sich unwillkürlich und von selbst der schon ange-

deutete Rollentausch der handelnden Persönlichkeiten in der Sage. Da der Berg Kotaucz (der wahrscheinlich von seiner Gestalt den Namen hatte) als die Wohnstadt schädlicher Dämonen galt, welche von Zeit zu Zeit daraus heravorbrachen, bis sie frommer Zauberspruch den Berg hinabstürzte und in die Hölle bannte, und da die fröhlichen Chorreigen auf dem Gipfel zu Himmelfahrt wie ein jubelndes Siegesfest sich anließen, entstand der Glaube, daß hier im Frühling jener winterliche Dämon hinabgestürzt, daß er Kotaucz geheißen, sein Gegner Wrawanec aber der wahre Geliebte der Czekanka gewesen sei.

Hat die slavische Lokalsage wieder die Cichorienpflanze zum Mittelpunkt, so ist es die Tulasistaude, das heilige Ocymum aus dem Geschlechte der Münze, welcher die frische und lebendige Sitte der Gegenwart in Indien ein Liebesverhältniß mit dem Sonnengott zuschreibt. Alljährlich ladet der Herscher von Agra Hunderttausende von Gästen zu einem feierlichen Vermählungsfeste ein. Ein glänzender Zug bewegt sich dann dem Haine zu, in dessen Mitte die heilige Tulasistaude wächst. Acht Elephanten schreiten voran, zwölfhundert Kameele und viertausend Rosse folgen, prächtig aufgeschirrt und sämmtlich beritten. Der Hauptelephant trägt ein Sâlagrâm d. h. einen Kieselstein, auf welchem ein versteinertes Ammonshorn abgedrückt ist, das von dem Inder — wie von dem Germanen das Hirschgeweih — als ein Abbild der Sonne heilig gehalten wird. Von den obersten Priestern umgeben, stattet der heilige Kiesel der kleinen Strauchgöttin den Bräutigamsbesuch ab; bald folgt die Vermählung; unter allem Pompe und mit jedem Brauche einer menschlichen Hochzeitsfeier giebt der Brahmane das Sonnenbild und die Pflanze zusammen. Hernach werden Braut und Bräutigam unter feierlichen Bittgesängen in den Tempel gebracht, um dort bis zur nächsten Jahreszeit auszuruhen. Ein üppiges Mahl vollendet die Feier. Der

Radscha bewirthet alte geladenen Gäste; man kann sich den Aufwand denken.[28]) Fragt man nach der Ursache dieser seltsamen Ceremonie, so erfährt man, daß in den Poren des Ammonshorns Vischnu selber seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe; den seine jetzigen Anbeter unter den Hindus freilich als das höchste Wesen, als den Allgott verehren, der aber — und dies gewährt auch für jenen Brauch den Beweis höchsten Alterthums — in der indischen Urzeit als der Sonnengott geglaubt wurde, welcher mit drei Schritten (Aufgang, Höhepunkt und Niedergang) die Welt durchmißt und daher noch heute in der populären Darstellung den goldenen Diskus, die Sonnenscheibe, als Waffe schwingt.[29]) Die Tulasipflanze soll die Verwandlung einer Frucht- oder Blumengöttin Tulasî sein; — oder der Lakschmi, der Gemahlin Vischnus, der Göttin der Schönheit, des Glücks und der Anmuth, ohne welche Menschen und Thiere auf der Erde verschmachten, Teiche und Brunnen austrocknen und die Bodenfrüchte verdorren würden. Sie selbst führt auch den Beinamen Tulasî und trägt die indische Sonnenblume in der Hand.[30]) Noch anders erzählt man, jener Brauch rühre daher, weil einmal in die Tulasîstaude die Sîtâ verwandelt wurde, welche einst König Dschanaka als neugebornes Mägdlein in einer Ackerfurche fand und erzog. Diese Angabe enthält aber nur mit anderen Worten denselben Gedanken wie das Vorige. Denn Sîtâ und der herrliche Held Râma, ihr Gemahl, galten dem Vâlmiki, dem Verfasser des Epos Râmâyana oder dem Vervollständiger desselben als die Götter Lakschmî und Vischnu selber, die Menschenleib und Menschenloos auf sich genommen hatten, um die Welt von großem Verderben zu erretten.[31]) Es fehlt dem indischen Brauche eine Beziehung auf die Entfernung des liebenden Sonnengottes, aber übereinstimmend mit dem Soareliede ist der bedeutsame Zug, daß die Göttin der Schönheit und Anmuth, der Genius der Blütenwelt

selbst in dem Gewächse sich verkörperte. Und fast scheint es, als habe in diesem einen Satze — Flora, des Helios Braut — die Einfalt kindlichen Gemüthes vorahnend ausgesprochen, was die langsamer nachschreitende Wissenschaft erst in unserem Jahrhundert als ein allgemeines Lebensgesetz der Pflanzen erkannte. Alle Pflanzen werden vom Lichte angezogen, streben ihm entgegen, aber unendlich verschieden, weil bedingt durch die Structur der Zellgewebe, äußert sich dieses Dürsten nach Licht, am auffälligsten bei solchen Gewächsen, deren Stengel so geartet sind, daß sie sich auf sich selbst drehen können, um ihre Blumen grade der Wirkung der Sonnenstrahlen auszusetzen, so daß sie denselben in ihrem Tageslaufe folgen. Da an ihnen die Beobachtung des Naturmenschen zunächst haftete, wurden sie Träger der Sage, die über sich selbst auf die Ahnung eines viel weiter ausgedehnten Naturgesetzes hinweist.

Doch eines Zuges aus tieferem Schachte bedarf es, um begreiflich zu machen, wie diese Sage überhaupt entstehen konnte. Lassen wir auch die schwierige Frage ruhen, ob und in welcher Form sie von Deutschen, Römern, Griechen und Slaven bereits aus deren asiatischer Urheimat nach Europa mitgebracht wurde, oder ob und wann sie als Lehngut von Volk zu Volk wanderte, sicher ist doch, daß ihre ersten Keime selbst über das Zeitalter Alexanders des Großen weit zurückliegen, ja uns gradezu in die früheste Kindheit unseres Geschlechtes versetzen. Ungeübt in der vergleichenden Prüfung der sie umgebenden Dinge der Außenwelt war die Urmenschheit — wie noch unsere Kinder — jeden Augenblick in Gefahr, aus leichten Aehnlichkeiten auf gleiche Ursachen der Erscheinungen zurückzuschließen. Der gemüthliche Eindruck, diese Summe von Nervenreizen und seelischen Empfindungen, den die Dinge hervorriefen, ward häufig bestimmend für die begriffliche Seite der Vorstellungen. Der Donner erregt

den Wilden ähnlich wie das Geräusch einer Kriegstrommel, oder das polternde Gezänk eines Menschen. Sogleich, und mit Nothwendigkeit schließt er: Da ist eine große Himmelspauke, da schilt der große Vater. In ähnlicher Weise wurde der gemüthliche Eindruck, den die Pflanzenwelt auf den kindlichen Beschauer übte, schöpferisch für seine Begriffsbildung. So unbegreiflich es uns Modernen klingen mag, hat es in Wahrheit einmal eine Zeit gegeben, in der man keinen begrifflichen Unterschied zwischen einer Pflanze und einem Menschen zu machen wußte. Wem wäre eine mehrfache Analogie zwischen dem Menschen und der Pflanze entgangen? „Nicht mehr an die starre todte Form gebannt, wie der Stein, äußert sie ein Leben, dem unsern entsprechend, ein Wachsthum, sich Nähren, Entfalten, Blühen, Abnehmen, Vergehen. Sie ist ein lebendig individuelles Wesen.“ Nur auf der obersten Schöpfungsstufe, der menschlichen, wieder offenbart sich der Gegensatz der Entwickelungsperioden so rein. Der Mensch geht auf wie eine Blume und fället ab, sagt Hiob. Die einfüßige Pflanze steht, und der Zweifüßler, der Mensch, geht aufgerichtet gen Himmel strebend, des vielfüßigen Thieres Antlitz beugt sich abwärts, der Erde zu. Die Knospen gleichen Häuptern und wenn die Blume aufgeht, so ist es, als ob sie ein Auge aufschlage, sie scheint, wie aus einem Schlummer, in dem sie befangen war, zu erwachen. Aus Duft und Farbe entspringt der Reiz, der uns in der Blume wie das ewig Weibliche anmuthet und im Weibe etwas Blumenhaftes ahnen läßt. Nicht allein Jean Paul nennt die Frauen beseelte Blumen, nicht allein unsere älteren Dichter rufen die Geliebte mit innigstem Kosewort zarte Blume, süße Rose, Maienblüthe, o Du liebe Sonnenblume; schon dem Salomo des hohen Liedes ist seine Sulamith die Blume zu Saron und die Rose im Thal. Zum Feste keuscher Vermählung schmückt sich die Blume mit der Pracht

ihrer Farben, wie eine Braut und das Herz öffnet sich wie im Mai die Knospe springt. Das sind nicht verstandesmäßige Reflexionen, das sind ursprüngliche Eindrücke und Empfindungen, so alt als die Menschheit selbst. Dem Urmenschen, dem unglaublich wenige Merkmale genügten, um einen Begriffsinhalt zu bilden, erwuchs daraus unmittelbar die Vorstellung, die Pflanze ist ein Weib und das Weib eine Pflanze; Bäume galten den ältesten Germanen, Griechen, Römern und Persern nachweislich als die Ahnmütter der Menschen.[32]) Und miteins lieh die Einbildungskraft des Anschauenden der Pflanze Empfindungen und Leidenschaften der eigenen Brust, Haß und Liebe, Freude und Schmerz; die Pflanze lebte nicht allein, sondern erlebte auch, was sie lebte. Jacob Grimm hat einmal die feine Bemerkung gemacht, wie verwandt Sonne und Blume das ursprüngliche Gefühl berührten. Auch in der Sonne blickt ein Auge hernieder, und die Sprache läßt mit denselben Worten das Licht wie die Blume hervortreten. „Nicht anders steigt und dringt die Blüthe, wie der Tag, die Blüthe bricht auf, der Morgen bricht an.“[33]) Mit um so sicherer Nothwendigkeit mußte, als man die Eigenschaft jener nach der Sonne sich drehenden Pflanzen bemerkte, die Ueberzeugung sich aufdrängen: Die Blumenjungfrau liebt den Sonnengott, liebt ihn mit ganzer Gluth der Seele, schmerzlich bewegt schaut sie zu dem ewig fernen und doch ewig nahen empor und blickt ihm trauernd nach, wenn er hinter den Bergen verschwindet. Und eben darum, weil man in der Pflanze ein wirkliches Weib erschaute, konnte man wähnen, daß alle Wundermacht des liebenden Gemüthes, die man im Menschenleben empfand oder wahrnahm, sich in ihr entfalte, ja in ganz einziger Weise, in höchst gesteigertem Grade rege und wirke. Denn der Mensch, auch der Liebende, hat noch hundert andere Leidenschaften, Affecte und Beschäftigungen, aber die der Sonne zu-

gewandte Blumenjungfrau thut nichts anderes, ihr ganzes Dasein erschöpft sich in Befriedigung dieses einen Triebes der Seele. Daher ward auch die Ueberzeugung möglich, daß sie von der Fülle der in ihr lebendigen und durch den Kuß der geliebten Sonne von ihr eingesogenen Kräfte auf andere übertragen könne und indem der Mensch von ihr eine übernatürliche Einwirkung, Hilfe und Förderung für sein Glück und seine süßesten Hoffnungen erwartete, ward sie zu einem Gegenstande frommer Scheu und Andacht, ward sie in die Sitte, den Kultus und die Religion des Volkes verflochten, die ihm „ein unbegreifliches Heiligthum ist voll Seligmachung". Davon liegen uns im deutschen und römischen Aberglauben von der Cichorie, sowie in dem indischen Vermählungsbrauche bedeutsame Ueberbleibsel vor. Doch jede Täuschung zerrinnt. Allmählich wurde man inne, und mußte man bei fortschreitender Entwicklung durch einen Bruch des Bewußtseins inne werden, daß das Weib keine Pflanze, die Pflanze kein Weib sei. Es bildeten sich die Anfänge eines botanischen Begriffs,[34]) aber der Gefühlsinhalt der alten Vorstellung blieb, und so leichten Kaufes ließ sich die ältere Auffassung nicht verdrängen. Die Erfahrung lehrt, daß wo nur immer von den Streichen der siegreich vordringenden Vernunft ein bis dahin festgewurzelter Glaube zum Rückzuge gezwungen wird, derselbe immer noch mit Hilfe eines Compromisses ein Stück des verlornen Bodens zu behaupten sucht. Jetzt hieß es entweder: Die Pflanze ist zwar ein Gewächs, das ist unstreitig, aber in ihr wohnt unsichtbar die Seele eines göttlichen Weibes. Eine Dryas lebt in jedem Baum. Oder: die Pflanze war einmal eine Nymphe, wurde aber in das Kraut verzaubert. Von wem denn? fragte die Neugier. Natürlich von dem Sonnengott, nach dem sie sich die Aeuglein ausguckt. Und da nun von einer ein einzigmal, an einem einzelnen Zeitpunkte geschehenen

Begebenheit die Rede war, erforderte die Folgerichtigkeit, daß auch der täglich wiederholte Naturvorgang des Scheidens der Sonne in ein einmaliges Ereigniß verwandelt wurde. Helios hat einmal die Klytia geliebt, aber er wandte sich von ihr und hat sie treulos verlassen. So entstand unser Mythus — wie alle Mythen — als Ueberzeugung, als ein Stück des Glaubens von dem Wesen der Dinge, durch ein Zusammenwirken von Gefühl, Anschauung, und kindlichen Vernunftschlüssen.[35]) Aus einer vermeintlich objectiven, vermeintlich der Wirklichkeit entsprechenden Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses zweier Naturerscheinungen wurde eine angeblich historische Erzählung, und was in Wahrheit der Ausfluß einer Naturnothwendigkeit war, ward als freie That vollbewußter Persönlichkeiten gekennzeichnet. Wo dann (wie später in dem deutschen Volke) vergessen wurde, daß die handelnden Personen göttliche Wesen seien, erblaßte der Mythus zur bloßen Sage, zum Märchen.

Jeder weitere Fortschritt in der Entwickelung des Menschengeschlechts strebt zur Abstreifung der mythischen Denkweise, zur Auflösung der Mythen hin. Doch ein Rest bleibt für die Dauer. An die Stelle der Identität tritt die Vergleichung:

Du bist wie eine Blume,
So hold, so schön, so rein.

Häufig also sind solche Vergleiche aus dem Urgestein zertrümmerter Mythen entstandene Sandkörnchen, die doch noch immer mehr oder minder die Gefühlswärme der ursprünglichen mythischen Anschauung durchdringt. Aus ihnen, oder geradezu aus denselben Urelementen schafft in späteren Zeitaltern die Kunst vielfach mit Absicht und Freiheit neue Gestalten, welche den Schöpfungen des unbewußt wirkenden Volksgeistes zum Verwechseln ähnlich sehen, gleichsam Neuschöpfungen des Mythus sind. Und auch jene Erzählungen gehen, selbst wenn der Glaube an

sie erlosch, nicht ganz unter, der Fluß der Tradition nimmt sie in sein Bette auf, trägt sie fort von Geschlecht zu Geschlecht, schleift sie ab und überliefert sie dem Dichter und bildenden Künstler als brauchbare Gegenstände für ihre Gebilde. Nur noch zu formen haben sie dann diese von plutonischer Gewalt der Urzeit erzeugten Diamanten. Nur auszuprägen und mit bestimmten Werthzeichen zu versehen haben sie diese Barren des Gedankens, deren der Urmensch im Drange der erwachenden Seelennatur eine so reiche Fülle aus edelster Mischung zusammenschmolz.

Indem die mythenbildende Phantasie ein tägliches oder jährliches Geschehen in der Natur in die einmalige Handlung göttlicher Persönlichkeiten umbildete, hat sie den allgemeinen Naturvorgang individualisirt, zugleich aber in ihrer Darstellung die Beziehung der göttlichen Wesen wiederum verallgemeinert, insofern sie darin eine allgemein menschliche Empfindung sich abspiegeln ließ, in unserem Falle die auch bei der Trennung und im tiefsten Schmerze beharrende Liebestreue, ein ewiges Aufschauen und Sehnen nach oben zu unerreichten Idealen, das parallel läuft jener Wendung der Pflanze zur ewig fernen Sonne hin. Diese Treue, dieser Schmerz sind die Angelpunkte, um welche das Bemühen des Dichters und des Bildhauers sich dreht, wenn sie einen Klytiamythus zum Gegenstande ihres Kunstwerks machen. Denn nicht eine Erklärung von der Natur der Sonnenwendblume wollen sie geben; ihre Aufgabe ist es eine Idee, ein allgemeines menschliches Lebensverhältniß durch das Schöne, durch ein angenehmes Sinnliche darzustellen und derart in einer Gestalt zu verkörpern, daß wir anschauend oder hörend den unendlichen Werth desselben empfinden. Indem sie uns in einer Frauengestalt den Liebesschmerz, die sehnende Trauer als etwas Göttliches, als einen Zug der göttlichen Ebenbildlichkeit aufweisen,

zeigen sie uns die hohe Bedeutung dieser Seite der Menschennatur. Nicht können, noch wollen sie einen gleichen Schmerz, eine gleiche Sehnsucht in uns erregen; aber genießen lassen sie uns solche als etwas unendlich Kostbares, Ewiges. Zur Veranschaulichung seiner Idee sucht der Künstler uns entweder ein ideales Weib vorzuführen, gleichsam das Weib schlechthin, wie es sich darstellen würde, wenn wir aus den Tausenden einzelner Persönlichkeiten des wirklichen Lebens den gemeinsamen Grundtypus herauslesen und alle anderen Gedanken und Leidenschaften aus demselbeu entfernen könnten, mit Ausnahme des einen Complexes von Gemüthsbewegungen, den das Kunstwerk darstellen soll. Oder er greift als Vorbild aus dem wirklichen Leben solche vereinzelte Momente auf, wo eine edle und schöne Frauengestalt so sehr von dem Schmerze um das Scheiden eines hohen Gegenstandes hingenommen ist, daß darüber in ihr nahezu jede andere Empfindung entschlummerte. In Bezug auf alle diese Anforderungen bringt der Mythus dem Künstler eine fast vollendete Vorarbeit entgegen. Denn hier ist ja schon Gefühl in Gestalt verkörpert, hier ist eine göttliche Jungfrau, eine Nymphe; hier ist ein Weib, die Klytia, deren ganze Gefühlswelt aufgeht in der einen Leidenschaft. Und so wird denn die Sage aus dem nämlichen Grunde, der sie den Heiden zum Gegenstande der Religion und des Kultus machen konnte, auch zu einem geeigneten Stoffe des Kunstwerks. Mit Nothwendigkeit jedoch tritt jetzt in dem Verhältniß der ursprünglichen Bestandtheile des Mythus, Weib und Blume, eine Verschiebung ein derart, daß nicht mehr auf der Blume der Ton ruht, vielmehr hat nun das Weib den Hauptaccent, ja fast den einzigen Accent. Die Blume dient nur noch als symbolische Hülle, als Gleichniß. Wie vortheilhaft auch immer, nothwendig ist dem Künstler freilich die Vorarbeit der Sage nicht, um die Idee der Liebessehnsucht auszudrücken und

seine freien Gebilde werden häufig der Schöpfung des mythenbildenden Geistes sehr ähnlich sich gestalten, so zu sagen als moderne Neuschöpfungen derselben erscheinen, doch erreichen sie niemals die unmittelbare Anschaulichkeit, sinnliche Faßbarkeit und Gestaltungsfülle, wie sie denjenigen Kunstwerken eigen ist, welche die Idee erst in der vermittelten Form der so zu sagen organischen Verkörperung des Mythus an sich genommen und zur Grundlage ihrer Darstellung gemacht haben. Wenige Hindeutungen werden hinreichen, um diese Behauptungen zu erhärten.

Wem wäre sie nicht bekannt, jene schüchterne Mädchenseele, deren Empfindungen Chamisso in „Frauenliebe und Leben" so innige Worte lieh? Ihrem Wege ist die Erscheinung eines Menschen aufgegangen, in dem die höchste Vorstellung, die sie sich von Manneswerth und -Würde machen kann, Gestalt gewinnt. Ein unbekanntes Etwas, eine Empfindung wie Licht und Wärme von ihm ausstrahlend, berührt sie:

Bist mein Geliebter Du mir erschienen?
Giebst Du, o Sonne, mir Deinen Schein?

Die Offenbarung dieser Erscheinung war so plötzlich, so überwältigend, daß daneben, wie vor Sonnenglanz, jeder andere Eindruck verschwindet:

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein.
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein.
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor.

Je höher ihre Einbildungskraft den Geliebten hebt, desto größer erscheint ihr der Abstand, der sie von ihm trennt, und dieses Gefühl der Entfernung stimmt ihr nach Austausch verlangendes Gemüth zur Wehmuth:

Er der Herrlichste von Allen,
Wie so milde, wie so gut,
Holde Lippen, klares Auge,
Heller Sinn und fester Muth.
So wie dort in blauer Tiefe
Hell und herrlich, jener Stern,
Also er an meinem Himmel
Hell und herrlich hoch und fern.
Wandle, wandle Deine Bahnen;
Nur betrachten Deinen Schein,
Nur in Demuth ihn betrachten,
Selig nur und traurig sein![36])

Man könnte dieses Gedicht als eine umgekehrte Reproduction des Klytiamythus bezeichnen. Trug dieser die Idee in die Natur hinein, so verkörperte der Dichter die Idee durch die Natur. Auch er identificirte oder verband wenigstens, wenn auch mit dem vollen Bewußtsein der Nichtrealität, die Vorstellungen Sonne oder Gestirn und Geliebter, weil beide den nahe verwandten Gefühlseindruck des Lichtes, der Wärme hervorbringen und erreicht dadurch, daß auch noch andere Empfindungsmomente, das sich Nähern und nachherige Entfernen, die Unerreichbarkeit der Höhe des Abstandes durch sinnliche Darstellung auf das Lebhafteste wirksam werden. Die Verwandtschaft der liebenden Frauenseele und der Blume deuten nur zart und leise die Worte an: Wie im wachen Traume schwebt sein Bild mir vor. Denn Träumen ist Pflanzenleben, jenes sein Selbst nicht mehr bewußte Leben, das wir als Vegetiren, Vegetation zu bezeichnen gewohnt sind.

Noch eigentlicher eine poetische Neuschöpfung des Klytiamythus ist Geibels Gedicht in den Juniusliedern „die Sonnenblume“. Auch er will das liebende Weib schildern und zwar ein solches, das ohne äußere Schönheit in herber Schale einen kostbaren Kern in sich trägt. Er leiht ihr die Gestalt der Sonnenblume, welche die viel besungenen, mit Ruhme in Duft und Anmuth

344)

prangenden, von schmeichelnden Faltern umflatterten Rosen nicht beneidet.

Mir schafft es volle Gnüge
Von Himmelsthau getränkt
In meines Liebsten Züge
Zu schauen still versenkt.

Zum Sonnenjüngling richte
Das Haupt ich früh und spät,
Und nähre mich vom Lichte,
Das sein Gelock umweht.

Mein Auge bleibt dem Hohen
Auch dann noch zugekehrt,
Wenn er mit heil'gen Lohen
Zuletzt mich selbst verzehrt.[37])

Friedrich Rückert endlich in den „griechischen Tageszeiten" entnimmt den Gegenstand seiner Dichtung der Klytiasage selbst. Dieselbe eignet sich vorzugsweise zur lyrischen Behandlung — auch die epischen Bearbeitungen des rumänischen Volksdichters und Ovids neigen sich ja entschieden zur Lyrik hin — weil die Naturbedeutung der handelnden Personen noch zu klar und durchsichtig ist, als daß man diese eine größere Reihe freier Thaten verrichten lassen dürfte, welche außerhalb jenes Characters liegen. In allem, was Helios äußert und thut, muß man noch den Sonnengott, in Klytia die Blume erkennen. Will also der Dichter hier der Aufgabe aller Kunst gerecht werden, uns den Werth des Reinmenschlichen fühlen zu lassen, so sieht er sich weniger auf Entfaltung von Thatkraft nach außen hin, als auf mannigfaltige Entwickelung und das Aussprechen von Empfindungen angewiesen, er muß die psychischen Beziehungen in so lebendige Erregung setzen, daß wir darüber die Naturgebundenheit des Helios nahezu vergessen, daß die Blume, wie man mit Benutzung eines schönen Wortes von Heinr. Heine sagen könnte,

möglichst vollständig von ihrem Pflanzenthum erlöst, zur Seele und zum Character emporgeküßt werde. Rückert will in uns diejenige Stimmung hervorrufen, welche das abendliche Scheiden der Sonne, als der Quelle alles Lichtes und Lebens, nicht in dem einzelnen Menschen, sondern in der gesammten empfindenden Schöpfung erweckt; doch nur das Begrenzte ist anschaulich, und deshalb concentrirt, verdichtet er gleichsam als Summe die höchste Gluth der Leidenschaft, die Leidenschaft der Menschheit, in der individuellen Gestalt und in der Rede der Klytia. Die Hyazinthe, einst ein von Apoll mit dem Wurfe des Diskus d. h. der heißen Mittagssonne zu Boden gestreckter Jüngling, hat den Helios gebeten, ihr vollends den Tod zu geben:

Aber wie er will verüben
Mit dem Blick den Liebesmord,
Wird dagegen eifersüchtig
Laut ein andres Blumenwort.

„Ihr nicht, sondern mir die Strahlen,
„Ihr nicht, sondern mir den Tod!
„Meine eifersücht'gen Qualen
„Sieh', o glänzender Despot!

„Nebenbuhlerinnen dulden
„Lernt' ich niemals. — Weißt Du wohl,
„Wie Du Deine Liebeshulden
„Mir entzogest hoher Sol?

„Das Bewußtsein nicht entreißen
„Konnt' ein Tod mir. Weißt Du wohl?
„Klytia war ich geheißen
„Und Du warest mein Idol.

„Damals nur um Deine Strahlen,
„Als um ihres Lebens Pol,
„Drehte sich in Liebesqualen
„Meine Seele hoher Sol.

„Und ich zürnte der Vergeudung
„Meines süßen Liebeshorts,
„Wenn Du Deine hellen Blicke
„Ließest lieben anderorts.

„Und ich bebte, wenn am Himmel
„Du Dein gold'nes Haupt nur bogst,
„Daß Du mir entziehen würdest,
„Was Du endlich mir entzogst.

„Weißt Du, wie Du meine Liebe
„Mit Leukothoë betrogst,
„Leben, das aus Deinen Augen
„Ich nur sog, aus ihren sogst?

„Ach was half es, daß ich einer
„Nebenbuhlin Dich entzog,
„Wenn ich selbst dadurch auf ewig
„Mich um Deine Huld betrog?

„Seit dem Tag mit keinem Strahle
„Auf mich nieder sah mein Gott,
„Wenn er über mir am Himmel
„Spornte seiner Rosse Trott.

„Schmachtend zu Dir aufwärts blickt ich,
„Wenn Du aus dem Osten flogst,
„Schmachtend zu Dir aufwärts blickt ich,
„Wenn Du auf zum Mittag zogst.

„Schmachtend aufwärts blickt ich, wenn Du
„Mit der Fahrt nach Westen bogst,
„Schmachtend aufwärts, bis Du wieder
„Glänzend aus dem Osten flogst.

„Wie Du stiegest, wie Du sankest,
„Wie Du wieder neu Dich hobst,
„Wie Du Deine Liebesfunken
„Ueber all' die Schöpfung stobst.

„Ach, ich sah, daß Du nur meinem
„Blick mit Wolken Dich umwobst,
„Wie Du stiegest, wie du sankest,
„Wie Du wieder neu Dich hobst.

„Nun ist Klytia verschmachtet
„Und ich blüh' als Heliotrop,
„Zürnst Du Deiner Sonnenwende,
„Daß zur Sonn' ihr Haupt sie hob?

„Wie Du stets Dich ab mir wendest,
„Zu Dir wend' ich stets mich doch.
„Gieb, eh' Du ins Meer Dich senkest,
„Gieb den letzten Blick mir noch."

Und der Gott, der stets ihr zürnet,
Gab den letzten Blick ihr noch;
Und in's Meer dann ließ er tauchen
Seiner Rosse Glanzgejoch.[38])

Wie verändert gegen den im Material der Sprache arbeitenden Dichter ist die Stellung des in Erz oder Marmor seine Gebilde ausformenden Bildhauers, sobald er die Klytiasage zum Gegenstand seiner Schöpfung machen will. Wenn die Poesie, in der Zeitfolge ablaufend, die inneren Empfindungen selbst unverhüllt ausspricht und die Phantasie des Hörers veranlaßt, aus den nacheinander gegebenen Zügen sich allmählich ein Bild zu gestalten, wirkt die Plastik durch ein ruhendes Nebeneinander, sie zeigt uns die Gestalt auf einmal, nur in der Oberfläche und Haltung des Körpers spiegelt sich die innere Welt, und Leib und Seele müssen hier wie aus einem Hauche geschaffen sein. Aber nur der Menschenleib vermag rein und voll einen geistigen Inhalt auszudrücken, die Darstellung jedes thierischen und vegetabilischen Lebens sinkt in der Plastik mit gewissen Ausnahmen zum bloßen Beiwerk, zum Attribut hinab. Noch viel entschiedener, als in der poetischen Darstellung wird in dem Kunstwerk des Bild-

hauers also das liebende Weib zur Hauptsache, die Blume zur Nebensache werden. In doppelter Weise vermag er das Weib uns vorzuführen. Entweder zeigt er uns ein von seiner Phantasie geschaffenes Idealbild, oder das Porträt einer wirklichen Frau, welches sich dazu eignet, an ihm die Idee der Klytiasage deutlich und fühlbar zu machen. Nur den schönen Leib, den stummen Körper macht der Künstler redend, in ihm muß sich eine Energie des Liebesschmerzes aussprechen, welche erhaben wirkt. Die Linien des Antlitzes sind die Hauptträger dieser Empfindung, vorzüglich die Augen, die wir uns gen Himmel gerichtet denken dürfen, wenn es dem Bildhauer gelang, durch ein sofort verständliches Merkmal den Gegenstand seiner Schöpfung als die Klytia der Sage zu kennzeichnen. Aus dieser fließt dann dem Beschauer das Verständniß des Entstehens und der voraufgegangenen Ursachen der in den Stein gebannten Bewegung zu, aus ihr ergänzt die Phantasie sofort den unablässig angeschauten Sonnengott, wie beim betenden Knaben den Himmel, bei Thorwaldsens eben zum Schlage ausholenden Merkur den eingeschläferten Argos. Wo dieser die unmittelbare Anschauung ergänzende psychische Vorgang sich nicht mit Nothwendigkeit vollzieht, darf uns der Künstler die innere Empfindung seiner Figuren mit nichten als abhängig von einem außerhalb des Bildwerkes stehenden, dem Beschauer unsichtbaren Gegenstande zeigen. Wie ein griechischer Bildhauer der guten Zeit diese Aufgabe gelöst hätte, wäre vermessen zu errathen, sicherlich doch nicht anders als in einer Totalfigur, im lebensvollen Rhythmus eines ganzen Körpers, den der Seelenschmerz in sich zusammenzieht und der doch voller Sehnsucht aufwärts strebt. Doch die Gesammthaltung des Leibes, insbesondere die flehend ausgestreckten Arme, würden vielleicht den Eindruck der Gesichtszüge vorbereitet und wirksam unterstützt, und uns aus dem harmonischen Ganzen die Herrlichkeit einer

Liebe gleichsam haben trinken lassen, welche zwar in menschlicher Verirrung zu Thaten der Eifersucht führen kann, aber auch durch Noth und Tod Stand hält in Ewigkeit. Die Blume, zu welcher Klytia werden soll, wäre in älterer Zeit ganz als Beiwerk behandelt, oder nur leicht angedeutet und erst die spätere Kunst würde sich darauf eingelassen haben, den Akt der Verwandlung selbst darzustellen, ähnlich wie die in den Lorbeer verwandelte Daphne zuweilen dargestellt wird als aus dem Baume noch mit halbem Leibe hervorragend, oder Ampelos aus dem Weinstock hervorwachsend. An und für sich also wäre eine in einen Blumenkelch versinkende Klytia weder gegen die Regeln der Kunst, noch ohne Analogien in der Kunstgeschichte, nur müßte die Blume untrüglich als das in der Sage erwähnte Gewächs erkennbar, der Gesammtausdruck des menschlichen Körpers auf die Aussprache des dem Hohen und Fernen zugewandten Liebesleides gerichtet sein.

So etwa denke ich mir eine Klytia. Doch wenn jemals ein antiker Künstler eine solche modellirte, kein günstiger Zufall hat sein Werk bis auf unsere Tage erhalten. Denn die bekannte aus einem Blätterkelch aufragende Marmorbüste des britischen Museums, welche zuerst im vorigen Jahrhundert im Besitze der fürstlichen Familie Laurenzano auftauchte, ist zwar antik und ein Kunstwerk von nahezu vollendeter Schönheit, aber der von Charles Townley, ihrem früheren Besitzer, ertheilte Name Klytia entspricht nicht der Absicht des Verfertigers. Sie ist das Porträt einer vornehmen römischen Dame aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, von einem geschickten griechischen Bildhauer in schmeichelnder Uebertreibung der Wirklichkeit gemeißelt. Der Blätterkelch, in welchen ihr Oberleib sich verliert, hat nur den formellen Zweck, eine schöne Verbindung zwischen der Büste und ihrer Basis herzustellen. Genau dieselbe Weise des Ornaments findet sich bei einer ganzen Anzahl kleinerer Büsten und Sta-

tuetten aus Erz und Terracotta wieder; einige davon zeigen dasselbe schilfartige oder lotosähnliche Blatt, wie die vermeintliche Klytia, andere Akanthusblätter, welche deutlich beweisen, daß dieser den Uebergang einer animalischen Gestalt in architektonische Glieder vermittelnde Schmuck sich einst folgerichtig und organisch aus der Blätterumkränzung des korinthischen Kapitells entwickelt hat. So sagen uns die Archäologen, deren Arbeiten kürzlich durch E. Hübner in einer lesenswerthen Abhandlung zu vorläufigem Abschluß gebracht sind.[39]) Es trägt also der Blumenkelch, den Townley und seine Freunde irrthümlich für unsere peruanische, von ihnen ebenso irrig mit dem Heliotrop der Alten für eins erklärte Sonnenrose, Helianthus, hielten, in keiner Hinsicht den Character eines zur näheren Bestimmung dienenden Attributes; auch sonst fehlt dem Bildniß jedes attributive Beiwerk; wir vermissen die dem Mythus gemäße Stärke und Aktivität in dem zur Darstellung gebrachten Gefühl; wir vermissen eine Veranschaulichung der Beziehung zu dem himmlischen Geliebten; wir können somit nicht einmal sagen, daß beabsichtigt war, das Original des Porträts in einer Situation der Sage darzustellen.

Dennoch dünkt mich der große Kreis von Kunstfreunden von einer richtigen Empfindung geleitet zu werden, wenn er sich nur schwer und ungern zur Aufgabe der ihm liebgewordenen Benennung entschließen will. Habe der Künstler immerhin eine Darstellung der Klytia nicht beabsichtigt, möge ihm sogar die ovidische Dichtung ganz unbekannt geblieben sein, so war ihm, dennoch darum zu thun, an dem Bildniß, das er uns vorführt eine Stimmung zur Anschauung zu bringen, welche der in der Klytiasage verkörperten Idee nahe verwandt ist. Wir sehen ein körperlich und geistig schönes Weib vor uns, ein wirkliches, aber idealisirt, schmerzlich sinnend in sich versenkt, ganz und aus-

schließlich erfüllt von der Erfahrung eines tiefsten Leides, in welches sich zugleich ein Wonnegefühl mischt. In einem edeln Gegenstand fand sie das Glück ihres Lebens. Noch liegt auf diesem Gesichte der Sonnenschein früheren Glückes, das auch geschieden den Schmerz mit Seligkeit tränkt. Wie wohl erklärlich, wenn die zuerst von Stuart Paole durch Vergleichung von Münztypen begründete Behauptung Recht behielte, daß Townleys Klytia die Züge der Antonia, der Gemahlin des Drusus trage, welche an Schönheit und Tugend aus der Sphäre einer Livia und Julia wie eine göttliche Erscheinung hervorragte, und zu ihrem Gatten, dem hohen Helden der Germanenkriege, von dessen Character das Volk die Wiederherstellung der Freiheit hoffte, als zu einem in der Mitwelt einzig dastehenden Ideal von Mannesgröße aufschauen durfte. Als der kaum Dreißigjährige im Jahre 9 vor Christo plötzlich an dem Ufer der Elbe durch einen Sturz vom Pferde sein Leben verlor, und ganz Italien um den Liebling trauernd seine Leiche von Stadt zu Stadt bis zum Grabe geleitete, da durchdrang jener Schmerz ihre Seele, der das Erbtheil ihres Lebens blieb, und den der Künstler so zur Anschauung brachte, daß wir daran in milder Verklärung die Tragik allgemeinen Menschenlooses empfinden. Möge übrigens diese Anlehnung an eine bekannte historische Persönlichkeit sich verhalten, wie es wolle, möge das Bildniß zuvor als Statue, oder sofort als Brustbild componirt sein, offenbar hatte derjenige, welcher kleineren Kunstarbeiten den Blätterkelch als organischen Abschluß der Büste gegen den Sockel hin entlehnte, nicht allein ein feines Verständniß für künstlerische Gliederung, sondern zur Wahl dieses für größere Marmorwerke ganz beispiellos dastehenden Ornamentes drängte ihn unzweifelhaft das richtige, wenn auch vielleicht unbewußt gebliebene Gefühl des Gleichnisses eines in das Traumleben des Schmerzes versunkenen Frauengemüths

mit der Pflanze. Der Blumenkelch, in den sie hineinsinkt, ist für die Büste des trauernden Weibes die passendste Basis; denn dieses selbst ist die Blume geworden, welche sehnsüchtig nach der verlorenen Sonne sich bangt.

Anmerkungen.

[1]) Vorstehender Vortrag ist am 13. März 1870 in der Aula des Danziger Gymnasiums gehalten; aus diesem Zeitpunkt erklärt sich der harmlose in der ursprünglichen Fassung auf das bestimmte Datum in der Zukunft gerichtete Scherz seines Einganges, der nach den gewaltigen Ereignissen des bald darauf unerwartet ausgebrochenen Krieges psychologisch unmöglich gewesen wäre. Aus einem den nämlichen Gegenstand behandelnden Aufsatz von Carus Sterne in Westermanns Monatsheften Juli 1870 S. 428—444 habe ich mir erlaubt die Vermuthung aufzunehmen, daß die Blume der bei Ovid erhaltenen Sage auch die Cichorie gewesen sei. Meinem Freunde Dr. Weidmann in Danzig verdanke ich einige Notizen und Bemerkungen, für den ästhetischen Theil benutzte ich neben Vischer's und Lemkes Aesthetik mehrere Aufsätze in Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie; der letzte Theil ist nach dem Erscheinen der ausführlichen Untersuchungen des Professor Hübner wesentlich gekürzt und umgearbeitet.

[2]) Die Herren Major von Hein und C. G. Förster erhielten als die ersten Entrepreneurs am 1. October 1770 auf 6 Jahre ein ausschließliches Privilegium für den Anbau der Cichorienpflanze und die Verarbeitung der gerösteten Wurzeln zum Kaffee in der Preuß. Monarchie. Sie errichteten in Berlin eine Fabrik, welche mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, trotz der patriotischen Hoffnung der Unternehmer, die auf der artigen Vignette ihres Fabricates einen deutschen Mann hatten darstellen lassen, welcher Cichoriensamen sät und mit den stolzen Worten: „Ohne euch gesund und reich!" mehrere Seeschiffe zurückweist, die von den in weiterer Entfernung sichtbaren Inseln westindische Kaffeeballen herbeiführen.

[3]) J. G. Meinert, Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. 1. Bd. Wien und Hamburg, 1817. S. 5.

[4]) Fr. Panzer, Beitr z. d. Mythologie, Bd. II, 1855, S. 204, 356.

[5]) Hans Vintler, Blume der Tugend, V. 7838—40. Vgl. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. Innsbruck 1871, S. 287.

[6]) K. v. Megenberg, 394, 19. Sunnenwerbel sponsa solis, Ringelkraut cicorea. In Italien heißt dagegen die caltha sposa del sole. J. Grimm, Ueber die Marcellischen Formeln 68. Kl. Schr. II, 171.

[7]) Bedeutung der Blumen Nr. 21. Perger, Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart und Oehringen, 1864, S. 127.

[8]) A. Wuttke, Volksaberglaube der Gegenwart, 2. Aufl. Berlin 1869, S. 102 § 139. E. Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche a. Schwaben, Stuttg. 1852, S. 238—40, Nr. 264, 1—4. Baumgarten, Das Jahr und seine Tage, Linz 1860, S. 28. Zeitschr. f. deutsche Mythologie III, 326. Ganz besonders bemerke man die folgenden Zeugnisse: Wer ohne Gebrauch der nackten Hand mit einem Stück Hirschgeweih die Wegewarte an einem Aposteltag ausgräbt, sichert sich die Liebe der Person, die er damit berührt. (Oestreich. Baumgarten a. a. O.) In Böhmen wurde die Wegewarte mit folgendem Spruche ausgegraben: Wenn Du die Kraft der Sonne besitzest, womit Du regierst und die Schönheiten Deines Krautes erschließest, wenn Du sie hast und ihr folgst, so beschwöre ich Dich durch G. V. + G. S. + G. H. G. +, durch unsern Herrn Jesus Christus u. s. w., daß jedwedes Geschöpf mit Dir berührt, sogleich mit großer Liebe und Kraft sich in mich verliebe und, wenn es auch von großer Noth umgeben ist, doch lustig mit mir lebe. Welche Fesseln immer berührt werden, mögen zerbrechen und die Schlösser sich öffnen. Gegen dieses Alles nehme ich Dich, ich N. N., und dazu helfe mir u. s. w. Die ausgegrabene Wurzel behutsam mit einem weißen Tuche umwickelt in der Hand gehalten, soll dann die verlangte Macht haben. Časop. 1854. S. 545. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen I, Prag — Leipzig, 1864. S. 91, 639. Cf. Mannhardt Baumkult. S. 279.

[9]) Hier schlägt ein, was Max Müller (Essays II. 117) in Bezug auf seine (übrigens wohl unrichtige) Hypothese, daß der griechische Eros gleich dem indischen Sonnengotte Arusha sei, so schön ausführt: „Denken wir uns, wie Herzen dieser Art in den ursprünglichsten Naturmenschen plötzlich in Liebe erglühten, einem Gefühle, von dem sie weder wußten,

woher es kam, noch wohin es sie fortreißen mochte; einem Drange, dem sie nicht einmal einen Namen zu geben wußten. Wenn sie einen Namen dafür gebrauchten, wohin sollten sie blicken? War nicht die Liebe für sie gleich einem Erwachen vom Schlafe? War sie nicht gleich dem Morgen, der mit himmlischem Glanze seine Strahlen über ihre Seelen warf, ihre Herzen mit einer brennenden Gluth durchdrang, ihr ganzes Sein klärte gleich einen rosigen Hauch, und die ganze Welt ringsrum mit einem neuen Lichte erhellt? War es so, dann konnte es nur einen Namen geben, um die Liebe zu nennen, dann gab es nur ein Gleichniß für den rosigen Hauch, der auf den Wangen der Geliebten das Morgenroth der Liebe verräth, es war das Erröthen des Tages, der Aufgang der Sonne. „Die Sonne ist aufgegangen," so sagten sie, wo wir sagen „ich liebe" „die Sonne ist untergegangen," sagten sie, wo wir sagen „ich habe geliebt!"

[10]) Wie die Sonne im Veda (R. V. 7, 63, 4) die weitblickende Goldscheibe des Himmels heißt (Kuhn, Entwickelungsstufen S. 139), so hörte ich einen alten Herrn beim Anblicke der untergehenden Sonne sagen: „Seht ihr andern darin was ihr wollt, ich sehe da einen Dukaten, der in den Geldkasten fällt. Im Volksgebrauch begegnet uns die Sonne unter dem Bilde des Goldstücks unverkennbar in der Sitte in Perigord, zur Sommersonnenwende ein Goldstück durch den Mund zu ziehen. De Nore, Mythes Coutumes et Traditions S. 149. Vgl. des Verfassers Baumkultus S. 180. 187.

[11]) Sólarljód 55. Sæmundar Edda udg. af. S. Bugge,, S. 366. Vgl. Simrock, Handbuch d. D. Mythologie, 2. Aufl. Bonn 1864, S. 353.

[12]) Vgl. L. Uhland, Odhin 2. Kap. Schriften, 6. Bd. Stuttgart 1868, S. 153 ff.

[13]) S. Völuspá 53. Bugge. — Kálfsvisa s. Sæmundar Edda udgiv af. S. Bugge 334. Skáldskaparm c. 58: In E. Arn. I, 483. — Freyr var vâpnlauss, er hann barðist við Belja ok drap hann með hjartarhorni. Freyr war waffenlos, als er mit Beli kämpfte und erschlug ihn mit einem Hirschhorn. Gylfaginning 37. Sn. E. Arn. I, 124. Finn Magnussen (Lexicon mythol. Havniae 1828 p. 30) sucht die Erklärung dieser Mythe abweichend in dem Umstande, daß im März um die Frühlingstage und Nachtgleiche der Hirsch sein Geweih ablegt.

[14]) Von dem Sonnenhirsch suchte K. Simrock in seinem Büchlein

Bertha die Spinnerin, 1853 S. 77 81 weitere Spuren zu erweisen und A. Kuhn hat in Zachers Zeitschrift f. d. Philologie. Bd. I. S. 89—119 in einem Aufsatze „Der Schuß des wilden Jägers auf den Sonnenhirsch“ mit einiger Wahrscheinlichkeit einen Germanen, Indern und vielleicht auch Griechen gemeinsamen Mythus nachgewiesen, wonach der am Tage als goldgeweihiger Hirsch oder hirschähnliche Antilope dahineilende Sonnengott von dem Gotte des Sturmes und der Nacht, dem Nachtjäger, verfolgt, und mit dem Pfeile erlegt wird. Dem Ausgraben der Wegewarte durch das Hirschgeweih sehr ähnlich ist ein serbisches Lied Talvj Volksl. d. Serben. 1. Aufl. II 55:

Fleht zu Gott ein junger Knabe:
Gieb o Gott mir goldne Hörner,
Gieb mir silbernes Geweihe,
Daß ich diese Kiefer spalte,
Daß ich sehe was darinnen.
Gab das silberne Geweih ihm
Und er spaltete die Kiefer,
Saß ein junges Mädchen drinnen,
Das gleich einer Sonne strahlte.

An einem andern Orte (über lettische Sonnenlieder, Zeitschr. f. Ethnologie 1875 S. 285) habe ich dieses Lied mit Mythen verschiedener Völker zusammengestellt, wonach die Sonne oder Sonnensymbole (goldenes Fließ; Sterne der Sonnentochter u. s. w.) Nachts an Bäume aufgehängt sind, oder von einer Eiche die Rede ist, die zerspalten wird und deren Blut (Abendroth? Morgenroth?) den Himmel roth färbt. Danach könnte im serbischen Liede sehr wohl derselbe Baum gemeint sein, der Nachts die Jungfrau Sonnenhelle oder Morgenröthe umschließt, welche Morgens vom Hirschgeweih (den ersten pfeilartigen Lichtstrahlen) des Sonnengottes aus ihrer Haft befreit wird. Lag etwa ein ähnlicher Mythus vom Ausgraben der vom Sonnengott geliebten Morgenröthe auch dem Aberglauben vom Ausgraben der Sonnenbraut Wegewarte zu Grunde und wurde erst in zweiter Hand auf die Pflanze übertragen, da sie ihr Gesicht der Sonne zuwendet?

[15]) J. C. Schuller, Ueber einige merkwürdige Volkssagen der Romänen, Hermannstadt 1857, S. 14—16. Fr. Müller, Siebenbirgische Sagen, Kronstadt 1857, S. 165, 215. Die letzte Strophe ist von mir nach dem Prosatexte ergänzt; die ganze Uebersetznng neu bearbeitet.

[16]) Die Rumänen stammen von den im 13. Jahrhundert aus Mö-

sien (Serbien, Bulgarien) nach Dacien (Wallachei, Moldau, Siebenbirgen) ausgewanderten Nachkommen der romänischen Kolonisten südlich der Donau. S. R. Rösler, Romänische Studien, Leipzig 1871.

[17]) S. L. Murgu, Widerlegung der Abhandlung: Erweis, daß die Wallachen nicht romänischer Abkunft sind. Ofen 1830, S. 296. Cf. M. Tollhausen, Bilder aus der Moldau, Didaskalia 1841, Nov. 25. Auch in Märchen hat die Domna Florilor Eingang gefunden. Ein junger Prinz, der in Begleitung des Helden Wilisch Witiäsu die vom Drachen geraubte Königstochter sucht, gelangt auf das Blumenfeld, das Reich der Domna Florilor. Da blühten tausenderlei der schönsten Blumen, die alle flehentlich baten und riefen: „Nimm mich mit! nimm mich mit!" Der Prinz, eingedenk einer Warnung seines getreuen Gefährten Wilisch, bezwang sein Verlangen nach den schönen Blumen; doch sprang eine von selbst auf seinen Hut. Da erschien die Blumenkönigin, übersah das Feld, zählte ihre Blumen, und bemerkte, daß eine fehlte. Wie sie dieselbe auf des Prinzen Hut erblickte, kam sie zornig herbei, zog ihr Schwert und wollte ihm den Kopf abhauen. Der Prinz zog für den Nothfall das seinige. Als aber die Blumenkönigin erfuhr, daß die Kecke ihm ohne sein Zuthun auf den Hut gesprungen sei, hieß sie dieselbe auf ihren Platz zurückkehren, und fortan dem jungen Mann freundlich gesinnt, nahm sie den lebhaftesten Antheil an der Befreiung der geraubten Königstochter. A. Schott Wallachische Märchen, Stuttgart und Tübingen 1845, S. 146, 341. Vgl. noch Haltrich, Siebenbirg. Märch. Nr. 23 S. 121 das von einem in Jahresschlaf liegenden Drachen gehütete Rosenmädchen.

[18]) L. Preller, Römische Mythologie, Berlin 1858. S. 378ff.

[19]) Vgl. J. K. Schuller, Kolinde, eine Studie über romänische Weihnachtslieder, Hermannstadt, 1860.

[20]) Plinius, hist. natur. XX, 8, 29, 30, Harduin II, 199, 7—15. Vgl. auch Bötticher, Baumkultus der Hellenen S. 274ff. Saba war ein Theil von Hadramaut, sein Hafen Kane zur Zeit Alexanders den Seefahrern um des Weihrauchs willen wohlbekannt, nicht aber das Innere.

[21]) Ovid, Metamorph. IV, 190—270.

[22]) Theophrast, histor. plant. IX, 4. Plinius, hist. natur. VI, 28, 32. Hard. I, 338, 1 C. XII, 14, 30—32. Hard. I, 663.

[23]) Plinius, hist. natur. XXI, 29. Hard. II. 274, 24.

[24]) Hormayr, Taschenbuch für 1822. Wolny, Taschenbuch für die Geschichte Mährens, II, 249.

[25]) S. J. G. Stredowski, Sacra Moraviae historia. Solisbaci, 1710 p. 42.

[26]) Auch dieser Zug der Erzählung erklärt sich aus dem von Baumgarten a. a. O. mitgetheilten österreichischen Volksglauben: „Reißt man eine Wegewarte aus und steckt sie in einen Ameisenhaufen, so fließen alsbald Blutstropfen am Stengel hinab, doch muß man sie, wagt man anders den Versuch, in der Mittagsstunde gepflückt haben. Es ist aber ein Frevel, wenn man es thut.“ Perger, (Pflanzensagen S. 127) weist aus Brunfels Kräuterbuch von 1531 S. 288 als Beobachtung nach, daß die Wegwartblume in einen Ameisenhaufen geworfen, roth wie Blut werde und bemerkt, dies sei eine chemische Wirkung der Ameisensäure, vermöge deren die blauen Blumen sich ebenso röthen wie Lackmuspapier.

[27]) Der Name Wrawanec, Brüller für den Dämon, mit welchem Kotaucz kämpft, entspricht genau dem Namen Beli (von belja, boare, rugire, mugire) für den Gegner des Freyr. S. oben, Anm. 13.

[28]) S. J. Grimm, Frauennamen aus Blumen, 114. Kl. Schr. II, 377.

[29]) E. Wollheim da Fonseca, Mythologie des alten Indiens, Berlin 1856, S. 38. 172. J. Muir, Original Sanskrit Texts, Vol. V, London 1872 S. 19.

[30]) Wollheim a. a. O 46. 82. 83. 167—72. Nach dem Kriyâyogasâras Kap. 23, v. 3. erlangt die ewige Seligkeit, wer aus Frömmigkeit eine Tulasî pflanzt, zur Sommerzeit eine solche mit duftendem kühlen Wasser besprengt; wer in der Dämmerung an ihrem Fuß eine Lampe aufstellt, geht von zehn Millionen Verwandten umgeben zum Palaste Vischnus. Dem Frevler, der sie ausreißt, auch ohne es zu wollen und zu wissen, dem raubt der die Tulasî liebende Nrihari (Vischnu) sofort Glück, Nachkommenschaft und Leben. Dagegen sind die Finger, welche heilige Tulasîblätter zum Gottesdienst für Nârayana (Vischnu) aufsammeln, reichbeglückt. Man thut dies mit folgendem Gebete: „O Mutter Tulasî, die Du dem Herzen Gowindas (Vischnus) Freude verursachst, ich sammle Dich zum Gottesdienst für Nârayana. Ohne Dich, Glückselige, ist jedes Werk fruchtlos, daher, o Göttin Tulasî pflücke ich Dich, sei mir Gnade spendend. Weil mir im Herzen die Sorge, Dich zu pflücken liegt, sei mild gegen mich, Weltmutter Tulasî. Ich bete Dich an!“ Kein Zweig des Tulasîstrauches darf beim Sam-

meln erschüttert werden, denn wenn ein Zweig der Göttin gebrochen wird, härmt sich das Herz Vischnus des Tulasîgatten.

[31]) Die Verwandlung der Sîtâ in die Tulasî und ihre Gleichsetzung mit Lakshmî gehört freilich erst einer jüngeren von vischnuitischen Tendenzen durchdrungenen Bearbeitung der Râmâsage an. Ursprünglich war Sîtâ (sulcus) eine schon zu vedischer Zeit in volksthümlicher Verehrung stehende Personification der in der Ackerfurche waltenden vegetativen Kraft und ihr Geselle Râma „ein den Ackerbau schützender, durch zeitweises Exil (den Winter etwa?) in seiner segnenden Thätigkeit, gehemmt gedachter Genius." S. A. Weber, Akad. Vorlesungen über Ind. Literaturgesch. Berlin, 1852. S. 181. Derselbe „Ueber das Râmâyana, Berlin, 1870, S. 7 ff. 59. Derselbe über Omina und Portenta, Berlin 1859, S. 368 ff. Cf. Wollheim a. a. O. 53—58. Vgl. noch die auch wohl nur in den Namen abweichende Mittheilung Bastians, der Mensch in der Geschichte III 192: „Der Salagramakiesel wird auf die Toolsipflanze gelegt, worin die Asche Brindas der treuen Frau Jalandsaras verwandelt ist."

[32]) Dem Altnorweger waren die ersten Menschen Askr und Embla (d. i. Emla, wohl Metathesis aus Elmja) aus zwei Bäumen, Esche und Ulme (?), dem Iranier die Ureltern Maschia und Maschiana, aus der Reivaspflanze hervorgewachsen. Dem Hellenen entsproß eines der ältesten Menschengeschlechter aus Eschen (ἐκ μελιᾶν), andern aus „Fels und Eiche" (ἀπὸ δρυὸς καὶ ἀπὸ πέτρης). Der Italiener wußte von Urmenschen, als einer gens duro robore nata; dem Phrygier waren die Kureten wie Pflanzen aus der Erde gewachsen.

[33]) J. Grimm, Frauennamen aus Blumen 109. Kl. Schr. II 370.

[34]) Sehr deutlich erhellt diese Stufe aus dem Krigâyogasaras Kap. 24 v. 4 ff. (Wollheim a. a. O. 170) „die Tulasî ist ja eben die heilige Lakschmis, die Gattin Bhagavâns, darum betrachten die Weisen sie nicht vom Standpunkte der Botanik aus. So wie ein Sterblicher auf Erden die Tulasî andachtsvoll verehrt, so verehren ihn auch im Himmel Indra und die andern Götter."

[35]) Nur eines fragt sich bei unserer Analyse des Mythus, ob nicht etwa schon in sehr alter, vorhistorischer Zeit mit demselben ein anderer, dessen handelnde Personen die Sonne und die Morgenröthe waren, zusammengeflossen sei. Zu den oben in Anm. 9. 14 namhaft gemachten Spuren füge ich noch die folgenden. Die Freiwerbung des Sonnengottes um die Domna Florilor durch Morgenstern und Abendstern im

rumänischen Liede könnte wohl den Gedanken rege machen, als sei unter der Blumenfrau ursprünglich die rosenausstreuende, blumenlachende Nymphe des Morgen- und Abendroths gemeint gewesen. Und auch in der ovidischen Erzählung schiebt sich der in eine Blume verwandelten Geliebten des Sonnengottes leicht das Bild der holden Himmelsröthe unter, zu der er Abends niedersteigt, um sie nach kurzer Frist um der Mondgöttin willen zu verlassen. Ihre Eifersucht bringt die Nebenbuhlerin morgens zu Fall, indem sie dieselbe veranlaßt, die unverhüllte Erscheinung des Helios zu fordern, aber nicht soll die Morgenröthe des Gottes froh werden, er verläßt sie und steigt am Himmel empor; sehnsüchtig schaut sie ihm nach, seinen Wendungen folgend, um am Abend im Westen ihm das liebeglühende Antlitz entgegenzukehren. Lautete etwa so die ursprüngliche Fassung der Erzählung, so wäre auf das passendste der Gegensatz der Nebenbuhlerinnen aus dem Zusammenhange des Mythus selber erklärt; doch wie ansprechend diese Vermuthung sein möge, schwerlich wird sie sich durch festere Beweise zur Gewißheit erheben lassen und immerhin wird sie nicht ausreichen, etwa durch die Annahme einer späteren Verwechselung der himmlischen Rosen des Morgenroths mit einer irdischen Blume den an die Sonnwendblume geknüpften Mythus vollständig zu erklären. Denn überall heißt diese Blume blau oder weiß, nicht roth und es müßte deshalb, falls es mit jenen Spuren von der Morgenröthe überhaupt etwas ist, einst zwei selbstständige Sagen von dem Liebesverhältniß der Sonne zur Morgenröthe und zur Sonnenblume gegeben haben, welche gewisse Aehnlichkeiten mit einander gemein hatten und deshalb mit einander, zuletzt auch noch mit dem orientalischen Märchen von der Weihrauchstaude in eins verschmolzen wurden.

[36]) A. Chamisso, Frauenliebe und Leben 2. Werke. Lpzg. 1852. Aufl. 5. III S. 9—10.

[37]) E. Geibel, Juniuslieder. Aufl. 19. Stuttg. 1871. S. 15.

[38]) F. v. Rückert, gesammelte Gedichte. Erlangen 1836. Bd. I. S. 15. Bausteine zu einem Pantheon.

[39]) E. E. Hübner, Winckelmannsprogramm. Berlin 1873.

(860)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

(22)

Nacht und Morgen

unter den Tropen.

Von

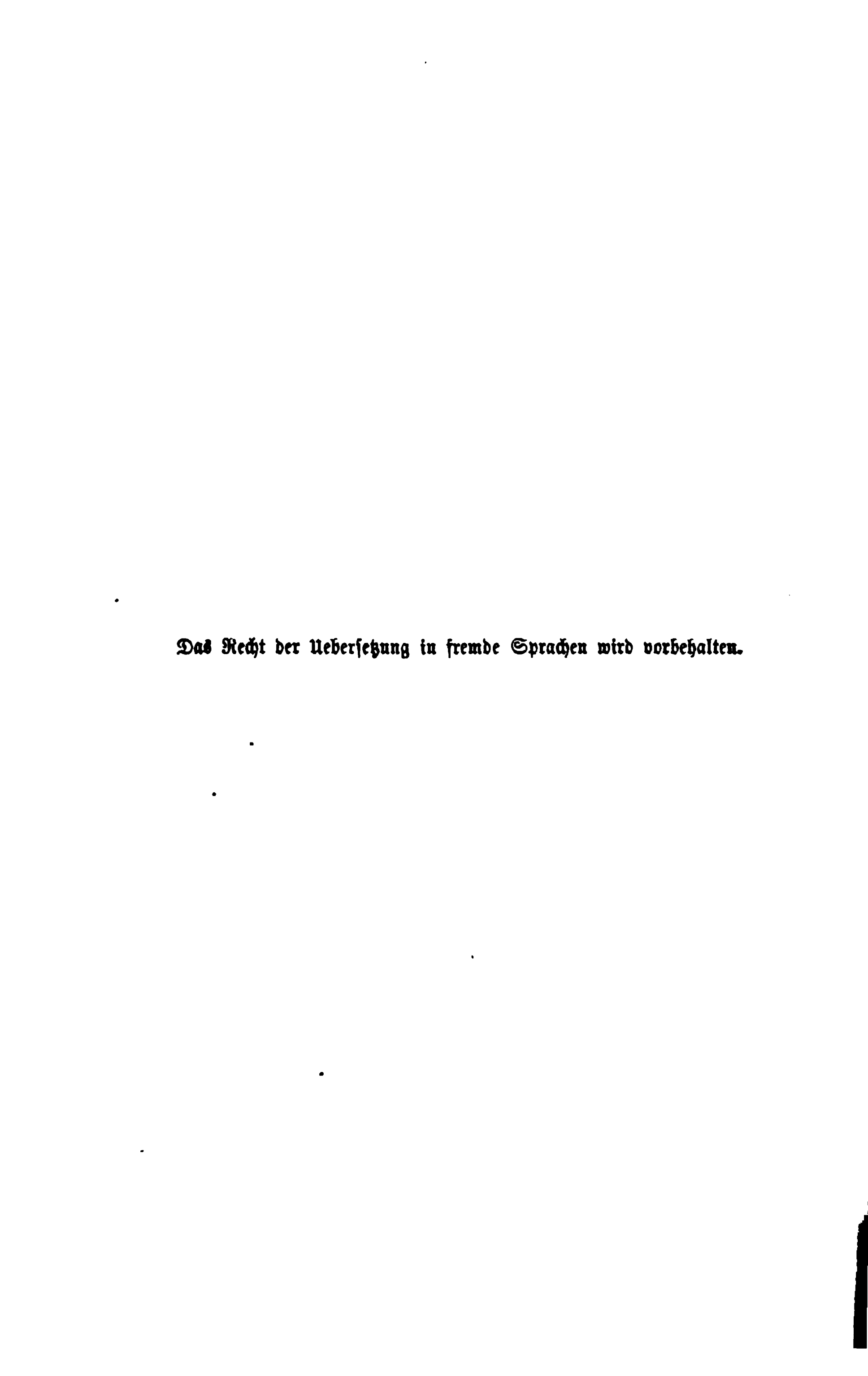
Dr. Franz Engel,

zu Röbel in Mecklenburg-Schwerin.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.



Weit dehnt sich die heiße, waldbedeckte Tropenebene zu den Füßen der mächtigen Cordillere; Wipfel drängt sich an Wipfel, gleich einer Meeresfläche liegt das grüne Laubzelt auf seinen Riesenstützen ausgespannt; geräuschlos zieht sich das Netz von Rinnsalen, das mit wilden Sprüngen und donnerndem Getöse von den Gefällen des Gebirges herabstürzt, unter dem tief niederhängenden, dichtbelaubten Gezweige zu einem großen Wasserstrange zusammen; still, dunkel und unbelebt bis auf den Grund, wie die undurchbrochene Dämmerung selber, welche schwül und brütend über der Einsamkeit des Waldes lagert, gleitet die unsichtbar bewegte, spiegelglatte Strömung durch das tiefe, schattendunkle Sammelbecken der fließenden Gewässer; nur die breite Stromfurche selbst, in welche das Wirrsal der kleinen Wasserfäden, der Bäche, Caño's und Nebenflüsse ausmündet, und sein gelichteter und gelüfteter Ufersaum nehmen den feurigen Strahl der Sonne und ein vielstimmiges, mannigfach gestaltetes und buntfarbiges Leben auf; — sonst aber wohnt athemlose Stille rings umher.

Silberglänzend leuchten zu diesen heißen, brodelnden Waldtiefen aus kalten leblosen Höhen die ewigen Schneekronen der Cordillere nieder; gleich übereinander gewälzten erstarrten Wellen thürmt sie himmelstürmend ihre Hügel und Berge auf, bald licht umgürtet von Gärten und Feldern, Weilern und Dörfern, bald eingehüllt in des Waldes dunklen Mantel, bald scharf und schroff hervortretend im nackten, grauen, wild geschwungenen Felsenwurfe. Alle Lüfte, welche den Erdball umspülen, und alle

Gebilde, welche unter dem Hauche des Süd und Nord seinem Schoße entsteigen, umathmen und überschütten vom Scheitel bis zur Sohle dies Wunderland der Tropenberge: — und dennoch haftet ein unüberwindlicher Zauber an dem heißen, gluthäugigen Unterland, dessen sich selbst der rauhe, unverzärtelte, von weicheren Regungen unberührte Halbbarbar nicht zu erwehren vermag.

Zwar fürchtet der feldbauende oder heerdenhütende Montañero in der abgekühlten Luft und dem Nebeldunkel seiner Berge die Tücke des Klima's und alle verführerischen Reize der magisch lockenden Tierra caliente da unten zu seinen Füßen, denn er kennt die verderblichen Miasmen unter allem Duft und Schimmer, die bleichen, fahlen Schatten unter aller triefenden Fülle und Farbenpracht. Doch, — halb zieht's ihn hin, halb sinkt er hin, — fliehend haftet die Ferse an dem sinnberückenden Boden, und widerstrebend greift die Hand nach dem überträufenden Füllhorn der Tropenceres aus. Verlangend sucht sein Auge da oben auf der rauhen, nebelgrauen Alp wieder und wieder das gluthäugige Thal da unten, und endlich sinnt er keine Flucht, keinen Widerstand mehr, er betäubt die alte Vorsicht und Sinnesart; und wie einst das goldblonde Geschlecht des Manns unwiderstehlichen Dranges voll über die rauhe Alp gen Italia's Lorbeer- und Orangegärten zog, so steigen Bochica's und Viracocha's lichte und dunkle Söhne mit Weib und Kind, Vieh und Hausrath von ihrer Bergesfrische sinnberückt zu der umstrickenden Tierra caliente hinab.

Denn, wie das Auge der Geliebten, hängt sich der helle warme Süd an die Seele des Menschen fest, und wer einmal in seinen Zauber hineingesehen hat, der nimmer von ihm lassen kann.

Leicht, wie auf Flügeln getragen, und von den heitersten Stimmungsbildern angelacht, durchstreift der Wandrer Berg und Thal der anmuthigen, von leichten, elastisch hebenden Lüften umwehten Cordillere; wohin er seine Sohle setzt, da haftet sie, wie

hervorgewachsen aus der kaum betretenen Scholle; wunderbar freundliche Klangfarben ziehen durch seine Seele auf den ewigen Frühlingshöhen und in den unvergänglichen „Thälern der armen Hirten“, und laden ihn zum Rasten und Ruhen in idyllischer Selbstgenügsamkeit, zum stillen, einfachen, unverkünstelten Lebensgenusse, zum Schlürfen der ganzen wonnigen Empfindung des Daseins ein.

Doch auch zu diesem Arkadien des ewigen Frühlings wallt der heiße, berückende Odem und Brodem der Tierra caliente hinan. Von der vorspringenden Berglehne schweift das Auge über das rosige, flüssige Gold, das lebenswarm und tiefgesättigt auf dem dunklen Laubglanz der Wälder schwimmt; und gleitet weiter auf den silbernen Stromwellen die weite, golddustige Ebene hinab, ausruhend hier auf prangenden Blumengehängen, hinabgezogen dort zu dem brennenden Auge der Passifloren und Waldrosen, die feurig und sprühend aus dunklen Laubtiefen heraufglühen; purpurne Blumenlippen öffnen sich den schlürfenden Sinnen zum Kusse, Weihrauch steigt aus leuchtenden Kelchen, aus allen duftenden Becken und Bronnen der Erde zur strömenden Quelle des Lichts empor; um des Menschen Haus und Hof, um Dorf und Stadt fluthet das heiterste Himmelsblau und das heißeste Athmosphärengold, und von Fülle trieft, von schäumendem Leben wallt über das ganze, weitgeöffnete Thalbecken der Tropenerde; die Stille selbst lebt, das stumme Wesen spricht, durch jeden Lufthauch weht, in jedem schwankenden Halme regt sich eine liebkosende Seele, ein athmender Geist.

Ungestüm greifen allumher unsichtbare Arme aus und ziehen Sinne und Seele mit unlöslichen Umschlingungen fest und fester an die vollen, schwellenden Lebensbrüste der Natur; an jedes Thales Spalt, in jedem aufgeschlossenen Grunde harrt Frau Venus ihres Tannhäuser und lockt ihn mit süß schmeichelnder Geberde, mit feurigen Liebkosungen zu ihrem Rosenlager nieder; und mit jedem Schritte tiefer hinab sinkt der Wandrer, wie der

honignaschende Falter, in das weiche, duftige Laub- und Blumenkissen der heißen Erde ein, mit benommenen Sinnen in ihrem duftbetäubenden Schoße zurückgehalten. Schwerer athmet die Brust, schwerer treibt das Blut durch Herz und Gehirn; fieberisch erregt von aller Licht- und Farbengluth hier, beengt von Schatten, Grabesstille und Einsamkeit dort, benommen von der schwülen, von Gerüchen übersättigten Atmosphäre, überschüttet von überwältigenden Sinneneindrücken, von Nervenreizen und Gestaltenwirrsal: — so schließt sich über ihn der Zauber, der ihn eingefangen, wie über den betäubten Falter der Blumenkelch.

Schlaf- und traumtrunken durchdämmert er die vorgerückte Tageszeit, und nur unter der Morgen- und Abendkühle kommt er zum vollen Bewußtsein des Lebensgenusses; dann aber schlürft er schwelgend das Entzücken ringsum, die ganze Wollust des Daseins ein. —

Geräuschlos gleitet mein Einbaum über die unbewegte dunkle Marmorglätte des stummen, schattendunklen Waldgewässers; außer mir, dem weißen Fremdling des Landes, trägt der schmale, schwankende Nachen noch meine braunen, dienenden Wandergefährten und das nothwendigste Gepäck; tief hangen, laubenartig umschließend, die dichten Laubzweige des Ufergebüsches über die dunkelbraune, fast schwarze Spiegelfläche des Caño's nieder; kein Lufthauch kräuselt, kein Lichtstrahl streift Wasser und Blatt; immer umhüllt uns dasselbe Schweigen, das gleiche undurchbrochene Halbdunkel; der Ruderschlag allein stört die Stille auf und weithin dringt sein leichter, plätschernder Schall als ein ungewöhnlich lautes, befremdendes Geräusch; fast erschreckt stockt die Rede vor dem eignen Stimmenschall, und selbst der Athemzug scheint tönenden Widerhall in der Grabesstille des Waldes zu finden.

Selten einmal huscht, ohne sichtbar zu werden, ein Vogel durch das Laubdickicht; kein lebendiges Geschöpf bewegt und belebt die

stumme, regungslose, dunkle Fluth; in ihren ewigen Schatten verirrt sich kein Schuppen- und Schalenthier, so voll auch das breite, aufgeschlossene, vom Strahl der Sonne geküßte Strombecken von vielgestaltigem, beweglichem Leben wimmeln mag. Dennoch starrt hin und wieder ein schlanker Reiher, unbeweglich auf dem einen Stelzenbeine ruhend, in das beuteleere Waldgewässer, bis der Ruderschlag ihn verwundert aus seiner tiefen Einsamkeit aufscheucht; oder eine Wolke von Fledermäusen hebt sich aus dem modernden Baumstumpfe auf, gegen welchen der Einbaum angestoßen, und flattert geräuschlos, wie ein unheimicher Spuk, im Kreise umher und lichtscheu und schlaftrunken in die dumpfe Schlupfhöhle zurück.

Nun aber lichtet sich der Wald, und wir treiben in das breite, offene Fahrwasser ein. Eine andere Rundschau thut sich auf. Licht strömt in das Walddunkel ein, Sonnenschein liegt auf den blinkenden Wellen, und um Insel und Ufergeschiebe zieht die raunende Strömung ihre Wellenringe. Aus allen Zweigen fallen luftig getragene Blatt- und Blumengehänge nieder, buntes Gefieder schillert durch die grünen Maschen, Stimmen rufen hinüber und herüber und unter dem schweren Tritte und der schwebenden Last biegt und beugt sich das dichte Ufergebüsch. Aus der klaren Tiefe des Wassers tauchen funkelnde Flossen und Schuppen auf, muntere Libellen vertändeln, auf- und abtanzend, das kurze Liebesleben, am purpurnen Blumenmunde hängt naschend der himmelblaue Schmetterling, um honigsüße Palmenblüthen surrt der Juvel der Lüfte, der Colibri, — Licht, Luft, Farbe, Bewegung und Leben ist eingekehrt in den stummen, regungslosen Wald. —

Längst schon ging die Sonne durch den Zenith; es melden sich die Vorboten der schnell herabsinkenden Nacht; wir legen an ein weit vorgestrecktes, sandiges Vorufer an; des beendeten Tagewerkes froh und erfüllt von dem freudigen Vorgefühl der winkenden, gemächlichen Lagerrast, springen die halbnackten, muskel-

straffen, dunkelhäutigen Waldgesellen aus dem Canoë und pflocken es gegen die abtreibende Fluth fest an's Land.

Ein munteres, geschäftiges Leben und Treiben hebt an. Unter wuchtigen Messerschnitten fallen die großen, schweren Bijaoblätter; ein kräftiger Ruck der Hand löst den zähen Bast oder etliche Ellen dünner, bindefester Lianen von Stamm und Zweigen; mit leichter Mühe sind mehrere gabelförmige Stützen in den Sand getrieben und mit leichten Querstangen verbunden, so daß in kürzester Zeit ein schützendes Blattzelt gegen den Nachtthau oder ein aufziehendes Unwetter fertig dasteht. Sodann springt der Eine der rührigen Schaffner in das Boot zurück, wirft die Angel aus und zieht in wenigen Augenblicken einen Pampano und Bagre, — einen Lachs, Karpfen oder Wels nach dem andern aus dem überfüllten Wasser herauf; ein Anderer schleicht mit der Flinte in den Busch, und bald verkündet ein wohlgezielter, weithin schallender Schuß die Bereicherung der Feldküche mit einem zarten, wohlschmeckenden Pauxi- oder Waldpfaubraten; ein Dritter sammelt trocknes Holz am Strande auf und rührt eifrig die Hände am rauchenden Heerde für die ungeduldig erwartete Tafelrunde; und noch ein Vierter, der weiße Fremdling, richtet auf dem ebenen, weißen Flußsande seinen Arbeitstisch her und nutzt ohne Zeitverlust das kurze Tageslicht aus, um seine Sammlungen, Aufzeichnungen, Präparate und allseitige Ausbeute einigermaßen zu ordnen und sicher unterzubringen.

Tiefer neigt sich im Westen das sinkende Gestirn des Tages; zwar steht es scheinbar noch über dem Horizont, doch scheidet sich der Umriß der feurigen Scheibe von Minute zu Minute schärfer von dem blauen Himmelsgrunde ab; jähe fast ist sein Fall aus der halben Zenithhöhe in die Tiefe des Horizonts hinab. Schräge gleiten die gebrochenen Strahlen über die Erde, alle festen Gegenstände finden ihren verlorenen Schatten wieder, der in seiner Streckung und Dehnung genau wie der kreisende Stundenzeiger auf dem Zifferblatte, die Zeit beschreibt. Ungeblendet nimmt das

Auge den Feuerball auf, der sein Wurfgeschoß zu Boden senkt und die gewaltigen Strahlenpfeile umschmilzt in die unsagbar schöne, himmelumlodernde Irisgluth, welche die Kraft des Auges nicht mehr überwältigt.

Je tiefer der Feuerball in das Abendroth untersinkt, desto reiner und unverschleierter tritt die durchsichtige Klarheit der Atmosphäre aus dem heißen, flimmernden Gluthdunste hervor, der unter dem Drucke der senkrechten Mittagsstrahlen wie ein wolkiger Flor auf der Erde lag. Hinweggestreift ist aller Dunst und Glast, der die Schärfe der Linien und die volle Plastik der Formen verwischte; die Umrisse aller festen Körper scheiden sich mit wunderbarer Zirkelschärfe aus der umgebenden, dunstfreien Atmosphäre ab; unverwischt treten die zartesten Conturen des landschaftlichen Reliefs aus der azurnen Himmelsfassung in den fernsten Gesichtskreis ein; kein Dunsthauch trübt mehr den Raum zwischen Pol und Pol.

Während nach und nach die östliche Himmelstiefe in immer dunkleres Blau untertaucht, lodert die Farbengluth an dem Abendfirmament immer feuriger auf; alle Regenbogenfarben wirft das Prisma der Tropenatmosphäre himmelentzündend aus dem gebrochenen Lichtstrahl zurück; rosen- und dunkelblutrothe Gluthstreifen schwimmen auf leuchtend-orangegelbem Grunde; das tief gesättigste Gold strömt in vollen Bächen in glühende Purpurbecken über; Blut und Feuer brennt und fluthet aus lodernder Tiefe herauf; der dunkelste, aus tiefem Kern herausleuchtende Smaragd schmilzt in das zarteste, duftigste Meergrün, in den blassen Schimmer zerrinnender Wassertropfen um; heiß aufschäumender Metallgußgischt wallt und brodelt durch alle Abstufungen feurigen Wiederscheins bis in das letzte irrwischartige Aufflackern verlöschender Lichtatome über. Alle Töne der Farbenscala fließen neben- und durcheinander und gehen durch die zartesten Nüancen übergangslos ineinander auf; ein leuchtender Farbenstreif zerrinnt, ein Glanz verschwimmt in den andern.

Weiches, sanftes Leuchten neben sprühend-brennender Gluth; milder Verklärungsschimmer neben loderndem Weltenbrand.

So das tropische Abendglühen! — Keines Malers Pinsel nimmt die Farben, keines Dichters Wort die Kraft, solche Lebensgluth, solche seelische Durchleuchtung der Erscheinung vor das sinnliche Auge zu rufen, die alles bewußte und unbewußte, alles empfindende und empfundene, stumme Wesen der Natur durchdringt.

Endlich verzehrt sich die leuchtende Farbenrose in ihrer eignen Gluth; — so, wie über den zusammenfallenden Brand die feurige Lohe noch einmal hoch emporschlägt und allen Zusammensturz in ihre Flammen begräbt, bis sie selber über dem verzehrten Heerd verlöscht, überfluthet die aufwallende Flammenröthe endlich das ganze Farbenmeer und schlägt wie ein feurig Grab über die zerrinnende Iris zusammen. Noch hoch über dem Horizonte sinkt das königliche Gestirn in seinen flammenden Purpur unter; alle Farben verblassen und verglimmen bei'm Wenden seines Angesichts; lange aber noch leuchtet der Wiederschein seines feurigen Auges über das Abendfirmament herauf; bis endlich noch ein letzter, rosiger Schimmer den Horizont umflackert und der erste violette Schatten als Bote der Nacht scheu über die Erde geht.

Auch der violette Schatten wird farblos, falbe und grau, und seine wachsende Schwinge nimmt auch den letzten Rosenhauch vom Horizonte hinweg. Dennoch schwebt über der Tiefe, welche den Tag hinabgezogen, auch jetzt noch ein sphärischer Glanz, den der Morgen der einen erwachenden Erdenwelt über den Abend der anderen, entschlummernden Welt zurückestrahlt; — wie wohl die Seele, wenn sie ihren Flug aus dem Körper nimmt, noch die starren Züge des todten Antlitzes mit ihren zurückleuchtenden Strahlen verklärt.

Alle Wipfel und Gipfel erglänzen in dem feurigsten Farbenschimmer; mit Rosen umkränzt, ragen die ehernen Stirnen

der Riesenalp noch in die Region des Lichts hinauf, wenn ihr gigantischer Massenbau bereits in dunkelblaue Schatten versunken steht; und wie droben im Oberland die Berg- und Hügelspitzen, streift der feurige Flügel der Abendröthe auch drunten im Unterland des Waldes Pforten und des Stromes glitzernde Wellen. In dem dunklen Laubfirniß der Riesenwipfel spiegelt sich das zauberische Spiel der Himmelsfarben, während sich um die dichte geschlossene Masse dunkelviolette Schatten lagern; alles malerische Gewinde und Gehänge, das von den stolzen Capitälen bis zu dem raunenden Wasser niederfällt, alles lockig umflatterte Gezweige und von Gipfel zu Gipfel ausgesponnene Pflanzengewebe fängt mit seinen brennenden, lichtschlürfenden Farben die heißen Strahlenblicke des scheidenden Tages auf. Leise zittern die Kronen der Palmen in dem leichten, kaum spürbar durch die ätherreine Atmosphäre rieselnden Strom der Lüfte, und von ihrem straffen, glänzenden Blattspiegel triefen Licht und Farben zu den dunklen Schatten nieder.

Das weite, in vollen und weichen Formen hervortretende Erdrelief liegt in einer Beleuchtung da, welche die glühendste Phantasie so zaubergleich nicht nachzuträumen vermag. Himmel und Erde lodern in Liebeswonnen zusammen; der ganze Lebensinhalt, der höchste Aufschwung des Seins durchdringt und durchfüllt die Natur und offenbart mit übersinnlicher Kraft die seelische Durchfüllung der stofflichen Welt.

Von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler, wo immer nur Menschen beieinander wohnen und das Zeichen des Kreuzes schlagen, ruft die Vesperglocke das zur Andacht geneigte Gemüth zum stillen Gebet; über Weg und Steg, über Berg und Thal, Wald und Flur klingt, wenn die Abendröthe den Himmel umlodert, der metallene Ruf, und es stockt der Schritt und jeder geschäftige Gedanke schweigt; — über Erden geht das Abendgebet.

Mit dem gefüllten Kruge auf dem Haupte schreitet das

braune Mädchen aus der Wasserschlucht dem heimführenden Pfade zu; doch plötzlich rastet der Fuß, die Hand hebt den Krug vom Haupte und setzt ihn nieder auf den flachen Stein, den die spritzende Welle netzt; denn durch das säuselnde wilde Rohr, durch das flüsternde Tamarindenblatt klingt von der nahen Capelle her das Vespergeläut. Rosige Gluth umhaucht das lange, gelöste Haar, die braune Stirn, des Auges dunkel schattende Wimper, — vom Scheitel bis zur Zehe die leicht verhüllte, betend rastende Gestalt. Versteckt im Schilfe lauscht der leichtfüßige Freund und Spielgefährte, und schon schüttelt er keck aus den schwankenden Rispenhalmen den silbernen Blüthenstaub über des braunen Mädchens schwarzes Haar, — da stockt auch seine Hand mitten im kecken Spiele, und der lachende Mund flüstert das Ave-Maria-Gebet. — Kaum aber verhallt der letzte Glockenstoß, so greift die Hand wieder nach dem unterbrochenen Spiele aus, und die Lippen, die eben das Gebet gebannt, rufen nun ein lachend-neckisch „Gute Nacht!" und suchen in heißer Minne berauschenden Kuß.

Und so auch rastet der Wandrer auf seinem Gange, hält der Maulthiertreiber seine Thiere an, setzt der Lastträger die Bürde nieder, und Alle stehen: — der Feldbauer, der Hirte, der Jäger und der reisende Cavalier unter demselben Gebote frommer Ehrfurcht und Scheu, entblößen das Haupt und beten in der gegebenen Formel zu dem Geiste, der über den flammenden Höhen und Tiefen schwebt.

Und wo tief unten über der stillen Meeresbucht oder der breiten Strommündung der heiße Sonnentag in sein Flammenbette untersinkt, da kauert in seinem Baumkahne oder auf seinem einsamen Pfahlbaue der nackte, kupferrothe Mann, der kein Kreuz zu schlagen und nicht in gegebenen Formeln zu beten weiß; mit weitem, offenem Auge umfaßt er die lodernde Abendgluth, und sinnend und brütend betet auch der „Wilde" zu dem Geiste, den auch seine verlorene Seele fühlt.

In Dorf und Stadt und im einsamen Menschenhorste, — überall rings umher feiert das geschäftige Thun; das Gespräch verstummt, die Geberde wechselt, und Groß und Klein neigt, so lange die Vesperglocke klingt, in Stille das Haupt. Alle murmeln das gleiche Gebet, Alle schlagen dasselbe Kreuz, — sie, welche die Schöpfung aus verschiedenem Schoße geboren und nach Herz und Nieren auseinandergelegt hat: — weiße, braune, schwarze, gelbe und mischfarbige, nackte und bekleidete, sittenlose und gesittete, in Haß und Liebe verbundene und getrennte Menschen; und da, wo kein Sacristan mehr das gemeinsame Gesetz und Zeichen hütet und den metallenen Ruf aufnimmt und weitergiebt, nimmt der Hirte, der Jäger, der Ackerbauer den Ruf der Vesper auf und trägt ihn mit dem Kuh- oder Muschelhorne weiter von Berg zu Thal, von Thal zu Berg, durch alle einsamen Fernen fort, auf daß ein Jedes in seiner Lehre und Vorstellungsweise die heilige Oracion begehe, wenn im Weltendome die Altäre brennen und lebensvolle Offenbarungen zündend zu dem Bewußtsein und der Empfindung des Menschen reden.

Lehre und Beispiel geben den Aeußerungen des inneren Bewußtseins, Vorstellungs- und Empfindungslebens feste Form und Regel; aber auch da, wo Lehre und Vorbild noch niemals formend und regelnd eingegriffen haben, ringt das aufgeschlossene, durchstrahlte, stumme Wesen nach Ausdruck und Mittheilung; — Christen beten in gegebenen Formeln, in stummen Gedanken brütend beugen sich die Heiden, wenn die Tropennatur ihren Sabbath hält und durch ihre Tag- und Nachtvermählung der Festhymnus leuchtender Sphären weht.

Nicht Glockenklang, nicht Hornstoß, noch irgend sonst ein künstlich hervorgerufener Ton mehr trägt das Zeichen der Oracion dem Wanderlager am Waldstrom zu; — aber auch hier legt um dieselbe Stunde, wie in allem bewohnten Lande umher, entblößten Hauptes der Jäger seine Beute nieder, wirft der Fischer die

Angelruthe aus der Hand, läßt der Koch neben dem brodelnden Topfe die geschäftigen Hände ruhen; — und mit gekreuzten Armen auch steht, von Andacht erfüllt, der nordische Fremdling unter die Oracion des heißen Süd gebeugt. Ja, von dem Genius der Schönheit und der Größe der Schöpfung noch mächtiger ergriffen, als jene urwüchsigen, für die edleren Naturgenüsse wenig empfänglichen und in einem geistlosen Lehrmechanismus mehr abgerichteten, als unterrichteten Sinnesmenschen, läßt er die feierlichen Eindrücke nur noch tiefer zu sich eingehen und hütet mit dem Sabbath der ganzen Creatur zugleich den Sabbath seiner eigenen Seele.

Alle stummen Lippen, das ganze weite, große Auge der Schöpfung duften und glühen inbrunstheiß zum Himmel auf, der sich in übersinnlicher Pracht und Herrlichkeit gleichsam aufgethan hat über alles sinnliche Schauen und seelische Empfinden. Nicht das Hallelujah aller Davidsharfen und Prophetenzungen, noch das rauschendste Hochamt aller Menschenpriester zieht so mächtig himmelan, wie die Tropenabendfeier, welche die stumme Priesterin Natur auf ihren geweihten Händen durch alle Sphären und Aeonen des Weltalls trägt! —

Wunderbar belebt, schlürfen alle athmenden Organe der Schöpfung neue Wollust des Daseins ein; das matt und schlaff unter dem heißen Mittagssonnenstrahl zusammengesunkene Wesen erhebt sich wieder aus seiner schlaf- und traumestrunkenen Versunkenheit; ein kräftiger Herzschlag treibt wieder durch alle Adern, die betäubten Sinne erwachen, die verstummten Stimmen lösen sich, die niedergedrückten Gestalten regen und bewegen sich. Von Brust und Schläfen fällt das schwere Joch der Strahlenschleuderin; unter ihrer niedergleitenden Sohle weicht der lähmende Druck; wie der heiße, flimmernde Dunst der Atmosphäre, löst sich der bleierne Alb aus dem Geblüte; von der Lebenswollust berauschend erfaßt, tönt alle Creatur in jeder ihr gegebenen Stimme und Weise ihren Jubel und ihre Freude aus.

(874)

In den Lüften schwebt, in Busch und Baum hüpft und schlüpft die bewegliche, bunt und glänzend gefiederte Welt; durch Wald und Feld geht einzeln und heerdenweise das an den festen Boden gebundene Geschöpf der tränkenden Quelle nach; durch den blinkenden Wasserspiegel rudert die schimmernde Flosse; der Falter schlägt seine seidenglänzenden und sammetweichen Fittige auseinander und fürchtet nicht mehr für den zarten Flaum den sengenden Strahl; der Libellen tanzender Schwarm und das ganze geflügelte Heer der ephemeren Existenzen badet die metallisch glänzenden Schilder und Flügeldecken in dem goldigen Wasserdunst, der duftig über Strom und Ufer lagert. Am Stengel hebt sich das gesenkte Blatt, der kosende Zephyr küßt die welke Blume auf, das ganze Adernetz füllt sich mit neuem Safte, straff und frisch streckt und dehnt sich der ganze grüne Wald- und Flurteppich.

So nahet die Nacht, und so kündet ihr belebender Hauch ihr Kommen voran. Nicht zögernd, nicht allmählig, wie der Morgen seine Stimmen weckt und sein Kommen vorbereitet, — schnell, wie im Fluge, ist sie da; kein Zuruf, keine längere Erwartung und Bewillkommnung, kein langsames Herannahen, kurz, kein Werden geht ihr vorauf; der Tag hält plötzlich inne auf seinem Gange; ein Stillstandsgebet legt seine Kräfte still und todt, und schnell, wie Licht in Dämmerung, Dämmerung in Nacht übergeht, stockt auch wieder aller Freuden- und Jubelrausch, der alles aus der Mittagslethargie erwachte Leben stürmisch durchdrang. Noch wühlt sich der heiße Tagesstrahl begehrlich in den dichten Laubschoß der Palme ein, und schon ahnt ihre halb erschlossene Blüthe den feuchten, erweckenden Kuß der Nacht; noch schlürft der Hirsch im Abendglühen das köstliche Labsal der Waldquelle in langen Zügen ein, und schon scheucht ihn nach der Sättigung der dunkle Schatten in sein Nachtasyl zurück; — nur mit einem tiefen, gedehnten Athemzuge haucht der Tag sich hinüber in die Nacht.

Während des kurzen Ueberganges von Tag zu Nacht wird alles thierische Leben noch einmal vom stürmischen Lebensdrange erfaßt; der Waldsaum, das Flußufer, das luftige Gezweige, die Savane, jede offene Lichtung gestaltet sich alsdann zu einem Tummelplatze ausgelassener Lebenslust; die verträglichsten und unverträglichsten Waldbewohner von verschiedenster Tracht und Gestalt gehen dem Lichte, der Aesung, dem Trunke und Bade, dem Spiele und Kampfe nach. Mit wilden Sprüngen schwingt sich kreischend die Heerde der geschwänzten Affen von Ast zu Ast; ernst und bedächtig schreitet die Chorende der Brüllaffen zur Tränke und stimmt, im Kreise niedersitzend, ihren dumpf rollenden, düstern Trauergesang an; mit schwerfälligem Flügelschlage flattern die hühnerartigen Vögel in dem niederen Geäste der Bäume umher; brummend lockt der Pauxi sein Weibchen an seine Seite; paarweise zusammenhaltende Arucus sammeln sich mit lautem Zurufe in der Krone dichtbelaubter Bäume; zahlreiche Papageyenschwärme kehren mit wildem Geschreie und lärmender Geschwätzigkeit aus den geplünderten Feldern in das Dickicht des Waldes zurück; laut hämmert der Specht mit eisenfestem Schnabel gegen die hohle Rindenwandung; die niedlichen, munteren Meisen, die beweglichen, im herrlichsten Farbenkleide schillernden Sperlingsvögel hüpfen und schlüpfen zwitschernd und singend durch das goldumflossene Ufergehege; der Regulus singt seine glockenartige Tonleiter; der funkelnde Colibri umschwebt surrend die duftende Vanille; blitzschnell umkreisen düster gefärbte Macroglossen schneeweiße Inga- und Myrtenblumen; große, im lebhaften Grün und Gelb prangende Sphinx drehen sich schwirrend um weitgeöffnete Malvenglocken; über groß ausgespannte, cyanenblau leuchtende Fittige gleitet, wie sphärisches Friedenslächeln, der Rosenhauch der Abendröthe.

Im Schilf und Rohr bewegen sich grunzend und fauchend Otter und Wasserschwein; auch das Faulthier erwacht schon aus dem Tagesschlafe und läßt weithin sein weinerliches A-i- hören;

im dampfenden Schlamme schlägt der Kaiman geräuschvoll seine gesinnungsfreundlichen Kinnladen zusammen; und schon verkündet hier und da ein leises Knurren den Pürschgang des Tigers. So schallt es hinein und heraus aus dem Wald, alle Stimmen lärmen durcheinander und heben den großen Zapfenstreich an, der das Heer des Waldes zur Ruhe ruft.

Alles Leben rollt und kreist im Vollgenusse seines Seins; und nicht scheel und neidisch lauernd sitzt die wankelmüthige Nymphe an der Pforte der Wolken und Winde und geizt und kargt nicht mit ihren freundlichen Sonnenblicken; wie heute und gestern der Tag auf- und niederging, so kommt und geht er immer gleich anmuthig, heiter und festlich angethan morgen und alle Tage wieder als ein niemals vorenthaltenes Freundschaftspfand der hesperischen Liebesgötter. —

Die niedersinkende Dämmerung duldet kein Zögern und Weilen; voll ungestümer Hast webt sie den Schattenschleier um alle sichtbare Gestalt; kaum nimmt das Auge wahr, wie das Licht zergeht und der Vorhang sich um die mystische Tag- und Nachtbegegnung schließt. Das Dunkel fällt, man möchte sagen: greifbar nieder, legt sich, wie eine Binde, um das Auge, wie ein Mantel um das Licht; alle Stimmen verstummen; tiefes Schweigen, feierliche Stille und Ruhe deckt alle Welt. Eine Pause tritt ein; eine Spannung, eine feierliche Erwartung gleichsam geht lauschend um; — doch nur ein tiefes Ausathmen ist's des Sonnentages, und schon athmet hoch auf der Sternentag.

Der Vorhang fällt, und aus dem geheimnißvollen Dunkel schwebt sterngeschmückt die Nacht herauf; das Auge sieht's, und doch entsteigt das neue Bild wie ein Mährchen dem Schoße der Dämmerung. Noch rudert hoch im rosigen Lichte das Guacamayo-Paar mit wechselndem Anrufe dem nächtlichen Asyle zu; noch gleitet über das raunende Wasser traumartig der hinschmelzende Glockenton einer kleinen, im dichten Laubbette nistenden Sängerbrust; noch ruft aus den glim-

menden Wipfeln des bergansteigenden Waldes der Tukan seinen lang-gedehnten, melodisch-aushallenden Abendgruß: „Dios te dé! Dios te dé;“ [1]) über alle rosig umdufteten Auen; — und schon sinkt die Sonne hinter die Tiefen des Waldes unter. Nicht glühen die Wipfel des Waldes mehr, nicht liegen die Auen noch im rosigen Golde gebadet; das Guacamayo-Paar verschwand, der Glockenton seitlich im Busch verklang, der melodische Abendgruß verhallt; noch flackert ein matter, blasser Schimmer auf, ein Aufblick noch, — und es ist dunkle Nacht!

Jede Bewegung stockt, jeder Laut verstummt. Nur den feinsten Sinnen wahrnehmbar streift ein leichter, dünner, kein Blättchen bewegender Luftstrom über die Erde, der wie ein Genius der Güte und Barmherzigkeit von allen lechzenden Zungen und Poren die Verschmachtung löst; er richtet die gesenkten Halme und die gebrochenen Blumenkelche auf und geht durch die athmenden Organe wie ein Erlöser ein; und doch spürt ihn die Materie kaum.

Viel würziger, als unter dem heißen Mittagsstrahle, streut der Wald unter dem Mantel der Nacht Myrrhen und Weihrauch aus; alle seine Glieder: Blumen, Blätter, Wurzeln, Rinden und Früchte entbinden starke und kräftigende Wohlgerüche. Die Knospe schwellt, und halbgeöffnet umfängt ihre zarte Hülle bereits das stille, stumme, geheimnißvolle Liebesleben der Blume. Lebensbalsam duftet und quillt, raucht und fließt aus allen Poren der Schöpfung dem athmenden Geschöpfe entgegen.

Doch für den, an beständig heitere Sinnenreize gewöhnten Menschen unter den Tropen ist nun die geschenete hora triste gekommen. Unheimlich berührt von der plötzlichen Flucht aller Sinnenreize, und von der Verdrängung des heitern Lichts aus dem Lebensraume wie von einem Alb bedrückt, flüchtet er in einen Winkel seines Hauses oder Corridors, schlüpft in die Hängematte, wie der Vogel in sein Nest, und kriecht, das Gesicht in die Armbeuge bergend, seufzend in sich selbst zusammen; —

lagert er draußen unter freiem Himmel, so kauert er dicht an der Feuerstelle nieder, drückt das Kinn zwischen die Kniee, zieht die Covija dicht um Kopf und Brust und starrt seufzend in die Kohlengluth.

So seufzt es aus seinem stummen, unaufgeschlossenen Wesen heraus, als ob die gebundene, in Haft und Dämmerung gehaltene Seele, wie draußen das eingefangene Licht, nach Entschleierung, nach Sprengung ihres Verschlusses verlange. Aber auch die Einbildungskraft ist durch abergläubische Vorstellungen in Furcht und Schrecken gesetzt. Denn im dunklen Walde schleicht der Lahmfuß umher, ein gespenstisches Wesen, das den im Freien schlafenden Menschen arglistig umlauert und sein Verderben sinnt; — der Salváje, der Waldmensch, ein wilder, verthierter Halbmensch,[2]) von riesiger Kraft, trägt Gelüste nach seines Vetters warmem Blut, und das Auge meidet den Aufblick aus der Kohlengluth, um nicht den entsetzlichen Schatten im Schatten zu sehen; — Hexen und Zauberer, die dem Arglosen „etwas anzuthun" bestrebt sind, folgen ihm in jeder Verkleidung und Vergrößerungs- und Verkleinerungsfähigkeit; — und auch die Seele des Verstorbenen irrt ruhelos in diesem und jenem Thierkörper umher und ihr Klagen tönt bang und schaurig durch die stumme, dunkle Nacht.

Wo schüfe der Mensch in seinem Wahne sich nicht immer selbst die meiste Qual? — Und ob die Erde sich ein Paradies gebaut, — es kommt der Mensch und löscht seine Wonnen und seinen Frieden aus!

So spinnt der, an die gleichförmige Heiterkeit seiner Himmelserscheinungen gewöhnte und durch äußere Eindrücke leicht, wie ein Kind, in oberflächliche Stimmungsschwankungen versetzte Tropenmensch in der hora triste trübselig seine Gedanken aus, wenn um ihn her die Nacht ihre grauen Schatten webt. Hin und wieder greift die Hand mechanisch und schwerfällig nach dem Holzbrande, um die Gluth lebhafter anzuschüren; und wie-

der versinkt, nach diesem kurzen Aufwande von Energie, der seufzende Parse in die vorige Lethargie, um, wenn durch ein eingeleitetes, aufmunterndes Gespräch oder durch irgend eine andere zufällige Veranlassung eine Anregung und Erweckung gegeben ist, mit dem ersten Aufblitzen der nächtlichen Himmelsleuchten wieder elastisch emporzuschnellen, oder seufzend die Formel des Gebets zu murmeln, das Kreuz zu schlagen und die Covija über den Kopf zu ziehen.

Gleich einer schwarzen Mauer steigt der Wald, wie eine graue umrißlose Masse das Gebirge vor dem Auge auf; alle Contouren sind verwischt, alle Formen und Gebilde zu einer einzigen Schattenmasse zusammengeronnen. Ein nüchterner, grauer Ton deckt alle Höhen und Tiefen; schwarzes Nichts gähnt nach aller Lebensgluth und Lebensfülle, nach aller Pracht und Herrlichkeit, nach allem Schwelgen und Entzücken den entzauberten Sinnen entgegen; Tod und Leere breitet das schwarze Bahrtuch aus.

Aber nur während eines Athemzuges der flüchtigen Zeit! Der Drang nach Licht und Leben unter dem Tropengestirn kennt kein Rasten und Säumen; nur einen Augenblick fällt der Vorhang, während dessen hinter ihm die Wandlung der einen Lichterscheinung in die andere vor sich geht; nach dem Niedergange des einen steigt bereits das andere leuchtende Gestirn herauf. Der kalte graue Ton, der, wie eine Hand, leichthin über das Auge glitt, zerrinnt, wie die düstere Falte vor dem Lächeln freundlicher Augen zergeht; nur als eine lockere, flüchtige Spur des Ueberganges aus einem Gewande in das andere drückt der Tag die hora triste in die Empfindung des Menschen ein; bald kündet ein leuchtender Stern nach dem andern das neue Lichtgewand an, und immer heller quillt die leuchtende Fluth aus tausendfach strömenden Bronnen aus, und immer blauer und unergründlicher dehnt und weitet sich der unendliche Himmelsraum.

Kein Ringen und Kämpfen tritt ein zwischen Tag und

Nacht, kein langsames Siegen und Unterliegen beginnt hier und endet dort, sondern ein Vermählen Beider ist's, die Wiedergeburt des Einen aus dem Andern. Sobald der Sonnenpfeil vom gesenkten Boden gleitet, schwebt ohne Zaudern die holde Lichtspenderin der Nacht in keuscher, purpurner Röthe aus blauen Tiefen herauf und ihre leuchtende Schönheit wandelt alles Dunkel um sich her in Licht und Glanz. In dem Schimmer ihrer holden Reize spiegelt sich, rosig erglühend, der Abendstern; huldigend steigen Schiff und Centaur in stolzer Pracht am Firmament herauf; festlich grüßend schließt der ganze Sternenreigen seine leuchtenden Kreise, und ein Heer von glänzenden Trabanten trägt das Lob seiner Königin vor sich her.

Auferstanden ist nun der Sternentag! — So weit das Auge trägt: — unverschleierter Raum; so weit der Raum sich dehnt: — Licht ohne Gluth, Glanz ohne Blendung. Sinnverwirrend unermeßlich weiten und tiefen sich die Himmelstiefen; und aus den schwarzblauen Tiefen leuchtet das weiße Licht der Sterne in solcher Fülle und Klarheit nieder, daß die unermeßlichen Fernen crystallklar aufgeschlossen liegen und die Stirne des Sterblichen gränz- und schrankenlos in die aufgeschlossene Unendlichkeit des Weltenraumes hineintritt.

In dicken Strahlenbündeln entsenden die leuchtenden Himmelskörper das reine, glanzvolle Licht, und doch strömt es trotz aller seiner Fülle und Kraft so milde und ruhig aus, daß es, wie die Harmonien das Ohr und der Labetrunk die schmachtende Zunge, wohlthuend und letzend das Auge füllt. Himmel und Erde schwimmen in Glanz; der Mensch, der in diesem Glanze steht, fühlt, wie dem Boden unter seinen Füßen Licht entquellt und seine Erde hineinleuchtet in den Weltenglanz.

Die Schwere und Beklommenheit der Tagesgluth ist abgeworfen, alle Lungen der Natur athmen neue Kraft und Frische; wahrnehmbar steigt die Ausstrahlung der Erde in den klaren, dunstfreien Himmelsraum auf; man glaubt, das Athmen, Deh-

nen, Schlürfen und Schwellen aller unsichtbaren Lippen, das Steigen und Rieseln des Saftes, das Oeffnen, Füllen und wollustvolle Empfangen aller Organe mit den Sinnen wahrzunehmen. Entfesselt entsteigen die duftigen Blumengeister ihrer Haft und schweben in die Lüfte auf wie so viele leichte, anmuthige, aus der Schwere der Sinnenhaft befreite Kinder des Gedankens. Kraft und Stoff gleichen Abgabe und Ersatz in gesteigerter Thätigkeit aus; mit vollem Pulsschlage treibt der Kreislauf des Lebens durch das Aderneß der Schöpfung.

Das ganze zarte Ranken- und Rebengewinde zittert und flüstert unablässig in dem leisen, kaum spürbaren Hauch der Lüfte, und wenn nun gar ein stärkeres Lüftchen durch die ruhige Strahlung treibt, dann suchen sich die leicht geschwungenen, schwebenden Halme und Fiederblättchen gegenseitig zu haschen und wie im Liebestaumel zu umfangen. Ungestüm sprengt die Palme ihre festen, holzigen Blumenhüllen, und duftig zart, wie von Lilienschimmer umflossen, tritt der entfaltete Blüthenstrauß an das weiße Mond- und Sternenlicht. Der Nachthauch nimmt den süßen Duft der vieltausend kleinen Blumenkelche auf und mischt ihn mit der Duftwürze der Vanille, der Orchis-, Crinum-, Ingwer-, Ananas-, Myrten-, Lorbeer- und so viel anderer Blumen, Früchte und Balsame zu ätherischem Nectar zusammen. Seine holdesten Mährchen webt alsdann der Zauber der Tropennacht; Wonnerausch und Liebestaumel erfaßt den ganzen duftigen Reigen; nur die Mimosenblättchen hangen schlafend an den träumerisch geneigten Stielchen nieder.

Tiefe Stille lauscht nah und fern. In magischen Schimmer eingekleidet, gleichsam aller materiellen Wucht und Berührung entzogen, geht die Tropennacht wie ein holdes Traumgesicht, wie ein stiller, verklärter Geist über die Erde. Ihr Gemisch von Anmuth und Majestät, von freundlicher Ruhe, Größe und Erhabenheit, von sinnlichem Zauber und stofflicher Entkleidung ergreift alles empfängliche Wesen wie ein geisterhaftes Walten

und Weben und Aufwärtsheben. Jedes kleinste Geräusch pflanzt sich weithin durch die Stille fort; der eigene Herzschlag scheint fortgetragen, der Athem selbst von jedem Blättchen zurückgehaucht zu werden; es ist, als halte die Schöpfung ihren Odem an, als fülle das fluthende Licht der Sterne allein alles immaterielle Leben aus; und ob der Wald auch, wie ein raunend Meer in seinen Tiefen tönt, so trägt doch auch dieses raunende Tönen einen mystischen, unkörperlichen Klang und vermindert nicht, sondern hebt nur noch das geisterhafte Wesen der Tropennacht.

Doch die Natur schläft nimmer, schafft ewig in immer gleicher Kraft und ununterbrochener Ordnung fort; sie kennt keine Pause, keinen Stillstand, keinen Uebergang, keine Wandlung und Aenderung; sie ist unter jeder Erscheinung und äußeren Gewandung immer dieselbe mechanisch verrichtende, unbewußt treibende und getriebene, empfindungslos wirkende Kraft; ihr Puls stockt nimmer, sie schließt nie das Auge, hält nie die Stimme und den Odem an.

Je nach dem Wechsel ihrer äußeren Züge: — Morgen, Mittag, Tag und Nacht, wechseln auch die Verrichtungen, die Arbeiter und Werkzeuge in ihrem rast- und ruhelosen Getriebe. Riesige Gestalten und Gewalten und kleine Kräfte und Werkzeuge, blendende und unscheinbare Erscheinungen lösen einander in beständiger Regel- und Gesetzmäßigkeit ab. Kaum sinkt die Dämmerung auf die Erde nieder, so rastet die eine und rührt sich die andere Lebewelt. Milliardenheere von winzigen Geschöpfen, — unscheinbaren, doch in ihrer Massenwirkung unüberwindlichen Arbeitern im Haushalte der Natur, — erscheinen auf dem Plan, durchwirbeln die Lüfte, durchwühlen die Erde, durchschlüpfen das Wasser, durchbohren Rinde, Wurzel, Frucht und Blatt, Baum und Fels und machen in der vielhunderttausengliedrigen Bewegungs- und Stimmenundulation Wald, Erde, Luft und Wasser tönen.

Mit Sonnenuntergang setzt der hohe, schrille, die Nerven

durchrieselnde Tenor der blutsaugenden Netzflügler ein, dieser Geißel des Tropenparadieses, welche den ersten Tropfen Gift in den Becher berauschender Hochgefühle träufelt. Der Tagschmetterling legt seine leuchtend-schillernden Fittige zusammen und flüchtet gegen Thau und Regen unter das breite, deckende Blatt; dagegen schlüpft der dickleibige, düsterfarbige Nachtfalter aus seinem dunklen, die Sonne abwehrenden Verließe hervor. Auf langen Heerstraßen ziehen in geordnetem Marsche klirrend die Legionen der Ameisen heran, lösen sich in plündernde und raubende Schwärme auf, und unter ihren scharfen, rasselnd arbeitenden Schneidezangen fällt das saftige Grün der überfallenen Felder und Bäume binnen wenigen Stunden wie ein grüner Flockenfall zu Boden. Die durchsichtig-blassen, sonnenweichen Termiten bauen unter dem kraftlosen Nachtgestirne ihre steinharten Festen und schützenden Röhrengänge auf und arbeiten an dem Umsturze des Hauses über dem schlafenden Menschenhaupte. Breitfüßige, häßliche Geckonen klettern unter unangenehmen Tönen an den Wänden auf und nieder, Scorpione und Tausendfüße schlüpfen aus dunklen Ritzen und Fugen hervor, übelriechende Cucaracha's flattern zudringlich in's Gesicht und verheeren und zerstören Alles, was sie mit ihrem Nagewerkzeuge nur fassen können. Motten und Schaben, Schnecken und Bohrwürmer, Riesenkäfer mit gewaltigen Sägen und Brechzangen und alle möglichen Schaufel- und Nagethiere, — das Alles hämmert und pocht, scharrt und kratzt, sägt und bricht, klirrt und schwirrt unter und über der Erde, im todten und frischen Holze, in Baum und Fels, in Haus und Hof, auf Stiel und Blatt, in Frucht und Blüthe, auf der Erde, im Wasser und in den Lüften.

So treibt der Puls in ewig gleichmäßigen Schlägen durch den großen Organismus der Natur; ununterbrochen greift das eine Zahnrad ihres Getriebes in das andere; und alles verworrene, leise, räthselhafte Getöse, das unter dem Schall und Schwall des Tages wahrnehmlos verschwindet, leitet die Stille der Nacht

wie durch ein Schallrohr zu dem geschärften Sinne des Gehöres, — denn, was der Tag nicht vernimmt, erlauscht die stille, regungslose Nacht.

Und so, wie sich ungesehen und verworren das raunende Tönen regt, so erhebt sich auch unter dem hellen Monde der laute Stimmenschall. Der gellen Dampfpfeife gleich tönt das laute, langgedehnte Pfeifen der Baumcycaden weithin durch Feld und Wald; unter schneeweißen Wasserlilien sitzt geduckt die trübselige Unke und wiederholt monoton ihre melancholischen, dem Tropfenfalle ähnlich tönenden Rufe; in dem Blattgewirre klettert der Laubfrosch umher und begleitet den düstern Gesang der Frau Unke mit scheltender, knarrender Stimme; schnaubend bläst die Riesenkröte ihren weiten Sackschlund auf und stößt gemeinsam mit andern unförmlichen Lurchen ein periodisches dumpfes Gebrülle aus.

Doch viel anziehender tummelt sich oben und unten, in Luft und Wasser, in Laub und Gras eine anmuthige, ätherische Welt von leichten, muntern, meteorartig leuchtenden Lebewesen. Unzählige kleine durchscheinende, leuchtende Tropfenkörper rollen und kugeln sich, wie ein Sprühfunkensprudel, durch das leicht bewegte oder ruhende süße und salzige Wasser; farbige Blitze schlagen aus der Tiefe, wie aus dunklen Wetterwolken, herauf, und jedes kleine Wellengekräusel treibt wie ein elektrisches Lichtspiel oder wie ein glänzender Kometenschweif über den dunklen Wasserspiegel, taucht verlöschend unter und hebt wieder ein neues Lichtphantom aus der Tiefe herauf. Rings um die Uferrundung der kleinen Tümpel und Teiche und rieselnden Gewässer aber sprühen und glühen in dem dichten, dunklen Blätterkranze die Glühwürmchen und Leuchtkäfer wie zahllos eingestreute Sonnenkügelchen und Karfunkeltropfen.

Schwebend aber fliegen die Leuchtkäfer auf und durchspinnen die Luft mit einem feurigen Netze von leuchtenden Fäden; von Ufer zu Ufer, hoch und tief, durch Licht und Schatten, hinüber

und herüber, auf und nieder schlingt und schürzt sich das bewegliche, sich ewig knüpfende, ewig lösende feurige Netz; aus der dunkelrothen Gluth der Granaten und dem leuchtenden Strahlenblitze des Smaragd-, Opal- und Diamantgesteines scheinen seine glühenden Fäden gesponnen; in tausendfach sich kreuzendem, neckischem Fluge haschen und jagen sich die glühenden Augen, wiegen sich hier auf schwankenden Halmen, huschen dort irrlichtartig durch den Wald, saugen sich am Nectar der Blumen fest, — denn nur ätherisch ist die Speise dieser ätherischen Lebewesen, — oder hängen sich, wie funkelndes Geschmeide, um die silberglänzenden, leise schwankenden Blumenrispen des wilden Rohres, schwebenden Silphyden gleich. „Einen verkörperten Wiederschein des Sternenhimmels auf der Erde und ihrer Atmosphäre" nennt Alex. v. Humboldt diesen nächtlichen Reigen der fliegenden Laternen.

Aber auch die höhere Thierwelt verharrt nicht schweigend; bald nach der Dämmerung lösen sich die Stimmen wieder aus der allgemeinen Verstummung. Die Augen, welche am Tage geschlossen sind, öffnen sich mit dem Aufgange des Nachtgestirns, während gerade in den ersten Nachtstunden, wenn die nachtwachenden und nachtwandernden Geschöpfe sich am rührigsten regen, die am Tage geöffneten Augen am schwersten und festesten geschlossen sind, gleichsam, um ihren umherschleichenden Nachstellern um so sicherer zur Beute zu fallen. Und zahlreich ist das Mörderheer, das mit unheimlich durch die Nacht leuchtenden Augen lüstern nach seinen Opfern ausspäht; in den Lüften, im Wasser, auf dem festen Boden hält es seine nächtlichen Umzüge, und in das Summen und Tönen des Waldes fällt scharf und gellend die Stimme der Einzelwesen ein.

Kaum verlöscht das Abendglühen, so spannen Vampyre und Fledermäuse die fächelnden Flügelhäute und haschen im scharfen, eckigen, pfeilschnell hin- und herflatternden Fluge nach den fliegenden Laternen und umherschwirrenden Insecten. Geräusch-

los taucht die Eule den weichen Flaum ihrer Schwingen in den silberduftigen Nachtäther und späht aus der klaren Höhe mit feurig rollendem Auge in die verborgensten Schlupfwinkel der umnachteten Erde. Unheimlich lacht und stöhnt der Ziegenmelker, zischend und schrill kreischend umkreist der Kauz den hellen Feuerschein, und manche andere weiche Schwinge mehr hebt und senkt sich über das ängstlich gedrückte, wehrlose Gethier.

Leicht und geräuschlos, wie oben der Räuber der Lüfte seine Kreise zieht, schleicht unten die geschmeidige Katze durch Busch und Gras über den Boden hin. Unter dem leisen Tritte aber knickt verrätherisch das dürre Reis, leise raschelnd schließt sich hinter den wuchtigen Pranken die geöffnete Fährte, oder ungeduldig peitscht die gekräuselte Ruthe die sammetnen Weichen, wenn sich durch die Schlupflöcher der Pothos und Dracontien der rasselnde Schuppenpanzer der Boa windet. Plötzlich wird ein schriller, schneidender Angstschrei laut; — und wieder kehrt ebenso schnell die vorige Grabesstille zurück. Eine ängstliche Spannung tritt ein; wieder erhebt sich ein jäher, herzzerreißender Aufschrei; — und wieder ist's todtenstill. Ein leichtes Brechen in Busch und Baum, ein kurzes klatschendes Flügelschlagen, ein raschelndes Panzerschütteln, ein lautes, röchelndes Wuthgebrüll: — sie geben den Aufschluß zu diesem jähen Angstgeschrei.

Nicht aber bleibt es bei diesen leisen Geräuschen und vereinzelten Lautausstoßungen. Ungeduldig erhebt der Jaguar, wenn der Fang mißglückt und der Hunger ihn peinigt, sein zorniges, röchelndes Gebrülle, das, von katzenähnlichem Geschrei begleitet, laut und anhaltend durch das Walddunkel rollt. Zitternd, von Furcht gelähmt, duckt sich das aus dem Schlaf geschreckte Nest- und Höhlenthier bei dieser schaurigen Jagdfanfare noch fester nieder: in dem Baumgeäste aber regt sich's angsterfüllt. Kreischend springt der Titi, der kleine zierliche Winselaffe, auf und bringt seine ganze Vetterschaft, die nur in großen Heerden zusammenlebt, in wilden Aufruhr. Schaurig rollt das dumpf-

wirbelnde, melancholische Geheul der Brüllaffen durch die dicke Finsterniß; schrilles Kreischen, Pfeifen, Winseln, Bellen antwortet aus allen Zweigen; schnaubend und zähneklappend durchbrechen die Pekkariheerden das Dickicht; zerrend und reißend hängt der angstgehetzte Hirsch in den Lianenschlingen; mit lautem Flügelschlage und wildem Geschrei flattert das schwerfällige, hühnerartige Geflügel von seinem Sitze auf; dumpf brummend wenden sich die Heerden der Trompetenvögel zur Flucht; in den Zweigen seiner Baumweide hängend, stößt das Faulthier seine jämmerlichen Klagerufe aus; in der dichten Guadua knurrt der Ocelot, heiser bellt der Fuchs, die Katze faucht und winselt, die Eule kreischt, die wehrlosen Nagethiere quieken und grunzen: — ein Aufruhr sonder gleichen durchtobt den dunklen Wald.

Wuth und Angst, Flucht und Verfolgung brechen sich Bahn mit blinder, ungestümer Hast; Lianen reißen, Zweige brechen, Bäume ächzen, und, seiner letzten schwankenden Stütze beraubt, stürzt ein alter morscher, längst schon an Krücken hängender Waldriese mit Donnergekrache zu Boden. Die Erde bebt, die Lüfte stöhnen, es heult und brüllt der Wald.

Doch schnell, wie entstanden, legt sich das wilde Getöse wieder, und eindrucksvoller nur kehrt nach dem wüsten Lärm die tiefe Stille der Nacht zurück. Mehrmals wiederholt sich vielleicht noch dies plötzlich anhebende und ebenso schnell wieder verstummende Waldconzert, das unter dem Mantel dunkelster Nacht und tiefster Einsamkeit auch dem beherzten, unerschrockenen Manne Grauen einzuflößen vermag.

Die Fülle und Mannigfaltigkeit des Lichts aber wächst parallel mit der vorschreitenden Nacht, und immer stiller wird's, immer feierlicher auf Erden. Bis Mitternacht ist ein Aufsteigen der Nacht zu ihrem Höhepunkte ebenso wahrnehmbar, wie ein Aufsteigen des Tages zu seinem Sonnenzenithe; und so auch tritt, wie unter dem Sonnenzenithe, auch unter der Nachthöhe

wieder eine allgemeine Dämpfung und Verstummung des bewegten Lebens ein. Immer schärfer auch scheiden sich Licht und Schatten von einander; nur noch die dunkle Schattenmasse rückt form- und umrißlos in den Lichtglanz ein; hier, unter der Vollfluth reinsten Lichts: — zauberhelle Landschaft; dort, unter dem tiefen Schattenwurfe: — formenloses Massendunkel.

So zieht der grüne Riesendom seinen schwarzen Mauerring immer enger und fester um die freie Uferlichtung, die wie ein silbernes Feld im dunklen Schilde liegt. Keine Durchstrahlung, nicht die leiseste Lichtdurchschimmerung lockert und löst die schwere, schwarze Mauerschicht; nur hier und da tritt oder wächst gleichsam ein vorspringender Ast, oder ein wagerecht seitüber gebeugter Stamm, oder ein kühn und phantastisch geschwungener, riesiger Laubbogen wie ein erhabenes, auf mächtigen Pfeilern ruhendes Kapitäl aus den festen, dunklen Quadern heraus.

Alle, auch die entfernten, den Horizont abschließenden Gegenstände treten zunehmend näher an das Auge heran; das am Tage weit zurücktretende und terrassenförmig sich aufbauende Gebirge steht nun dicht als ein fester, formenloser Schattenriese vor der Stirn. Die Nacht verschiebt Dimensionen und Entfernungen, sie täuscht, wie das Gehör und die übrigen Sinne, auch das Gesicht; Fernes scheint dem Auge nah, und ebenso undeutlich entscheidet das Gehör über Nähe und Ferne, Art und Stärke des vernommenen Geräusches. Die Sinne sind beständigen Täuschungen unterworfen.

Das scharfe Eintreten der festen Schattenmassen in den hellen crystallklaren Lichtraum berührt ganz eigenartig; auf der einen Seite: — Verdoppelung aller körperlichen Wucht und Schwere, Verdichtung der Masse und Materie; auf der anderen Seite: — Auflösung aller Schwere und Körperlichkeit, ätherisches Durchfließen und Umfassen. Wie eine Erscheinung aus der Zauberlaterne steigt der Schattenkörper: Wald, Gebirge, oder was es sei, aus der Erde auf; hineingestellt scheint er, wie ein Riesen-

fuß, wie eine Cyklopenfaust aus dem Schattenreiche in das entkörperte Reich des Lichts; so schroff und fremd gegenübergestellt, so scharf herausgeschnitten aus Licht und Glanz steht die Schattenmasse in dem Lichte da. —

Schlafend liegen meine Wandergefährten auf dem weichen, warmen Sande unter dem leuchtenden Sternenhimmel; nicht fesseln seine Wunder das verwöhnte Auge, noch vermag der Zauber der Tropennacht einen nachhaltigen Eindruck auf das unvertiefte, rohe Sinnenleben, darinnen die Seele traumartig eingesponnen liegt, auszuüben; sobald die Feldküche ihre anheimelnde Thätigkeit eingestellt hat, das Nachtmahl verzehrt, die Unterhaltung mit ihrer Spuck- und Ammenmährchenwürze verstummt ist, streckt sich Einer nach dem Andern neben der heißen Heerdasche zum Schlafe nieder; — und sie Alle, die unter einem wandellos gütigen Himmel zum Leben erwacht sind, schlummern sorglos, bedürfnißlos und ruhigen Sinnes, fremd des Kummers und der Noth, der Sorgen und Leiden des armen, mittellosen Menschen unter dem rauhen nordischen Himmel, fremd der Genüsse, wie auch des Elends des großen Gefangenhauses der Civilisation, — zufriedener und beglückter auf dem Lager im weichen Sande unter dem leuchtenden Sternenhimmel, als wohl gar mancher seiner weißen Mitbrüder auf weichem Daunenpfühle unter seidenem Baldachin.

Malerisch kleidet, so lange die Gruppe noch rauchend und munter plaudernd im Kreise um das Lagerfeuer sitzt, die rothe und blaue, in reichen Falten um Brust und Nacken fallende Covija die dunklen, vom Feuerschein grell beleuchteten Gestalten; zu ihren Häupten strecken sich, wie gespenstische Riesenleiber, die weitausgezweigten, kolossalen Baumäste; gierig leckt die feurige Lohe zu den niedergreifenden, trocknen Astgerippen hinan und wirft ihren hellen Wiederschein grell über die schwarze Schattenmauer; prasselnd stäuben aus der aufgerührten Gluth die Sprüh-

funken auf und schlagen mit den Leuchtkäfern um die Wette ihre feurigen Kreise um das phantastische Lagerbild.

Sie schlafen, mit Kopf und Schopf, wie ein Murmelthier, unter die Decke zusammengezogen. — Ich aber raffe meine Covija vom Sande auf, schlage sie lose um die Schultern und wandle, dem Genusse der reinsten Freuden hingegeben, durch Licht und Duft und Waldesruh; — licht auch meine Seele, ungetrübt mein Empfinden und ruhig mein Geist.

Zu meinen Füßen wirft die raunende Welle glitzernde Schaumperlen auf; vom leichten Wellengekräusel erfaßt, schwankt träumerisch durch Licht und Schatten die lockig niederwallende Guadua; über mir schwebt, auf himmelansteigender, schlanker Säule ruhend, im Silberlichte der Tropennacht die Chuguaramapalme und schüttet, von weichen Lüften gestreift, duftigen Blüthenstaub in den rieselnden Wellenschaum. Der volle Mond schwimmt auf dem breiten Strome, und zwischen der blauen Tiefe oben und unten geht ein leuchtend Sternengrüßen auf und nieder; — mein Auge sieht's allein nur in weiter, menschenleerer Runde, keine Lippe flüstert, und doch hallt ein lautes Echo freudigen Staunens durch mein volles Herz!

Die Nacht feiert ihre höchsten Triumphe; Hülle auf Hülle fällt von ihrer strahlenden Erscheinung; alle Schleusen des Lichts sind aufgethan, alle Sphären und Atmosphären leuchten in dem verschiedenartigsten Glanz und Wiederschein. Der Mond steht hoch am Himmel; ein großes Sternbild nach dem andern steigt hier herauf, sinkt dort wieder unter an dem Firmament. Zwar findet der nordische Fremdling am Tropenhimmel nördlich vom Gleicher im Wesentlichen die alten bekannten Sternenbilder wieder, aber der Stand derselben ist ein anderer; „manche Sterne seiner Heimath, zu denen sein Kindesauge aufgeblickt, sind von dem Zenithe herabgerückt in den Horizont, von dem Horizonte ganz verschwunden; andere Sternenbilder, die sein Auge in seiner Heimath kaum über dem Horizonte der Kornfelder gesucht, wan-

deln nun durch den Zenith, und Sterne der südlichen Halbkugel, die er nie gekannt, durchschneiden rings den Firmament." [3]) Zunächst und am meisten fällt die verschobene Stellung der beiden bekanntesten Bilder des nordischen Himmels auf; der Polarstern steht tief in horizontaler Neigung zu dem Auge, und das Gesammtbild des Großen Bären ist fast ganz unter den Horizont hinabgerückt. „Nichts mahnt den Reisenden so auffallend an die ungeheure Entfernung seiner Heimath, als der Anblick eines neuen Himmels." [3])

Dennoch befremdet den Neuling des Landes, wenn er nicht grade ein Sternkundiger ist, nicht so sehr der Anblick neuer, unbekannter Sterne, als vielmehr der Gesammteindruck des gestirnten Himmels: — die Zahl und Anordnung der Sterne, die Stärke und Färbung ihres Lichts, die Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Lichterscheinungen überhaupt. Die Sternbilder des südlichen Himmels umspannen ungeheure Raumflächen und sind unter sich, wie die einzelnen Sterne, weit auseinandergestellt. Große leere Zwischenräume dehnen sich schwarz und lichtlos zwischen den einzelnen großen, glänzenden Himmelsleuchten aus. Sie sind erhabene, gebietende, majestätisch strahlende, einsam am Himmel wandelnde Souveräne, die Sterne des heißen Süd.

Der Glanz der Sterne aber, und besonders die ganz ungewöhnliche, verschiedenartigste Färbung der Fixsterne zieht staunend das Auge des Fremdlings an; gleich den Leuchtkäfern der untern Atmosphäre strahlen die kreisenden Meteore und großen Himmelsleuchten oben im rothen, gelben, grünen, violetten und krystallweißen Edelsteinglanze. Dieses Wiederspiegeln und Niederstrahlen der Regenbogenfarben aus der Sternenwelt erhöhet noch die strahlende Schönheit und Herrlichkeit des gestirnten, nächtlichen Tropenhimmels; eine neue fremdartige Welt von Erscheinungen thut sich, wie unten auf der Erde, auch oben am Himmel dem staunenden Auge auf.

Der Mannigfaltigkeit und Fülle des nächtlichen Lichts entspricht auch die Stärke desselben; dennoch leuchtet es in einer Ruhe, in einer hehren Festigkeit und Beständigkeit nieder, welche sich wesentlich von der zuckenden Unruhe, dem stechenden, unruhigflimmernden Glanze des nordischen Winterhimmels unterscheidet. Diese feierliche, hehre Ruhe des Gestirns wird aber mit vorrückender Nacht durch neu auftretende, verschiedenartige Lichterscheinungen eines anderen Ursprungs in ihrer Alleinherrschaft merklich alterirt; das feste, beständig ruhig blickende Auge des nächtlichen Himmels scheint plötzlich fieberhaft erregt, wild aufzuflackern; ein anderes Element mischt sich bei und stimmt seinen bisherigen Character um.

Neue Scharen von leuchtenden, festen und gasförmigen Körpern ziehen stürmisch am Himmel auf; eine Lichterscheinung sucht die andere zu überstürzen und um alleinige Herrschaft und Geltung zu ringen; es rollt und kugelt, funkt und blitzt, sprüht, schwimmt und gleitet in feurigen Haufen, in grellem und mildem, farbigem und weißem Lichtglanze am Firmamente auf und nieder; und diese sichtbare gewaltige Bewegung und Kraftäußerung in dem nächtlichen Himmelsraum bei vollständiger Lautlosigkeit und Unberührung aller äußeren Sinnesempfindungen macht einen um so eigenartigeren Eindruck, als den Sinnen eine Wahrnehmung und Aufnahme von Bewegungs- und Kraftäußerungen ohne begleitendes Geräusch und mitgetheilte Reize fremd ist, sie gleichsam aus der gewohnten Sphäre ihrer Wahrnehmungen und Verrichtungen herausgerückt werden.

Farbige Blitze durchleuchten die taghelle Mondnacht, electrische Funken blinken und blitzen unruhig durch die dunstfreie, durchsichtig-klare Atmosphäre; leuchtende Gase stehen und schweben als permanente Nachtfanale über den dickluftigen, schwülen Sumpfniederungen; [4]) gasförmig glühende Nebelstreifen schwimmen, Doppelsterne, Trabanten und Planetenstreifen wandeln und schweifen lichthell im hellen Lichte; sich haschend und fliehend treibt

der weiche, milde Schimmer der Magelhaenischen Wolken über den unbewölkten, tiefdunkelblauen Himmel; lange silberne Streifen nach sich ziehend, gleiten die zahllos fallenden Sternschnuppen vom Zenithe bis unter den Horizont, besonders am südlichen Himmel nieder; die feurigen Meteore aber rollen, wie ein Regen von zündenden Geschossen, in wildem Fluge durcheinander und kreuzen mit ihren lang nachgezogenen, glühenden Reifen die regellos durcheinandergewürfelten Bahnen. Ein großartiges Feuerwerk von gasförmig glühender Materie und brennenden Himmelskörpern durchwirbelt den Weltenraum — lautlos still!

Ueber alles dieses Licht- und Farbenleuchten aber wirft das Zodiacallicht seinen intensiven Glanz; derselbe wächst zu solcher Stärke an, daß er selbst den hellen Silbergürtel der Milchstraße in Schatten stellt; mondhell erhebt sich das Licht, steigt, wie ein Gestirn, am Himmel auf; allmählig nimmt es die Gestalt einer Pyramide an, deren Spitze bis 50 Grad über den Horizont emporsteigt. Seine Kraft wächst und sinkt in beständigem Wechsel, und ebenso hebt und senkt sich auch die Pyramide selbst in beständiger Beweglichkeit; diese Flüssigkeit der Erscheinung wirkt um so eindrucksvoller, „als sich mit der Schönheit zugleich der Reiz der Beweglichkeit, des Lebendigen verbindet."

Infolge der vollkommenen Durchsichtigkeit der Atmosphäre gehen alle diese Lichterscheinungen trotz der Helle der Tropennacht klar und umrißscharf zu dem Auge ein; selbst die Milchstraße fließt mit ihren Nebenarmen scharf abgerandet wie ein Silberstrom über den tiefen Himmelslasur. „Die Vereinigung der Wärme, des Lichts und der Gleichförmigkeit der electrischen Spannung unter dem Aequatorhimmel bewirkt die vollständige Auflösung des Wasserdunstes und reinigt und klärt die Atmosphäre bis zur vollkommensten Durchsichtigkeit." — „Die optischen Apparate scheinen unter dem Aequatorhimmel mit verdoppelter Schärfe zu arbeiten, so viel genauer und schärfer führen sie dem Auge die nächtlich sichtbaren Körper des Weltraumes zu."[5])

Unbeirrt durch das wirre Gewühl der ephemeren Lichterscheinungen wandeln die unvergänglichen Souveräne des gestirnten Himmels in ungestörter Ruhe und Harmonie ihre erhabenen, leuchtenden Bahnen; periodisch aber wächst das feurige Getümmel zu solcher Fluth und Fülle an, daß das ganze Sternenheer aus seinem gemessenen Gange herausgedrängt und in wilder Auflösung durcheinander geworfen zu sein scheint. Der Blick verirrt und verwirrt in dem Knäuel von feurigen Kugeln, Blitzen und Streifen, die ein so helles Licht verbreiten, daß alle Gegenstände, über welche sie hinwegziehen, unter'm Fackellichte zu erglühen scheinen. Kaum vermag das Auge bei der beständig sich kreuzenden Flugbahn der Meteore den Lauf einer einzigen Feuerkugel festzuhalten; dem meistens deutlich sichtbaren Kerne folgt ein mehrere Secunden langer feuriger Schweif; aber die Schnelligkeit des Falles ist zu groß, um gemessen werden zu können; plötzlich platzt der Kern mit einem Sprühfunkenregen auseinander; die Funken verlöschen, bevor sie zur Erde fallen; — hier aber nimmt der leuchtende Reigen im Wasser und auf dem Lande das verlöschende feurige Spiel der Lüfte wieder auf.

Doch auch das flüssige, bewegliche Lichtelement der Erdatmosphäre und der Sternensphären hat seine Ebbe und Fluth; nicht zu allen Zeiten und Stunden treten seine Erscheinungen gleich lebhaft auf; sie kommen und gehen, und nach ihrem Verlöschen gewinnt das nächtliche Himmelsauge seinen vollen, klaren, hehren, ruhigen Aufschlag wieder.

So kommt die Mitternacht, und „an des Poles Firmament steigen die vier Sterne auf, die durch ihren Glanz den Himmel zu entzücken scheinen“.[6]) Mit frommer Scheu begrüßt das Kind des Südens das am Himmel leuchtend aufsteigende Zeichen seines heiligen Glaubens; senkrecht erhebt es sich, oben und unten, zu Häupten und zu Füßen entströmt ihm sein vollster und reinster Glanz. Milde, — und doch voll Kraft; ruhig, — und doch voll Leben; freundlich, und — doch voll Majestät; unendlich weich,

— und doch in strahlender Herrlichkeit leuchtet das Sternenkreuz auf die Erde nieder, die in festlicher Erwartung seiner Erscheinung harrt.

Ihren Triumphzug feiert die Tropennacht; die letzte Hülle sinkt von ihrem Bilde; in voller, entzückender Schönheit steht sie da, frei aufgethan bis in ihr innerstes Wesen hinein. Ein Hymnus schwebt durch alle Sphären; die Priesterin Natur zieht den Vorhang vom Allerheiligsten zurück.

Immer freier, haftloser scheint sich die Psyche aus dem Stoffe zu entbinden, die am Tage unter der sinnbeschwerenden, bedrückenden und beengenden, verschleiernden Gewalt des alleinherrschenden Gluthgestirns in den Stoff versinkt und unter seinem Joche ein unfreies, gebundenes Leben athmet. Kein körperlicher Tonschall, kein äußerer Sinnenreiz greift in das lichte, stumme, vergeistigte Wesen ein; jede Stimme, jede Bewegung fürchtet gleichsam, die ungestörte Harmonie, die tiefe Weihe der Nacht zu entheiligen.

In solcher harmonischen Zusammenwirkung aller Kräfte und Erscheinungen; in dieser großartigen Ordnung und Sicherheit der Weltbewegung und Kraftentfaltung; in solcher Verschmelzung von Größe und Anmuth, Kraft und Ruhe; dieser Klarheit und Verklärung der tropischen Nachterscheinung: liegt der höchste Character der Schönheit und ihre heilige Weihe ausgesprochen. Solche Verschmelzung der realen und idealen Welt, solche Durchseelung des Stoffes trägt den Menschengeist zu den lichten Räumen der Sterne hinan.

Gedanken und Worte sind nicht immer die treuesten Dolmetscher, noch jederzeit willige und taugliche Instrumente zur Mittheilung der innersten Stimmungs- und Wahrnehmungswelt; unausgesprochen bleibt und in Worten ungedacht die unbegriffene Macht und Gewalt, die unser ganzes Wesen einnimmt; und doch wird sie überwältigend wahrgenommen, und jedes Atom unseres geistigen Lebens spürt ihre wirkende, lebendige Kraft. Auch in

die Seele des Dichters, des bildenden und offenbarenden Künstlers senkt sich das heilige Empfängniß über das Vermögen des Ausdrucks und der Wiedergabe, über die Schöpfungs- und Gestaltungskraft und die Verwendbarkeit der äußeren Mittel: der Worte, Farben, Formen und Töne hinaus; sie nimmt es auf in ihre Tiefen und trägt es als stumme, gestaltungslose Frucht zu ihrem Urquell zurück; kein Gedanke sagt's, was es sei, woher es komme, wohin es gehe, — doch es ist.

So empfängt das bewußt beseelte Wesen die Tropennacht, — aber es nimmt das vergeistigte Bild mit offenem, sehendem Auge auf; der wort- und bildlose Traum, das unbegriffen, gestaltungslos, begraben in uns Lebende tritt als vergeistigte Körperlichkeit vor das sinnliche Auge hin; wir schauen, was wir unerblickt und unausgedacht in uns leben; das Empfinden ist Sehen geworden; aber die Schönheit des Gesichts, seine Macht und Gewalt auf die Psyche zu messen und zu offenbaren, das vollführt kein Gedanke. Wie die Nacht mit ihrem eigenartigen Lichte, ihrem Schimmer und Farbendufte und anderen physischen Kräften und Mitteln mehr allen festen Körpern eine gewisse Weichheit, ein athmendes Leben und Bewegen giebt, die Formen abrundet, die eckigen Züge abschleift, die scharfen Linien sanfter meißelt, selbst den Stein duftig anhaucht und geheimnißvoll belebt, so mildert und sänftigt sie auch die Regungen des Menschen und stimmt die Saiten seiner Seele in Akkorde, die eine höhere, unsichtbare Hand anschlägt; macht selbst den harten, festgefügten Mann, der unter dem hellen, grellen Tageslicht sein Werk aus Stahl und Stein schlägt, empfänglich zur Aufnahme sanfterer, emporhebender Eindrücke und geschickt zum Insichselbstversenken; läßt selbst in die Brust des Wilden und Halbwilden einen Strahl helleren Lichtes fallen und seine umflorte Seele sich zum Lichte heben; legt den rohen Kräften Zügel an, mildert das körperliche, steigert das geistige Element und wirkt und webt an der Vergeistigung der ganzen Natur. —

So kommt und so geht die Tropennacht. Schon erwacht

der eine und andere Schläfer; prüfend mißt sein Blick den Stand von Mond und Sternen, welcher ihm, wie am Tage der Sonnenstand, die Zeit angiebt. Ueber seiner Stirne neigt sich das Kreuz, und verwundert sieht er das Lager seines Herrn verlassen oder gar noch unberührt; gähnend erhebt er sich, nähert sich, fröstelnd die Covija zusammenziehend, dem schlaflosen Nachtwandler und bedeutet ihn halb fragend, halb warnend: „Señor, la cruz va bajando, media noche se acaba!“ [7]) Schläfrig wechselt er noch einige Worte mehr, kehrt dann zu seiner Lagerstätte zurück, schürt die zusammengesunkene Gluth zu neuem Leben an und legt sich wieder zum Schlafe nieder. — Und bald auch schließen sich die Augen, die allein noch gewacht in der Waldeinsamkeit weit und breit umher, schlafestrunken, traumesschwer unter den zündenden Sternen der Tropennacht.

Ob auch kein Ton durch die Stille treibt, dennoch nehmen die halb wachen, halb schlafenden Sinne ein Regen und Bewegen von unklaren, geheimnißvollen Lauten und Erscheinungen wahr. Aus der Ferne weht es traumartig herüber, wie Glockenläuten, wie murmelnder Sirenensang raunender Wellen, wie tiefes Seufzen aus Aeol's Harfen; in der Nähe geht von unsichtbaren Lippen ein geheimnißvolles Wispern und Flüstern aus, und es blinzelt, kichert und kost die halmverschlungene Guadua zu Mond und Sternen hinauf; aus der Tiefe hebt sich, wie aus unterirdischen Behausungen, der schwere Athemzug schlafender Höhlenwesen oder es steigen dumpfe Rufe und Geräusche auf, wie das hohle Seufzen und Klagen des nächtlichen Windes, der sich in dem Rauchfang eingefangen hat; und oben zieht es wie gespenstischer Schwingenflug und das Gleiten und Rollen unsichtbar-schwebender Körper durch die windstille Luft und das schwimmende Licht.

Die tiefe Stille der Nacht trägt das leiseste Geräusch von Ferne zu Ferne fort, ein Echo nimmt den ersterbenden Hauch des andern, eine tönende Welle die verrinnenden Schwingungen der

andern auf, — und so webt die rege Nymphe des Wiederhalles ein einziges ununterbrochenes mystisches Tongewebe. Die leisesten Atomschwingungen schlagen an die empfindlich gespannten Saiten der äußeren und inneren Sinne an, und mehr noch werden diese durch ein beständiges Gaukelspiel von trügerischen Gesichts- und Tonwahrnehmungen gefangen gehalten. Jeder Schall schlägt verstärkt an das Ohr; das Hämmern des Spechts klingt wie der laute Schlag der Axt, der Fall einer Frucht wie der Aufprall eines schweren Körpers oder der Anschlag eines tönenden Metalles; der bohrende Wurm in der Rinde setzt das Getriebe einer Werkstätte in Bewegung oder arbeitet wie ein aufgezogenes, schweres Uhrwerk; das Summen des Insects gleicht fernem Luft- und Meeresbrausen.

Und so auch die Täuschungen des Gesichts. Die wechselndsten Bilder und Erscheinungen tauchen auf und unter ohne sichtbare Bewegung; feste und schwere, unbelebte Gegenstände senken und heben sich in sich hinein und aus sich heraus; durch todte Körpermassen treibt ein klopfender Puls; selbst der Stein bewegt sich athmend. So verwischen unausgesetzt Sinnestäuschungen die Gränzen zwischen wirklichen und scheinbaren Wahrnehmungen, zwischen Wahrheit und Trug.

In dies phantastische Traumleben mischen sich von Zeit zu Zeit wieder die Spuren und Stimmen des wirklichen Lebens von Fleisch und Blut; aber auch sie tragen etwas Traumhaftes, Mystisches an sich. Unheimlich gähnt das winselnd weinerliche, dem kläglichen Miauen unserer Hauskatze ähnliche Geschrei des ruhelos umherschweifenden, blutdürstigen Silberlöwen durch die lauschende Stille; wie ein weinendes Kind stößt das Faulthier seine langgezogenen, jämmerlichen Klagerufe aus; hier ein vereinzeltes Aufbellen, dort ein kurzes, dumpfes Geheul oder sonst ein unheimlicher, räthselhafter Thierlaut klingt gleichsam aus einer anderen, fremden Welt herüber; und solch Winseln und Klagen, Weinen und Aufschreien, Fauchen und Bellen, Seufzen und Lachen findet in den Lüften sein Echo, von wo es bald ächzend

und stöhnend, bald mit einem, wie aus tiefstem Lebensüberdrusse ausgestoßenen und allmählig hinsterbenden Seufzer, bald mit einem schauerlich auflachenden Ha! ha! und wieder noch mit einem anfangs lang gedehnten und zuletzt bis zur angstvollen Hast gesteigerten Komm! Komm! zurückgetragen wird in die Grabesstille der Nacht. Eigenthümliche, räthselhafte Laute, die bald unten, bald oben, bald aus härener, bald aus gefiederter Brust wie Stimmen eines bösen, gemarterten, ruhelosen Gewissens, wie schwere, bange Traumrufe durch die Nacht hinstöhnen.

„Der geisterhafte, leise Flug, das Erwachen zur Nachtzeit und die wunderlichen Augen haben in allen Weltgegenden die Nachtvögel zum Gegenstand abergläubischer Furcht erhoben.“ [8]) „Die größeste abergläubische Furcht flößt ein kleiner Nachtvogel aus der Gattung der Ziegenmelker ein; derselbe ist dem braunen und weißen Menschen so gefürchtet, daß muthige Männer bei seinem eigenthümlichen, spukartigen Umherhuschen sich dicht aneinander schließen; von ihm werden viele Fabeln erzählt; er soll ein Bote der unterirdischen Mächte an ihre lasterhaften Verbündete unter dem Geschlechte der Menschen sein und von diesen beauftragt werden, das unsichtbare Gift der Seuchen und des Todes auf den verhaßten Feind herabzuträufeln, der sich arglos dem Schlafe überließ. Der Indier glaubt sogar, daß die Seelen seiner Vorfahren in ihn gebannt werden und verwehrt das Erlegen als etwas Ruchloses oder doch Gefährliches.“ —

Nicht immer aber geht die Tropennacht von Harmonien umringt und von dem Genius des Friedens getragen über die Erde hin; heftige Erschütterungen der Atmosphäre wandeln ihr ruhiges, hoheitsvolles Wesen in einen ungestümen leidenschaftlichen Character, ihre Friedensstille in Kampf und Aufruhr um. Selten zwar während der tropischen Sommerzeit, und auch in der Winterzeit häufiger bei Tage, als bei Nacht, thürmen sich in der, mit

Elektrizität und Wasserdunst gesättigten Atmosphäre die schweren Gewitter auf; doch auch die Nacht kennt wildes Wettertoben.

Dichte Wolkenmassen thürmen sich bei'm Anzuge der Gewitter am fernen Horizonte auf, umlagern die Riesenfeste des Gebirges, wälzen sich mit Windeseile immer massiger übereinander und umhüllen alsbald bleiern grau und schwer das ganze weite Firmament. Das Gebirge schwindet, ein dichter Schleier bedeckt den Wald, tiefes Schweigen, schwere Mattigkeit und Beklommenheit liegt auf der ganzen Creatur.

Immer tiefer senken sich die grauen Massen; wie ein Segeltuch fallen sie vom Himmel nieder, Nebel und Rauch umqualmt die Erde. Bedrückende Angst und Schwere lähmt alle Zungen und Glieder; nur das dumpfe, trübselige Geheul des Brüllaffen wirbelt und gurgelt aus der tiefen Nacht des Waldes, wie aus einer röchelnden, von schwerem Traum und Alb bedrückten Brust herauf.

Ein seltsames gespenstisches Brausen und dumpfes Grollen geht durch den Wald, obgleich kein Lufthauch seine Wipfel bewegt, kein Blättchen sich regt; die schweren Baumkronen erzittern leise, ob auch alle Riesenglieder unter ihrer eigenen Wucht und Schwere starr und bewegungslos aufeinander ruhen; die bange Vorahnung eines schweren Verhängnisses liegt in der Luft und jeder Nerv tastet und lauscht gespannt nach ihrer Botschaft aus.

Da löst sich plötzlich lawinenartig eine blendende Feuermasse aus den hängenden Wolkenschläuchen, begleitet von einem Donnerschlag, der Wald und Berge erzittern macht. Das gewaltige, erschütternde Drama hebt an. Aller Rauch und Qualm geht in Flammen auf; es rollt und kracht, heult und berstet durch alle Höhen und Tiefen; bis Feuer und Schall wieder zurückschlagen in den gespalteten Schoß und die betäubten Sinne wieder von dunkler, dicker Nacht umfangen werden.

Eben vom Brande der Lüfte geblendet, wird jetzt das Auge fast erschreckt von der dicken Finsterniß. Selbst die nächsten

Dinge verschwinden; eine feste schwarze Hand liegt auf den Augen. Von den Moornebeln und dem Wiesenrauch der Heimath möchte die Einbildung träumen, wenn nicht ein Strom von Düften, stärker und würziger, als auf der Heimathflur, die rauchenden Nebel durchfluthete und das Trugbild von Erlkönigs blassem, kaltem Nebelflug durch Nacht und Wind nicht im weichen, warmen Hauch der Lüfte auseinanderschmölze.

Und wieder und wieder berstet der schwarze Luftball und schleudert die Feuerbrände in die dicke Nacht hinein; von Blatt zu Blatt funkt die Gluth, von Gipfel zu Gipfel schlägt die Lohe, tausendzüngig leckt und züngelt die feurige Schlange über Himmel und Erde, ballt und kugelt sich zusammen und rollt sich wieder zu einem weltumfassenden Feuermantel auseinander. Das ist kein Blitzen mehr, sondern ein einziger Wolkenbrand, kein Flammenwurf, sondern ein wallend Feuermeer; und kein Ende auch findet der rollende Donner; immer brüllt er, halb erloschen, von Neuem auf, immer kehrt er aus grollender Ferne laut dröhnend zurück, immer kracht und klirrt und wirbelt er hinter dem spaltenden Dreizack her. Unablässig schleudert der zürnende Kronide den splitternden Hammer, und aus allen Eingeweiden des Chaos brüllt der titanische Kampf herauf.

Schutzsuchend drängen sich die Lagergenossen unter das schwankende Laubzelt zusammen; auch dem Muthigsten erstirbt das Wort auf den Lippen; von seinem Sitze schnellt der Eine empor, sinkt der Andere wieder, wie vom Keulenschlage getroffen, nieder; Hülferufe steigen hier zu allen Heiligen auf, und ununterbrochen schlägt die zitternde Hand das beschwörende Kreuz; dort ruht die Lippe auf das Amulett gepreßt, und Stirn und Auge deckt schützend der bergende Arm; — mich aber hält es nicht länger eingepfercht in dem engen schwülen Raum; ich trete, von unbeschreiblichen Hochgefühlen stürmisch erfaßt, hinaus auf das offene Kampffeld, und barhauptig im flatternden Haare und

mit freier, unbedeckter Brust jubele ich den jauchzenden Fanfaren der ringenden Kräfte entgegen.

Der erste Tropfen fällt; hinter dem spaltenden Donnerkeil zieht brausend Aeol's wilde Jagd einher; mit mächtigen Stößen packt der Sturm den Wald und schüttelt die Riesenwipfel, wie bewegliche Wellen, und wühlt in der Laubfluth, wie im flüssigen Meer, und schlägt das ganze, knirschende Waldgehänge wie stäubenden Gischt und Schaum zusammen. Die Wolkenschleusen öffnen sich; brüllend und prasselnd stürzen die Gießbäche herab, und das wankende, schwankende grüne Gezelt vermag nicht die stürzende Last zu tragen; die Erde nimmt die Menge des fallenden Wassers nicht auf in ihre überfließenden Poren und Becken; alle Gefälle sind überfüllt, bahnlos wälzen und stürzen sich die Fluthen von Tiefe zu Tiefe. Das ist kein Regen, wie ihn der Norden kennt; — es löst ein Meer sich aus den Wolken los; die Luft ist Wasser, Wasser wird die Erde; in Schlammfluth wandelt sich der feste Boden, die Wurzeln lösen sich, Riesenstämme stürzen krachend, wie zertrümmerte Säulen, zusammen; unterwühlte, feste Uferschollen treiben, losgerissen, als schwimmende Inseln den brüllenden, schäumenden Strom hinab; der Grund treibt unter den Füßen auseinander, und in das schwankende Gewölbe oben reißt der Baumsturz weite Lücken; donnernd rollen die Trümmer der Waldfeste, losgelöste cyklopische Felswürfel durch die gesprengten Bahnen; Verderben und Entsetzen jagt die Furie der Verwüstung vor sich her. In das Brausen der Lüfte und das Branden der Wasser mischt sich das Angstgeschrei des flüchtigen Gethiers; ein wildes, grausiges Orchester spielt die Weisen zu dem wilden Reigen auf; heulend und winselnd, ächzend, grollend und donnernd trägt die aufgescheuchte Echo das grausige Getöse weiter durch die gährenden Gründe. Das winzige Schutzdach nahm der Sturm spielend wie ein wirbelnd Blatt vom Boden auf; dem schutzlosen Manne zittern die Kniee; der Ruf zu den Heiligen, das Flehen um die Misericordia der all-

gebietenden Kraft verhallt unter den brausenden, prasselnden Wetterschlägen; ein winziger Spielball steht mitten im Chaos hülflos der Mensch.

Hülflos — und doch gebietend groß! Hülfloser mit seinem Leibe den Naturgewalten preisgegeben, als der Wurm zu seinen Füßen, und doch sein Geist sich reckend bis in die gährenden Himmel hinein! Voll, wie die Pulse der Natur, schwellt der Blutschlag sein Herz, alle Nerven strammen und dehnen sich, eine ungeahnte, dem gewöhnlichen, ruhig dahinfließenden Leben ganz unbekannte Kraft spannt alle Sehnen und Muskeln an, und leidenschaftlicher Ungestüm, trotziger Muth und unbezähmbare Thatlust reißen wie im Wirbel sein ganzes Wesen fort. Als einzigste bewußt empfindende Kraft in Mitten der gefühllos, blind waltenden, empörten Natur ahnt er gewisser, als sonst, in sich den höheren Ursprung seines Seins über aller übrigen Creatur, fühlt klarer, als je, seines Seins zwiefache Natur und recken- und riesenhaft aus dem und über den Menschenleib den Menschengeist sich erheben. Mit seiner Einzelkraft hineingestellt in das chaotische Ringen der rohen Gewalten verliert er das Gefühl der Hülflosigkeit und Schwäche seiner physischen Existenz und fühlt nur das Wachsen des Geistesheros bis zur Gottähnlichkeit hinan; Nacht und Grauen verlieren ihre Schrecken; aus dem brüllenden Kampfgetöse schwingt sich allein nur die großartige Schönheit der zürnenden Kraft empor; der Schrecken wird Lust, Freude der Kampf; und mit jauchzend-pochendem Herzen lauscht der emporgewirbelte Mensch den Mark und Bein erschütternden, alle Fibern durchzitternden, Helden rufenden Hymnus der ringenden Mächte; unter dem Fanfarenruf der brüllenden Donner tummelt er sich auf Blitzes- und Sturmesrossen ein Erwählter Wallhal's, ein Geistesritter der Titanenschlacht!

So, als alleiniger und zufluchtloser Zeuge des erhabensten Naturdrama's zu den höchsten seelischen Affecten emporgewirbelt, kommt erst voll und ganz über ihn das Bewußtsein seiner Ge-

nesis; aus einer Sphäre plötzlich in die andere geschleudert, zeigt er in der elastischen Umspannung aller Gegensätze erst seine ganze dehnbare, gebietende Kraft. Wie der Geist Gottes über den Wassern, schwebt er über dem kreisenden Schoß der ewig gebärenden Urkraft; er ballt gleichsam, ein König in sich, die Faust um die ganze Welt, zieht sie nieder unter die Wucht seines Geistes und zwingt der ewigen, unendlichen titanischen Kraft seine Hoheit auf; gewaltig regt sein Genius die Schwingen und trägt ihn näher zu dem Allgeist hinan, dessen Abglanz er auf seiner Stirne trägt.

Nach und nach, und dann schnell und schneller zieht die großartige Naturerscheinung vorüber; das Wetter erschöpft sich in seinen gewaltigen Entladungen; der Aufruhr schweigt, Friede kehrt und Ruhe und Heiterkeit des Himmels zurück. Unter heftigen Erschütterungen rang sich neue Frucht und voll gesättigtes Leben aus dem kreisenden Chaos los; ein schwerer Bann weicht von der ganzen Creatur, sie athmet, lebt und jubelt auf.

Die Tropennacht in ihrer ungestörten Friedensstille steigt wie ein hehrer, feierlicher Accord über melodisch gestimmte Saiten auf; doch, den gährenden Wettern entsteigend, zieht sie wie ein jubelnder Sieges- und Friedensherold im Triumphe daher, springt auf, wie ein freudejauchzendes Herz, schwingt sich, wie Ostergeläute über gesprengte Gruft empor. Plötzlich fertig steht sie da im vollen Festgewande, gefüllt mit rollendem, strotzenden Safte, Sättigung in sich tragend, köstlich geschmückt, im funkelndsten Geschmeide prangend, auf einmal in ihrer ganzen Schönheit enthüllt; — aber die langsam werdende, friedlich aus dem Tag sich lösende, still und ungestört sich wandelnde Nacht geht durch allmählige Letzung und Sättigung, Schmückung und Entwicklung ihrer Pracht und Herrlichkeit, der allmähligen Enthüllung ihres zauberischen Bildes entgegen.

So rollt ein volleres, bewegteres, keckeres Leben durch die stürmisch und ringend dem Tage entstiegene Nacht; als jubelnder

Bote bringt sie den Frieden zurück, kündet sie frohlockend Erlösung und Versöhnung an. Sie funkelt und blinkt, leuchtet und strahlt von Wipfel zu Gipfel, bis zu der glänzenden Heerstraße der Sterne hinan, die sich im strahlenden Bogen über Wald und Cordillere schwingt, und bis zu den fernsten Tiefen hinab, die aus tausendfältig tropfenden Spiegeln ihr leuchtend Antlitz zurückstrahlen.

Schwer möchte es sein, der einen, oder der andern Nachterscheinung den Parisapfel zuzuerkennnen; beide haften mit gleichem, unvergänglichen Zauber in der Seele fest; die eine duldet neben der andern keine Nebenbuhlerschaft; hier: — majestätische Ruhe und seraphische Schönheit; dort: — lebhafte, blitzende Kraftfülle und Esmeraldenherrlichkeit; hier Friedens-, dort Siegesglorie.

Zwar träumt sich die Seele das Ideal der Schönheit in der Gestalt eines lächelnden, von Harmonien umklungenen Gottes; — jedoch wenn der lächelnde Gott zürnend die Rechte hebt und aus unnahbaren Höhen seinen Donnerkeil in die Palmen wirft, dann durchleuchtet der flammende Zorn seines Antlitzes wahrlich nicht weniger herrlich die Welt; dann hat sich mit dem Schönen — wie mit dem Aether die Sonne — die Kraft, mit der Majestät — wie mit dem Meere der Sturm — die That gepaart. Der zarter organisirte und minder kräftig geartete Mensch erbebt zwar in der Sphäre der Kraft und That; doch dem heroisch und kraftvoll gearteten Menschen drückt sie das Siegfriedsmaal auf die Stirne und kettet ihn mit Staunen, Begeisterung, Jubel, Furcht und Anbetung an ihren Sturmesflug. Nichts hat die zürnende Kraft gemein mit der Grimasse tobsüchtiger Schwäche, gemeiner verzerrter Wuth und Vernichtungsraserei; ihr Donnerruf ist zugleich Prophetenruf, die Verkündigung neuer Frucht und neuen Lebens, neuen Sieges und Segens: und herrlich ist der Prophet in seinem Zorn. Die hehre Ruhe und still wirkende Kraft des Friedens versöhnt und verbindet Ungleichartiges: Ma-

terie und Geist, Sinne und Seele; aber die lodernde Kraft und That entbindet und löst das Ungleichartige: aus der Materie den Geist, aus den Sinnen die Seele.

Spurlos zerrinnen in der abgeregneten Atmosphäre die letzten leichten Nebelflocken und immer dunkelblauer wölbt sich der Himmel, immer klarer und umrißschärfer treten alle Gegenstände wieder in das zurückgekehrte Licht hinein. Bleich und lebensmüde flackert das elektrische Funken und Leuchten an dem mond- und sternenhellen Himmel auf und nieder; immer tiefer zum Horizont hinab flüchten die matten, verlöschenden Blitze, tauchen ohnmächtig züngelnd bald auf, bald unter, bis kein Wölkchen sie mehr aufnehmen und tragen mag. Alle Himmelsleuchten strahlen in voller, magischer Lichthelle; kein Hauch umwölkt das Diadem der Tropennacht. —

Aber auch die Nacht kennt, wie der Tag, keinen Stillstand, kein Ruhen und Rasten auf ihrer Höhe; ein Steigen und Neigen, ein Wachsen und Schwinden, ein Auf und Ab ist auch ihrer Sterne wandelnd Loos. Matter fällt ihr Strahl, kälter ihr Glanz auf das Lager im Walde nieder; schon erhebt sich der eine oder andere Schläfer, schüttelt frostig die triefende Nässe von seiner Decke, bläst emsig in die Kohlen und facht das dürre Reisig mit dem breitrandigen Strohhut zur hellen Flamme an, um den zudringlichen Morgenthau abzuhalten oder bereits den wärmenden Frühtrunk zu bereiten. Die Müden aber hüllen sich fester in die Covija ein, empfangen behaglich die Anstrahlung der wärmenden Gluth und schlürfen noch weiter den süßen Becher des Schlummers.

Tiefer neigt sich die Nacht gen Morgen, wo in unsichtbarer Tiefe die ineinanderschmelzende Morgen- und Abendgluth zweier Erdhälften das silberduftige Licht von den Sternen streift; blaß, matt, schemenhaft ist die strahlende Erscheinung der Nacht geworden. Eine helle Leuchte nach der andern löscht am Himmel aus, trübe, feuchte Nebel lagern sich grau über alle Flur. Eine

Erschöpfung aller Kräfte scheint eingetreten, der Ausspannung und Ermattung gleich, die dem übervollen Ergusse der Seele folgt; gleich dem Schatten, der sich nach den ausgelöschten Kerzen um die Tempelmauern legt, liegt das fahle, kalte, öde Grau auf Himmel und Erde. Nun erst wird es nach dem Sonnen- und Sternentag wirklich Nacht: — lieblos kalte, graue, schwere, leere Nacht.

Doch nicht lange Zeit, — denn die drangvolle, ungestüme Kraft und Fülle der Lebenserscheinungen unter der heißen Sonne duldet keine Starre und Stockung, kaum eine Zurückhaltung und Mäßigung ihrer Auslassungen. Selbst die nun eingetretene Nacht ist doch nur der werdende Tag; denn kein Dunkelwerden ist das niederfallende kalte Grau, sondern nur ein Auslöschen der nächtlichen Himmelsleuchten durch das Auflodern der nahenden Tagesleuchte, deren Strahlen aus dem Abend der einen entschlummernden Welt schon hinüberschimmern in den Morgen der andern erwachenden Welt.

Anders aber geht der Tag auf, als er niedergeht; nicht plötzlich ist er da, wie er am Abend plötzlich stille steht; nicht fliegt er wie ein Schmetterling aus der Larve, wie ein flammender Pfeil über den dunkeln Himmel auf, sondern langsam, allmählig, lange vorempfunden und gespürt bereitet er auf sein Kommen, seine Erscheinung vor.

Lange schon vor Sonnenaufgang durchfintert ein blasser Lichtschein das dunkle Grau; zögernd und unmerklich erst, doch ständig wächst derselbe an, haucht kecker und kecker in die Nebel und fluthet heller und heller aus feinen Quellen herauf. Ein Lichtkern bildet sich, um welchen weich-blinkend und sanft-aufleuchtend die Lichtkrystalle anschießen, und endlich wird dies Schimmern, Flackern und Leuchten, — wie sich das vage Gedankenblitzen zum hellen, festen, wirklichen, ausgedachten Gedanken gestaltet, — wirklich Licht, Farbe, Grund und festes Wesen. Kraft und Leben treibt durch die embryonale Erscheinung, die

eine neue That, einen neuen Schöpfungsmorgen vor den Augen der Geschöpfe vorbereitet und unter wunderbarem Bilden und Gestalten ihrer Vollendung entgegenschreitet.

Stetig wächst die leuchtende Schwinge, welche die Tiefen des Morgenhorizonts umspannt, und geht dem Strahlenauge des Lichts als die Weissagung der kommenden Herrlichkeit voran. In erwartungsvollem Schweigen liegt die Natur; die Wälder recken sich lauschend empor, goldener Reif umsäumt die Spitzen der Berge, auf leichten Nebelwölkchen schwimmen über dem Walde die Palmenkronen, rosig, wie von freudiger Erwartung angehaucht. Alles Grau zergeht; die düstre Färbung der Luft wandelt sich in durchsichtiges Blau, die Landschaft wirft ihre Nebelhülle ab und nimmt eine immer lebhaftere Beleuchtung an; von Minute zu Minute wird der Himmel lichter, heller der aufsteigende Glanz.

Purpurblau schwimmen die Berge auf weichen, goldumrandeten Wolkenkissen; immer feuriger erglühen die phantastischen schwebenden Gebilde; mit glimmenden Stirnen treten die Zacken und Abstürze der schroffen Felswände aus den Nebelkappen heraus; in violetten Duft getaucht, fallen die bewaldeten Gehänge der scharfen Gebirgsgrate mit ihrem Licht- und Schattenwurfe in die tiefen, noch aller Beleuchtung verschlossenen Gründe ein.

Ueber den Rinnsalen der Thatschluchten und den kleinen, von Geschiebe zu Geschiebe fallenden Cascaden sammeln sich bläuliche Nebelwölkchen, welche nach oben wallen und auf ihrem leichten, schwebenden Fluge duftig auseinanderfließen; aus der hauchzarten Umhüllung treten die halbverborgenen Reize des landschaftlichen Bildes nur noch anmuthiger hervor. Träumerisches Halbdunkel lagert auf den raunenden Stromtiefen; von weißen Schaumflocken überriefelt, treibt die bläulich rauchende Fluth durch ihr vom Morgenschimmer noch unberührtes Strombette. Kein Lüftchen haucht durch die Blätter; stumme Erwartung lauscht ringsum dem ersten Aufschlage des Sonnenauges

entgegen; doch schon der Traum fühlt den werdenden Tag, schon das geschlossene Auge spürt das kommende Licht. Ungeduld gährt in der lauschenden Stille; Freude athmet die stumme Welt.

Und nicht länger hält die frohe Erwartung den Odem, der stürmische Lebensdrang die Bewegung, die Stimme zurück. Bettet am Abend Sabbathstille den Tag zur Ruhe, so ruft ihn am Morgen die jauchzende Freude wieder wach.

Horch auf! — Mit dem dämmernden Morgen schon wird der erste Weckruf laut; schüchtern, halblaut, zögernd nur wagt er sich als vereinzelter Ruf aus dem Walde hervor; dann aber hält ihn nicht länger die halbverschlossene Brust zurück; wieder und wieder und lauter und vermehrfacht ruft er die Schläfer des Waldes wach. „Levánte! Levánte!“ — tönt es, anfangs schmelzend weich, sehnsuchtsschwellend, dann aufjauchzend und endlich lärmend, von einem vielstimmigen Chore begleitet, aus dem Walde heraus, über alle erwachenden Auen hin. Wie der Jubelruf des jungen Herzens, das aufgesprungen in seinem Lebensmai, wie der erste Auferweckungsruf nordischen Lenzes nach langer, stummer Winterhaft, — so ruft, so tönt und schallt es hier allmorgendlich!

Allgemeine Sehnsucht nach Licht und Wärme ergreift das erwachte Leben; der Zug der leicht beschwingten, wie der schwerfällig am Boden haftenden Geschöpfe geht nach oben, zu Wipfel und Gipfel hinauf, aus dem Busch zur Lichtung, aus den Schattengründen zur Sonne hin; selbst die Fische schwimmen, sobald der erste Morgenstrahl die Spitzen der Wellen küßt, aus der Tiefe an die Oberfläche des Wassers. Eine Stimme nach der andern erwacht und weckt wieder neue Stimmen, und endlich lärmt der ganze Stimmenchor in aufgelösten Harmonien durcheinander.

Wie der Abend, so trägt der kommende Tag wieder den melodischen Ruf des Tukan's: „Dios te dé! Dios te dé!“ über alle lau-

schenden Wipfel hin; der Campanéro stößt das Morgenglöcklein; der Organist leitet das Präludium ein; die Psalmen stimmt der Leyervogel an; alle Stimmen aber ahmt geschwätzig die Spottdrossel nach; und endlich fallen alle Flöten und Bässe, alle schmetternden Trompeten und kreischenden Clarinet's und alle Cimbeln, Pauken und Zukunftsposaunen in die laute Jubelouvertüre ein. Der Sang und Klang und Stimmendrang findet keine Fassung, keine Melodie, keinen Rythmus mehr; gleich den schäumenden Cascaden bricht er sich ungestüm seine fessellose Bahn.

Wie der Duft über Blumen zieht, so geht leise der Morgen auf über die schlummernde Welt; aber wie Jubelsymphonien durch die Saiten rauschen, so klingt und schwingt sich der neue Tag über die erwachte Welt empor.

Noch hat das königliche Gestirn nicht das Firmament geküßt: doch wölbt der Himmel schon den purpurnen Baldachin über das goldene Gelocke seines strahlenden Freiers und trägt die Oriflamme dem herrlichen Siegeshelden voran. Seine Ankunft nahet; immer zündender fluthet das Licht aus den festlich geschwungenen Becken und leuchtenden Prismaschalen, immer lodernder flammt das himmlische Feuer herauf. Die Erde kennt die Farben nicht, die jetzt den Himmelstiefen entquellen, und die nachbildende Kunst ringt vergeblich nach dem zündenden Glanze; nach der seelischen Glut des aufsteigenden Lichts und Farbenspiels. Das scheint keine Färbung, kein Reflex, keine Ueberstrahlung, nicht Schein und Abglanz mehr, sondern dem Himmel selbst entströmende, aus ihm selbst herausleuchtende, ureigene Kraft zu sein, wie das Blut aus eigenem Herzen herauf durch Lippen und Wangen strömt; der Himmel nimmt nicht, er giebt Licht und Leben und Verklärung der ganzen Welt.

Als ob des Meeres Perlen und der gefrorene Strahl der Edelgesteine, das metallene Blut der Felsadern und die flüssige Gluth der Lavabecken, als ob der Farbenschmelz der Blumen,

der stäubende Wellenschaum und der Schmetterlingsfittigflaum, der Farbenblitz des Regentropfens und der zündende Wetterstrahl, — Alles, was das Auge entzückt, die Seele hinnimmt, den Geist allgewaltig hineinzieht in die Sphäre des Schönen, sich aus seinem Verschlusse hebt, frei und entkörpert in eine einzige Weltumstrahlung zusammenfluthet, so schmilzt der Himmel von seiner Morgentiefe bis zur Mittagshöhe in eine einzige flammende Iris um.

Leise schaukelnd gleitet mein Einbaum auf dem meerblauen Strom in die feurige Tiefe des Morgenhimmels hinab; die Wellenspitzen tanzen in der Ferne, wie Rosen dahin, hinabfluthend in den flammenden Himmelsocean; hinter mir liegen dunkel noch die Waldgründe mit den bläulich aufschwebenden Nebelwölkchen, vor mir schwimmt der feurige Sonnenpurpur den Strom herauf. Weiter und breiter streift der Flügel der Morgenröthe die Waldgipfel; blendend werfen die Palmen das goldene Licht zurück; der Thau blitzt wie Perlengetropfe in dem laubigen Ufergehänge; halberschlossene Blumenaugen neigen sich über das umschlungene Ruder nieder und saugen sich, wie mein eigenes Auge, schwelgend an den Aufschlag des Sonnenauges fest.

Ueberwältigend bannt den Blick die strahlende Erscheinung, welche in die sichtbare Welt eintritt und auch über meine Stirne ihren überirdischen Glanz ergießt. Wer auch mit Engelzungen redete, er fände dennoch das Wort nicht, zu jenen Gefühlen hinanzutragen, welche die Seele unter jenem Eindrucke gefangen halten; der Geist, den sie aufnimmt, entrückt sie der sinnlichen Empfindung und sinnlichen Mittheilbarkeit. Aus den prangenden Malven- und duftigen Myrtenlauben schlägt der melodische Glockenlaut an mein Ohr, wie Sphärenklang; durch die helldunklen Walddomhallen weht der mystische Orgelton wie ein Akkord aus ungekannten Höhen; der sanfte Flöten- und Leyerschlag schwebt durch den berauschenden, festlichen Glanz wie Wonnejauchzen der Seele empor, Verklärung durchtönt und durch-

leuchtet den ganzen Schöpfungschor; frei aus aller Haft schwebt die geflügelte Psyche auf.

In höchster Spannung, gleichsam unter der Einwirkung eines Mysteriums: der Wandlung der allbelebenden Kraft in die leibliche Erscheinung, schweigen nun alle Stimmen wieder; und je näher der erwartete Augenblick, desto tiefer das Neigen, desto stummer das Schweigen.

Wenn der Menschenpriester die gewandelte Hostie über die Stirne der Gläubigen erhebt, beugt sich und neigt sich vor ihr der fromme Wahn; wenn aber die Priesterin Natur die Sonnenmonstranz leuchtend emporhebt über alle Welt, dann beugt sich und neigt sich alle Creatur in Wahrheit vor der Wandlung des allwirkenden Wesens in Erscheinung und Gestalt.

An dem tönenden und an dem schweigenden Wald, am erglühenden Fels, an Feld und Garten, Haus und Hof und allen Gefilden „jung und morgenschön" gleitet auf goldgestreiften Wellen mein Einbaum vorbei. Scheu dämpft die grüne Halde ihre Stimmen; auf dem einsamen Ufergestein streckt regungslos das wilde Waldgethier seine schlanken Glieder; säumend weilt an der letzenden Quelle der scheue, flüchtige Hirsch; lautlos rudert durch die lichtdurchwellten Lüfte das Guacamayo-Paar aus dem dunklen Horste den rosigen Auen zu; stumm verschließt der Tukan seinen Segensgruß, die Schaar der großen und kleinen Schwätzer und Sänger den Stimmenschall in der drangvollen Brust. — Und auf der Schwelle seiner Bambushütte hockt, vom Nachtlager erstanden, in Mitten seiner fruchtschweren Bananenpflanzen Hesperien's glücklicher Sohn und taucht schweigend die Stirn in den elysischen Glanz und Schimmer, der sein irdisches Heim umschließt; unter dem Tamarindenbaum am Flußgestade rastet neben dem weitbauchigen Wasserkruge niederhockend, das dunkelbraune Weib und heftet, von blinkenden Wellen umspiegelt, der schwarzen Augen brennende Gluth an das aufschwebende Morgengestirn, den ewig gütigen Spender seiner arkadischen

Lebenstage; und auf seinem Pfahlbaue über dem spiegelglatten, glänzenden Wasserspiegel kauert regungslos im Zauberlichte überirdischer Farben der nackte, menschenscheue Wilde, und das rostrothe, starre Menschengesicht wendet sich unverwandt seiner täglich wiederkehrenden, wandellosen Gottheit zu.

Das Ruder ruht; auf dem Boden des Einbaumes kauert der Fährmann schweigend neben seinem Steuer nieder; in Anschauung versunken, steht schweigend auch der weiße Mann, und sprach- und regungslos, wie er, schauen auch die braunen Gesellen in die Wunder des Himmels hinein, und ihre umschleierte Seele seufzt zu dem Gotte ihrer Väter hinauf.

Nun aber, da die Stimmen schweigen, regt sich das stumme Leben. Ein leichter Luftstrom gleitet über das Wasser, die Wipfel der Palmen erzittern leise, ihren hauchzarten Kelch rollt die liebliche, farbenreiche Winde auf, die halbgeöffnete Knospe erschließt voll und ganz ihr stilles, holdes Liebesleben, und bis in Thal und Schlucht hinab thun sich alle prangenden Kelche auf, um der Quelle alles Lichts und Lebens die ganze Würze ihres Dufts entgegenzuhauchen. Gehen in der Sabbathstille des Abends erst die Stimmen und dann die Blumen zur Ruh, so erwachen in der dämmernden Frühe erst die Stimmen, und dann öffnen sich nacheinander die Blumenaugen dem aufküssenden Morgenstrahl.

Leise, leise schwimmt und schwebt und hebt sich aus den glühenden Tiefen der strahlende Heros herauf, und sein Odem weht beseelend über das Gewordene hin; der brennende Purpur fällt von seinem blendenden Nacken und die Strahlen seines Hauptes küssen Himmel und Erde zugleich; er entzündet die Berge, die Wogen des Meeres, die Aetherstäubchen in der Höhe und den Wellenschaum in der Tiefe, den Thau auf Wald und Flur, den Sammetfittig des Schmetterlings, das Atlasgefieder des Vogels, den Farbenschmelz der Blumen und geht als ein Mysterium und eine Offenbarung zugleich zu der Seele des Menschen ein.

Nun aber, nach dem auferstandenen Sonnentag, lösen sich alle gebannten Zungen wieder, und stürmischer nur drängt das zurückgehaltene Leben in's lärmende Getümmel zurück. Es hallen Thal und Berge wieder, die Lüfte tönen, das Wasser schallt, — der Licht- und Werderuf eines neuen Schöpfungsmorgens durchdringt die ganze Natur.

So geht der Tropenmorgen auf! — Langsam steigt er aus dunkler Tiefe herauf, nach und nach eingekleidet in alle Wunderpracht, lange vorangekündigt durch hehre Heroldsrufe, sich nahend im feierlichen, gemessenen Zuge, majestätisch, wie ein Siegesheld, wie ein Allbeherrscher der Welt, von leuchtendem Purpur umwallt, von überirdischer Farbengluth umflossen, von Anbetung getragen, von Entzücken umjauchzt, umringt von Seraphim und Cherubim, Bronn und Quelle alles Lichts und Lebens, Auge Gottes, von himmlischer Glorie umstrahlt.

So geht der Tropenmorgen auf! — Immer kehrt er wieder, als ein neuer Schöpfungstag, eine neue Schöpfungsthat, Himmel und Erde verklärend, wie der erste Schöpfungsruf. Die Zungen schweigen und die Sinne verharren betäubt; auf den Augen liegt sehend die durchleuchtete Seele, und Alles, was Seele ist, fühlt sich in die Allseele selbst hineingezogen und aufgenommen.

Dunkel und Nebel sind zerronnen bis in das tiefste Thal hinab; von allen Wipfeln gleitet der goldene Glanz und träuft von Zweig zu Zweig, von Blatt zu Blatt, bis auf das zitternde Gras am Waldessaum und dem blinkenden Wellenschaum; blendend schon wirft der Blattfirniß der Palmen das helle Licht Licht zurück; heißer streift der goldene Strahl das seidenglänzende Musen- und blutrothe Melastomenblatt, die metallisch schimmernden Arum- und Liliengewächse und umwebt selbst das tief im feuchten Schluchtenschatten nistende Laub mit zartem, goldig-duftigem Reif. Auf allen Höhen, in allen Tiefen flammen die Morgenaltäre, aufgethan liegt unter dem Himmel, wie ein anbetend Herz, die weite, weite Welt, und der Gott des Lichts läßt

sein Licht aufgehen über die Palmenerde, wie herrlicher kein Homer seinen Helios, noch jemals die nordische Nanna ihren Balder geschaut.

Anmerkungen.

1) Gott gebe Dir! Gott gebe Dir!
2) Vielleicht ein anthropomorpher Affe?
3) Alex. v. Humboldt.
4) El farrol de Maracaibo.
5) Alex. v. Humboldt.
6) Dante: göttliche Comödie.
7) Herr, das Kreuz geht nieder, Mitternacht zieht vorüber!
8) Pöppig: Reisen in Peru.

(916)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.

